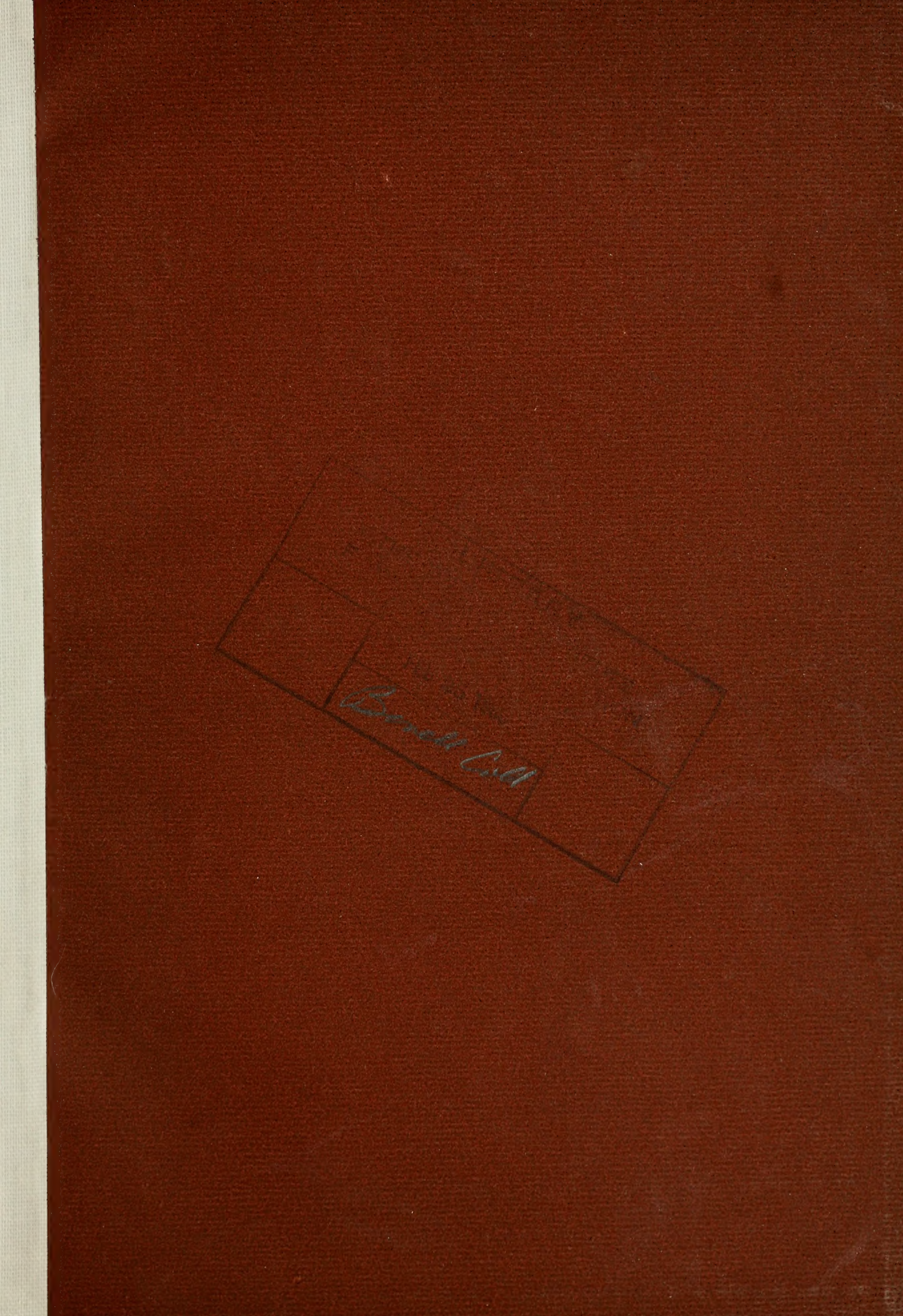


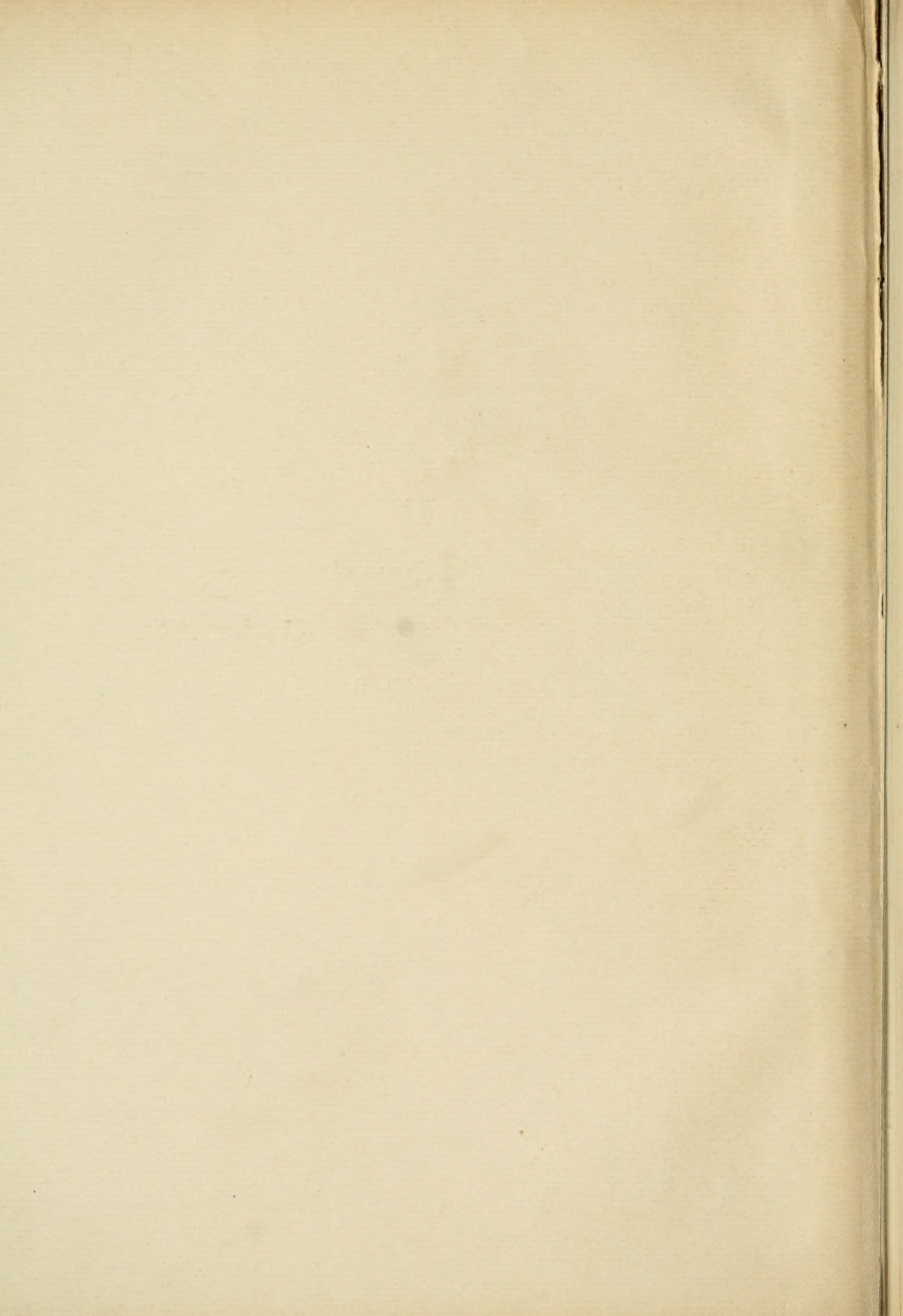
Max Lenz

Geschichte der Universität Berlin

Zweiter Band, zweite Hälfte







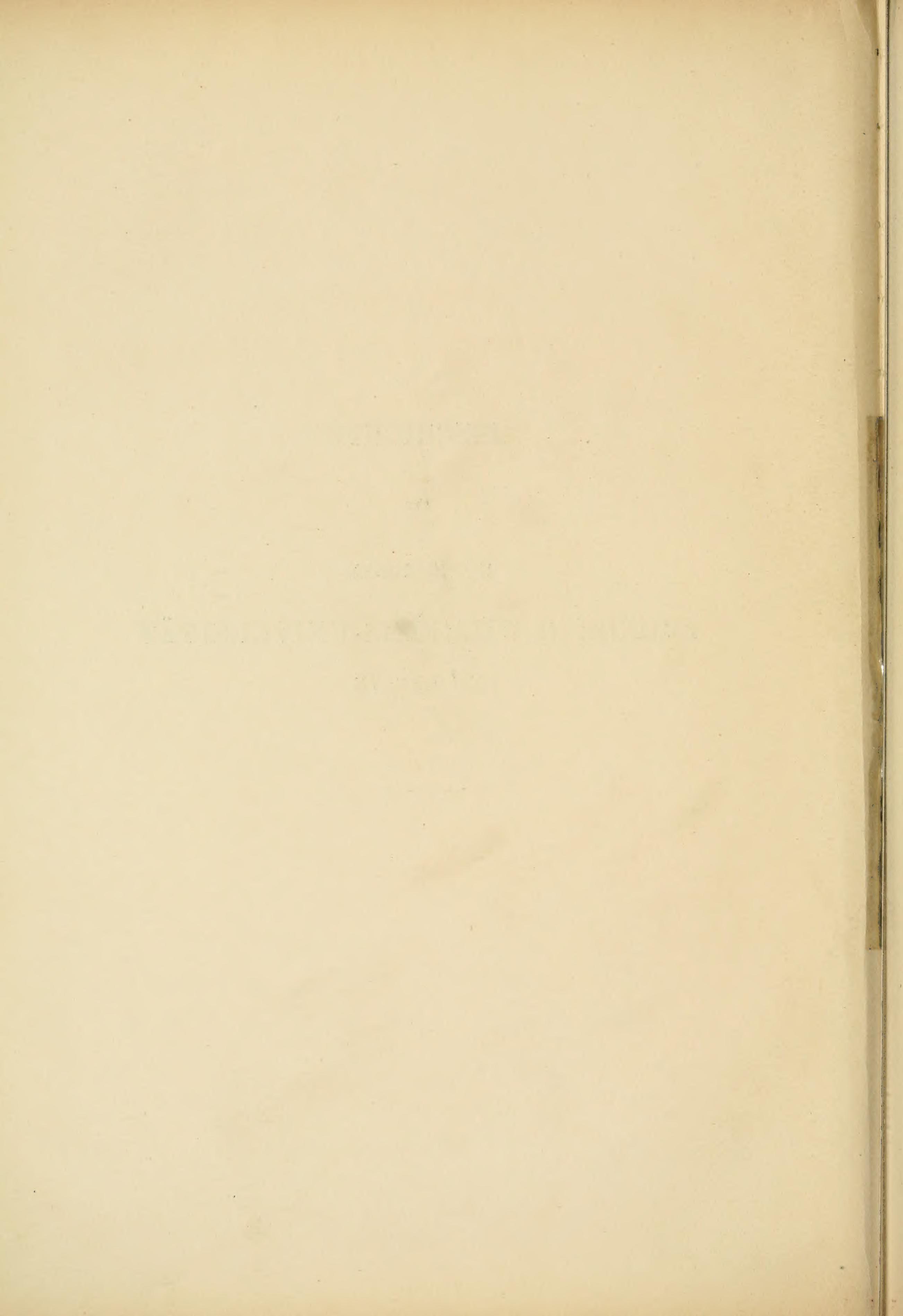
GESCHICHTE

DER

KÖNIGLICHEN

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT

ZU BERLIN



GESCHICHTE

DER

KÖNIGLICHEN

FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT
ZU BERLIN

VON

MAX LENZ



ZWEITER BAND, ZWEITE HÄLFTE:
AUF DEM WEGE ZUR DEUTSCHEN EINHEIT
IM NEUEN REICH

HALLE A. D. S.
VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES
1918

PRINTED IN GERMANY

VORWORT.

Persönliche und allgemeine Umstände haben es verursacht, daß der Abschluß dieses Werkes sehr viel später erfolgt ist, als ich gehofft und in Aussicht gestellt hatte; zuletzt war es der Krieg, der den Druck hinzögerte und für längere Zeit ganz ins Stocken brachte. Um so dankbarer bin ich der Verlagsbuchhandlung, daß sie niemals die Geduld verlor und der Not der Zeit ungeachtet alles getan hat, um dem Werke die seiner Bestimmung gemäße würdige Ausstattung auch in dem Schlußbande des darstellenden Teils zu geben.

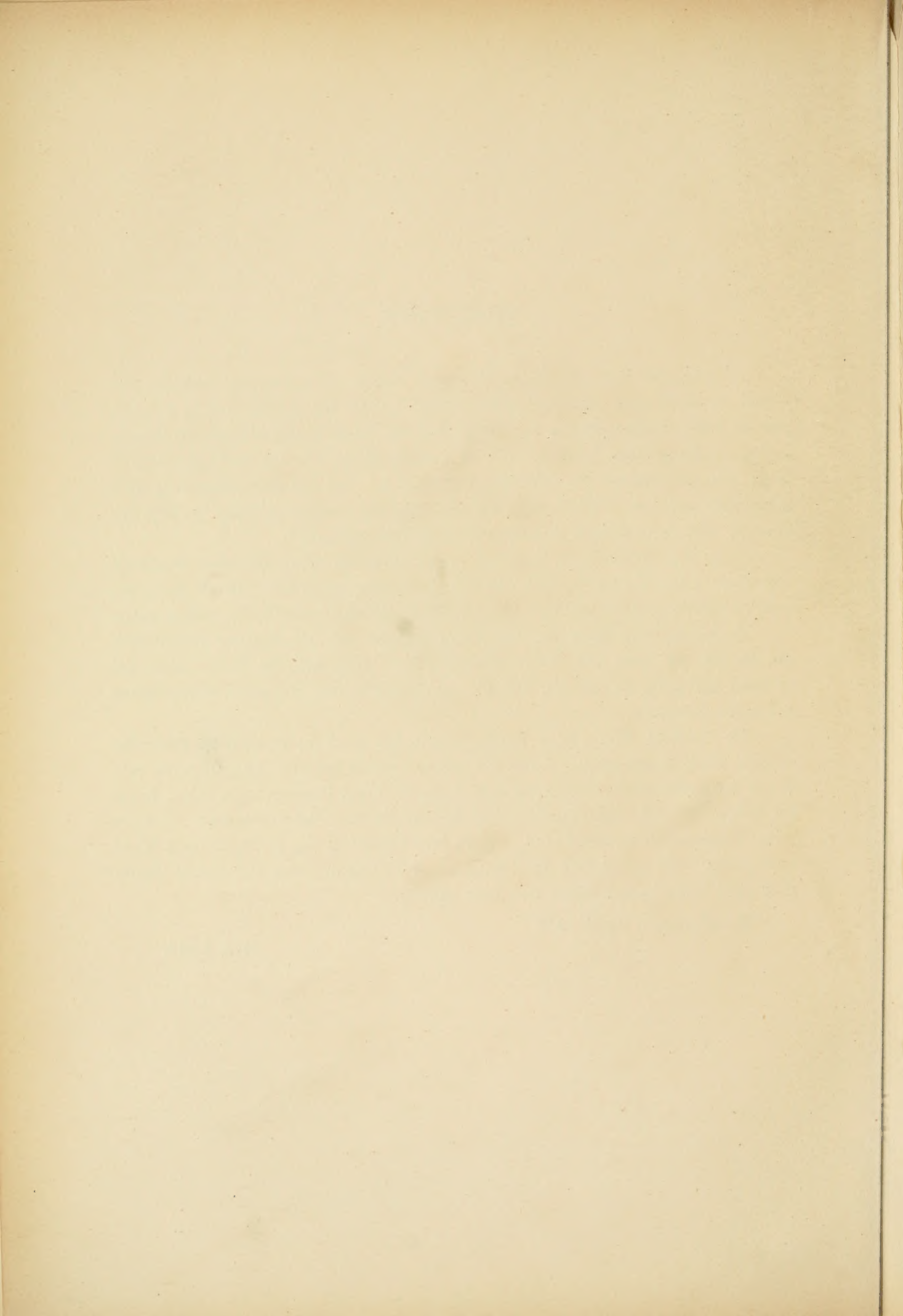
Von den Mitarbeitern sind die beiden ältesten, Herr Professor Markull und Herr Otto Unholtz, mir bis ans Ende treu geblieben. Beide haben im Herbeischaffen gedruckten und ungedruckten Materials wieder ihr bestes getan.

Zu besonderem Dank bin ich Herrn Unholtz für das Register verpflichtet, das so gut wie ganz sein Werk geworden ist. Auch bei den Korrekturen hat er mich beständig unterstützt, und die des Registers fiel wieder im wesentlichen auf seine Schultern.

Im Vorwort zum ersten Bande konnte ich noch zwei anderen Freunden meinen Dank aussprechen, Ernst Heidrich und Hermann von Caemmerer. Wenn ich heute ihrer gedenke, so zielt mein Dank auf Höheres. Sie haben beide ihr Leben auf dem Schlachtfelde dem Vaterlande zum Opfer gebracht. Was sie ihrer Wissenschaft gewesen sind, wissen ihre Fachgenossen; ihr Name wird nicht untergehen. Mir selbst sind in ihnen zwei liebe Schüler, der Universität Berlin aber zwei ihrer besten Söhne entrissen worden.

Hamburg, 7. April 1918.

Max Lenz.



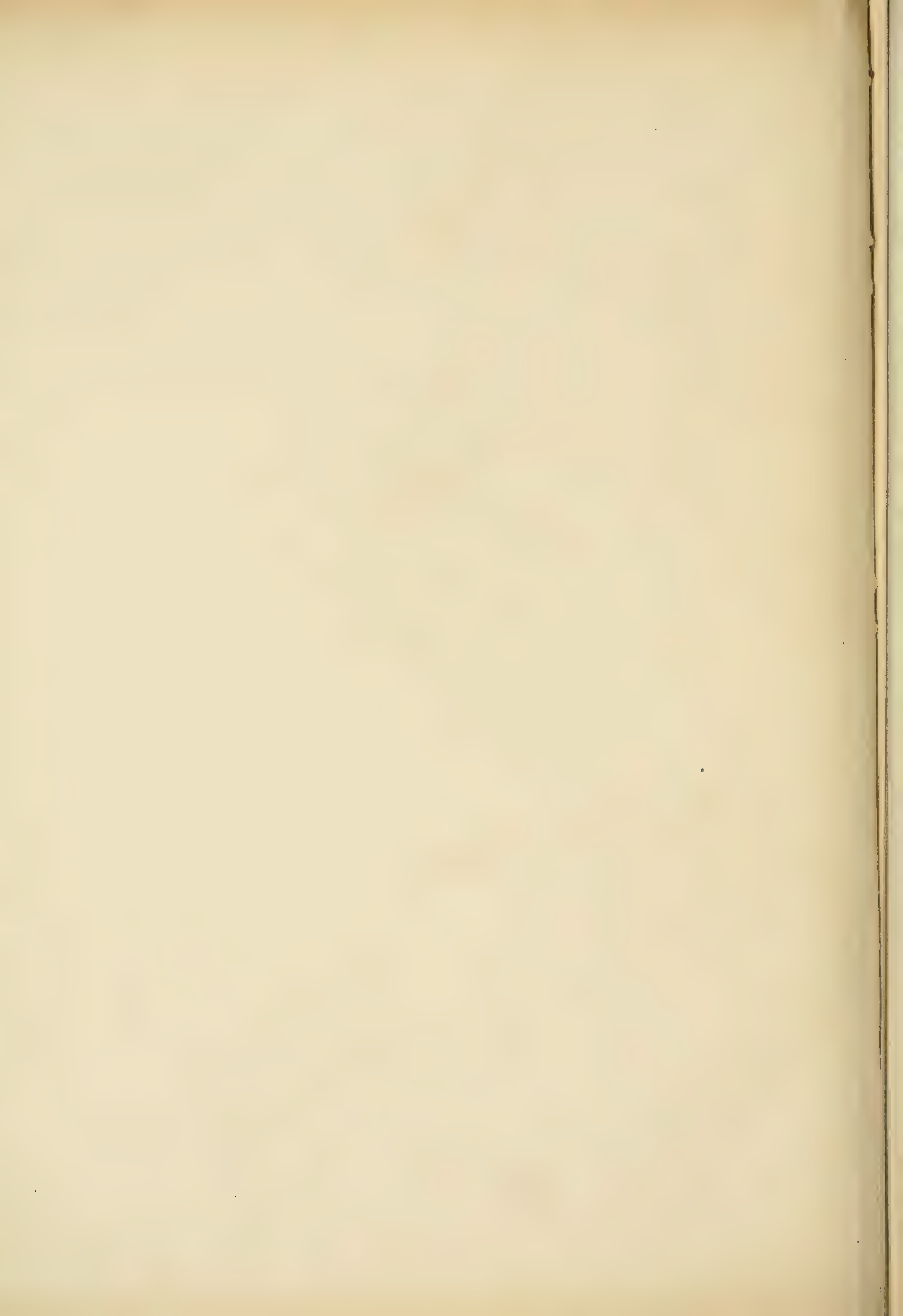
INHALT

Drittes Buch.

Auf dem Wege zur Deutschen Einheit.

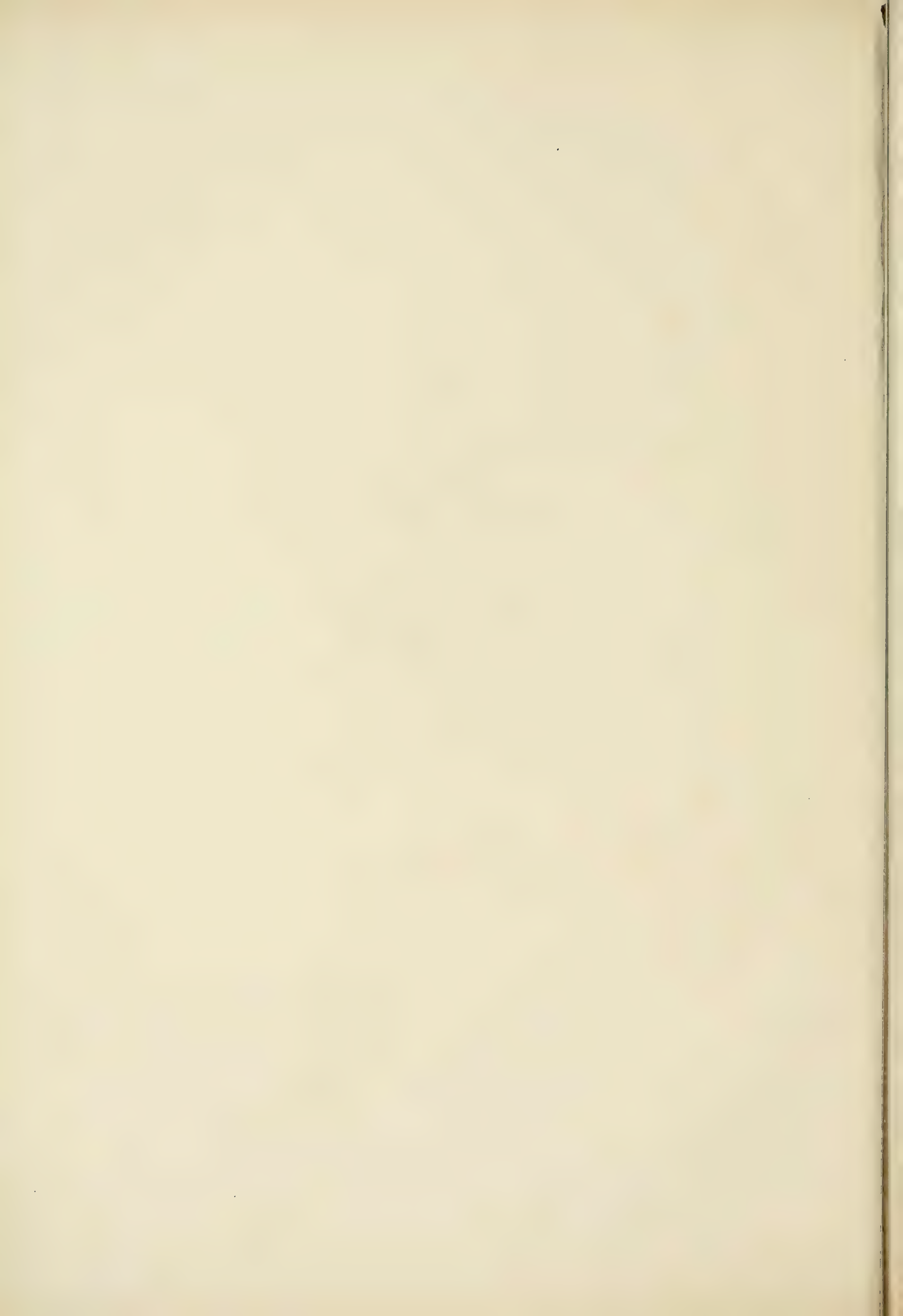
Seite

Viertes Buch.



Drittes Buch.

Auf dem Wege zur deutschen Einheit.



Erstes Kapitel.

Romantik und Realitäten.

1. Der neue Herr und sein Minister. Erste Berufungen.

Gegensatz zu der vorigen Regierung.

Wie die Regierungen und die Persönlichkeiten Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. sich in jeder Beziehung und in jedem Akte von einander unterscheiden (niemals gab es größere Gegensätze), so ganz besonders auch in ihrem Verhältnis zu unserer Universität. Der alte König hatte, wie wir wissen, für die Anstalt, die seinen Namen trug, nicht viel übrig gehabt; seine Interessen lagen in anderer Richtung; nur wo der Geist der Professoren und Studenten der Politik, der er in Staat und Kirche folgte, zu widerstreben schien, hatte er — und dann wohl mit rauher Hand — in ihr Leben eingegriffen, im übrigen aber, nicht zum Schaden der Universität, ihre Pflege seinem Minister überlassen, unter dem sie um so mehr gedieh, je weniger er sich von außen gestört sah. Der Sohn dagegen lebte ganz in Regionen, welche mit dem Geist und Wesen der Universität sich deckten oder auch konkurrierten; jede der vier Fakultäten hatte seine Fürsorge zu hoffen — oder zu fürchten. So hatte er sich schon als Kronprinz betätigt, und wir sahen, wie schwer es dem Freiherrn von Altenstein geworden war, seine Eingriffe abzuwehren. Jedoch waren die Erfolge Friedrich Wilhelms nicht eben groß gewesen. Wenn er Hengstenberg in die theologische Fakultät hineinbrachte, so gelang es Altenstein dafür, seinem eigenen Schützling, Eduard Gans, Eingang in die juristische Fakultät zu verschaffen; und der Geist, dem Hengstenberg in seiner Fakultät und in der Kirche des Landes Bahn machte, war nun doch auch nicht derjenige, welcher dem Fürsten zusagte. Und wenn der Kronprinz für Steffens einen Platz in der philosophischen Fakultät erwarb, so wußte der Minister dafür Hegels Katheder dessen Musterschüler, dem Bayreuther Rektor, zu sichern, während der Wunsch Friedrich Wilhelms, Schelling an die Stelle seines Antipoden zu setzen, unerfüllt blieb. Noch zuletzt war es Altenstein durch seine Taktik des Zögerns und Ausbiegens möglich geworden, den durch den Tod von Gans verwaisten Stuhl in der Juristenfakultät dem Protégé des Kronprinzen, Julius Stahl, vorzuenthalten. Nun aber waren der alte König und sein Minister fast gleichzeitig aus dem Leben geschieden, und so sah Friedrich

Wilhelm IV. völlig freie Bahn für die Verwirklichung seiner Pläne vor sich, die auf eine Vereinigung aller Koryphäen des deutschen Geistes in seiner Hauptstadt abzielten.

Huldbeweise des neuen Königs gegen die Universität.

Gleich bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm bot, der Audienz, die er nach seiner Thronbesteigung einer Deputation der Universität — dem Rektor Twesten mit dem Richter und den vier Dekanen — gewährte (21. Juni 1840), sprach er es aus, wie sehr ihm das Wohl der Universität am Herzen liege: es werde nicht nur sein stetes Streben sein, ihr die Stellung unter den höheren Lehranstalten, die sie einnehme, zu bewahren, sondern auch bei der Ergänzung stets nach altbewährtem Brauch ausgezeichnete Kräfte aus dem gesamten deutschen Vaterlande zu gewinnen. Zwei Tage darauf beging die Universität die Gedächtnisfeier zu Ehren ihres Stifters; es war das erste Mal nach dem großen Umbau, der nun seiner Vollendung entgegenging, daß sie sich wieder in ihrer alten Aula versammelte, und wie sonst waltete Böckh seines Amtes als Redner der Korporation. Der Rektor hatte beim Kabinett angefragt, ob Seine Majestät der Universität wohl die Ehre seiner Anwesenheit geben werde. Dies war abgelehnt worden, aber nur aus dem Grunde, weil der Hof alter Sitte gemäß in diesen Wochen der Trauer außer im Gotteshause nirgends öffentlich erscheine; Alexander von Humboldt mußte bei der Feier dem Rektor ausdrücklich mitteilen, wie lebhaft Seine Majestät es bedaure (woran der alte König niemals gedacht hatte), auf diese Weise nicht die Gelegenheit zu haben, auch die anderen Mitglieder der Universität kennen zu lernen.[1]

Wahl Eichhorns zum Minister.

Alle Welt war nun gespannt, wer der Träger des neuen Ministeriums sein würde, das bei der Gesinnung des neuen Königs und den Aufgaben, die er sich in Staat und Kirche gestellt hatte, das wichtigste Amt im Rate der Krone werden mußte. Friedrich Wilhelm selbst hatte sich mit dieser Frage bereits seit dem Moment beschäftigt, wo der alte Minister die Augen geschlossen hatte. Noch am Tage seines Todes schrieb er dem Freunde Bunsen, der Preußen damals bei der Eidgenossenschaft in Bern vertrat, und fragte ihn, den er selbst eine „Unmöglichkeit" für die Stelle nannte, um Rat. Unter den Anwärtern, die er aufzählte, war bereits Eichhorn, von dem er meinte, er werde zwar für die Hochschulen glänzend sein, die römische Kirche aber „mit Nadeln zur Verzweiflung kitzeln". Auch Savigny nannte er, diesen, ohne ihn näher zu charakterisieren. Bunsen riet

1) Über Audienz und Gedächtnisfeier zwei Berichte in der Allgemeinen Preußischen Staatszeitung vom 23. und 29. Juni 1840. Dazu die Senatsprotokolle. Dekane waren Neander, Lancizolle, Hecker und Kunth. Nach einer Notiz Ludwig von Gerlachs (Aufzeichnungen, I, S. 272) war die Deputation auch von dem Prinzen Wilhelm, der soeben als künftiger Thronerbe den Titel Prinz von Preußen erhalten hatte, empfangen worden. Gerlach gibt dort eine Bemerkung Lancizolles wieder, die nicht eben von Geschicklichkeit und Geistesgegenwart zeugt. Nach den Senatsprotokollen hatten auch die Studenten den Wunsch geäußert, ihrer Pietät gegen den Hochseligen König durch einen Huldigungsakt besonderen Ausdruck zu verleihen.

weder zu dem einem noch zu dem andern: Eichhorn dürfe, so hoch er ihn stelle, nicht aus seinem Wirkungskreis im Auswärtigen Amt entfernt werden, vielmehr müsse man ihm dort eine unabhängigere Stellung schaffen; während Savigny als Präsident einer Gesamtkommission, namentlich in der Ehescheidungssache, an seinem Platze sein werde. Er empfahl den Grafen Anton von Stolberg-Wernigerode, der damals das Oberpräsidium in Magdeburg innehatte und dem König selbst von der Liste dieser „Unzureichenden“, wie er sie sämtlich nannte, noch der liebste war. Friedrich Wilhelm wandte sich jedoch zunächst an keinen der Genannten, sondern an den Finanzminister seines Vaters, den Grafen von Alvensleben, über dessen Sparsamkeit er früher gegen Altenstein so sehr geklagt hatte. Auch mit ihm sprach er davon, daß er an Savigny als geistlichen Minister gedacht habe: der sei aber ein wissenschaftliches Parteihaupt und nicht farblos genug; er suche einen Farblosen, den er also in dem altmärkischen Grafen, so scheint es, zu finden glaubte. Alvensleben aber, dem in der Tat alle Romantik und Ideologie fern lag, lehnte ab; und nun kam der König auf Eichhorn zurück, mit dem er bereits im Juli alles festmachte.[1]

Eichhorns Vergangenheit.

Farblosigkeit war nun eine Eigenschaft, welche Eichhorn am wenigsten nachzusagen war; so wenig wie den Männern, mit denen er von Jugend auf Freundschaft gehalten hatte, einem Stein und Schleiermacher, Scharnhorst und Georg Reimer. Er hatte vielmehr von jeher Farbe bekannt. So 1809, als er mit Schill zu den Toren Berlins hinausgezogen war; nur die Krankheit, die ihn in Halle zurückhielt, hatte ihm damals das Schicksal des tapferen Reiterführers und seiner heldenmütigen Schar erspart. So haben auch wir ihn im Winter 1812 in seinen Konflikten mit Fichte kennen gelernt, und so 1813, als er mit Savigny die Organisation des Berliner Landsturms betrieb und den Ritt an Gneisenaus Seite in der Schlacht an der Katzbach mitmachte, dem dann der Tag von Leipzig und noch manch anderes Gefecht im Kampfe für die Freiheit des deutschen Bodens folgten. Schon damals war Eichhorn den Verdächtigungen der reaktionären Partei nicht entgangen. Mehr noch hatte er diese im Juli 1819 auf sich gezogen, als er sich nicht scheute, der Frau seines Freundes Reimer gegen die Häscher Wittgensteins beizustehen. Und so waren auch jetzt wieder die alten Gegner bei der Arbeit, dem heißblütigen Manne Steine in den Weg zu werfen. Sie durchstöberten die Akten; der Minister des Innern, Herr von Rochow selbst, soll, da Herr von Tzschoppe, dessen Hand darin überall zu finden war, sich dessen geweigert, das Sündenregister des alten „Jakobiners“ zusammengestellt und dem König überreicht haben. Dieser aber ließ sich nicht fangen; er gab das

1) Die Anfrage an Bunsen (bei Ranke, Briefwechsel, S. 86) ist ein Postskript vom 14. Mai (oder 15.?), zu einem am 12. Mai geschriebenen Briefe; vergl. S. 45. Nippold, Bunsens Leben, II, S. 106, 108, 125, 128. — Über den Antrag an Alvensleben siehe Ludwig v. Gerlach, Aufzeichnungen, I, S. 273.

Schriftstück dem Minister, dessen eigene Tage gezählt waren, zurück, und am 8. Oktober erfolgte Eichhorns Ernennung. Um so froher waren die Liberalen aller Schattierungen über die Wahl eines Mannes, dessen Name mit der großen Zeit so innig verknüpft war, und der in einem langen Leben für Preußens Macht und des deutschen Vaterlandes Ehre eingetreten war. Diese Erinnerungen werden auch auf den Entschluß des Königs eingewirkt haben, mag er auch dem Grafen von Alvensleben gegenüber nicht für gut gefunden haben, den Ton darauf zu legen. Die Ernennung Eichhorns lag in einer Linie mit den populären Maßnahmen, welche in diesen Monaten des allgemeinen Aufschwungs dem König die Herzen der Patrioten gewannen, wie die Wiedereinsetzung Arndts, die Rehabilitierung Jahns und Boyens Aufnahme in den Staatsrat. Auch an der Universität nahm man die Nachricht freudig auf; zumal die alten Freunde Eichhorns, Ranke, Savigny, Bekker, Lachmann, alle diejenigen, welche zu Schleiermacher gehalten, waren glücklich.

Seine Freundschaft mit Schleiermacher.

Hatte doch dieser keinen treueren Freund gehabt als den neuen Minister. So oft er einen Strauß mit Altenstein auszufechten gehabt, hatte er Eichhorn zu Rate gezogen. Sonntag für Sonntag hatte er den Geheimrat am Fuß seiner Kanzel gesehen. Und kein schönerer Nachruf ist dem großen Theologen zuteil geworden als das Charakterbild, welches Eichhorn von dem Entschlafenen in einem Brief an Schelling, der ihn darum gebeten hatte, entwarf, um damit einem Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der aus Berliner Universitätskreisen stammen sollte, entgegenzuwirken.[1] Jener Korrespondent des süddeutschen Allerweltsblattes hatte behaupten wollen, daß Schleiermacher am Ende seiner Tage, ähnlich wie Niebuhr, lebensmüde und hoffnungslos geworden und in der Verzweiflung an sich und der Menschheit dahingegangen sei. Eichhorn wies diesem pessimistischen Kritiker gegenüber auf den Anhang hin, den Schleiermacher bis an das Ende seines Lebens gehabt, die Trauer, welche die Hauptstadt bei seinem Heimgange erfüllt, den Glanz seines Leichenbegängnisses, das alle Alter und Stände in Bewegung gebracht habe. Er berief sich auf seine Predigten, sein Verhältnis zu seiner Gemeinde und der studierenden Jugend und rühmte vielmehr die Einheitlichkeit seines Geistes, der sich auf dem gleichen Grunde nur immer höher, reiner und köstlicher entwickelt habe. „Die Bildung“, schreibt er, „zu der er nach einem Leben reich an innern und äußern Erfahrungen vorgeschritten war, alle Kräfte, welche er durch eine lang fortgesetzte, tiefe Spekulation erworben hatte, widmete er dem Geschäfte, die geschichtlichen Grundlagen unseres Glaubens in ein Eigentum des erkennenden Geistes zu verwandeln und die für sich selbst gewonnenen Früchte in wissenschaftlichen Darstellungen und in Kanzelvorträgen mitzuteilen“.

1) Berlin, 16. März 1834, in den Briefen „Aus Schellings Leben“, III, S. 79. Der Verfasser des Artikels in der Allgemeinen Zeitung müsse ein Berliner sein; man nenne einen Privatdozenten B. — Dies könnte Ferdinand Benary sein.

Stellung zu Kirche, Staat und Nation.

Worte, die für Eichhorn selbst charakteristisch sind. So wollte auch er die geschichtlichen Grundlagen des evangelischen Glaubens in ein Eigentum des erkennenden Geistes umwandeln und, wie er von Schleiermacher sagte, „die Erkenntnis von Christus, deren unsere Zeit nach dem Maße ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen fähig sein möchte, vertiefen". Was der Freund auf Kanzel und Katheder, mit Wort und Feder angestrebt, das wollte er als handelnder Staatsmann durchsetzen. Hieran ist er gescheitert; vom ersten Augenblick ab war sein Ministerium ein vergebliches Ringen gegen die gährende Zeit, welche alles eher anstrebte als die Versöhnung eines in den Schranken der Konfession gehaltenen Glaubens mit den aus dem Leben und Wissen der Gegenwart sich erhebenden Forderungen und Bedürfnissen; und darum haben ihn Mit- und Nachwelt oft genug einen Mystiker und Reaktionär und einen Verleugner der eigenen Vergangenheit gescholten. Daß Eichhorn die Macht seines Amtes an die Durchführung von Ideen setzte, welche ihrer Natur nach zur Sphäre geistiger Kämpfe gehören, darin liegt nun allerdings ein Widerspruch mit dem Geist, in dem er selbst erzogen war, und der jene Versöhnung im Sinne der Duldung und des gegenseitigen Vertrauens angestrebt hatte. Dennoch dürfen wir sagen, daß er in jedem Moment seiner innersten Überzeugung gefolgt ist, und daß die Hartnäckigkeit, mit der er seinen Willen durchzusetzen versuchte (oder nennen wir es die Tapferkeit, die er in dem Streit mit den täglich sich mehrenden Gegnern bewährte?), eben in der Tiefe seiner Überzeugung wurzelte. Hand in Hand ging damit bei ihm, wie bei seinen Freunden, die vaterländische Gesinnung, in der preußisches und deutsches Empfinden untrennbar an einander hingen. Auch ihr ist er bis an sein Ende treu geblieben. Seine Wiege hatte nicht, wie die Schleiermachers, in Preußen gestanden. Aber niemals hat es einen besseren Preußen gegeben als diesen Sohn der fränkischen Erde, den bereits sein Vater, der würdige Kammerrat des Grafen von Wertheim, für den Staat Friedrichs des Großen erzogen hatte. Die Echtheit dieser Gesinnungen bestätigte, mehr noch als die Leidenschaft, mit der Eichhorn seine Kämpfe führte, die Zuversicht, mit der er nach der Niederlage, den Verwirrungen der Gegenwart zum Trotz, auf den Sieg der Ideen rechnete, an die er glaubte. „Das Vaterland", so schreibt er im März 1848 seinem Sohne, „da hast Du Recht, daß es nach wie vor meine Seele füllt. So wird es auch bis zum letzten Hauch meines Lebens bleiben". Wohl möchte er das Los eines großen Helden beneiden, der bei wankender Schlacht eine Fahne ergreift, vorstürmt und siegend in den Tod sinkt. Einen wilden Kampf sieht er vor sich, aus dem sich eine neue Welt gestalten soll. „Wir springen", so schreibt er zur Zeit des Erfurter Reichstages, für den er ein Mandat angenommen, „wie bei dem Eisgang eines großen Flusses von Scholle zu Scholle, bis wir das jenseitige Ufer erreichen". Einem Herkules am Scheidewege gleich stehe Preußen vor der Gefahr, den von geschichtlicher Weltanschauung verlassenen Doktrinären in die Hand zu fallen oder,

treu seiner historischen Bestimmung, um die Krone geschart, in freier, zusammenhängender Bewegung seiner Organe, eines kräftigen und gesunden Daseins sich zu erfreuen. Aber am Ende seines Lebens sieht er bereits seine Hoffnungen bewährt und eine Zukunft nahe, in der Preußen, seiner weltgeschichtlichen Stellung gemäß, zugleich die Partei des politischen Fortschritts in Deutschland und des monarchischen Prinzips vertreten wird.[1]

Verwandtschaft mit den Zielen des Königs.

In beiden Richtungen mußte Eichhorn sich mit dem König begegnen. Nicht daß sich ihre Ziele und Empfindungen durchaus gedeckt hätten. Dies war bei Eichhorn so wenig der Fall, wie bei irgendeinem der Männer, welche Friedrich Wilhelm IV. seine Freunde nannte. Das phantastische Element, welches in jeder Handlung des Königs wiederkehrt, war nicht in dem Minister, der, eine tiefere, schwerflüssigere Natur als der Fürst, sich nicht so leicht, wie dieser, über die Schwierigkeiten und Hemmungen des Momentes hinwegtragen ließ. Orthodox im Sinne Hengstenbergs war Eichhorn so wenig wie der König; und auch der Vorwurf, daß er ein Pietist oder Mystiker gewesen sei, im Sinne etwa der Gerlachs oder eines Tholuck, hat gewiß keine Wahrheit. Am wenigsten darf man von katholisierenden Neigungen bei ihm sprechen; gerade der Nachdruck, womit er in den Kölner Wirren die Rechte des Staates gegen Rom vertreten, hatte Friedrich Wilhelm gegen seine Wahl bedenklich gestimmt. Anderseits war auch der König, seiner Annäherung an die Kultus- und Verfassungsformen der alten Kirche zum Trotz, der ultramontanen Abwandlung in der römischen Kirche und der Herausbildung des päpstlichen Absolutismus von Grund aus feind und glaubte in seinen kirchlichen Organisationsplänen, wie katholisierend sie anderen erscheinen mochten, gerade die Grundform für eine evangelische Gestaltung der Kirche und ihres Geistes zu erhalten. Hierin aber fand er Eichhorns Beifall. Beide wähnten in einem Neubau der kirchlichen Verfassung, den sie den ältesten Formen des christlichen Gemeindelebens anzunähern suchten, den Geist des Christentums einfangen und neu beleben und die so entwickelte Kirche in enge Verbindung mit den Organen des Staates und dem Geiste der Nation selbst bringen zu können; sogar die katholische Kirche hoffte Eichhorn durch eine Verbindung des Episkopates und der Prälatur, welche analog dem Oberkonsistorium und der Generalsynode gedacht war, unabhängig von Rom zu machen.

Einig im Haß gegen die Hegelianer; Bunsens Werbung bei Schelling.

Mehr aber noch als in ihren positiven Zielen waren König und Minister einig gegen die Parteien, welche sie bekämpften. Vor allem den Hegelianern gegenüber waren sie eines Sinnes, und der Kampf gegen diese ward nun der Angelpunkt, um den sich, wie seine Unterrichtspolitik überhaupt, so ganz besonders auch das Verhältnis Eichhorns zu unserer Universität, an der die Schule noch

---

1) Vgl. Mejer, Minister Eichhorn, in den Preuß. Jahrbüchern XL, 1877.

immer ihren Hauptherd hatte, drehte. Schon war der Vorkämpfer gefunden, den sie den Gegnern gegenüberstellen wollten: der letzte Klassiker der deutschen Philosophie, der Begründer ihrer dritten großen Epoche, unter dessen Schatten Hegel selbst emporgekommen, und der nun in der zweiten Phase seiner Philosophie stand, die mit der Richtung des Königs und seines Ministers parallel ging. Ohne Frage hat Friedrich Wilhelm von dem ersten Tage seiner Herrschaft ab seine alte Absicht, Schelling zu berufen, verfolgt; denn es war nicht seine Art, einen einmal gefaßten Gedanken fallen zu lassen. Und ebensowenig werden wir in der Annahme fehlgehen, daß er Eichhorn schon im Juli, bei dem Empfang in Sanssouci, darin eingeweiht hat. Zum Vermittler bei dem Münchener Philosophen wählte er wieder Freund Bunsen. Am 28. Juli empfing dieser durch den Grafen Brühl, der damals nach Rom ging, um den Frieden mit der Kurie herzustellen, den Befehl, die vor fünf Jahren zerrissenen Fäden neu zu knüpfen. Bunsen zögerte nicht, sich dieses Auftrages zu entledigen. Bereits am dritten Tage sandte er durch eine besondere Gelegenheit (denn alles geschah in tiefem Geheimnis) an seinen philosophischen Freund die Einladung, ihn auf dem Hubel bei Bern, wo er residierte, zu besuchen. Ein Jahrhundert, so hatte er fünf Jahre zuvor, bei der ersten Werbung, dem Kronprinzen geschrieben, könne vergehen, ohne daß man das Glück habe, einen Mann zu finden, der einen ähnlichen Anspruch habe; als ein durch besondere Gunst von oben der Erde und einem bestimmten Volke anvertrautes Unterpfand, ein Eigentum der Menschheit und eine lebende Aufforderung an diejenigen, welchen Gott der Herr Gewalt gegeben habe, sein Reich auf Erden zu fördern, hatte er damals den Besitz dieses „Schöpfers einer neuen sittlichen Kultur" bezeichnet.[1]

Auf den gleichen Ton, der ganz der Gesinnung des Königs entsprach, war der Brief vom Sommer 1840 gestimmt, in dem Bunsen Schelling aufs neue nach Berlin einlud. Es handle sich, so führte er aus, für seinen Herren nicht darum, die erste Universität seines Reiches mit dem glänzenden Namen des ersten Philosophen der Nation zu schmücken; der König wisse, wie viel von Seiten Schellings dagegen spreche: seine vorgerückten Jahre, die Neuheit, ja die anscheinende Fremdheit des Ortes, vor allen Dingen aber das Gewicht vieljähriger Verhältnisse und mancher edlen Bande, welche ihn an seine Herren in Bayern knüpfe. Es

1) Vergl. Bd. II, 1, S. 479. Die im Text zitierten Worte stammen aus einem Brief Bunsens an Friedrich Wilhelm aus Rom vom 6. Januar 1835, den ich nachträglich im Geh. Staatsarchiv (R. 92, von Witzleben, Nr. 70) fand. — Auf den Charakter ihrer Gespräche weisen folgende Worte hin: „Ihn hat die Wissenschaft zum Glauben geführt, und er hat gelernt, am Fuße des Kreuzes zu finden, was die Wissenschaft fordern, aber nicht geben kann. Sein Lieblingslied: ‚So führst Du doch recht selig, Herr, die Deinen', dieser wunderbare Gesang des gottseligen Arnold (den ich als zu schwer nicht gewagt hatte aufzunehmen) ist sein letztes Wort. Sein Beweis der Unsterblichkeit der Seele und seine wissenschaftliche Begründung der Rechtfertigungslehre, wie er sie mir ausgedeutet, sind Entdeckungen für die Menschheit, aber noch mehr Bedürfnisse für die Gegenwart".

war eine höhere Instanz, welche Bunsen anrief: das Vaterland selbst fordere sein Kommen. Er gedachte der Worte, in denen der König zu ihm selbst von dem Elend der Zeit gesprochen habe: der Drachensaat des Hegelschen Pantheismus, der flachen Vielwisserei und der Auflösung häuslicher Zucht; und er forderte den Philosophen auf, als Führer der Nation, als Retter aus dem Stillstand und der Versumpfung alles realen Lebens in Staat und Kirche sich vor den Thron seines Königs zu stellen. Er deutete auf die Zeichen einer neuen Erhebung des deutschen Geistes hin, welche die Gegenwart zu verkünden scheine. „Zum ersten Male“, so schreibt er, „seit dem namenlosen Unglück des dreißigjährigen oder vielmehr hundertjährigen Kampfes welscher Bosheit sind jetzt in Preußen die Elemente wieder vereinigt, um im vollen, europäischen, weltgeschichtlichen Gefühl des deutschen Lebens die Grundsäulen unseres gemeinsamen Daseins in der Familie, im Staate, in der Kirche, in der Wissenschaft, in der Kunst ergründend neuzugestalten und neugestaltend zu ergründen“. Als den Lehrer der Zeit, auf den das ganze Geschlecht harre, Jünglinge und Männer, aus allen Ständen und Gauen Deutschlands, deren Schwung nur gelähmt, deren Begeisterung nur gefesselt gewesen, rief er ihn herbei: als das Organ der Nation lade sein König den Meister der deutschen Philosophie ein, diese Stellung einzunehmen.

Schelling hatte bereits im Sommer 1834 aus seinem Wunsch, nach Preußen zu kommen, kein Hehl gemacht, und die Gründe, die ihm das Leben in München verleidet, waren seitdem nicht geschwunden. Es war vor allem die schwüle Luft der bayrischen Reaktion, welche ihm den Aufenthalt unerträglich machte. Bei den Studenten, die durch ihre Lyzeal- und Konviktsbildung von jedem Anhauch der neuen Zeit sorgfältig abgeschlossen waren, hatte er niemals Verständnis gefunden, und unter den Lehrern der Universität besaß er, Schubert ausgenommen, ebenfalls keinen Vertrauten. Hierauf hatte er es bei der ersten Verhandlung zurückgeführt, daß sein großes Werk, über dem er seit einundzwanzig Jahren sitze (er sprach von zehn Bänden, in drei Einzelwerke zerfallend), noch immer nicht erschienen sei: es fehle ihm der belebende Hauch verwandter Geister, um sich entschließen zu können, damit ans Licht zu treten. Nun, wo die Erfüllung winkte, zögerte er dennoch. Den Worten seines freudigen Dankes und der rückhaltlosen Ergebenheit gegen den König, den „künftigen Trost Deutschlands“, wie er ihn nannte, ließ er keine nähere Erklärung über die „praktische Hauptfrage“ folgen, und die Reise zu Bunsen lehnte er ab aus der Besorgnis, daß dadurch die Verhandlungen verraten werden könnten. Was ihn zurückgehalten, läßt sich nicht sagen. Vielleicht ein Wink von oben her, wo besonders der Kronprinz Max ihn zu halten suchte; genug, zunächst mußte man sein Kommen der Zukunft überlassen.

Berufung Stahls.

Schon bevor diese Verhandlungen geführt wurden, hatte Bunsen vom König den Auftrag erhalten, Stahls Berufung in die Wege zu leiten. Auch ihn hatte er um seinen Besuch gebeten, und an demselben Tage, wo Schelling seinen

ablehnenden Bescheid schickte, erhielt er seine Zusage. Bei Stahl lagen die Schwierigkeiten, welche Schelling zurückhielten, nicht vor; denn er war in München nicht Persona grata, seitdem er in der bayrischen Ständekammer Seite an Seite mit seinem Freunde Hermann von Rotenhan die Rechte der Stände und der evangelischen Kirche verteidigt hatte. So kam er gern und weilte in der ersten Hälfte des Septembers acht volle Tage als Gast im Hause des preußischen Gesandten. In Berlin waren seit dem Tode des Königs und des Ministers von Altenstein alle Bedenken gegen die Wahl des Erlanger Juristen aus dem Wege geräumt. Die Fakultät sprach sich auf eine erneute Anfrage aus dem Ministerium durchaus im Sinne des Königs aus. Sie wiederholte die Argumente, die sie schon nach dem Tode von Gans für die Berufung von Stahl gebracht hatte, ohne übrigens auch jetzt sich auf eine nähere Charakterisierung seiner Ideen einzulassen, welche diese nach dem Erscheinen seiner neuen Schrift „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten" wohl verdient hätten (19. Juli). Sie entschuldigte dies mit der Schwierigkeit oder Unmöglichkeit eines in allen Teilen übereinstimmenden Urteils einem System gegenüber, das so tief in die religiösen Prinzipien und Überzeugungen hineinführe. Eine Gegenansicht vertrat jetzt, wie früher, nur Heffter, der, nachdem er sich anfangs gerade um der neutralen Haltung des Gutachtens willen gefügt hatte, durch die Fassung, welche der Dekan Lancizolle ihm zu geben für gut fand, sich nachträglich noch zu einem Separatvotum bewegen ließ, in dem er, wie er schrieb, der Gedankenmächtigkeit des Hegelschen Systems mit voller Überzeugung huldigte.[1]

Der Aufenthalt, welchen der Konflikt in der Fakultät verschuldete, hatte den König schon ungeduldig gemacht, so daß er in scharfer Mahnung das Gutachten einfordern ließ, das dann am 29. Juli dem Ministerium zugestellt wurde. Hier hatte man seit Altensteins Tod die Segel völlig eingezogen. Referent war wieder Johannes Schulze, und dieser mußte nun die Motive darlegen, welche die Berufung des Vertreters der christlichen Staatslehre auf den Stuhl, den ein Eduard Gans eingenommen, nötig machten. Man merkt dem Schriftstück an, wie sauer dem alten Hegelschüler diese Umgestaltung seiner Ansichten geworden ist; der Hinweis darauf, daß der zu Berufende, dem im übrigen ein ehrenwerter und liebenswürdiger Charakter wie die volle Achtung seiner Kollegen nachgerühmt wird, ein geborener Jude sei, mag vielleicht als ein kleiner Hemmschuh für den Enthusiasmus des königlichen Adressaten von ihm hingelegt worden sein. Doch war es im Grunde gleichgültig, wie sich Fakultät oder Ministerium entschieden, da die Verhandlungen mit Stahl bereits in vollem Gange waren. Am 9. September konnte Bunsen dem König berichten, daß der Erlanger Gelehrte bereit sei zu kommen, am 5. Oktober kam die Kabinettsordre heraus, welche die Gewährung des ministeriellen

1) Beide Gutachten (vom 19. bezw. 12. Juli) im Urkb., S. 557 ff.

Antrages aussprach, am 14. sagte Stahl definitiv zu, unter dem 26. ward seine Bestallung ausgefertigt, und bereits Ende November stand er auf dem Berliner Katheder.

Verhandlungen mit Albrecht und Hermann.

Nicht geringeren Eifer bewies der König für die Berufung Albrechts, bei der die andere, die nationale Richtung seiner Politik, zur Geltung kam. Unter dem 3. August 1840 ward die juristische Fakultät von dem Ministerium aufgefordert, binnen acht Tagen auch über den Ersatz für Klenze zu berichten, in dessen Stelle Albrecht, der in Leipzig seine neue Stellung gefunden, einrücken sollte. Hier war nun die Fakultät keineswege so bereitwillig, auf die Wünsche des Königs einzugehen. Durch den Tod Klenzes war, wie sie in ihrem Bericht vom 7. August ausführte, gar kein Stuhl leer geworden, da die sechs Nominalprofessuren, welche die Statuten forderten, besetzt waren. Auch waren Albrechts Fächer durch Savigny, Rudorff und Heffter mehrfach vertreten. Sie empfahl daher, vor der Begründung einer siebenten Stelle die Berufung eines sechsten Ordinarius, der besonders für Rechtsphilosophie tätig sein müsse, abzuwarten. Erst danach könne man übersehen, was not tue. Sie bat lediglich um eine Zulage für den jüngsten Ordinarius und geneigte Berücksichtigung der Extraordinarien und Dozenten. Eindruck machten die Herren damit natürlich nicht. Im Ministerium war man der Berufung Albrechts sehr viel gewogener als der Stahls; man widmete ihm in derselben Eingabe ein sehr viel wärmeres Lob als seinem Erlanger Kollegen. Die Kabinettsordre für Albrecht wurde an dem gleichen Tage ausgestellt wie die für Stahl, und schon drei Tage später erging unter den gleichen Bedingungen wie für jenen (1300 Taler) die Einladung. Die Sache scheiterte schließlich an dem Berufenen selbst. Nicht unmittelbar; denn obschon Albrecht Bedenken über seinen Lehrauftrag äußerte, der neben dem deutschen auch europäisches Staatsrecht umfassen sollte (dessen Bedeutung, wie er schrieb, ihm nicht ganz klar sei), und die Pflicht der Dankbarkeit gegen die sächsische Regierung betonte, die ihn in höchst kritischer Lage aufgenommen, ließ er dennoch durchblicken, daß ihn die Pflichten gegen seine Angehörigen vielleicht bewegen könnten, auf den Ruf einzugehen. Eichhorn aber, der unterdessen die Zügel übernommen hatte, riet dem König, nicht weiter in Albrecht, dessen Fächer überdies besetzt seien, zu dringen; worauf Friedrich Wilhelm, dessen Eifer bereits verraucht war, auf diesen Wunsch verzichtete.

In denselben Wochen trug sich die Regierung auch mit dem Gedanken, für Hoffmann, dessen Wirksamkeit durch seine zunehmende Kränklichkeit ganz gehemmt war, Ersatz zu suchen, den sie in Hermann, Schellings ausgezeichnetem Kollegen in München, zu finden hoffte. Graf Dönhoff, der Gesandte am bayrischen Hofe, übernahm die Verhandlungen, die jedoch nicht zum Ziele führten.[1]

---

1) Aufforderung des Ministers an den Grafen Dönhoff, der damals in Berlin war, vom 21. Oktober 1840. Die Verhandlungen mit Hermann schienen sich zunächst ebenfalls günstig zu gestalten; er nahm dann aber auf Anerbietungen der bayrischen Regierung seine Zusage zurück

Gedanke an Dahlmann.

An Dahlmann, das eigentliche Haupt der Göttinger Sieben, wagte man sich noch nicht heran, wie sehr auch die Freunde, Frau Bettina an der Spitze, für ihn warben; ein ganzes Netz von liebenswürdiger List und Intrige hatte diese ausgesonnen, um das Herz Friedrich Wilhelms für den Vorkämpfer einer liberalen deutschen Politik einzufangen. Der König aber, so viel ihm daran lag, die Sympathien der Nation zu gewinnen, wollte darum doch nicht mit seinen fürstlichen Verwandten brechen. Dahlmann hatte gegen die Gewalttat der hannoverschen Regierung nicht bloß, wie Albrecht, vom rechtlichen, sondern auch vom politischen Standpunkt her, als Anhänger der konstitutionellen Theorie, gekämpft, auch mit scharfen persönlichen Ausfällen nicht gekargt. Der König glaubte daher um so eher von ihm absehen zu können, als ihm weit mehr die Erwerbung der Brüder Grimm am Herzen lag, die in Kassel, wie Dahlmann in Jena, amtslos saßen.

Berufung der Brüder Grimm.

Friedrich Wilhelm hatte die Arbeiten der Brüder von jeher mit freudiger Teilnahme begleitet; die Art, wie sie, abgeneigt und abgewandt dem politischen Treiben, in den Schächten der Vergangenheit nach den Goldschätzen des deutschen Gemütes gruben, „mit innerer Freude an den stillen Brunnen des Mittelalters tranken“,[1] gewann ihnen sein ganzes Herz. Der Verwahrung, welche Jakob Grimm in seinem und des Bruders Namen gegen die Missetat der hannoverschen Regierung hatte ausgehen lassen, fehlte jede politische Färbung; nichts als die Stimme des Gewissens war darin geltend gemacht worden. Eben dies hatte Friedrich Wilhelm schon zwei Jahre zuvor dem starrköpfigen Onkel in Hannover vorgestellt, in einem Brief, in dem er, nach seinem eigenen Ausdruck, „mit vieler Courage“ und „frei von der Leber weg“ erklärte, daß, wenn es von ihm abhinge, er alles tun werde, um die Brüder Grimm für Berlin zu gewinnen. „King E. A.“ war dadurch nicht bekehrt worden; er hatte keinen Zweifel daran gelassen, daß er Leute von solchen Grundsätzen, bei denen kein Staat bestehen könne, verabscheue. Aber ebenso wenig ließ Friedrich Wilhelm sich von seinen Absichten abbringen. Kaum war er nach den ersten unruhigen Wochen, wie er sagte, wieder zu sich selbst gekommen, so setzte er sich mit den Brüdern, und zwar durch Savignys Vermittlung, in Verbindung, nicht ohne seinem Oheim davon Kenntnis zu geben. Er würde, ließ er ihm sagen, da er seine Verpflichtungen gegen ihn als Onkel und Mitstand kenne, keinen von den Sieben förmlich berufen, mit einer Ausnahme, und die sei Albrecht, der als geborener Preuße zu ihm in einem abnormen Verhältnisse stehe; denn

---

(27. November). Dönhoff fragte ihn hierauf, wen er für Berlin empfehlen würde, worauf Hermann Rau in Heidelberg, Baumstark in Greifswald und Bühlau in Leipzig nannte, ohne doch einen von ihnen unbedingt loben zu wollen. Schließlich riet er zu Nebenius, der schon vor drei Jahren große Hoffnungen verraten habe und durch seine vermittelnde Tendenz, die Leichtigkeit seiner Arbeit und seine bedeutende literarische Tätigkeit viel verspreche. Zu Verhandlungen mit einem von diesen scheint es nicht weiter gekommen zu sein.

1) Aus Jakobs Brief über seine Entlassung.

über die Berufung von Untertanen zu Stellen im Lande könne er niemandem die Berechtigung zuerkennen, ihm Gesetze vorzuschreiben, während er solche Gesetze, insoweit sie das Schicklichkeitsgefühl beträfen, für die anderen mit Widerstreben zwar, aber doch anerkennen müsse. Bei den Grimms werde ihm diese Anerkennung freilich am allerschwersten, und so avertiere er den Onkel, daß er, soweit es ihm die Beobachtung der Form nur irgend gestatte, alles anwenden werde, um sie und die Edierung ihres Sprachwerkes, einer wahren Ehrenkrone für Deutschland, für Berlin zu gewinnen. Jedoch versprach er dem Gestrengen, in zwei Punkten entgegenkommen zu wollen; erstens werde er die Brüder nicht in seinen Dienst berufen, und zweitens ihnen keine Anstellung geben, bis er wisse, daß es Seiner Majestät nicht mehr unangenehm sei. Er wollte also mit anderen Worten die Grimms, vorläufig wenigstens, in eine völlig freie akademische Stellung ziehen.

Die Vermittlung Savignys blieb, man sieht nicht recht, durch wessen Schuld, ohne Ergebnis, so daß der König nach seiner Rückkehr von der Krönungsreise nach Preußen die Dinge noch ganz auf dem alten Fleck fand. So kam auch diese Angelegenheit schon in die Hand des neuen Unterrichtsministers, den Humboldt in des Königs Auftrag darüber informierte. Eichhorn, dem gewiß nichts Lieberes begegnen konnte, brachte alles rasch zum Abschluß. Er konnte in seinem an den älteren der Brüder gerichteten Einladungsschreiben vom 2. November an die Bekanntschaft anknüpfen, die sie vor 25 Jahren in Paris gemacht hatten, und die ihm noch jetzt, wie er sagte, eine teure Erinnerung sei; um so mehr eile er, diesen Anlaß zu benutzen, um ihnen ein Zeichen seiner unverminderten Teilnahme zu geben. Schon am 8. November antwortete Jakob mit rückhaltloser Zustimmung: dem Ruf des Königs, auf den sich weit über Preußens Grenzen hinaus die sehnsüchtige Hoffnung aller Deutschen richte, würden sie mit dankbarer, freudiger Zuversicht folgen. In dem Auftrage des Königs, den Humboldt dem Minister unterbreitet hatte, waren die Bedingungen so formuliert worden, daß sie die Grenze, welche Friedrich Wilhelm gegen seinen Oheim einzuhalten versprochen hatte, nicht überschritten: die Regierung wünsche, das große Sprachwerk der Brüder zu unterstützen; sie biete ihnen daher, damit sie ihre volle Muße dem schönen, für ganz Deutschland wichtigen Unternehmen widmen könnten, so lange sie ihren Aufenthalt in Berlin haben würden, eine jährliche Unterstützung und Pension an. Daneben ward an das Recht erinnert, welches Jakob als ordentliches Mitglied der Akademie bereits besitze und Wilhelm, der ja schon Korrespondent sei, leicht erwerben könne. Um so mehr fällt es auf, daß in dem Einladungsschreiben, welches von Johannes Schulze entworfen und von Eichhorn stark korrigiert worden ist, ausdrücklich eine förmliche Anstellung an der Universität oder an einem andern wissenschaftlichen Institut in Aussicht genommen ward; nur so lange, bis eine etatsmäßige Stellung frei werde, sollten die Brüder eine freie akademische Stellung innehaben. Ich weiß nicht, ob der Minister damit über seinen Antrag hinaus-

gegangen, oder ob der König selbst sich in Widerspruch zu dem, was er nach Hannover kundgegeben, gesetzt hat. Jedenfalls ist es nicht dazu gekommen; beide Brüder haben nur als Mitglieder der Akademie an unserer Universität gelesen. In seiner Antwort berührte Jakob diesen Punkt nur obenhin: sie würden, schrieb er, falls ihnen noch andere Dienste aufgetragen werden sollten, stets nach dem Maße ihrer Kräfte dazu willfährig sein, und er bemerkte weiter, daß die Vergünstigung zu lesen unter Umständen von hohem Werte sein werde. Es scheint aber fast, als ob die Brüder selbst die freie Stellung der Professur vorgezogen haben; jedenfalls legte Jakob den Hauptton auf die Ruhe und Stille, welche dazu nötig wären, um ihr auf sieben Bände berechnetes Werk zu vollenden und außerdem noch andere Schriften, so die drei Bände der Rechtsquellen mit Kommentar, zum Abschluß zu bringen. Für die vornehme Gesinnung der Beiden ist es bezeichnend, daß sie über den Geldpunkt kein Wort verloren, obgleich die Anerbietungen der preußischen Regierung in bezug hierauf sich in wahrhaft bescheidenen Grenzen bewegten; sie hatte, abgesehen von einer Reiseunterstützung, als Gesamtgehalt (offenbar, weil die Brüder gemeinsamen Haushalt führten; daß Wilhelm Familie hatte, ward übersehen) 2000 Taler in Aussicht gestellt. Jakob bemerkte dazu lediglich, daß sie die Summe zu gleichen Teilen „brüderlich" teilen würden; und erst als er im Dezember nach Berlin kam und sich nach den näheren Verhältnissen erkundigte, wagte er um eine Erhöhung von 1000 Talern zu bitten, die dann anstandslos bewilligt wurde.[1]

---

1) Zur Berufung der Brüder Grimm vgl. Springer, Dahlmann, II, S. 110ff.; Heinrich von Sybel, „Zur Erinnerung an Jakob Grimm" (Sitzungsberichte der K. Pr. Ak. d. Wiss. 1885, S. 27ff., wiederholt in „Vorträge und Abhandlungen", S. 203ff.); ferner R. Koser, „Geschichte der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin" (Sitzungsberichte der K. Pr. Ak. d. Wiss. 1905, S. 1004ff.). Mir lag noch ein Faszikel aus dem K.-M. vor, Zentralbureau Pers. G. Nr. 10. Darin u. a. der Entwurf des Einladungsschreibens vom 2. November und die Antwort Jakob Grimms vom 8. November in Abschrift, die Aufforderung Humboldts, auf Befehl des Königs, an Eichhorn (eigh. o. D. und Adresse), ferner zwei eigenhändige Briefe Jakob Grimms an den Minister, vom 12. Dezember aus Berlin und vom 5. Februar aus Kassel: letzterer der Dankbrief für die Gehaltszulage; sowie die anderen Korrespondenzen in dieser Angelegenheit. — Andere Akten des Faszikels ergänzen Kosers Mitteilungen über die Falschmeldung des Hamburger Korrespondenten und die Berichtigungen, die der König und der Minister deshalb an den hannoverschen Hof sowie in die Presse gelangen ließen. Das Hamburger Blatt hatte nämlich eine Mitteilung aus Kassel vom 9. November (also dem Tage nach Jakob Grimms Zusage) gebracht, worin von einer amtlichen Mitwirkung des preußischen Gesandten am Kasseler Hofe, Generals von Thun, gesprochen war, der die Gelehrten persönlich eingeladen habe. Der Inhalt des ministeriellen Schreibens war darin im wesentlichen richtig wiedergegeben; denn wenn darin gesagt war, daß den Brüdern neben dem Anerbieten einer freien Position die Aussicht eröffnet worden sei, früher oder später eine Anstellung im preußischen Staatsdienst zu erhalten, und dies dahin gedeutet wurde, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach demnächst als öffentliche Lehrer an der Universität oder als Bibliothekare bei der großen Königlichen Bibliothek in Berlin in Tätigkeit gesetzt werden sollten, so hätte sich der Korrespondent dafür in der Tat auf das Einladungsschreiben vom 2. November berufen können. Um so begreiflicher, daß der König über diese Indiskretion, deren Ursprung unsicher bleibt, sehr erbost

Berufung Rückerts.

In denselben Wochen, wo die Brüder Grimm ihr Leben in Berlin begannen, kam auch Friedrich Rückert zu uns. Er trat, als Professor für orientalische Sprachen und Literatur, in den Verband der Universität. Aber deren Interessen leiteten den König bei seiner Berufung nicht, und nicht einmal, wie bei den Grimms, die Rücksicht auf seine gelehrten Arbeiten; sondern es war wieder lediglich der Ehrgeiz, neben den Koryphäen der Wissenschaft auch die Sterne am künstlerischen Himmel Deutschlands um seinen Thron zu versammeln. Wie in Cornelius das Haupt der deutschen Malerei und in Mendelssohn den großen Musiker, so wollte er in Rückert einen Fürsten der deutschen Dichtkunst gewinnen. Auch dies nur ein alter Gedanke von ihm; schon 1837 war er mit dem gelehrten Poeten in Verbindung getreten. Und von verwandten Rücksichten ließ Rückert selbst sich bestimmen, als er die Berliner Zukunft ins Auge faßte; auch er war schon vor drei Jahren ganz bereit dazu gewesen, seine Schritte nach der preußischen Hauptstadt zu lenken. Er, der Lyriker, der versgewandte Übersetzer, hatte ja von jeher an sein dramatisches Talent geglaubt und hoffte nun die Berliner Bühne für die Dramen, mit denen er sich trug, zu erobern. Die Stellung an der Universität sah er von Anfang an als ein Beiwerk seines eigentlichen Berufes an und hatte den König dabei ganz auf seiner Seite: nur für die Wintermonate machte er sich pflichtig, und so hat er für ein sehr bedeutendes Gehalt (3600 Taler) die acht Jahre, die er unserer Hochschule angehört hat, nur Gastrollen, und vor einem sehr geringen Publikum, gegeben; vier volle Jahre von 1844 bis 1847 fehlt sein Name überhaupt in den Vorlesungsverzeich-

---

war, da damit seiner Eröffnung gegen den Onkel in Hannover direkt widersprochen wurde. Ich möchte daher vermuten, daß schon deshalb im Fortgang der Verhandlungen jene Aussicht fallen gelassen worden ist. Friedrich Wilhelm entnahm daraus nicht bloß den Anlaß, jene Nachricht zu berichtigen, sondern hielt es für nötig, durch seinen Gesandten in Hannover, v. Canitz, der dortigen Regierung seinen Standpunkt in dieser Angelegenheit auseinanderzusetzen, ohne freilich damit mehr Erfolg zu haben als im Sommer und zwei Jahre zuvor. Zu dem Immediatbericht des Gesandten, den Koser abgedruckt hat (Hannover, 27. November), kommt in den ministeriellen Akten noch ein ebenso ausführlicher, im wesentlichen damit sich deckender Bericht an Eichhorn vom 25. November. Es ist das Schreiben, welches Sybel, Vorträge, S. 213, erwähnt (vergl. auch Canitz' Immediatbericht bei Koser, S. 1010). Die Akten enthalten ferner die aus der Preßberichtigung erwachsenen Korrespondenzen. Zunächst ein von Johannes Schulze entworfenes, von Eichhorn aber stark korrigiertes Dementi für den Hamburger Korrespondenten, datiert aus „Kassel" (so für das ausgestrichene „Berlin") vom 24. November. Darin wird als der Auftrag der Brüder Grimm lediglich die Arbeit an dem Lexikon angegeben und außerdem nur noch das Verhältnis zur Akademie erwähnt. Der Artikel ward dem König vorgelegt, der ihn billigte. „Ungern", so heißt es in einem von Eichhorn ergänzten Satz, „würden wir die trefflichen Männer von hier scheiden sehen [NB. aus „Kassel"], wenn wir nicht wüßten, daß dieselben ganz Deutschland angehören, und daß ihrer Ankunft in Berlin ein seltener Kreis ausgezeichneter Sprach- und Geschichtsforscher entgegensieht". Die Aufnahme des Artikels in dem Hamburger Korrespondenten mußte Herr von Hänlein, der Gesandte in Hamburg, besorgen, der auch noch weitere Notizen über die Anstellung selbst hineinbrachte. Auch die Augsburger Allgemeine Zeitung wurde zur Berichtigung herangezogen.

nissen. Dennoch kamen die Enttäuschungen, an denen er schwer trug, und für die er sich in nicht immer geschmackvollen und vielfach ungerechten Versen zu rächen suchte, weniger noch von seiner akademischen Tätigkeit her als von der Bühne, die er durch seine Dramen ebensowenig gewinnen konnte wie die Teilnahme der Studenten.

2. Versuche, den neuen Geist zur Herrschaft zu bringen. Harte Kämpfe.

Die Huldigungswoche.

Die Ernennung Eichhorns fiel gerade in die „frohen Tage der Erwartung", „die Flitterwochen der neuen Krone": als die Huldigungsfeierlichkeiten in Berlin alle Welt in einen Taumel der Freude und loyaler Begeisterung versetzten. Auch die Universität durfte mit den andern Ständen und Körperschaften dem neuen Herrscher im Rittersaal des Königlichen Schlosses verehrend nahen und ward durch Einladungen zur Königlichen Tafel ausgezeichnet. So erhielt sie auch einen, freilich bescheiden zugemessenen, Anteil an den Gnadenbeweisen, die in reicher Fülle vom Thron herabflossen: Steffens, des Königs Freund, ward zum Geheimen Regierungsrat befördert, Neander, dessen Wesen und Wirken ebenso sehr dem Minister wie dem König zusagten, mit der Würde eines Oberkonsistorialrats bekleidet. Volleren Wert hatte die Dotation von 20000 Talern, die gleichsam als Mitgift des neuen Ministers der Universität gewährt wurde. Angesichts der dürstenden Kassen, der niedrigen Gehälter und des kärglichen Etats für die Apparate und Institute konnte diese Summe kaum übertrieben hoch genannt werden; immerhin war es ein klingender Beweis dafür, daß des Königs Gunst der Universität seiner Hauptstadt zugewandt war, wie er es nach der Thronbesteigung in Aussicht gestellt hatte, und daß sie, wie unter Altenstein, noch immer in ihrer Vorzugsstellung vor den übrigen Universitäten des Landes bleiben sollte. Nur die Universität der Krönungsstadt, Königsberg, war noch mit 9000 Talern beglückt worden; Alexander von Humboldt hatte, den Wegen seines Bruders folgend, beide Bewilligungen beantragt.

Gnadenbeweise; Dotation.

Allgemeine Enttäuschung.

Aber alle diese Huldbeweise konnten es nicht verhindern, daß sehr bald eine Stimmung aufkam, die von dem Ton des Behagens und Vertrauens, welcher sich zwischen ihr und der vorigen Regierung im letzten Jahrzehnt herausgebildet hatte, ganz abwich. Es war das Gleiche, was man in allen Kreisen der Hauptstadt und des Landes empfand, die den Einwirkungen des neuen Geistes, der vom Thron Besitz genommen, ausgesetzt waren: dem Rausche folgte die Ernüchterung auf dem Fuß; auf den Frühling beglückender Hoffnung fiel der Rauhreif herber Enttäuschungen. Keiner Partei konnte der König es recht machen. Am wenigsten den Dienern seines Vaters, den Anhängern der alten Monarchie, welche, an die Stille ihrer Bureaus gewöhnt, mit Entsetzen auf diese wortreiche Regierung sahen und auf das Stimmengewirr hörten, das ihr antwortete. Zumal die Demagogenverfolger, Wittgenstein und seine Gesellen, denen ihre

Opfer durch die allgemeine Amnestie schon im Sommer entrissen wurden, waren in der bittersten Stimmung. So traf den alten Hausminister Varnhagen, als er ihn am 26. September in seiner Wohnung in der Behrenstraße besuchte. Der Fürst sprach die größte Verachtung alles Hofwesens aus, den größten Überdruß alles Umgangs mit Souveränen. Sonst zeigte er sich ganz aufgeräumt, munter und fast trotzig; sein bestes Augenmerk am ganzen Tage, so sagte er seinem Besuch, sei die Spielpartie abends. Vielleicht aber war diese zuversichtliche Haltung des Meisters der Verstellung auch nur wieder eine Maske, und empfand er den Verlust seiner Macht doch härter, als er es wahr haben wollte. Denn gerade in den Tagen, als der Jubel über den Anbruch der goldenen Zeit am lautesten war, am 2. Oktober, ward der Alte vom Schlage gerührt. Er kam noch einmal wieder hoch und hat danach noch volle zehn Jahre den Fortgang und die Selbstzerstörung des neuen Regiments mit angesehen. Aber für Friedrich Wilhelm blieb er abgetan. Das Gleiche widerfuhr seinem Gehülfen, dem Geheimrat Tzschoppe, der trotz seines Ranges und des Adels, den man ihm verliehen, den Umschwung nicht ertragen konnte und in Geisteszerrüttung verfiel, und dem alten Kamptz, der sich noch eine Weile im Justizministerium hielt, aber ebenfalls seinen Einfluß von Tag zu Tage schwinden sah. Auch der Kabinettsminister Graf Lottum gehörte zu den gefallenen Größen; an seine Stelle trat noch im Herbst der fromme Degen General von Thile, in dem das religiöse Element in der Weltanschauung des Königs seinen besonderen Vertreter in der Regierung fand. Sogar die eigentliche Kronprinzenpartei, die Gerlachs und ihre Gruppe, wurde bald gewahr, daß sie durch die Thronfolge nicht auf ihre Rechnung gekommen war. Denn einmal auf den Thron gelangt, band Friedrich Wilhelm sich an keine Partei mehr. Er wollte Ratgeber haben, auf welche er hören mochte, wenn es ihm gefiel, die er aber beiseite schob, wenn ihre Ratschläge seinen längst feststehenden Entschlüssen, vielleicht auch nur seinen Launen und Einfällen widersprachen. Ob dies Minister oder Stände oder Günstlinge waren, galt ihm gleich. Er meinte über ihnen allen stehen, die Verantwortung allein tragen zu können; ja er glaubte (und sprach es zuweilen offen aus), daß er die Dinge besser übersehe als seine Minister, und daß er von ihnen keinen Rat erwarten dürfe. Seine Romantik stellte ihm dies monarchische Hochgefühl wohl in dem verklärenden Lichte einer durch Gottes Gnade mit dem Amt verbundenen besonderen Erleuchtung vor. Im Grunde jedoch leitete ihn dabei wesentlich das von den Vorfahren ererbte Bewußtsein, der Herr zu sein, der zur Krone geboren war, sowie das Gefühl, daß er sich um so mehr am Steuer behaupten müsse, je weiter er das Schiff des Staates aus dem alten Kurse herauslenkte und den Wogen und Strömungen der Zeit anvertraute: er hat es in der Tat niemals fahren lassen, wie schwach auch seine Hände zu Zeiten wurden, und wie schwer die Gewalt der Stürme dagegen drücken mochte.

Niemand war über diese Gleichgültigkeit des Königs unglücklicher als gerade diejenigen, welche seinen christlich-germanischen Anschauungen am nächsten standen, und die er selbst allezeit seine wahren Freunde und Gesinnungsgenossen genannt hat: Ludwig und Leopold von Gerlach. Schon in den ersten Wochen der neuen Regierung sprach der Präsident sich darüber gegen seinen Bruder aus. An die großen Maßregeln, die Umbildung des Ministeriums, die Einberufung von Generalständen, Auflösung des geistlichen Ministeriums und so fort glaubte er noch gar nicht denken zu können. Die Partei selbst sei nicht darauf vorbereitet; es fehle dazu an Menschen und an Vertrauen und Einigkeit untereinander. Und andererseits fürchtete er absolutistische Exzesse, Gebrauchen der Menschen als bloßer „tools". Wesentlich sei eine reelle Kontrasignatur der Königlichen Erlasse, wenn nicht wüster Absolutismus einbrechen solle. Als erste Stufe, um aus dem jetzigen Tohuwabohu herauszukommen, empfahl er, daß wenigstens jedes Gesetz von allen Staatsministern, gewissermaßen als interimistischen Vertretern der Nation, beraten würde, als Gegensatz zu dem bisherigen wilden Extrahieren legislatorischer Kabinettsordres von seiten einiger Minister. Der Oberst suchte ihn zu beruhigen: sein Rat sei zu negativ, der König sei sogar auffallend wenig absolutistisch, er habe ihm selbst (es war bei dem ersten Wiedersehen nach dem Tode des alten Herrn gewesen) über den Mangel an Kapazitäten geklagt. Aber die folgenden Monate gaben der Sorge, die Ludwig geäußert hatte, recht; Leopold mußte ihm beistimmen. Ihre Furcht war um so größer, je weniger sie gegenüber den liberalen Strömungen, welche des Königs populärer Entschluß entfesselt hatte, in der eigenen Partei Einstimmigkeit und Widerstandslust fanden. Aber auch die Freude der Liberalen wurde durch die Maßregeln, welche den Festlichkeiten in Königsberg und Berlin folgten, rasch gedämpft: die Ernennung Thiles und Stahls, welche Anfang November bekannt wurde, und bald darauf die unbegreiflichste von allen, Hassenpflugs Berufung in das Obertribunal; auch von Schelling hörte man schon sprechen, und so noch von andern Vorkämpfern des antimodernen Geistes, dem Grafen von Stolberg, Leopold Gerlach selbst, und dem Präsidenten Götze in Greifswald, einem besonders strengen Anhänger der pietistischen Orthodoxie; sogar der Name Beckedorffs, der aus Anlaß der Thronbesteigung nobilitiert war, tauchte wieder auf. Schon drangen die Gedanken des Königs über Umgestaltung der evangelischen Kirche, Begünstigung des Katholizismus, Majorate und patrimoniale Justiz in die Öffentlichkeit. Nicht einmal die Bemühungen um die Hebung der künstlerischen Interessen lösten überall Empfindungen der Freude aus, wenigstens nicht bei denen, die, wie Rungenhagen und Spontini durch die Berufung von Felix Mendelssohn, oder wie die Herren von der Akademie der Künste durch die Einschiebung von Cornelius als Direktor, unmittelbar getroffen wurden. Man spottete über die Sammlung abgestandener Berühmtheiten, denen der König in Berlin ein Asyl bereite. „Nun wird der alte Schelling, der alte Schlegel, der alte Cornelius er-

wartet, das wird eine verfluchte Rumpelkammer!“: so Varnhagen, indem er dieser Vorgänge gedenkt. „Wohin man hört und sieht“, so erfuhr Perthes in Bonn Anfangs Dezember aus Berlin, „wird rücksichtslos gegen den König gesprochen“.

Böser Empfang Stahls seitens der Studenten.

Auch an der Universität fand die allgemeine Erregung sehr bald Eingang. Ja hier machte sie sich zum erstenmal öffentlich Luft, in dem Empfang, den man Stahl bereitete, als er am 26. November sein Programm vor einem dichtgefüllten Auditorium entwickelte. Er hielt es für angebracht — denn an Entschiedenheit und Mut fehlte es ihm nicht —, seinen Gegensatz gegen Hegel und Gans, dessen Platz er einnahm, unter scharfen Angriffen gegen diese darzulegen. Dadurch aber fühlten sich die Schüler seines vielbewunderten Vorgängers verletzt und antworteten mit lautem Scharren und Zischen. In der zweiten Stunde wiederholte sich der Tumult, und erst nachdem der Rektor die Hospitanten hinausgewiesen, Stahl aber eingelenkt und erklärt hatte, daß er sich einer kritischen Beurteilung der Dahingeschiedenen fürder enthalten werde, kehrte die Ruhe ein; er konnte vor nun noch zwei Dutzend Zuhörern seine Vorlesung zu Ende führen.[1] Es war, wie Varnhagen bemerkt, die erste Opposition gegen die neue Regierung.

Der König und der Minister unbeirrbar.

Der König und sein Minister ließen sich durch solche Vorboten künftiger Stürme nicht beirren. Friedrich Wilhelm klagte wohl einmal über das Mißtrauen, das man ihm entgegenbringe, und die Mißverständnisse, auf die er mit seinen besten Absichten überall stoße; aber auf der Höhe des Thrones empfand er kaum, wie sehr bereits der Boden unter ihm schwankte, und fuhr fort, mit huldvollen Händen nach allen Seiten hin seine Wohltaten zu spenden. Eichhorn aber war des Kampfes und der Gegner gewohnt. Mit dem leidenschaftlichen Eifer, den er in alle seine Handlungen legte, je mehr er von der Gerechtigkeit seiner Sache und ihrem Segen für die preußische und deutsche Kultur überzeugt war, verfolgte er seinen Weg. Fast sein erstes war, in dem eigenen Ministerium seinen Willen durchzusetzen. Schon in seinen früheren Stellungen war er dafür bekannt gewesen, daß er kein nachsichtiger Vorgesetzter war. Man sagte, daß er seinen Räten ihre Verfügungen oft von oben bis unten durchstreiche, und daß er nur diejenigen zu seinen Geschäften heranziehe, die ihm zu Willen wären, diese dann aber über Gebühr belaste. Er war darin wieder das volle Gegenteil zu Altenstein. Auch dessen Hand findet man oft genug in den Akten, und seufzend liest man in seiner feinen, enggedrängten Damenhandschrift die vielen Bleistiftkorrekturen zu den Entwürfen seiner Räte, die auch er oft genug völlig verwarf und durch

Eichhorn reinigt das Ministerium.

---

1) Hierfür stehen mir allerdings nur die Erzählung von Robert Prutz in „Zehn Jahre“ (1840 bis 1850), I, S. 327, und die Aufzeichnungen Varnhagens zum 27. November, 1. und 10. Dezember, zu Gebote.

seine eigenen langatmigen Elaborate ersetzte. Aber er verfehlte dann selten, in verbindlicher Wendung eine Anerkennung der verworfenen Schriftstücke auszusprechen. So waren auch bei ihm persönliche und grundsätzliche Gegensätze unter den Räten an der Tagesordnung gewesen: aber durch das Entgegenkommen gegen die einen und Entschuldigungen gegen die andern, besonders auch durch die geschickte Verteilung der Geschäfte hatte er es verstanden, die Rivalitäten zwischen Schulze und Nicolovius, Nicolovius und Süvern, und so fort, auszugleichen, so daß er im Lauf der Jahre mit ihnen allen, sogar mit den geistlichen Räten, die ihm in der Zeit der Reaktion aufgedrängt waren, in ein nicht bloß leidliches, sondern vertrautes und freundschaftliches Verhältnis gekommen war. Sein Einfluß auf die Geschäfte war dadurch gewiß nicht verringert worden. Eichhorn aber stellte sich vom ersten Tage ab in Gegensatz zu den Räten seines Vorgängers; wie es denn freilich kaum zu erwarten war, daß sie seiner Politik, die nach jeder Richtung weit abweichende Bahnen anstrebte, rückhaltlos folgen würden. Und da er ihre Unterstützung nicht fand, suchte er ohne weiteres auswärts seine Hülfe. Er fand sie in dem Schulrat Eilers in Koblenz, auf den er schon als Ministerialdirektor im Auswärtigen Amt durch seinen Freund, den General Aster, der jenem am Rhein nahegetreten, aufmerksam gemacht war. Eilers war ein Bauernsohn aus Ostfriesland, Landsmann und Schüler Schlossers, und gleich diesem erfüllt von lebendigem Interesse für alle Fragen in Staat und Kirche; kein liberaler Mann, aber auch kein Reaktionär, von nicht gemeinem Verstande, jedoch philosophischen und politischen Spekulationen abgeneigt, von denen er, der seinen alten derben Bauernglauben niemals aufgegeben hatte, die Auflösung der alten Ordnungen in Staat und Kirche fürchtete; nicht eigentlich ein Gesinnungsgenosse des Ministers, dessen Geist freier, weiter und feiner durchgebildet war, aber ein Mann, der ihm in seinen Anschauungen und Interessen doch nahe kam; dazu ein rascher Arbeiter, furchtlos und entschieden, und aufrichtig in der Bewunderung und Hingebung für seinen Chef. Der Minister hatte ihn zunächst nur zur Leitung der Staatszeitung ausersehen, eine Stellung, die Eilers' Ehrgeiz nicht genugtat, und die er deshalb ausschlug; die Besprechung, die sich daran knüpfte, führte jedoch zu weiteren Verhandlungen, die mit seiner Berufung in das Ministerium, zunächst als Hülfsarbeiter, im Januar 1841 endigten. Sofort übertrug der Minister ihm alle Generalien in bezug auf Agende, Union und Separatistenwesen, das heißt das Ressort, das bis dahin der Bischof Neander inne gehabt hatte, der somit in die zweite Stelle, als Korreferent des Regierungsrats, gesetzt wurde. Bald wurden auch noch andere Dezernate an Eilers übertragen: das Zensurwesen, das Altenstein einem Verwandten, dem Herrn von Stein-Kochberg, anvertraut hatte; die Universitäten, welche Johannes Schulze lange Jahre, zuletzt fast unumschränkt, geleitet und die an ihm den verständnisvollsten, wärmsten Freund gefunden hatten, während Eilers noch vor kurzem Diesterwegs maßlosen Diatriben gegen die deutschen Hochschulen eifrig

Beruft Eilers und macht ihn zu seiner rechten Hand.

zugestimmt hatte;[1] weiter die evangelischen Gymnasien, die Lehrerseminarien und alle niederen Schulen, das Ressort, das bisher unter Geheimrat Kortüms wohlwollender und einsichtiger Leitung gestanden hatte; und endlich gar die Generalia in Unterrichtssachen, sowie die besonderen Angelegenheiten, das heißt der Geschäftskreis, der dem Ministerialdirektor Herrn von Ladenberg zugehörte. Sie alle wurden zu Eilers' Korreferenten herabgedrückt. Herr von Ladenberg, der vordem Regierungspräsident in Trier gewesen, hatte sich Hoffnung gemacht, Altensteins Nachfolger zu werden, der ihn vielleicht selbst dazu bestimmt hatte; er wäre dann der Kollege seines Vaters geworden, der das Ministerium der Domänen und Forsten verwaltete. Auch hatte sein Name wirklich auf der Liste gestanden, die der König im Mai Bunsen vorlegte. Statt dessen sah er sich jetzt unter seinen früheren Schulrat gestellt und so gut wie ganz außer Tätigkeit gesetzt. Kein Wunder, daß sich der also Behandelten tiefe Erbitterung bemächtigte, und daß der Ministerialdirektor selbst an die Spitze der Opposition gegen den Chef trat.

Reformiert das Institut der Regierungsbevollmächtigten; setzt Ladenberg für Berlin ein.

Auch der Universität gab der neue Minister bald zu erkennen, daß, wo er einmal seinen Kopf aufsetzte, er keinen Widerspruch gelten ließ; so wie wir ihn ja übrigens schon vor Jahren als Syndikus kennen lernten, als er in der Sache des jüdischen Studenten, der zu den Prügeln von seinen antisemitischen Kommilitonen auch noch den ehrenrührigen Verweis seiner Richter einstecken mußte, mit Fichtes Eisenkopf zusammengestoßen war.[2] Diesmal handelte es sich um eine Frage, zu der Eichhorn in früherer Zeit eine ganz andere Stellung eingenommen hatte. Gleich am ersten Tage seines Ministeriums hatte der König die Anfrage an ihn gerichtet, ob man nicht die Stelle des Regierungsbevollmächtigten in Königsberg eingehen lassen solle, da dieselbe an den andern Universitäten nur noch mit Rücksicht auf die Bundesgesetze beibehalten worden sei — vermutlich ein Nachhall der Königsberger Tage, wo dem König dies von den Liberalen Ostpreußens nahegelegt sein mochte. Eichhorn riet davon ab. Er, der sein Lebelang für die Unabhängigkeit Preußens von Österreich gekämpft und dies Ziel auch jetzt noch keineswegs aufgegeben hatte, wollte dennoch jene Angelegenheit nicht isoliert behandelt sehen, sondern im Rahmen der Bundesgesetze; er wies darauf hin, daß die sechsjährige Frist, die nach dem Beschluß des Bundestages vom 14. November 1834 für die Verlängerung des Edikts vom September 1819 angesetzt war, eben abgelaufen, und daß über die Fortdauer oder den Wegfall des Institutes eine allgemeine Beratung nötig sei. Er selber war nicht für die Abschaffung der Einrichtung, welche im Jahr der Karlsbader Beschlüsse das eigentliche Siegel auf die Unterdrückung der nationalen Bewegung an den deutschen Universitäten gewesen war, wohl aber

1) In einem Brief an Johannes Schulze, Koblenz, 11. April (in dessen Nachlaß, Geh. St.-A., Rep. 92, Schulze Nr. X), unter Berufung auf einen Brief Schlossers an ihn, aus dem er eine analoge Stelle mitteilt.

2) Bd. I, S. 411 ff.

für ihre Modifikation. Er wollte, ganz im Sinne seiner allgemeinen Überzeugungen, den freiheitlichen und sittlichen Geist in der akademischen Welt nicht dämpfen, wohl aber beeinflussen und lenken. Den polizeilichen Charakter, den die Instruktion vom 18. November 1819 dem Amte aufgedrückt hatte (Einwirkung auf die Disziplin, Fleißzeugnisse, Stipendien und ähnliches), wollte er abschaffen und es in das Amt der alten Kuratoren zurückbilden, welche als Männer von hoher Bildung in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Lehrern Einfluß auf Wahl und Wirksamkeit der Professoren wie auf die sittliche Haltung der Studierenden ausgeübt hatten, ohne doch das Odium bestellter Aufseher zu erhalten.

Der König erklärte sich einverstanden und sah daher von seinem Wunsch für Königsberg ab. Daß Österreichs Bundesgesandter, Herr von Münch, mit dem der preußische Gesandte, Herr von Sydow, sich alsbald in Beziehung setzte, für die Aufrechterhaltung der Bundesbeschlüsse (auch ohne Modifikation) zu haben war, braucht keiner Worte. Und da auch die süddeutschen Höfe, wie von jeher, volles Verständnis für diese negative Form der deutschen Einheit an den Tag legten, so kam man ohne Schwierigkeit, wenn auch in dem am Bundestage gewohnten Tempo, im Sommer 1841 zu einer Erneuerung des Edikts, wiederum auf eine Dauer von sechs Jahren; erst die Revolution hat ihm, nachdem seine Gültigkeit noch ein zweites Mal verlängert worden, ein Ziel gesetzt.

Auch für die Berliner Universität bestand die alte Instruktion noch zu Recht. Freilich waren ihre Stachel seit Beckedorffs mildem Regiment nicht mehr gefühlt worden; und noch besser war das Verhältnis zwischen Universität und Ministerium gewesen, als Rektor und Richter gemeinsam als die Stellvertreter des Regierungsbevollmächtigten fungiert hatten. Niemals war es mehr zu Konflikten gekommen und die korporative Stellung der Universität fast im Sinne Schleiermachers zur Wahrheit geworden. Eichhorn aber wollte auch Berlin die Wohltat der neuen Ordnung, die er im Sinne hatte, gewähren. Als den neuen Regierungsbevollmächtigten hatte er, unter Belassung in seiner bisherigen Stellung, seinen Ministerialdirektor ausersehen, dem er damit wieder etwas zu tun gab, aber in einer Sphäre, wo er ihm selbst möglichst ferngerückt war. An sich konnte Ladenberg der Universität nicht unwillkommen sein, da er ihr stets wohlgesinnt und seit seiner Studienzeit mit den leitenden Persönlichkeiten gut bekannt war. Auch ihm mochte die unabhängige Stellung unter den obwaltenden Verhältnissen erwünscht sein; und es war nicht anzunehmen, daß er, wie weiland Friedrich Schultz, die Opposition gegen den Minister mit der Knechtung der Universität vereinigen werde, zumal da er seiner ganzen Weltanschauung nach eher dem Liberalismus zuneigte. Dennoch können wir es verstehen, daß man an der Universität durch diesen Eingriff in ihre Selbstverwaltung sich schwer verletzt fühlte, um so mehr als Eichhorn, wohl in dem Gefühl, daß seine Wohltat nicht auf willige Herzen stoßen werde, die Kabinettsordre erwirkte, ohne den Senat oder auch nur die beiden Stellvertreter des Regierungs-

bevollmächtigten davon in Kenntnis zu setzen (13. April 1841). Diese Stimmung war so stark, daß noch in zwölfter Stunde der Versuch gemacht wurde, die Neuordnung von sich abzuwehren. Bevor man noch amtlich Kenntnis erhalten, setzte Böckh, am 2. Mai, eine Eingabe an den Minister auf, worin dieser unter Hinweis auf die Stellung, welche die Korporation unter dem Regierungsbevollmächtigten gehabt, und auf das schöne Einvernehmen mit dem Ministerium, welches ihr unter der Stellvertretung zuteil geworden, gebeten wurde, es bei der seit 1829 getroffenen Anordnung zu lassen. „Die Ehre der Universität", so heißt es darin, „und das Ansehen des Rektorates, welches in seiner Wirksamkeit zu einem Schatten herabgesunken war, wurde hierdurch auf eine Art hergestellt, welche alle, die an der Universität Anteil nahmen, mit Dank gegen Seine Majestät den Hochseligen König und die hohe vorgesetzte Behörde erfüllte. Erst seit dieser Zeit konnte das Rektorat wieder mit Freude verwaltet werden: ein Urteil, welches wir mit desto größerer Zuversicht aussprechen, als sich unter uns mehrere befinden, welche das Rektorat zum Teil zu wiederholten Malen vor und nach dem Jahre 1829 bekleidet haben".[1] Einmütigkeit fand freilich diese Kundgebung nicht. Von 51 Ordinarien wagten nur 31 ihren Namen unter das Schriftstück zu setzen, das gewiß auch dann vergeblich gewesen wäre, wenn es nicht bereits zu spät gekommen wäre. Denn kaum war es abgesandt, so traf die Kabinettsordre auf der Universität ein, welche jeden Protest unmöglich machte. Ihr folgte nach wenigen Tagen ein Reskript des Ministers, in dem die Eingabe zurückgewiesen wurde, nicht ohne eine nachdrückliche Rüge des statutenwidrigen Vorgehens der Unterzeichner, da dem Senat allein das Recht zustehe, die Universität bei dem hohen Ministerium zu vertreten. Gleichzeitig brachten die Zeitungen die Neuordnung zur Kenntnis des Publikums, und erst aus ihnen erfuhr der Universitätsrichter, Geheimrat Krause, der in den entscheidenden Tagen verreist gewesen war, daß er des Kommissoriums, das er zwölf Jahre hindurch zur vollen Zufriedenheit der Universität und des Ministeriums verwaltet, entsetzt worden sei.[2] Daß Eich-

1) Eigentümlich berührt es, daß als der Mann, dessen Wohlwollen die Universität ihre Wiedereinsetzung in eine ehrenvollere Stellung zu verdanken habe, der „damalige Direktor des hohen vorgesetzten Ministeriums, der gegenwärtige Justizminister, Herr von Kamptz," bezeichnet wird.

2) Senatsprotokoll vom 12. Mai 1841. Der Entwurf Böckhs zu dem Protest vom 3. Mai in dessen Nachlaß. Unterzeichnet haben: Marheineke, Heffter, Böckh (diese drei als die Wortführer und Bevollmächtigten der andern), Steffens, Kunth, Schönlein, Link, Dirksen, Ideler, Tölken, von Henning, Ehrenberg, Heinrich Rose, Zumpt, Paul Erman, Bopp, Gustav Rose, Gabler, von der Hagen, Lejeune-Dirichlet, Casper, C. Ritter, Wagner, Dieffenbach, Mitscherlich, Busch, Schultz, Bekker, Schlemm, Müller, Jüngken. Zwei darunter, Heffter und Zumpt, waren Dekane; die beiden andern, Twesten und Osann, fehlen. Der Rektor Lichtenstein hatte nicht unterzeichnet; die besonderen Freunde Eichhorns, Ranke und Savigny, gleichfalls nicht; wohl aber Bekker, obschon auch er zu den guten Bekannten des Ministers gehörte. Andrerseits fehlen Trendelenburg und Lachmann, die sonst für die korporativen Rechte einzutreten pflegten, vermutlich mit Rücksicht auf das nicht ganz korrekte Verfahren. Von den Theologen stand Mar-

horn bei seinem Vorgehen nicht ganz wohl war, bewies er dadurch, daß er es mit dem Bundesrecht motivierte, welches ja übrigens dem bestehenden Verhältnis, da es sich nicht um Aufhebung, sondern nur um Stellvertretung gehandelt hatte, gar nicht widersprach; daß er sich weit mehr durch seine persönliche Auffassung des Amtes zu seinem Verfahren hatte bestimmen lassen, als durch den Respekt vor den Rechtsansprüchen, welche Österreich und die andern Mitglieder des deutschen Bundes Preußen gegenüber erheben konnten, überging er;[1] und nur die Instruktion, deren Abschrift er beifügte, verriet seine Absichten.

Bruno Bauer. Wird durch Altenstein nach Bonn versetzt.

In diesen Wochen bereitete sich ein neuer Streitfall vor, der die Gemüter noch weit allgemeiner und tiefer aufregte und zu einem Eingriff Eichhorns in die Lehrfreiheit führte, wie er seit der Suspension Benekes in Preußen nicht mehr erhört war: die Aufhebung der Venia docendi des Privatdozenten der Theologie Bruno Bauer in Bonn. Die Berliner Universität war dabei nicht in erster Linie beteiligt, und so hat der Fall auch für ihren Historiker nur ein sekundäres Interesse. Dennoch dürfen wir nicht daran vorübergehen, nicht bloß wegen der früheren Zugehörigkeit Bauers zu unserer theologischen Fakultät, sondern auch darum, weil die alten Gegensätze in ihr dadurch aufs neue aufgerührt wurden. Er war eine Erbschaft Eichhorns aus dem Nachlaß Altensteins. Denn in der Übersiedlung Bauers nach Bonn, welche der Vorgänger Eichhorns veranlaßt hatte, lag der Ursprung des Konfliktes. Altenstein hatte ihn abgeschoben, weil in der Berliner Fakultät für den Hegel- und Marheineke-Schüler, wie Vatkes Beispiel zeigte, kein Platz war und Bauer sich überdies durch eine Streitschrift gegen Hengstenberg vollends die Gunst der Majorität verscherzt hatte. Auch mochte den Minister, wie seinen Dezernenten, dabei der Wunsch geleitet haben, den Bonnern, die noch völlig hegelfrei waren, etwas von dem Geist ihres Meisters zuteil werden zu lassen.

---

heineke allein unter den Protestierenden, von den Juristen Heffter: also die Hegelianer. Das mag Henning, der sich jetzt, oder wenigstens sehr bald danach an Eichhorn anschloß, mit unter die Protestierenden geführt haben. Auffallen muß es, daß ein so konservativer Mann wie Carl Ritter sich hinzugesellte, während Tölken, Bopp, die beiden Rose, Lejeune-Dirichlet, Paul Erman, Mitscherlich und Dirksen nach ihrer sonstigen Haltung ganz dahinneigen mußten. Dieterici ward wohl durch sein amtliches Verhältnis zum Ministerium abgehalten. Von den Medizinern fehlt außer Horn, Horkel und dem Dekan Osann niemand; von den Philosophen außer den Genannten noch Hoffmann, Weiß und, weil verreist, auch Raumer. — Krause gab in der Folge sein Amt auf; im Herbst wurde er an das Oberlandesgericht in Halberstadt versetzt.

1) Wie man in der Berliner Gesellschaft darüber sprach, offenbart uns wieder eine Notiz Varnhagens in seinen Tagebüchern, I, S. 304: „Der Minister Eichhorn“, so heißt es hier unter dem 27. Mai 1841, „hat den Professoren auf ihre Eingabe gegen die Wiedereinsetzung eines besondern Regierungsbevollmächtigten sehr schnöde geantwortet, sich des Bundestages als elender Ausflucht bedient und ihnen gesagt, sie gäben den Studenten ein schlechtes Beispiel! Lebte nur Gans noch, der würde eine Replik aufsetzen! Der Mißmut der Universität gegen Eichhorn ist sehr groß, er entfernt alle die Kräfte von sich, auf die er sich doch einst wird stützen wollen“.

Konflikt mit der Fakultät.

In Bonn hatte man keinen Widerstand geleistet. Bauer hatte lediglich eine lateinische Vorlesung zu halten und wurde im übrigen ohne weitere Habilitationsleistungen nostifiziert. Andere Vorteile waren dem jungen Gelehrten, der seit sechs Jahren ein wahres Hungerdasein geführt hatte und der Verzweiflung nahe war, nicht weiter geboten worden, außer etwa noch die Entschädigung für die Reise, welche aber auf die Schulden Bauers draufgegangen war. Die Arbeit an der zweiten Auflage der Hegelschen Religionsphilosophie, für welche Frau Hegel ihm die Hälfte des Honorars großmütig überlassen, hielt ihn eine Zeitlang über Wasser. Aber kaum hatte er sich umhabilitiert, als er den Minister mit flehender Bitte bedrängte, ihn aus seiner jämmerlichen Lage zu befreien, und Altenstein, bei dem Marheineke das Gesuch seines jungen Freundes aufs wärmste unterstützte, war auch dazu bereit. Leider ging dies nicht anders als durch Verletzung fremder Interessen. Was Bauer gegeben wurde, mußte zwei älteren Bonner Privatdozenten, Kinkel und Sommer, entzogen werden; ein Antrag der Fakultät, das durch den Abgang des Kirchenhistorikers Redepennig freigewordene Gehalt von 300 Talern zwischen den beiden älteren Privatdozenten zu teilen, ward abgelehnt, mit der Angabe, daß sie ihre Tüchtigkeit durch wissenschaftliche Arbeiten noch nicht erwiesen hätten, und das Geld für Bauer bestimmt. Darüber starb Altenstein. Ladenberg blieb, von Schulze geleitet, bei dem Entschluß seines Vorgängers stehen; noch am 21. September 1840 beschied er den Bonner Regierungsbevollmächtigten in diesem Sinne. Bauer seinerseits kam 14 Tage später, am 3. Oktober, mit neuer Bitte und unterstützte diese durch eine Schrift, die er im Sommer ausgearbeitet hatte. Er konnte es aber nicht unglücklicher treffen. Denn sein Schreiben kam nach Berlin in dem Moment, wo der hegelfeindliche Minister kurz vor dem Antritt seines Amtes stand, und die Schrift Bauers (es war die Untersuchung über das vierte Evangelium) zeigte ihn bereits auf den Bahnen einer Bibelkritik, deren destruktive Richtung noch weit über Strauß hinausging. Und nun kamen von der rheinischen Universität her, wo man den jungen Kollegen nur unter dem Druck des vorigen Ministeriums aufgenommen hatte, wiederholte Ersuchen, jene Geldsumme zugunsten ihrer Schützlinge zu verwenden. Der Regierungsbevollmächtigte selbst trat schon am 10. Oktober, zwei Tage nach dem Eintritt des Ministers in sein Amt, für seine Theologen ein. Er wies darauf hin, daß Bauer das Hauptbedürfnis der Fakultät nicht decke, während Kinkel es den ganzen Sommer über in Vertretung von Redepennig mit dem entschiedensten Glück getan habe, und betonte zweitens, daß die theologische Richtung Bauers in Bonn keinen Anklang finde, am wenigsten unter den Studierenden selbst, so daß seine Lehrerfolge sehr gering gewesen seien; auch würde die Fakultät ihre Einheit verlieren, auf der die Wirksamkeit der ganzen Universität ruhe. Als wesentlichstes Moment aber führte er die Rücksicht auf die katholische Fakultät an, da die kritische Theologie den Katholiken noch gefährlicher erscheine als den Protestanten und

die Berufung Bauers auch gegen die katholischen Theologen Mißtrauen erwecken könnte. Er beantragte die Teilung des Gehaltes unter die drei Dozenten und die Ernennung aller drei zu Extraordinarien. Bauer versuchte jetzt durch persönliche Verhandlung sein Ziel zu erreichen; im Oktober stellte er sich dem Minister vor. Aber wiederum vergriff er sich in den Mitteln, indem er Eichhorn eine neue Schrift, über die evangelische Landeskirche, überreichte, die, wie er bereits selbst ahnte, gleichfalls nicht nach dem Geschmack des Ministers sein konnte;[1] und in den Audienzen, die ihm Eichhorn und Schulze gewährten, trat er in einer Weise auf, die auf die Beteiligten den Eindruck krankhafter Erregung machen mußte. Da er jedoch, vermutlich auf Rat seines Freundes Marheineke, erklärte, daß er selbst das Bedürfnis nach Ruhe habe, und nur bat, ihm ein wissenschaftliches Gebiet anzuweisen, welches am meisten als neutrales gelten könne, nämlich die Kirchengeschichte — er wolle sich zurückziehen und dann mit einem kirchenhistorischen Werke auftreten —, ließ sich Eichhorn soweit erweichen, daß er ihm zunächst 100 Taler gab, unter der Bedingung, daß er fürs erste nicht nach Bonn zurückgehe, sondern in Charlottenburg, seinem Heimatsort, in Zurückgezogenheit und Stille sich kirchenhistorischen Arbeiten widme. Kaum aber hatte Bauer diese Zusage in der Tasche, als er sich bereits wieder eines andern besann und darum bat, ihn der Öffentlichkeit und dem Kathedervortrage nicht zu entziehen, da ihn, wie er sich ausdrückte, gerade die Objektivität auf dem Katheder beruhigen und, da sie unmittelbare Gestaltung fordere, das an sich selber zehrende Grübeln, das ihn in der Einsamkeit aufreibe, unterbrechen würde. Er versicherte, woran man nach dem Vorgefallenen wirklich zweifeln konnte, daß sein Naturell ein ruhiges und er im täglichen Verkehr bescheiden und besonnen sei. In der Tat ließ Eichhorn, auf den Marheineke von neuem einzuwirken suchte, sich dazu

1) Er wisse, sagt er in dem Begleitschreiben, das aus Charlottenburg abgesandt ist, wie sehr dem Minister eine Schrift als einseitig erscheinen müsse, die in der Hitze einer Krisis, wo es sich um seine Existenz und zugleich für ihn um das Teuerste handle, abgefaßt sei. Aber er überreiche sie in der Zuversicht, daß Seine Excellenz Mitgefühl haben werde und von der Höhe des Staatsbewußtseins aus die „Gebrechen der Einzelheit, die sich selbst überlassen war und aus ihrer Verlassenheit nach Hülfe und Rettung schrie, entschuldigen und mit Nachsicht betrachten werde"; worauf dann eine Schilderung seiner Leiden und der Härte der Gegner folgte, welche ihn schlechthin von jeder Anerkennung und Stellung im Staat ausschließen wollten. „Um so mehr", schreibt er, „hätte mich diese bittere Erfahrung aufreiben müssen, da ich das Bewußtsein habe, nicht außerhalb der gesetzmäßigen Entwicklung der theologischen Wissenschaft zu stehen, und da ich in meinen Schriften über das Alte Testament bewiesen habe, wie ich keineswegs aus der Anschauung, welche die Substanz und zugleich die geistige Einheit einer theologischen Fakultät bilden muß, herauszutreten gesonnen sei, ja wie es mir nicht möglich sei, diese Substanz zu verlassen, da mein ganzes geistiges Interesse und Leben in sie versenkt ist. Angegriffen und zerarbeitet wurde ich zuletzt allerdings durch meine Leiden, aber noch eine Kraftanstrengung machte ich und versuchte es, mir im Sommer die Mittel der Subsistenz zu verschaffen und durch meine beiden Schriften, über das vierte Evangelium und über die Landeskirche, die Härte meiner Gegner zu brechen" usw.

herbei, ihm die Rückkehr nach Bonn zu gestatten. Seine beiden Konkurrenten erhielten die gleiche Summe.

In Bonn war man mit dieser Entscheidung wenig zufrieden; aber die klägliche Lage Bauers und mehr noch der Wunsch, ihn vor weiteren Seitensprüngen, welche die Ruhe der Universität stören würden, zu bewahren, bewog Rehfues doch zu der Bitte an den Minister, ihm eine außerordentliche Remuneration für das kommende Etatsjahr zu bewilligen, um ihn, wie er schreibt, der Gefahr zu entziehen, der Oberflächlichkeit und Grundsatzlosigkeit zu verfallen. Jedoch einem Manne wie Bruno Bauer war nicht zu raten. Statt sich auf kirchengeschichtliche Forschungen zu verlegen, arbeitete er die Schrift aus, welche dem Faß vollends den Boden ausstoßen mußte: am 20. Juni 1841 übersandte er dem Minister den ersten Band seines Buches über die synoptischen Evangelien. Ohne über dessen wissenschaftliche Bedeutung ein Urteil abgeben zu wollen, dürfen wir doch soviel sagen, daß der Ton, in dem sich Bauer darin gefiel, die Art, wie er über seine Vorgänger — Strauß, den er mit Hengstenberg zusammenstellte, mit eingeschlossen — urteilte, alle Grenzen überschritt und die gleiche Haltlosigkeit verriet, die wir soeben in seinen Verhandlungen mit dem Ministerium kennen gelernt haben. Eichhorn fand sich durch die Schrift nicht bloß in seinen religiösen Überzeugungen, sondern auch in seiner persönlichen Würde verletzt. Für ihn war die Zeit der Milde und der Schonung vorbei. Ignorieren konnte er das Buch nicht mehr, da Bauer es ihm persönlich übersandt und ihn dadurch zu offiziellen Schritten geradezu herausgefordert hatte. Indessen wollte der Minister doch nicht Wege einschlagen, die allzusehr an die Reaktionsjahre, in denen er selbst eine so freie Stellung eingenommen, erinnert haben würden. Er beschloß also, sich im Rahmen des Universitätsrechtes und in den Grenzen wissenschaftlicher Normen zu halten. Er legte, nachdem er sich durch ein Gutachten seines geistlichen Rats, des Militäroberpfarrers Bollert, gesichert hatte, den theologischen Fakultäten der Monarchie zwei Fragen vor: einmal, welchen Standpunkt der Verfasser nach dieser seiner Schrift im Verhältnis zum Christentum einnehme; und zweitens, ob ihm nach der Bestimmung unserer Universitäten, besonders aber der theologischen Fakultäten auf denselben, noch die Licentia docendi verstattet werden könne. Die großen Ferien, welche dazwischen kamen, verhinderten eine rasche Erledigung beider Fragen. Am ersten war Breslau damit fertig, das bereits am 7. September sein Gutachten einsandte; das von Halle war vom 14. Oktober; Marheineke sandte das der Berliner Fakultät, deren Dekan er war, samt dem üblichen Separatvotum von ihm selbst am 7. November ein.[1] Königsberg war am 1. Dezember fertig; das Bonner Gutachten, welches Bleek, den neutestamentlichen Exegeten der Fakultät, zum Ver-

Bruch mit dem Minister.

Die Gutachten der Fakultäten.

1) Das Gutachten der Fakultät ist bereits vom 25. Oktober, das Separatvotum Marheinekes trägt eigentümlicherweise das Datum des 8. November.

fasser hatte, war vom 23. Dezember datiert; und Greifswald, wo sich die Fakultät nicht hatte einigen können, überreichte am 30. des Monats die beiden, welche ihre differierenden Ansichten enthielten.

Wenn Eichhorn sich bei den theologischen Fakultäten eine Rückendeckung hatte suchen wollen, so war dieser Zweck nur unvollkommen erreicht worden. Denn die Gutachten waren keineswegs einheitlich ausgefallen. Allerdings hatte sich keine Fakultät mit dem Angeklagten identifiziert, und die erste Frage des Ministers wurde von allen mehr oder weniger in seinem Sinne beantwortet. Für die Remotion aber traten einstimmig nur die drei Mitglieder der Bonner Fakultät, Nitzsch, Bleek und Sack ein. Die Hallenser hatten die Unvereinbarkeit des Bauerschen Standpunktes mit dem historischen Christentum, an das der eigentliche Bestand der christlichen Wahrheit gebunden sei, unbedingt bestätigt; aber die Christlichkeit wollten sie dem Verfasser darum noch nicht absprechen, da er nach Art der älteren Hegelianer das Christentum als die absolute Religion aufzufassen scheine und man Bedenken tragen müsse, über ein noch unvollendetes Werk abzuurteilen.[1] Er selbst habe seine Leser in der Vorrede gebeten, bis dahin zu warten, denn da werde es sich zeigen, daß erst die verzehrende Kritik die Welt die schöpferische Kraft Jesu und seines Prinzips lehren werde. So wenig sie auf diese Verheißung geben wollten, bezeichneten sie es doch als ihre Pflicht, jede Rücksicht zu nehmen und sich sorgfältig vor voreiligem und möglicherweise ungerechtem Urteil zu hüten, zumal einem so jugendlich erregten, leidenschaftlich bewegten und eilfertigen Schriftsteller gegenüber, wie der Lizentiat Bauer sei. Sie erklärten ferner, daß die Anzweiflung einzelner Teile der biblischen Geschichte kein Präjudiz gegen die Christlichkeit sei, und beriefen sich dafür auf die Autorität eines Marcion und Origenes, auf Schleiermacher als den Erneuerer des religiösen Geistes der evangelischen Kirche Deutschlands und auf das Beispiel der Quäker: und sie sprachen es als ihr Bekenntnis aus, daß das Wesen der christlichen Religion nicht in dem Festhalten an dem Buchstaben der Heiligen Schrift, sondern in der geistigen Nachfolge Christi bestehe. Und wenn sie auch unter dem Gesichtspunkt der Bestimmung der theologischen Fakultäten als Pflanzstätten der evangelischen Lehre, wie des Ausbaus der Kirche durch die Vorbildung ihrer Diener, zu dem Schlusse kamen, daß der Lizentiat Bauer in einem prinzipiellen Widerspruch zur Kirche stehe und seine akademische Wirksamkeit deshalb nicht förderlich für die Kirche, sondern nur nachteilig sein könne, richteten sie dennoch, auch im Hinblick auf die unheilvolle Wirkung, die seine Entfernung auf administrativem Wege in der Öffentlichkeit haben würde, ihren Antrag dahin, ihm die Licentia docendi nicht zu entziehen. Das Urteil der größten theologischen Fakultät der Monarchie mußte um so schwerer ins Gewicht fallen, weil es von Gelehrten entgegengesetzter Rich-

1) Der zweite Teil des Buches war bereits erschienen, aber der dritte stand noch aus.

tung, neben einem Wegscheider und Gesenius von Tholuck und Julius Müller, unterzeichnet war. In Breslau stellte sich der Majorität, die dem Urteil des Ministers beitrat (denn der Rationalismus, der früher in ihr die Führung gehabt, war bereits gebrochen), Mitteldorff mit einem Separatvotum entgegen: und nur Krankheit verhinderte den alten Vorfechter der schlesischen Rationalisten, David Schulz, sich diesem anzuschließen. Die Königsberger fanden in der Schrift des Angeschuldigten nur grobe Verirrung, nicht eigentliches Antichristentum, und sie protestierten gegen ein Verfahren, welches der theologischen Wissenschaft und der Kirche das Ansehen gebe, als finde sie in sich selber kein Gegen- oder Heilmittel und müsse daher die eigene Ohnmacht durch die äußere Gewalt des Staates ergänzen oder zu verdecken suchen. In Greifswald kamen Vogt und Kosegarten gegenüber Schirmer und Finelius zu der Auffassung, daß Bauer die Venia docendi in einer theologischen Fakultät nicht gestattet werden könne, ließen aber die Frage, ob er an der Universität überhaupt angestellt werden könne, offen. Die Berliner endlich, für welche Neander die Feder geführt hatte, erkannten mit besonders tapferen Worten die unveräußerlichen Rechte freier wissenschaftlicher Forschung in der Theologie an, worauf das Dasein des Protestantismus beruhe, und wollten die Freiheit der Lehrenden in dem, was sich ihnen aus freier, gewissenhafter Erforschung des göttlichen Wortes als Wahrheit ergeben habe, zumal in dieser Zeit der Krisis und des Überschwanges, in keiner Weise beschränken. Aber auf den vorliegenden Fall bezogen sie keinen dieser erhabenen Grundsätze. Sie verwarfen die Unterscheidung esoterischer und exoterischer Lehren, wodurch die Theologie zu einer künstlichen Theorie der Lüge und des Jesuitismus verführt werde, und wollten dem Angeschuldigten nichts gönnen als eine anderweitige Anstellung, durch die ihm eine sorgenfreie Existenz gesichert und eine ruhigere Geistesentwicklung möglich gemacht werde. Es waren Neander, Twesten, Strauß und Hengstenberg, die sich in ihrem kurz gefaßten Schriftstück auf dieser Linie zusammenfanden. Ihnen trat Marheineke in seinem langen Separatvotum entgegen, worin er eine Lanze für seinen philosophischen Meister und eine zweite für seinen Schüler brach. Sein Gutachten war eine Rechtfertigung mehr fast seines philosophischen als seines theologischen Standpunktes. Die kritische Hypothese Bauers fand auch an ihm keinen Verteidiger, und noch weniger der spöttische und höhnische Ton, den derselbe gegen die berühmtesten Theologen angestimmt hatte. Aber andrerseits führte er aus, daß die Kritik von den anerkanntesten Theologen der evangelischen Kirche stets geübt sei. Er berief sich auf Namen, die eher im Lager der Gegner als im eigenen zu finden waren, wie Bengel und Knape, Lücke und Olshausen, Lachmann und Schleiermacher, und auf Mitglieder der Majorität selbst, wie Twesten und Neander; auch den Oheim des Ministers, den Göttinger Eichhorn, nannte er, als den Vater der Hypothese vom Urevangelium, welche Bauer zum Zentrum seiner Kritik gemacht hatte. Er rief das Andenken des großen Theologen an, mit

dem er selbst so lange gekämpft hatte, als eines Zeugen für das Prinzip der Lehrfreiheit, das ihn gewiß in dem gegenwärtigen Fall auf die Seite Bauers geführt haben würde, und die Traditionen der Hohenzollerschen Krone, welche Wolf und Fichte ähnlichen Anklagen gegenüber eine Freistatt in ihren Staaten eröffnet habe: um schließlich als Freund und Lehrer für den Verfolgten einzutreten, dessen sittlicher Charakter von keiner Seite angezweifelt worden sei, und dessen wissenschaftliche Erfolge so gut wie niemals ein Wort der Aufmunterung erfahren hätten. „Wenn nun“, so schrieb er, „ein Mann von seinem Geiste, Talent und Reichtum an Kenntnissen die schmerzliche Erfahrung macht, sich stets und ohne Unterlaß zurückgesetzt zu sehen, indes er erleben muß, daß die entschiedenste Mittelmäßigkeit vor ihm den Vorzug gewinnt, so wird es wenigstens begreiflich, wie die Säure des Unmuts und die Bitterkeit, von der in seiner letzten Schrift deutliche Spuren sind, sich in seiner Seele ansetzen muß. Ein edles Gemüt erträgt den Druck solcher Verhältnisse nur bis zu einem gewissen Grad; es wird wider Willen gezwungen, eine falsche Ansicht der Welt und des Lebens zu fassen und sich gegen die, welche sich nur als seine Feinde zeigen, in Harnisch zu setzen“. Auch er beantwortete die erste Frage des Ministers nicht geradezu mit der Forderung, Bauer in der theologischen Fakultät zu lassen; da dieser seinem theologischen Charakter bereits freiwillig entsagt, könne ihm die Regierung einen solchen nicht aufdringen. Aber er beantragte dafür, ihm eine Professur in der philosophischen Fakultät mit angemessenem Gehalt zu verleihen. Diese Großmut würde Bauer, so schließt er, auch ohne daß es ihm zur förmlichen Bedingung gemacht werde, bewegen, seinen Studien eine ganz andere Richtung zu geben, ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge der Wissenschaft machen und ihn gewiß für immer zum lebhaftesten Danke verpflichten.

Die Bedenken der Ministerialräte.

Daß Eichhorn durch die Brüchigkeit des Bollwerks, welches er durch die Gutachten der Fakultäten hatte aufrichten wollen, von seinem Entschlusse nicht abgebracht wurde, halte ich für ausgemacht. Darauf läßt der Befehl schließen, den er unter dem 13. Februar dem Regierungsbevollmächtigten in Bonn zukommen ließ, die Ankündigung der Vorlesungen Bauers zu verbieten. Dennoch wollte er, bevor er weiterging, sich noch der Meinungen seiner Räte aus beiden Abteilungen, des Kultus und des Unterrichts, versichern. Er ließ ihnen sämtliche Gutachten vorlegen, jedoch jedem nur für ein paar Stunden und nur als Grundlage für ihr Votum über eine Verfügung an den Bonner Regierungsbevollmächtigten, welche Eilers, der dem Minister in der ganzen Frage als Referent zur Seite stand, entworfen hatte. Darin war dem Lizentiaten Bauer auf Grund der Fakultätsgutachten die Fortsetzung seiner Vorlesungen untersagt, gemäß der, wie es heißt, pflichtgemäßen Aufsicht des Ministers über die statutenmäßige Erfüllung des Berufs der Fakultäten, besonders der theologischen; Rehfues erhielt lediglich den Auftrag, Bauer und die Bonner Fakultät von dieser Entscheidung in Kenntnis zu setzen; womit also nicht bloß

der Angeschuldigte, sondern auch seine Fakultät, die ihm die Venia verliehen hatte, vergewaltigt wurden: ein Verfahren, das sich nun auch in der Form kaum noch von den Gewaltsprüchen gegen die Göttinger Sieben und gegen De Wette, oder doch gegen Beneke, unterschied.

Hier aber begegnete der Minister dem Einspruch seiner Räte selbst. Zwar Schmedding, der als ältester zuerst votierte, erklärte das Recht des Ministers, einen abtrünnigen Dozenten zu entlassen, für selbstverständlich. Im übrigen jedoch erhob er von seinem katholischen Standpunkte aus Einwendungen, welche Eichhorn seltsam in die Ohren fallen mußten und fast wie Ironie klingen konnten. Die Schrift Bauers, so erklärte der klerikale Geheimrat, kenne er nicht, und von den Gutachten habe er bei der Kürze der Zeit nur das der Hallenser lesen können. Auch gestand er im voraus zu, daß ihm als Katholiken ein Urteil nicht gebühre. Dann aber meinte er doch, daß die Bauersche Schrift, wie sie in dem Hallischen Gutachten charakterisiert sei, mit dem Geiste des Protestantismus, insofern dieser freie Forschung in Anspruch nehme, in keinem grundsätzlichen Widerspruch, so weit er darüber urteilen könne, stehe: vielmehr sei sie eine folgerechte Entwicklung und vielleicht die exzessive Durchführung des negativen im Protestantismus enthaltenen Prinzips. Wenn die Hallenser Theologen dem evangelischen Gelehrten das Recht einräumten, sich von dem Glauben an einzelne Teile der Heiligen Schrift loszusagen oder einzelne Stücke der evangelischen Erzählung zu leugnen, so begreife er nicht, wie sie folgerecht einem Manne das Bürgerrecht der evangelischen Kirche aufkündigen könnten, der, ohne dem Geist der evangelischen Lehre zu entsagen, mit dem Komplexe aller biblischen, das Leben Jesu betreffenden Erzählungen es ebenso mache. In diesem Punkte habe er die Konklusion der Hallenser mit ihren Prämissen nicht ganz im Einklang gefunden. Anders die protestantischen geistlichen Räte, die zwar sämtlich für die Remotion eintraten, ihr Urteil aber unter recht verschiedene Gesichtspunkte stellten. Unter ihnen sind die Voten von Theremin und Strauß bedeutsam. Beide gingen von dem Verhältnis der theologischen Fakultäten zur Kirche aus. Theremin meinte, das formale Prinzip der freien Forschung in der Schrift, das er rundum anerkannte, müsse dennoch durch das materiale, der Rechtfertigung allein durch den Glauben, eingeschränkt werden. Sie werde unevangelisch, sobald sie auf den Umsturz des Glaubens an den historischen Jesus hinarbeite. „Diesem Gesetze“, so schreibt er, „müssen sich nicht nur die Diener des Worts, sondern auch die theologischen Fakultäten fügen, denn sie bilden nicht ein für sich bestehendes Reich der Wissenschaft, sie sind ein Bestandteil der Kirche, und sie sollen die Intelligenz derselben sein. Sie dürfen also nicht darauf hinarbeiten, die Grundlage der evangelischen Kirche zu zerstören; und wenn ein öffentlicher Lehrer der Theologie eine solche Richtung verfolgt, so muß er von der Behörde darin gehemmt werden“. Seinem wohlwollenden Sinn entsprach es, wenn

er den Wunsch größter Schonung nicht unterdrückte und meinte, daß der Angeklagte durch freundliche Sorge für seine Subsistenz auch die Ruhe gewinnen würde, um seine Forschung einem anderen Gebiete zuzuwenden. Strauß hingegen schien von seiner angeborenen Milde diesmal ganz verlassen zu sein. Seine Argumente sind darum von Interesse, weil sie seitdem in allen ähnlichen Konflikten von der kirchlichen Rechten wiederholt worden sind und bis heute immer wiederkehren. Die Lehrfreiheit der theologischen Fakultäten sei, so führte er aus, nicht identisch mit der allgemeinen wissenschaftlichen Freiheit. „Die theologischen Fakultäten haben ein Privilegium, die künftigen Diener der Kirche vorzubereiten, und jeder, der künftig in der Landeskirche angestellt werden will, muß ihre Vorlesungen besuchen. Sollte dieses wichtige Privilegium so unumschränkt sein, daß die Gemeinden, daß die Kirche überhaupt sich jeden beliebigen Unterricht ihrer künftigen Geistlichen von Dozenten der Fakultät gefallen lassen müßte, sollte die Kirche ihrerseits nicht auch ein Recht haben, nämlich das, fordern zu dürfen, daß der Unterricht, den die Fakultät erteilt, der Kirchenlehre gemäß, das heißt wirklich eine Vorbereitung und Vorbildung für das Amt sei? Wie, wenn ein Konsistorium als kirchliche Behörde sich verpflichtet fühlte, einen Examinanden wegen unkirchlicher Grundsätze abzuweisen, und dieser nachweisen könnte, daß eben diese unkirchlichen Grundsätze ihm unter öffentlicher Autorität beigebracht seien?" Die Frage, in welcher Form die Remotion erfolgen solle, ließen diese beiden Theologen auf sich beruhen. Mit ihr beschäftigten sich die Juristen. Unter ihnen trug zunächst von Harlem, ohne übrigens das Recht des Ministers direkt zu bestreiten, als seine Ansicht vor, man möge die Bonner Fakultät zu einem Antrage auf Entziehung der Venia veranlassen, den der Minister dann bestätigen könne. Viel eingehender und voll schwerer Bedenken über den Eilersschen Entwurf äußerte sich sein Kollege Keller. Er forderte zunächst die Vorlegung der Schriften Bauers als der Beweisstücke für die Gutachten und ihre erneute Prüfung; ferner die ausführliche Vernehmung und das Verteidigungsrecht des Angeklagten; da Eile in judicando niemals löblich sei, die eingereichten Gutachten der theologischen Fakultäten aber dartäten, daß das Urteil über den Herrn Lizentiaten Bruno Bauer, wie es in der Natur der Sache liege, Parteisache geworden sei, so tue nichts mehr not, als Muße zu einem ruhigen und besonnenen Urteil zu gewinnen. Hierfür schlug er die Suspension Bauers ab officio und die Eröffnung einer gerichtlichen oder, was ihm besser erscheine, einer Disziplinaruntersuchung vor, deren Resultat in gewöhnlicher Weise durch einen der rechtsgelehrten Räte seiner Excellenz auszuarbeiten wäre. Auch danach wünschte er noch einige Responsa juristischer Fakultäten auf evangelischen Universitäten des Auslandes einzuholen: juristischer Fakultäten, weil die Sache zwar nur einer gerichtlichen Beurteilung angehöre, jedoch tief in die Verfassung und das Wesen der deutschen Universitäten eingreife; ausländischer Fakultäten, damit jeder Argwohn des Einflusses unlauterer

Motive auf das Urteil ferngehalten werde. Es war ein förmliches Prozeßverfahren, wie es die Juristen des Landrechts unter der absoluten Krone gegen den neologischen Pfarrer von Gielsdorf eingeschlagen hatten. Aber diese Zeiten waren für Preußen vorüber, obwohl die Krone noch die alte Vollgewalt besaß und das Landrecht nach wie vor in Geltung stand. Keiner der andern Räte folgte diesem Votum, wenn auch der Entwurf von Eilers nicht ihren Beifall fand; sie stimmten durchweg nach dem Votum von Harlem;[1] man könne dabei, meinte der eine von ihnen, der Bonner Fakultät einen Fingerzeig geben, was man von ihr erwarte.[2] Von besonderem Interesse sind die Voten der beiden Dezernenten für die Universitäten und die Schulen, welche Eilers aus ihrer Stellung verdrängt hatte. Johannes Schulze, der noch vor Harlem votierte, berührte die Formfrage überhaupt nicht. Er machte aber, und Kortüm folgte ihm darin, um so mehr die persönlichen Momente geltend, die ihm seine Bekanntschaft mit Bauer an die Hand gab, und wollte dem Angeklagten, der sich offenbar in krankhafter Aufregung befinde, eine Stellung an einer größeren Bibliothek geben. Im übrigen wies er auf die Brüchigkeit des Bodens, den die Gutachten boten, hin, indem er eine Berechnung anstellte, nach welcher Bauers Remotion durch eine Minorität von Ordinarien entschieden sein würde. Wie unklar übrigens die Vorstellungen über das Recht des Ministers zu einem Eingriff in die Lehrfreiheit waren, zeigt das Votum des durchaus liberal gesinnten Dieterici, der die Berechtigung des Ministers nicht in Abrede stellen wollte und nur hinzufügte, es wäre leichter gewesen, die Venia docendi Bauer nicht zu geben, als sie ihm jetzt zu nehmen, da er sie richtig erworben habe. Indem er Schulzes Berechnung der Voten wiederholte, empfahl er, den Antrag der Bonner Fakultät abzuwarten, der dann nur zu genehmigen wäre; auch die Versetzung Bauers in die philosophische Fakultät oder an eine Bibliothek brachte er vor. In mannhaften Worten sprach er seine eigene Auffassung über Bauers Ansichten aus, die, wie er sagte, sein innerstes religiöses Gefühl verletzten, aber gerade deshalb Vorsicht des Urteils geböten. „Vom Standpunkt der Wissenschaft aus kann ich nur wünschen, daß die freieste Forschung gestattet werde. Man sagt von Calvin: ‚Er erschrak vor keinem Gedanken‘, — und so möchte ich, si licet parva componere magnis, auch sagen, daß mich die Theorie des Herrn Lizentiaten Bauer wenig erschrecke. Falsches, Unrichtiges, Unheiliges wird auf

---

1) Bollert, der Militäroberpfarrer, votierte kurzweg für Remotion. Wie sie ins Werk zu setzen sei, bleibe den Herren Rechtsgelehrten überlassen, wie am schonendsten, der allbekannten Humanität des Herrn Chefs Excellenz.

2) So auch die zwei anderen katholischen Mitglieder, Brüggemann und Eichendorf. Letzterer aus dem Wunsche heraus, daß eine Form gefunden werden möge, welche die daraus voraussichtlich entstehende Aufregung der Parteien nicht unmittelbar gegen das Gouvernement wende. Denn an sich halte er schon aus dem allgemeinen kirchlichen Standpunkt die Remotion des p. Bauer für notwendig. Er schloß sich dem Votum von Wolffs an, der den klugen Rat mit dem Fingerzeig gegeben hatte.

dem Felde der Wissenschaft bald von tüchtigeren Gelehrten widerlegt werden oder zerrällt ohne das in sich. Kurz vor der Reformation waren in Straßburg pantheistische, ultrafreie und mystische Religionsansichten verbreitet. Sie machten sich noch geltend, ehe die Tetrapolitana zustande kam. Wie ist das alles verschwunden! Der Kern der evangelischen Lehre ward herausgefunden und ist geblieben. In Zeiten geistiger Bewegung, meine ich, muß man dergleichen gehen lassen".

Entziehung der Venia docendi durch den Minister.

Die Bedenken seiner Räte bestimmten nun doch den Minister, einen Schritt zurückzutun. Von dem Auftrage an die Bonner Fakultät, eine Untersuchung einzuleiten, wollte er allerdings nichts wissen; sie hätte ja auch nur dasselbe Resultat ergeben und neue Zeit gekostet. Er aber wollte zu Ende kommen. So mußte denn Eilers eine neue Verfügung an den Regierungsbevollmächtigten entwerfen (20. März 1842), worin Eichhorn unter Berufung auf die Übereinstimmung der Fakultäten, die eine solche Lehre in den Fakultätsvorträgen nicht dulden wollten, lediglich aussprach, daß er der Erklärung der theologischen Fakultät zu Bonn diejenige Folge geben werde, welche die Oberaufsicht über die statutenmäßige Erfüllung des Berufs der Fakultäten, insbesondere der theologischen, ihm als Pflicht auferlege. Er nahm also das Gutachten der Bonner Fakultät sogleich als einen Remotionsantrag, aber in einer Form, die nun doch wieder auch diese Verfügung nicht als eine Bestätigung, sondern als eine spontane Willenserklärung des Ministers erscheinen ließ.[1]

In Bonn war man froh. Die Fakultät eilte, dem Verurteilten, der bereits über das Fehlen seiner Vorlesungen im Katalog Klage geführt, sein Schicksal mitzuteilen, nicht ohne ihm ihr schmerzliches Bedauern darüber auszusprechen, daß das Verhältnis, in welches er vor dritthalb Jahren zur Fakultät getreten sei, auf diese Weise habe gelöst werden müssen, und daß seine Wirksamkeit so bald einen entgegengesetzten Charakter gegenüber den Erwartungen angenommen habe, die sie nach dem Inhalt seiner Eingabe um Verleihung der Licentia docendi von ihm habe hegen dürfen.

Erregung der öffentlichen Meinung.

Unwillkürlich wird angesichts dieser Vorgänge unser Blick um zwei Jahrzehnte zurückgelenkt auf die Verfolgung, welche De Wette hatte erdulden müssen. Wie sehr hatten sich seitdem die Zeiten geändert! Damals war, wie wir sahen, die Erregung ganz auf der Oberfläche der Gesellschaft geblieben. Die breiteren

---

1) Zugleich brachte Eichhorn damit noch einen andern, für Bauer kompromittierenden Vorfall zum Abschluß. Bauer hatte nämlich im Herbst 1841, wo er wieder nach Berlin gekommen, an einem politischen Bankett für den Juristen Welcker teilgenommen, worüber er bereits im Auftrage des Ministers vom Regierungsbevollmächtigten zur Rede gestellt war. Rehfues erhielt jetzt den Befehl, dem Inquisiten auch darüber als die Meinung des Ministers zu eröffnen, daß sich eine solche Manifestation am wenigsten für die Stellung eines theologischen Dozenten schicke; jedoch wolle der Minister, da Bauer aus anderen Gründen die Fortsetzung seiner Lehrtätigkeit habe untersagt werden müssen, darüber hinwegsehen.

Schichten der Bevölkerung hatten dem Theologen, der sich in die hohe Politik hineingewagt, eher feindselig gegenübergestanden. Und wie leicht war es der Regierung geworden, die wenigen Blätter, welche sich auf die Seite des Angeklagten gestellt hatten, zum Schweigen zu bringen! Kaum den Abdruck von ein paar offiziellen Aktenstücken hatte De Wette im preußischen Staate erwirken können und damit sein Ansehen im Publikum eher geschädigt als verbessert. Jetzt aber entflammte auf der ganzen Linie der literarische Kampf. Schon Ende März begann der Lärm in den Zeitungen, und von Woche zu Woche geriet die öffentliche Meinung, von beiden Seiten erregt, in stärkere Wallungen. Indiskretionen blieben nicht aus, und bald mußte der Minister Klage führen, daß die feindliche Presse von allen Beschlüssen, noch bevor sie ausgeführt worden, Kenntnis erhalte. Bruno Bauer selbst hatte alle Brücken abgebrochen, und die sich immer noch steigernde Heftigkeit seiner Angriffe, welche sich nun über Gerechte und Ungerechte, sogar über seinen Gönner Marheineke ergossen und sämtliche theologischen Fakultäten wie überhaupt alle Theologie in den Abgrund des Nichts herunterwünschten, bestätigten nur allzusehr die Ansicht seiner Lehrer und seiner Freunde selbst, daß aus ihnen eine Gesinnung spreche, die nur aus einer krankhaften Erregung zu erklären sei.

Marheineke veröffentlicht sein Separatvotum.

Auch Marheineke hielt es an der Zeit, seine Stimme in den allgemeinen Chor zu mischen. Schon in seinem Separatvotum hatte er den Minister darum gebeten, dasselbe veröffentlichen zu dürfen. Da ihm keine Antwort ward, hielt er dies für Zustimmung und gab im Mai seine Ansichten dem Publikum zu lesen. Er hatte sich die Meinung gebildet, daß sein Votum ein Privatgutachten sei, welches als solches nicht zu den Akten zu gehen brauche, sich auch des Rats eines Rechtsverständigen dabei versichert. In der Tat aber war es doch ein Fall schwerer Insubordination, ebensowohl gegen die Fakultät wie gegen den Minister. Daß Marheineke als Dekan dazu schritt, durfte ihm nur um so weniger zur Entschuldigung gereichen. Eichhorn konnte und wollte auf die Provokation nicht schweigen; er forderte die Fakultät auf, ihren Dekan zur Rechtfertigung zu ziehen.

Erhält einen Verweis.

Die Majorität suchte ihren Senior, so gut es ging, zu decken; sie bat, die Rechtfertigungs- oder Entschuldigungsgründe desselben, die sie referierte, nicht unberücksichtigt zu lassen, ließ es aber nicht im Zweifel, daß ein dissentierender Kollege niemals über das Geheimnis der Fakultät ohne deren Erlaubnis disponieren dürfe. Dem Minister ward es leicht, den Versuch Marheinekes, sich reinzuwaschen, zu widerlegen; dem Tadel, den er daran hing, gab er eine Form, die, obschon ein direkter Verweis darin vermieden wurde, Marheineke um so mehr verschnupfen mußte, als er selbst als Dekan die Aufgabe hatte, die Verfügung des Ministers zur Kenntnis seiner Kollegen zu bringen. Er ehre, so schrieb Eichhorn, die Motive, von denen sich die Fakultät bei ihrem Entschuldigungsversuch habe leiten lassen, und enthalte sich um so lieber, eine ernste Mißbilligung über das

Verfahren des D. Marheineke auszusprechen und dieses ihm zu erkennen zu geben, je mehr es ihm selbst nur zu einem schmerzlichen Bedauern gereichen müsse, einem Manne in seiner Stellung zur Kirche, zur Universität und zum literarischen Publikum nach so vielen Beweisen von Wohlwollen und Vertrauen, welche er von dem Ministerium empfangen, eine solche Eröffnung zugehen zu lassen.

Apologie Bauers.

Auch Bauer hatte, unter Protest gegen die Vota der theologischen Fakultäten, die er nur als Parteisprüche ansehen könne, um Mitteilung derselben ersucht, damit er sich vor dem Minister und dem Publikum verteidigen könne. Die Folge eines so harten Verfahrens, schrieb er, müsse sein, daß die freie Theorie keine Aussicht mehr habe, sich, von dem Staate beschützt, ihrer Arbeit hinzugeben. Die Brotschriftstellerei, dieser unglückselige Widerspruch, setze an die Stelle der freien, durch ihre Rücksichtslosigkeit den Fortschritt und die Entwicklung der Geschichte ruhig und sicher bedingenden Theorie eine populäre, turbulente Literatur, die für die Wissenschaft und ihre konsequente und gediegene Entwicklung nachträglich und hinderlich sein müsse. Nicht minder hatte die Bonner Fakultät das Bedürfnis, sich vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen, zumal da der offiziöse Bericht in der Staatszeitung (vom 6. April) nur von ihrem Gutachten gesprochen hatte. Eichhorn selbst scheute, wie wir wissen, niemals das Licht des Tages. Er war sofort dazu bereit und wollte nur wieder die Meinungen der übrigen Fakultäten einholen; sogleich richtete er an sie die Rundfrage, wie sie über die Veröffentlichung ihrer Gutachten dächten. Deren Antworten lauteten nun sehr verschieden. Denn mehr als eine hätte ihre Worte gewiß anders gewählt, wenn sie hätte ahnen können, daß sie aller Welt vor die Augen gerückt werden würden. Ohne Umschweife für die Veröffentlichung votierten die Königsberger, denn sie wußten, daß sie die öffentliche Stimme, die überwiegend gegen den Minister war, für sich haben würden; und auch die Greifswalder machten keine Schwierigkeiten. Seltsam aber, man muß es gestehen, lauteten die Erklärungen, die der Minister von der Hallenser und von unserer eigenen theologischen Fakultät erhielt. Jene war, so sehr sie im Prinzip für das offene Bekenntnis eintrat, in diesem Falle doch für Schweigen. Die Berliner Herren gingen nicht ganz so weit. Sie bekannten aufs neue, daß, wer eine Überzeugung habe, diese auch öffentlich zu bekennen sich nicht schämen und das Geschrei der Menge zu verachten wissen oder lernen müsse. „Wir wenigstens“, schrieben sie, „tragen keine Bedenken, die Grundsätze, die vor Ew. Excellenz wir ausgesprochen haben, auch vor der Welt zu vertreten. So gewiß ein offener Krieg besser ist als ein scheinbarer, erheuchelter Friede, so gewiß kann es auch nur heilsam sein, wenn bei dieser Gelegenheit offenkundig wird, wessen sich die Kirche von unseren theologischen Fakultäten zu versehen hat, und wir fürchten nicht, daß diese sich in ihren nächsten Aufgaben, an der Ausbildung und Verbreitung der theologischen Erkenntnis zu arbeiten, dadurch stören lassen, oder daß die vielleicht nicht vorausgesehene oder

Veröffentlichung der Fakultät-voten.

in Betracht gezogene Veröffentlichung der in Frage stehenden Gutachten in künftigen Fällen auf die Beratungen oder die freimütigen Äußerungen der theologischen Fakultäten über die ihnen von den vorgesetzten Hohen Behörden etwa vorzulegenden Fragen einen hemmenden Einfluß üben wird". Aber an das Ende dieser tapferen Worte hingen sie den Zweifel, ob man den Zweck der Bekanntmachung, auf die öffentliche Meinung einzuwirken, wirklich erreichen werde, da es den Parteiblättern ganz erwünscht sein werde, an der einen oder andern die intolerante Borniertheit der Theologen in das vermeinte gehässige oder lächerliche Licht zu setzen. Und da auch würdige und verdiente Männer sich aus den Gutachten vielleicht nicht zurechtfinden würden, so schlugen sie am Ende vor, das Publikum durch eine eigens zu diesem Zwecke unter Benutzung der Gutachten von „geschickter" Hand abgefaßte Schrift aufzuklären.[1] Ein Nein konnte jedoch Eichhorn, von den Hallensern abgesehen, aus keiner Antwort herauslesen, und so kamen die Gutachten sämtlich im Oktober heraus.[2]

Die Politik der Widersprüche.

Bei alledem glaubte Eichhorn nicht, seinem Ziele, der freien Entfaltung des wissenschaftlichen Lebens auf dem Grunde des positiven, des eigentlichen Bestandes der christlichen Wahrheit, untreu geworden zu sein. Und gleich ihm blieb der König überzeugt, daß auf dem Wege, den sie beide gingen, Autorität und Freiheit, Sitte und Religion, Glaube und Recht und alle Güter einer hohen und reinen Kultur am besten gefördert würden; er war trotz mancher Nackenschläge noch immer, wie Leopold von Gerlach solche Stimmungen seines königlichen Herrn zu bezeichnen pflegte, „in high spirits". Auch zeichnete sich gerade dies Jahr durch eine Reihe von Maßnahmen aus, die von dem liberalen Sinn der neuen Regierung Zeugnis ablegten. Gleich zu Beginn desselben hatte Friedrich Wilhelm seinem Volke als Christgeschenk (denn unter dem 24. Dezember war der Erlaß datiert) die Lockerung der strengen Fesseln verheißen, in die das Zensuredikt vom Jahre 1819 die öffentliche Meinung geschlagen hatte. Das alte Gesetz ward nicht aufgehoben: denn was die Moral beleidige, religiöse und politische Begriffsverwirrung fördere oder die Würde und Sicherheit Preußens und der übrigen Bundesstaaten verletzen könne, müsse unterdrückt und verhütet werden. Aber eine freimütige Besprechung der inneren Landesangelegenheiten wollte man gestatten: nur dürfe die Tendenz nicht gehässig und böswillig sein, sondern wohlmeinend. Das Ministerium, in das vor einem Jahre bereits Boyen, der Vollender des Werkes Scharnhorsts, aufgenommen war, wurde jetzt ganz erneuert. Die Ab-

1) Zur näheren Erläuterung verweise ich auf die Notiz, welche Varnhagen (II, S. 74) zu dem Vorfall gibt, der durch Marheineke darüber aufgeklärt war: „Aber die hiesige Fakultät scheut die Öffentlichkeit, sie will im Dunkel bleiben. Armselige Schächer! Und pauvre sire der Minister! Ihn wird es noch reuen, diesen Handel begonnen zu haben!"

2) Am 4. September fragte der Minister sehr ungeduldig bei Bethmann-Hollweg an, woran es liege, daß die Bonner Fakultät, welche früher so auf die Veröffentlichung gedrängt habe, den Abdruck verzögere: „Abermals ein Beweis, daß die Kinder der Welt tätiger, rühriger und praktischer sind als die Kinder des Lichts".

solutisten Kamptz, Maltzan und Rochow traten aus, und Savigny, Bülow (Wilhelm von Humboldts Schwiegersohn) und der Neffe Steins, Graf Arnim, erhielten ihre Stellen. Auch Alvensleben, längst des Dienstes unter dem neuen Kurse überdrüssig, trat die Finanzen an Bodelschwingh ab; und wenn ihn der König zunächst noch als Kabinettsminister festhielt, so ließ sich der altmärkische Edelmann auch da nicht lange fesseln; noch im Laufe des Jahres zog er sich auf seine Güter zurück. Als letzter der alten Bureaukraten schied, von Alter und Krankheit ganz gebrochen, Ladenberg, der Vater, aus; sein Ressort übernahm der fromme Graf Stolberg, der dabei das Ministerium des königlichen Hauses behielt. Übereinstimmung herrschte in der neuen Regierung darum doch nicht, weder unter den Ministern selbst noch zwischen ihnen und dem König, der mit jedem Einzelnen eine der Richtungen verfolgte, die er in seiner vielgestaltigen Politik zu vereinigen hoffte. Eichhorn war wohl derjenige, der noch am meisten des Königs Farbe trug, mehr noch als Savigny und Thile, und die Politik des Königs, die auf die öffentliche Meinung den Eindruck eines beständigen Schwankens machte, entsprach wirklich dem eigenen Programm seines Ministers. Ihr Ziel blieb, die „gesunden“, die „positiven“ Elemente, das „historisch Berechtigte“, das „wirklich Freie“ in der Verwirrung der Zeit aufzusuchen und für das staatliche, nationale und geistige Leben ans Licht zu ziehen. Hierin fanden im Sinne des Königs wie Eichhorns Maßregeln wie die Anstellung Dahlmanns in Bonn und Hävernicks in Königsberg, die Entlassung Rochows und seines Antipoden Schön, der Empfang Herweghs im königlichen Schloß[1] und die Absetzung Hoffmanns von Fallersleben ihre Erklärung und ihre Einheit: auf dieser Linie bewegten sich die Reden des Ministers in Breslau und Wittenberg, das „Credo, ut intelligam“, das er den schlesischen Theologen entgegenhielt, und das Bekenntnis zu den kirchlichen Symbolen, die er als Norm und Grenze der Lehrfreiheit bei dem Stiftungsfeste des Predigerseminars in Luthers Stadt abgab. Und bei alledem wollte diese Politik des Vermittelns unversöhnlicher Gegensätze nichts weniger sein als Neutralität. „Die Regierung“, so erklärte Eichhorn vor den Wittenberger Theologen, „ist keineswegs indifferent, sondern vielmehr parteiisch, ganz parteiisch“. Und weil dies überall empfunden wurde, ward das Vorgehen des Ministers in jedem Falle, auf der rechten wie auf der linken Seite, als Verleugnung und Verrat empfunden. Niemand war ganz für ihn, und der Haß der Parteien traf ihn um so mehr, je hartnäckiger und leidenschaftlicher er den Kampf führte.

Verein [illegible]

Auch mit der Berliner Universität kam es noch im Sommer 1842, im unmittelbaren Anschluß an den Fall Bauer und im engen Zusammenhange damit, zu einem harten Zusammenstoß. Am 4. Mai, als der Tumult bereits im vollen

1) Den Schönlein, des Dichters Bekannter von Zürich her, vermittelt hatte.

Gange war, reichte ein Student der Theologie, Hermann Rossel, im Namen mehrerer Kommilitonen beim Senat das Gesuch ein, einen theologisch-wissenschaftlichen Verein bilden zu dürfen. „Liebe zu der heiligen Sache“, so heißt es in der Eingabe, „der wir uns geweiht haben, soll die Seele dieses Bundes sein; gegenseitige Anregung zu tieferem Eindringen in dieselbe seine alleinige Tendenz. Des näheren wurde, als der bestimmtere Ausdruck dessen, was uns in ihm zusammenführte, als die Regel, nach welcher auch die Wahl der künftigen Mitglieder sich zu richten, aufgestellt der Glaube an den geschichtlichen Erlöser, ein Glaube, welcher, seines guten Grundes gewiß, eben deshalb vor der Spekulation nicht zurückscheut, vielmehr derselben ihr ungeschmälertes Recht widerfahren zu lassen für seinen eigenen Vorteil erachtet“. Es war das Programm, welches Eichhorn selbst mit allen Mitteln seiner Stellung durchzuführen entschlossen war. Die Studenten betonten, daß sie alle Formen und Gesetze, alle Verpflichtungen außer der einen, die gemeinsame Sache nach besten Kräften zu fördern, als überflüssig und hinderlich erachteten; auch sollte keine Bestimmung über die Zahl der Mitglieder getroffen werden, da sie auch anderen, deren Verlangen nach geistigem Zusammenleben auf diese Weise befriedigt werden könnte, die Aufnahme gern gewähren würden, sofern sie nur in jenem Wesentlichen sich nicht in ausdrücklichem Widerspruch mit ihnen befänden. Damit umgingen sie die Schranke, welche die Bundesgesetze gegen akademische Vereine aufgerichtet hatten. Denn noch bestand das Verbot gegen solche Verbindungen, welche auf Grund einer schriftlichen Urkunde, mit Vorstehern, Beamten und Gesetzen, förmlich organisiert wären; Verabredungen von Zusammenkünften für einzelne, genau bestimmte, an sich erlaubte Zwecke, namentlich für wissenschaftliche und Kunstbildung, sollten dagegen nicht als studentische Verbindungen betrachtet und den Strafbestimmungen nicht unterworfen werden. Hermann Rossel war der Lieblingsschüler Neanders, sein „τέκνον πνευματικόν“, wie er den Frühverstorbenen in dem Nachruf genannt hat, den er ihm in der Vorrede zu seinen nachgelassenen Schriften gewidmet hat, einer von denen, denen er die Fackel hatte reichen wollen, damit sie übergehe von Geschlecht zu Geschlecht und immer leuchte.[1] Neander selbst

---

1) Über Rossel siehe Schneider, Neander, S. 187ff., 202ff. Dort auch ein warm empfundenes und in der Form schönes Gedicht Rossels auf seinen Lehrer. Rossel ward in diesem Sommer preisgekrönt für eine Arbeit über das Wesen der Schleiermacherschen Kritik im Vergleich mit der Straußischen. Neander hatte ihn bei der dritten Auflage des Apostolischen Zeitalters als Arbeitsgehülfen zur Seite gehabt. Die Schriften Rossels erschienen 1847. „Es war dieser teure Mensch“, so schreibt Neander in der Vorrede, „ausgerüstet mit allem, was dazu gefordert wird, Großes zu wirken, zumal in dieser von streitenden Gegensätzen bewegten Zeit: ein spekulativer und ein poetischer Geist, die Glut der Begeisterung und die klare Besonnenheit, schneidende Schärfe des Verstandes und tiefe Innigkeit des Gemütes! . . . Wenn diese zerrissene Zeit uns das niederschlagende Bild von manchem edlen Geiste gibt, der die Siegerkrone nicht erlangte, weil er nicht treu und standhaft ausharrte im Kampfe bis zu Ende, . . . so haben wir hingegen in der

stand, wie auch in der Eingabe betont war, hinter den jungen Leuten; er hatte ihnen nicht bloß geraten, den Verein zu bilden, sondern auch sein Fürwort höheren Ortes in Aussicht gestellt, und bei den Beziehungen, die er zu Eichhorn unterhielt, ist wohl anzunehmen, daß er den Minister von dem Vorhaben seiner jungen Freunde bereits unterrichtet hatte. Wir erinnern uns, daß 1824 ein ähnliches Gesuch aus dem Kreise der Neander-Schüler an den Senat gekommen war. Damals war es vom Senat gebilligt, vom Ministerium dagegen durchaus abgelehnt worden. Jetzt war die Aufnahme, die es fand, die umgekehrte. Im Senat war man einstimmig gegen die Genehmigung. Man fürchtete, daß auch die Theologie-Studierenden entgegengesetzter Richtung um die Gründung eines Vereins einkommen würden, den man dann ebensowenig ablehnen könne. Jedoch wollte man nichts entscheiden, ohne die Frage dem Minister vorgelegt zu haben: weniger wohl in Rücksicht auf den Bundesbeschluß vom 19. November 1834, auf den man sich bezog, wonach zu allen Vereinigungen von Studierenden eine höhere Erlaubnis erforderlich war, als weil man genau wußte, wie Eichhorn über die Absicht der jungen Bittsteller dachte. Das Verhalten des Ministers rechtfertigte diese Vorsicht vollkommen. Eichhorn zeigte sich äußerst befremdet über das Widerstreben des Senats gegen ein so löbliches Unternehmen. Er hätte, schrieb er zurück, gewünscht, daß der Herr Rektor und der Senat zuvor die gutachtliche Äußerung der theologischen Fakultät eingeholt hätten, um auf Grund derselben an ihn zu berichten. Er stellte in Abrede, daß in dem Bundesbeschlusse irgend ein Grund zur Versagung der Genehmigung liege, und erklärte, daß man lediglich auf die Ausführungsbestimmungen für Preußen vom Jahre 1838 hätte zurückzugehen brauchen: es handle sich gar nicht um förmliche Autorisation oder Approbation, sondern lediglich um Zulassung von dem, was an sich erlaubt sei und darum gar nicht durch ein Einschreiten der Behörde verhindert werden könne. Der Ansicht, daß man dann einen gegnerischen Verein ebensowenig verbieten könne, trat er ganz entschieden entgegen: ein solcher würde mit Vorwissen des Senates und der Fakultät niemals bestehen können, da er von der Grundlage des christlichen Glaubens abweichen, mithin eine verwerfliche Tendenz verfolgen würde, der nicht nachgegeben werden dürfe. Er wies darauf hin, daß in Bonn und Halle ähnliche Vereine bereits beständen, und nahm keinen Anstand, Rektor und Senat zu autorisieren, den Studiosus Rossel im Sinne der gegenwärtigen Verfügung zu bescheiden, insbesondere ihm zu eröffnen, daß dem Verein kein Hindernis im Wege stehe, wenn er mit Sorgfalt darauf bedacht sein werde, den ausgesprochenen löblichen Zweck zu verfolgen und allem

Anschauung dieses kurzen Lebens, das über das sechsundzwanzigste Jahr nicht hinauskam, das erhebende Bild von einem in sich harmonisch abgerundeten, schönen Ganzen, das vom Irdischen immer mehr ins Himmlische verklärt wird". Eine Charakteristik Neanders von Rossel findet sich in den Schriften selbst. Vergl. Schneider, S. 201.

verwerflichen Parteiwesen fremd zu bleiben. Dem Senat blieb nichts anderes übrig, als den Willen Seiner Excellenz zu erfüllen. Am 1. August beschied der Rektor Rossel in diesem Sinne, nachdem er vorher das Konzept Twesten zur Begutachtung vorgelegt hatte. Aber was gefürchtet war, geschah: gleich am folgenden Abend brachte die Gegenpartei unter den Studierenden Marheineke eine Serenade.

Schelling kommt.

Schon aber war der Herkules zur Stelle, von dem König und Minister hofften, daß er die Hydra des Hegelianismus und alles Sumpfgevögel, das aus der Niederung pantheistischer Denkweise und dem Gestrüpp moralischer und philosophischer Begriffsverwirrung aufgestiegen war, vertilgen werde: am 15. November 1841 hatte **Schelling** seine Vorlesungen in Berlin begonnen.

Friedrich Wilhelm hatte sich durch den Mißerfolg Bunsens nicht entmutigen lassen; keinen Moment hatte er seine Bemühungen, Schelling zu gewinnen, ausgesetzt. Schon im Oktober 1840 beauftragte er den Grafen Dönhoff, den er vor seiner Rückkehr nach München in Sanssouci persönlich empfing, die offizielle Werbung zu beginnen. Rang und Gehalt eines Rates erster Klasse sollten dem Philosophen zugebilligt werden. König Ludwig, der nun nicht mehr umgangen werden konnte, wollte anfangs den glanzvollsten Namen an Münchens Akademie und Universität nicht missen; er wehrte die Bitte des preußischen Gesandten, den Philosophen der Offenbarung seinem Freunde und Schwager zu überlassen, ab. Im Januar aber, als Schelling selbst einen Schritt dahin tat, verstand man sich am bayrischen Hofe doch dazu, der Werbung freien Lauf zu lassen. In Berlin griff man sofort zu; bereits am 17. Februar 1841 unterzeichnete der König die Kabinettsordre, in der alles geregelt war: 5000 Taler Gehalt, die erste Rangklasse unter Beibehaltung des bisherigen Titels, 1000 Taler Umzugsgelder, unbedingte Zensurfreiheit für die Schriften und Vorlesungen, so das Angebot, das durch Dönhoffs Hand an Schelling gelangte. Die Stellung war als Professur an der Universität gedacht, und Schelling machte in bezug darauf (abgesehen von einer Erhöhung des Witwengehaltes) keine weiteren Bedingungen, als daß er vom Dekanat und Rektorat und allen sonstigen Geschäften freibleiben und sich lediglich den Vorlesungen widmen dürfe. Somit schien alles in Ordnung, als man in München sich eines andern besann. Die Wendung kam diesmal bestimmt vom Kronprinzen, der von Athen her den Philosophen anflehte zu bleiben; und da nun auch König Ludwig seine Bitten mit denen des Sohnes vereinigte, fand Schelling einen Ausweg, der ihm erlaubte, zweien Herren zu dienen: er schlug seiner Regierung vor, ihm einen längeren Urlaub auf unbestimmte Zeit zu geben, wofür er sich Erleichterungen in seiner Münchener Stellung ausbedang. Ersteres wurde ihm sogleich, sogar schriftlich, bewilligt, und die Münchener beeilten sich, dies Zugeständnis in die Zeitungen zu bringen; während sie die zweite Konzession zunächst

hinzögerten und dann in einer Weise verkümmerten, welche Schelling nicht annehmen zu können glaubte. Hierdurch wäre er ja nun eigentlich wieder frei geworden; aber zu einem offenen Bruch mit seinem ihm so wohlgesinnten Herrn mochte er es nach siebenunddreißigjähriger Dienstzeit nicht bringen, und da ihm auch das nordische Klima bei seinem Alter (er hatte das sechsundsechzigste Jahr überschritten) Bedenken erregte, blieb er bei dem Entschluß, sich zunächst nur auf ein Jahr für Berlin festzumachen.[1] Sein Selbstgefühl spiegelte ihm vor, daß diese Frist genügen werde, das Ziel, das sich die preußische Regierung mit seiner Berufung gesteckt habe, zu erreichen. „Denn es kommt“, schrieb er an Eichhorn, „in wissenschaftlicher Hinsicht überhaupt nur darauf an, daß ein Ausweg, den viele (ich bin es überzeugt) gern ergreifen würden, ihnen *gezeigt* werde. Sie wollen nur nicht *glauben*, was sie nicht glauben *können*, und darin kann man ihnen nicht unrecht geben. Es bedarf keiner, am wenigsten einer fortgesetzten Polemik, es bedarf nur, daß ihnen als möglich dargetan werde, was sie für unmöglich halten — als möglich im Verein mit strengster Wissenschaftlichkeit, ohne Beeinträchtigung des freiesten Denkens, ohne irgend etwas aufzugeben, das wahre und echte Wissenschaft seit Kant wirklich errungen. Überlege ich diesen Stand der Sache, so muß ich es allerdings für meinen *Beruf* ansehen, in Berlin wenigstens eine Zeitlang zu wirken, da ich die beruhigende Gewißheit habe, dadurch, auch in kurzer Zeit, bewirken zu können, daß aus einer allerdings gräßlichen Verwirrung der Übergang zu erstaunender Klarheit nicht durch einen Rückfall, sondern durch ein *wirkliches Fortschreiten*, nicht durch eine neue Verwirrung und neue Stöße, sondern einfach und leicht, am Ende sogar, mit wenigen Ausnahmen, zu allgemeiner Zufriedenheit geschehe“.[2] Eichhorn teilte den Optimismus seines philosophischen Freundes vollkommen. „Was Ew. Hochwohlgeboren“, gab er zur Antwort, „über Ihre hiesige Wirksamkeit andeuten, trifft ganz den Punkt, auf welchen es auch meiner Überzeugung nach ankommt. Das in der evangelischen Kirche neu erwachte Leben hat das Band, mit welchem die neuere Philosophie auf ihrer vermeintlichen höchsten Entwicklungsstufe die Theologie unauflöslich umschlungen zu haben glaubte, mit einer Energie zerrissen, von der man keine Ahndung hatte, zeigt in dieser selbst errungenen Freiheit merkliche Hinneigung zum Mißtrauen nicht nur gegen die Philosophie überhaupt, sondern auch gegen die unter dem Einfluß des Zeitgeistes historisch gewordenen Ordnungen, zum Teil sogar ein

Erwartung und Empfang

1) Urkb., S. 572ff. Dazu noch die Akten im K.-M., Pers. S. Nr. 35. — Auch Bunsen, der im April nach Berlin gekommen war, um dort seine Instruktionen für die Londoner Gesandtschaft in Empfang zu nehmen, war wieder tätig, und ebenso Humboldt. Einen Brief Schellings an Bunsen erwähnt dieser gegen letzteren am 4. Mai. Humboldt, Briefe an Bunsen, S. 48.

2) An Eichhorn 5. Mai, Urkb., S. 573. Die ganze Stelle wird in Schellings Briefen, III, S. 167, fast wörtlich zitiert, aber als Sätze eines Briefes o. D. an den bayrischen Minister von Abel; nur ein Zwischensatz fehlt in dem Briefe an Eichhorn, und ein paar Worte sind anders gewählt. Mithin hat Schelling dasselbe Konzept für beide Briefe benutzt, falls die dort angegebene Adresse wirklich die richtige ist.

tumultuarisches Überspringen derselben. Die große Zahl derer, die diese Anregungen nicht teilen, haben den sichern Halt einer gesunden Philosophie verloren und bilden, zum Teil von zuchtloser Selbstüberhebung, mit jenen einen Gegensatz, der nicht weniger verwirrend auf Kirche und Staat einwirkt. Eine große philosophische Autorität, die in der Kraft des eigenen Geistes sich zur Klarheit eines die Theologie und Philosophie vermittelnden Zentralmoments hindurchgearbeitet hat[1], vermag es allein, in lebendiger Rede dem deutschen Geiste eine seinen eigentümlichen Bedürfnissen angemessene neue und zu einer heilsamen Entwicklung hinführende Bahn zu öffnen. Gelingt Ihnen dieses, woran ich nicht zweifle, dann haben Sie sich ein Verdienst erworben, welches den größesten und herrlichsten an die Seite gesetzt werden darf". Bei solchen Ansichten versteht man, daß Geld keine Rolle spielen konnte. Friedrich Wilhelm hatte den Ersehnten bereits durch Dönhoff wissen lassen, daß er es lediglich seinem eigenen Ermessen überlasse, wann und unter welchen Bedingungen er kommen wolle. Schelling füllte dieses Blankoakzept mit der Summe von 8000 Talern aus, worin allerdings die Reiseentschädigung eingeschlossen sein sollte — eine Forderung, die auch heute zu den ungewöhnlichen zählen dürfte. In Berlin aber war man weder überrascht noch spröde. Eichhorn antwortete mit neuen Versicherungen seines Glücksgefühls; und wenn er Schelling bat, die zwischen seiner Forderung und dem preußischen Angebot liegende Differenz ein wenig näher zu erläutern, so geschah es, wie er schrieb, lediglich aus der zartesten, freundschaftlichsten Rücksicht, damit er für die Höhe einer solchen Summe Sr. Majestät keine anderen Motive angebe, als welche der verehrte Freund selbst wünsche. Hierauf erklärte Schelling, daß er sobald wie möglich, noch im Juli oder August, kommen werde. Jedoch verzögerte sich seine Ankunft, da er sich noch durch eine Karlsbader Kur zu stärken wünschte, so daß er erst Anfang Oktober in Berlin eintraf.[2]

1) Zu dem von Eilers entworfenen Konzept hat Eichhorn, der dasselbe überhaupt vielfach korrigiert hat, die Bleistiftnotiz am Rande gemacht: „Schelling hat nämlich sein Identitätsprinzip, womit er anfing, in ein der theologischen Auffassung mehr befreundetes Prinzip verwandelt. — Er hat das Absolute in den absoluten verwandelt".

2) In Karlsbad scheint er Neander, mit dem er schon früher in Verbindung getreten war (vgl. den Brief an ihn vom Juni 1841, Schneider, S. 181), getroffen zu haben. Darüber ein Brief an Eichhorn vom 22. August, worin Schelling seine Ankunft auf spätestens Ende September ansetzte. „Ich weiß nicht", heißt es darin, „ob noch irgend etwas Besonderes, zum Beispiel ein Allerhöchstes Reskript an die Universität notwendig wäre, daß ich dort ohne weiteres als Dozent auftreten könnte. Wie mir der treffliche Neander sagt, war (oder stellte man sich?) sogar zweifelhaft darüber, ob ich überhaupt öffentliche Vorlesungen halten würde". Diese Mitteilung veranlaßte den Minister zu einer Verfügung an den Rektor Lichtenstein vom 27. August, worin er ihm die Ankunft Schellings und dessen Absicht, im Winter zu lesen, mitteilte, mit der Maßgabe, die philosophische Fakultät davon in Kenntnis zu setzen. Eine öffentliche Bekanntmachung sei nicht nötig, da Schelling seine Vorlesungen den Studenten auf dem gewöhnlichen Wege mitteilen werde. Demgemäß wurde Schelling an demselben Tage beschieden.

Im Publikum war die Spannung, mit der man den Arzt der kranken Zeit erwartete, kaum geringer als beim König und seinem Minister. Nur daß hier der Glaube an seine Wunderkraft sehr geteilt war. Daß die Stürme nicht ausbleiben würden, bewies ein Pamphlet, welches noch im August, von der Zensur zufällig nicht beanstandet, erschien. Herausgeber war ein ehemaliger bayrischer Pfarrer, der Redakteur des Athenäums, Karl Riedel, dessen Feder Altenstein gelegentlich gebraucht hatte; durch Auszüge aus seinen Münchener Vorlesungen und anderen Schriften wollte er die literarischen Sünden Schellings „wie in einem Spiegelbilde" dem Publikum vorführen.[1] Jedoch blieben solche Stimmen der Feindseligkeit zunächst vereinzelt. Der Glanz des Namens hielt die Gegner, wenn er sie schon nicht mehr blendete, zurück. Einen Fackelzug, der ihm von den Studenten, vermutlich wieder aus dem Kreise der Neander-Schüler, angeboten wurde, lehnte Schelling ab. Ein Mahl, das man ihm im Odeum gab, nahm er an, und hier kündigte er in der Antwort, die er auf die Begrüßungsworte des Ministers gab, den Hegelianern offene Fehde an. Er bitte, so sprach er, um Verzeihung für den Ausdruck, aber sie befänden sich in einer Sackgasse; doch hoffe er, der Streit werde ein wissenschaftlicher bleiben. Die erste Vorlesung, es war an einem Montag in der Nachmittagsstunde von 5 bis 6, war ein Ereignis, wie es Berlin seit Humboldts Kosmosvorträgen nicht erlebt hatte; wie damals, hielten wieder Professoren und Geheimräte, Offiziere und Künstler die vordersten Bänke in dem dicht gefüllten Auditorium Maximum besetzt.[2] Auch auf dem Katheder aber kam Schelling mit der Sprache zunächst nicht recht heraus. Zwar mußte jeder erkennen, wer gemeint war, als er von der schwierigen Stellung sprach, in welche die Philosophie geraten sei, und aus der in die freie, unbekümmerte, ungehemmte Bewegung sie hinauszuführen sein Bestreben sein werde; von ihrem Konflikt mit der Religion und dem Leben, das am Ende immer recht behalte; von dem Widerspruch, den

Die erste Vorlesung.

1) Darüber Rheinwald an Eichhorn 28. August, Urkb., S. 576. Schelling, der von Karlsbad noch einmal nach München zurückgekehrt war und durch seinen Neffen wahrscheinlich über alles genau unterrichtet wurde, schrieb darüber am 10. September seinem Freunde Dorfmüller in Augsburg. Auch einen Angriff in den Berliner Jahrbüchern führt er dort auf Riedel zurück. Der Brief hat auch dadurch Interesse, daß er sich darin über Hegel ganz ungeschminkt äußert. „Ich begreife nicht, was Ihnen in den Worten ‚die mein Brot essen' unverständlich sein konnte. Zunächst ist natürlich Hegel gemeint, der aus allen diesen Leuten eigentlich spricht. Nun können Sie vielleicht nicht so bestimmt wie ich, der ihn von Jugend auf gekannt, wissen, was dieser für sich und ohne mich fähig gewesen wäre, obwohl seine Logik hinlänglich zeigen kann, wohin er, sich selbst überlassen, geraten wäre. Ich kann also wohl von ihm und seinen Nachfolgern sagen, daß sie mein Brot essen; das Mit-Füßen-treten ist ohnedies klar. Ohne mich [illegible] Hegel und keine Hegelianer wie sie sind. Dies ist nicht hochmütige Einbildung, wovon ich weit entfernt bin, es ist Wahrheit".

2) Genannt werden unter anderen Steffens und Lichtenstein, die schon in Jena bei Schelling gehört hatten, Savigny, Neander, Twesten, Trendelenburg. Sie hatten [illegible] lassen. Vergleiche darüber Varnhagens Tagebücher (s. u.).

er selbst von vornherein gegen jene Philosophie erhoben habe. Aber Hegels Name blieb ungenannt. Von Gans zitierte er ein paar Sätze, jedoch mehr im Sinne der Anerkennung und der Huldigung für den geistreichen Dozenten, der vor wenigen Jahren der Abgott der Berliner Studenten gewesen und dessen Name noch in aller Munde war; nur insofern gab er ihm unrecht, als er selbst von ihm als ein Abtrünniger von dem Prinzip reiner Wissenschaftlichkeit bezeichnet worden sei: „denn wenn er lebte, würde er durch die Folge dieser Vorträge erfahren, wie ganz anders es sich in Wirklichkeit verhält, als man ihn glauben gemacht". Mit Namen aber führte er auch Gans nicht an. Als ein Abirren von dem Wege, den er erschlossen, eine Verdunkelung des Lichtes, das der Widersacher ihm, dem Erfinder geraubt, bezeichnete er die Entwicklung der Berliner Philosophie. Aber er erklärte zugleich, daß nichts durch ihn verloren gehen werde, was seit Kant für die echte Wissenschaft gewonnen worden. Nicht Wunden schlagen, sondern heilen wolle er; nicht schadenfroh die vorhandenen Schäden aufdecken, sondern sie womöglich vergessen machen; nicht aufreizen, sondern versöhnen, als ein Friedensbote treten in die zerrissene Welt; nicht zerstören, sondern bauen, eine Burg gründen, in der die Philosophie von nun an sicher wohnen solle; aufbauen auf dem Grunde, der durch die früheren Bestrebungen gelegt sei; „nicht eine andere Philosophie an ihre Stelle setzen, sondern eine neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft ihr hinzufügen, um sie dadurch auf ihren wahren Grundlagen wieder zu befestigen, ihr die Haltung wiederzugeben, die sie eben durch das Hinausgehen über ihre natürlichen Grenzen, eben dadurch, daß man etwas, das nur Bruchstück eines höheren Ganzen sein konnte, selbst zum Ganzen machen wollte: dies ist die Aufgabe und die Absicht". Fichte und Schleiermacher erhielten die Ehre einer Erwähnung. Sie aber nur in Erinnerung an die nationalen Großtaten, als die Männer, welche in der Zeit der tiefsten Erniedrigung über den Trümmern untergegangener Herrlichkeit das Banner deutscher Wissenschaft hoch emporgehalten, um das die beste Jugend sich gesammelt. In diesem Sinne wollte Schelling auch seine eigene Mission aufgefaßt sehen: der Deutschen Ruhm und Erbteil werde in ihm den Pfleger und Verkündiger finden. „Weil ich ein Deutscher bin, weil ich alles Weh und Leid wie alles Glück und Wohl Deutschlands in meinem Herzen getragen und mitempfunden, darum bin ich hier: denn das Heil der Deutschen ist in der Wissenschaft". Und mit einem Appell an die Wahrheit, als die einzige Waffe, auf die er vertraue, auf das Recht der freien Forschung und ungehemmter Mitteilung des Erforschten schloß der Meister des Wortes seine prunkvolle Ansprache. „So gesinnt trete ich in Ihre Mitte. Ich komme mit dem ganzen Ernst meines Geistes und meines Herzens. Mir ist es Ernst, möge es auch denen Ernst sein, die mich hören werden! Mit Liebe begrüße ich Sie, nehmen Sie auch mich mit Liebe auf! Der Lehrer vermag viel, aber er vermag nichts ohne die Schüler. Ich bin nichts ohne Sie, nichts ohne Ihr bereitwilliges Entgegen-

kommen, ohne Empfänglichkeit, ohne Eifer auf Ihrer Seite. Hiemit weihe ich mich dem übernommenen Beruf, ich werde für Sie leben, für Sie arbeiten und nicht müde werden, solang' ein Hauch in mir ist, und soweit derjenige es verstattet, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, geschweige ein tief empfundenes Wort, ein echtes Erzeugnis unseres Innern, ein Lichtgedanke unseres nach Wahrheit und Freiheit ringenden Geistes verloren geht". Auch aus den nächsten Vorlesungen konnten die Zuhörer sich über Ziel und Richtung der neuen Philosophie noch nicht vernehmen. Hegels Schule behandelte Schelling noch eine Weile freundlich und verwahrte sich wiederholt gegen den Verdacht, in das Lager der Frömmler und Unfreien übergegangen zu sein: aber auf den Goldhort erlösender Gedanken, den er in den Tiefen seines Geistes barg, ließ er zunächst nur verlorene Blicke fallen.[1]

---

1) Varnhagen, der selbst (außer vielleicht im Einleitungskolleg) nicht unter den Zuhörern war, ließ sich von Freunden, wie General Rühle von Lilienstern, Humboldt und Werder, wiederholt über die Vorlesungen berichten. Vgl. seine Aufzeichnungen zum 16., 18., 21. und 25. November, ferner zum 2., 9., 11., 15., 17. und 25. Dezember 1841. Für die Aufnahme der Vorlesungen unter den Zuhörern und deren Stimmung sind diese sehr wertvoll. So schreibt er z. B. über die erste Vorlesung: „Gestern von fünf bis sechs Uhr hat Schelling seine erste Vorlesung gehalten, vor einer zahlreichen und glänzenden Versammlung. Er trat leise genug auf, sprach vom Frieden, vom Erhalten und Aufbauen, vom nicht Zerstören, von Werten der Philosophie; nannte Fichte'n und Schleiermacher'n ehrend, erwähnte Hegel's gar nicht, — wohl aber Gans' mit Achtung". Erst vor Weihnachten kam Schelling etwas mehr zur Sache; „doch geht er", schreibt Varnhagen, „mehr drum herum, als daß er in sie eindringt". Eben da notiert er ein in der Tat sehr starkes Versehen des Philosophen, die Behauptung, daß Jakob Böhme unendlich viel aus Spinoza geschöpft habe; er wundere sich, hatte er gemeint, daß noch niemand dieses wahrgenommen oder besprochen habe, und empfehle die genauere Untersuchung als eine dankbare Aufgabe. „Die meisten Studenten aber wußten", fügt Varnhagen hinzu, „daß Spinoza lange nach Jakob Böhme gelebt, und die Hegelianer meinten, dies ὕστερον πρότερον gäbe eine Hindeutung, wie derselbe Mann sich in betreff seiner selbst und Hegels irre". In dem Abdruck der Vorlesung bei Paulus („Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung") beginnt die Darstellung der Hegelschen Philosophie im fünften Abschnitt, S. 358. Wenn wir damit das von Varnhagen gegebene Datum vergleichen, so ergibt sich, was auch sonst festzustellen ist, daß dessen Abdruck, wenn er wörtlich ist (denn Schelling las ab), doch nicht den ganzen Wortlaut seiner Vorträge wiederholt hat. Darauf läßt auch eine Beschreibung schließen, welche **Rosenkranz** in seinen Vorlesungen über Schelling (1843), Vorrede S. XIX, von dem Vortrage Schellings, bei dem er in München im Sommer 1830 mehrfach hospitierte, gemacht hat. Ich gebe die sehr anschauliche Schilderung, da sie mir sonst nicht weiter begegnet ist und auch auf das Auftreten Schellings in Berlin passen wird, im Wortlaut wieder: „Eine gedrungene Gestalt; eine hohe Stirn; weißes Haar; um Mund und Kinn sehr verschlungene, ursprünglich weiche Züge; der Blick mehr scharf als warm, mehr sanguinisch unruhig, als melancholisch tief. Elegante Toilette, aber würdig, ohne alle Gesuchtheit; schwarze Krawatte; brauner, kurzer Oberrock; graue Beinkleider, straff angezogen durch Sprungriemen. Eine silberne Dose, die Schelling mit der linken Hand auf und ab in häufige Bewegung setzte, war die symbolische Dekoration des Vortrags. Diesen hatte ich mir ähnlich wie den von Steffens vorgestellt, einen freien Redestrom. Dem war aber nicht so. Schelling stand in kräftiger Haltung, zog ein schmales Heft aus der Brusttasche und las ab, allein so, daß man ihm die völligste Freiheit der Darstellung nachfühlte. Auch hielt er von Zeit zu Zeit an und gab extemporisierende, paraphrastische Erläuterungen, in welchen auch zuweilen die poetische Schmelz

Michelet beginnt den Kampf.

Immerhin war angegeben, wo der Feind stand, und alsbald begann es sich in dessen Lager zu rühren. Michelet, immer im Vorkampfe, warf als erster die Lanze. Er hätte gar zu gern die Genossen sogleich zu einem offenen Fehdebrief mit fortgerissen, zu der Aufforderung an den Gegner, sich mit seinem Funde durch den Druck vor den Richterstuhl der vollen Öffentlichkeit zu stellen. Da diese zögerten, machte er sich, schon im Februar 1842, in den Hallischen Jahrbüchern über die erste Vorlesung her, die Schelling im Dezember hatte erscheinen lassen, und auch in der Vorrede zur zweiten Auflage der Hegelschen Enzyklopädie warf er alsbald einen Stein gegen den Mißächter seines Heros. Michelet jedoch ward nicht überall ernst genommen; und Schellings Persönlichkeit und Auftreten, die Propaganda, welche die Regierung für ihn machte, der Anhang, den er unter den Gegnern Hegels fand, sicherten ihm noch immer einen nicht geringen Beifall. Eine Adresse, die nach Beendigung der Vorlesungen ein Herr Sobernheim in Umlauf setzte, sprach ihm den Dank der nichtakademischen Zuhörer aus, welche wohl oder übel unterzeichnen mußten, und die Studenten brachten ihm jetzt ihren Fackelzug.[1] Die Rede, in der Schelling ihnen dankte, zeigte, wie ungebrochen sein Selbstgefühl war. „Darf ich fragen“, so redete er die jungen Kommilitonen an, „was mir Ihr Wohlwollen, Ihr Vertrauen, Ihre Zuneigung gewonnen? Es ist wahr, meine Herren, ich habe mich bestrebt, Ihnen etwas mitzuteilen, das länger dauert und aushält als das schnell vorübergehende Verhältnis zwischen Lehrer und Zuhörer; insbesondere eine Philosophie Ihnen zu geben, die die frische Luft des Lebens vertragen, im vollen Lichte sich zeigen könne, nicht bloß innerhalb der vier Pfähle einer engen Schule oder in einem beschränkten Kreis von Schülern sich behauptet. Aber nicht durch den Inhalt allein gewinnt man die Herzen. Was ist es also, das Sie persönlich an mich gezogen? Es kann nur dieses sein, daß ich Sie gerade die höchsten Dinge in ihrer ganzen Wahrheit und Eigentümlichkeit habe erkennen lassen, daß ich Ihnen nicht statt

Adresse und Fackelzug.

---

sichtbar ward, den Schelling mit ganz abstrakten Wendungen anziehend zu verbinden weiß. Übrigens war in den Stunden, denen ich beiwohnte, die Darstellung mehr gelehrt, als spekulativ, und von dem Spekulativen verstand ich gar manches durchaus nicht, weil mir der Zusammenhang mit dem Früheren fehlte. Über den Inhalt der von mir gehörten Vorträge, der mir jetzt viel klarer geworden, sage ich nichts; die Form aber sprach mich durchaus an. Die Ruhe, Festigkeit, Einfachheit, Originalität ließen das Chargierte des nicht zu selten hervortretenden Selbstgefühls übersehen. Das schwäbische Idiom schwebte mehr über der Aussprache, als daß es, wie bei Hegel, noch gänzlich tonangebend gewesen wäre, und verlieh, für mich wenigstens, auch dem Laut einen eigentümlichen Reiz“.

1) Varnhagen, II, S. 41, über den Fackelzug, der, obwohl von oben her begünstigt und nahezu geboten, sehr dürftig gewesen sei, nur 30 Fackeln. Der Bericht in der Staatszeitung, in der die Regierung die Ovation für ihren Hofphilosophen urbi et orbi verkündigen ließ, lautete allerdings sehr viel glänzender. Ebd. S. 56ff. über die Adresse, die Steffens, wie Varnhagen gelegentlich eines Besuches, den er ihm machte, hörte, nicht unterschreiben wollte. Er habe es dann, schreibt Varnhagen später, dennoch getan: „mit widerstrebendem Herzen gewiß und saurem Lächeln! Er fügt sich in äußere Dringlichkeit“. Das Verhältnis Steffens' zu seinem alten Lehrer und Duzfreunde war keineswegs das alte zärtliche geblieben. Auch darüber Varnhagen passim.

des Brotes, das Sie verlangten, Steine gegeben und dabei versichert habe, es sei Brot, daß ich den Abscheu nicht verhehlt vor jeder Art von Unterricht, der Abrichtung zur Lüge sein würde, nicht meinen Unwillen über die innere moralische und geistige Verkrümmung, die durch absichtliche Entstellung, in welchem Interesse immer, versucht würde; versucht gerade gegen die Güter der Jugend, deren schönste Zierde Ernsthaftigkeit, Geradheit und unverfälschte Gesinnung sind".

Endgültige Anstellung.

Unentwegt hielten der König und sein Minister zu dem Manne, der ihnen Offenbarung und Vernunft in Einklang zu setzen schien: sie sahen jetzt die Zeit gekommen, ihn ganz an Berlin zu fesseln. Noch einmal versuchte Eichhorn, ihn für die Professur zu gewinnen. Schelling aber wußte dies auch jetzt noch zu vermeiden; er wollte sich sogar zunächst die Möglichkeit einer Rückkehr nach München offenhalten. Darin zeigte sich (er selbst wies darauf hin), daß sein Glaube an den unmittelbaren Erfolg, mit dem er den Ruf angenommen, doch schon erschüttert war. Indem er aber diese Zweifel und Bedenken und alle weiteren Bedingungen für sein Bleiben der Entscheidung des Königs überließ, der er sich lediglich unterwerfen wolle, schob er ihm auch die Verantwortlichkeit dem König Ludwig gegenüber zu und gewann für sich eine Stellung, die ihm für die Zukunft die gleiche Freiheit ließ, welche er sich für das erste Jahr gesichert hatte. Das Schreiben, worin der Minister den Philosophen einlud, in den Dienst seines Königs zu treten, faßte noch einmal alle Erwartungen zusammen, welche man auf ihn setzte, und denen er, wie es darin heißt, bereits entsprochen habe. „Ihre hiesige Wirksamkeit", so schrieb der Minister, „hat unseren einsichtigen Vertretern deutscher Wissenschaft, die der Ausgelassenheit einer anspruchsvollen Sophistik mit Besorgnis zusahen, neuen Mut eingeflößt, gesunde, wenngleich unklare Überzeugungen haben sich an dem entschiedenen Hervortreten einer großen Autorität gestärkt, und auf dem Gebiete des öffentlichen literarischen Austausches gewinnt eine edlere Richtung mehr und mehr die Oberhand. Selbst die Äußerungen der Gereiztheit der Gegner haben den unparteiischen Beobachtern nur zum Beweise dieser erfreulichen Erfolge dienen können und werden mit jedem Tage der Fortdauer Ihrer Wirksamkeit an Einfluß verlieren". Um diese Absichten weiterhin ins Werk zu setzen, sollten dem Philosophen keinerlei bestimmte Verpflichtungen auferlegt werden; er sollte völlig freie Disposition haben über die Verwendung seiner Kräfte, sei es zu Vorlesungen oder zu schriftstellerischen Arbeiten; temporäre Entfernung von Berlin, Reisen in wissenschaftlicher Absicht sollten unverhindert bleiben.[1] Auch des Verhältnisses zu König Ludwig ward in dem Schreiben gedacht.

1) Eichhorn an Schelling, Berlin, 16. August 1842, Urkb., S. 579. Das Schreiben ist von Eilers nach mündlicher Information Eichhorns redigiert und von Eichhorn stark korrigiert worden, mit einem Begleitbrief an Schelling, in dem die finanzielle Ausstattung der Stelle und andere Bedingungen angegeben waren. Das Gehalt blieb das ursprünglich angebotene, 4000 Taler, dazu kam aber noch 500 Taler für den Ausfall der Emolumente, auch für eigene Kanzlei. Portofreiheit wurde

Da die Angelegenheit, um die es sich handle, eine gemeinsame deutsche sei, so sei Se. Majestät der Meinung, daß des Königs von Bayern Majestät, dem alle großen nationalen Interessen so warm am Herzen lägen, die Angelegenheit unter demselben Gesichtspunkte betrachten und der gewünschten dienstlichen Veränderung Allerhöchst ihre geneigte Zustimmung nicht versagen würden. In der Tat blieb König Ludwig an „teutscher" Gesinnung hinter seinem Königlichen Bruder von Preußen nicht zurück und verzichtete „zum Nutzen des teutschen Gesamt-Vaterlandes, den größten aller lebenden Philosophen in Bayern zu besitzen".[1]

Allseitiger Angriff der Gegner.

In dieser Zeit hatten die Gegner ihre Reihen bereits geordnet und ihre Angriffe gegen den Offenbarungsphilosophen von allen Seiten her begonnen. Denn wenn auch außer der Antrittsvorlesung nichts gedruckt war, lag das System dennoch in allen wesentlichen Teilen in den Heften vor, die nach Schellings Diktat geschrieben waren und vielfach zirkulierten: ebensowohl die Grundbegriffe von dem blindnotwendigen Urzustande, dem Weltgrunde, aus dem sich die welterfüllenden und weltbildenden Mächte erheben, wie die Deutung der historischen Welt, der Welt der „Tatsachen" in ihren Epochen der Mythologie und der Offenbarung, durch welche sich der Weltwille wieder aus Kampf und Dunkel zu der Verklärung des sich selbst begreifenden Bewußtseins hindurchwinden muß: die hellenischen Mythen und die hebräischen Legenden und das Leben Christi von der Geburt bis zur Verklärung und Himmelfahrt, mit allen Wundern und Wundertaten des Heilands, die himmlischen Heerscharen und Satans höllische Majestät selbst hatten bereits ihre Stelle gefunden; alles unterbaut mit einem Gerüst kreuz und quer gerichteter, wirr durcheinander laufender historischer und sprachlicher Belege —, ein Hohn auf jede rationale Erkenntnis, Spottgeburten einer von allen Geistern der Kritik verlassenen Phantasie.

Wie aber hätten die Gegner sich anders gegen den von der Regierung bestellten Zerstörer ihrer Ketzereien wehren können, als indem sie auf die Quelle zurückgingen, die bisher nur von seinem Katheder herunterrieselte und in den Heften seiner Zuhörer aufgefangen war? Sollte er, der seit Jahrzehnten mit seinen Gedanken Verstecken gespielt, fürder ganz allein das Wort behalten? Er selber hatte ja verkündigt, daß die Zeit gekommen sei, wo er die Lösung des Rätsels für ganz Deutschland, ja für die Welt geben werde. Sollte etwa sein Auditorium die „feste Burg" der Philosophie bleiben und nichts weiter in die Welt hinausdringen als das, was seine Zuhörer mit den Ohren auffingen? In der

---

ebenfalls bewilligt. Die Söhne wurden in den preußischen Dienst übernommen, auch die in fremde Dienste getretenen als indigen angesehen. Die Bedingungen für die Witwe wurden nach dem in Bayern geltenden Pensionsreglement geordnet. Dabei eine für den Minister bestimmte Bemerkung von Eilers: „Es ist eine eigene Sache mit Schriften, von denen man nicht weiß, daß sie künftig dazu dienen werden, die leitenden Geister der Gegenwart zu beurteilen".

1) König Ludwig von Bayern an Schelling, München, 6. Oktober, Urkb., S. 581, Kanzleihand mit eigh. Unterschrift, von Schelling am 15. Oktober eingesandt.

Tat: Alle, welche die Feder ansetzten, um die neue Philosophie zu bekämpfen, gingen auf die Hefte zurück. Zunächst, noch im Jahre 1842, ein Junghegelianer, Dr. Frauenstädt, der seine Polemik auf Grund eines knappen Auszuges aus ihnen führte, in sehr gemäßigtem Ton und so, daß er in den Offenbarungen des Gegners sogar tiefe, erhabene Wahrheiten sehen wollte. Vor Ablauf des Jahres trat auch Rosenkranz mit einer Darstellung der Schellingschen Lehre hervor, Vorlesungen, die er im Sommer gehalten und sofort in den Druck gegeben hatte. Rosenkranz jedoch beschäftigte sich nur mit der ersten Epoche Schellings; die zweite besprach er nur nach der Schrift über die Freiheit vom Jahre 1809, in der freilich die Grundgedanken der Offenbarungsphilosophie schon enthalten waren, und nach den wenigen Bruchstücken, die Schelling in den späteren Jahren herausgegeben hatte, bis zu der Antrittsvorlesung in Berlin hin, so daß er gleichsam nur über den Zaun in den Wundergarten hineinblickte, den die Phantasie des romantischen Denkers hervorgezaubert hatte. Bald darauf kamen Marheineke und Michelet mit ihrer Kritik zu Platz, eben den Vorlesungen, die sie im Sommer 1842 gehalten; und so erschienen noch andere kleinere und größere Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften. Alle diese Kritiken aber traten zurück vor dem Angriff, den der einstige Freund und Kollege Schellings, sein engster Landsmann (denn sie entstammten beide demselben Pfarrhause zu Leonberg), Paulus in Heidelberg im Sommer 1843 unternahm. Dieser hatte sich eine Nachschrift der Vorlesungen zu verschaffen gewußt, die er nun mit Ausnahme des Kapitels über die Satanologie (die er aus Schonung, wie er sagte, wegließ) wörtlich zum Abdruck brachte. Sie umfaßte jedoch nur den vierten Teil des Werkes, das Paulus dem Gegner widmete; denn er hatte die Sätze Schellings mit Hunderten von Anmerkungen gespickt, in Einleitungen und lange Nachschriften eingewickelt und durch ganze Abhandlungen unterbrochen. Ihm hatte der Haß, der die alten Freunde seit Jahrzehnten trennte, die Feder geschärft und in bitterste Galle getaucht; nicht bloß auf Widerlegung, sondern auf die moralische Vernichtung seines Gegners hatte er es abgesehen.

Schelling ruft die Gerichte an.

Schelling hatte anfangs die Attacken ignorieren zu können geglaubt: noch im Frühling 1843 bezeichnete er sie gegen seinen Bruder als Rückzugsgefechte: die Gegner meinten wohl, dabei noch einmal das Gewehr abschießen und einigen Lärm machen zu müssen. Der Stoß seines Todfeindes aber brachte ihn aus seiner Ruhe heraus. Er sah sich mit allem, was er wußte, auf den Markt gezerrt und mit dem Schmutz der Gasse beworfen. Er beschloß, den Kampf aufzunehmen. Einen stumpferen Pfeil jedoch hätte er nicht abschießen können: statt den Gegner zu widerlegen, zitierte er ihn vor den Richter; er verklagte ihn auf Nachdruck! In Darmstadt wurde er sofort damit abgewiesen. In Berlin gelang es ihm zunächst, die Polizei zur vorläufigen Beschlagnahme zu bringen, und in der Frist von acht Wochen, die das Gesetz vorschrieb, machte er

beim Kammergericht die Klage anhängig. Das Ende aber war auch hier nach zwei Jahren die Freisprechung des Verklagten. Vor seinen Freunden rechtfertigte Schelling den Schritt durch die Behauptung, daß er auf keine andere Weise der vollkommenen Ehr- und Schamlosigkeit des zweiundachtzigjährigen verhärteten Sünders etwas abgewinnen könne als durch pekuniären Verlust; die Geldstrafe und Geldentschädigung, die er zu erlangen hoffe, sei das einzige, was den Bösewicht affiziere; denn dieser wisse wohl, daß er selbst zu solchem Schmutz nicht herabsteigen könne. Als ob die Lügen und Verleumdungen, welche Paulus gegen ihn häufe (von denen wir aber in der Schrift nichts entdecken können), ihn nicht verletzen könnten. In Wirklichkeit aber tat er alles, um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen; er versah die Zeitungen mit Nachrichten über den Fortgang des Prozesses und mit Artikeln aus befreundeten Federn, und die Regierung half ihm dabei nach Kräften. Trotzdem verringerte sich die Zahl seiner Anhänger zusehends. Die Theologen hatte er alle gegen sich, in allen Konfessionen und von allen Richtungen, von Paulus bis Döllinger. Zumal die Berliner Orthodoxen konnten in dieser Umdeutung ihrer Dogmen nur eine Diskreditierung, eine Profanierung ihrer Heiligtümer erblicken. Neander selbst war entsetzt über die grotesken Phantasien seines Freundes, die ihm von den Gnostikern her bekannt genug waren, und mit denen verglichen Hengstenbergs Bibelexegese noch als ein Muster historischer und philologischer Kritik angesehen werden konnte. In der Akademie hatte Schelling eine bessere Position als an der Universität. Hier saßen seine Freunde Neander, Ranke und Pertz, Wilkens Nachfolger an der Bibliothek, Männer, die mit Schelling in ihren politischen Anschauungen im allgemeinen übereinstimmten. Mit seiner Philosophie aber hatten auch sie nichts zu schaffen; ihre Auffassung von Welt und Wissenschaft führte sie weit von ihm hinweg. Ein wenig mochte ihn der Beifall trösten, den er noch immer bei den Großen der Welt fand. So bei Metternich, der ihn im Sommer 1843 in Karlsbad in ein längeres Gespräch zog, „mit einem Vertrauen“, schreibt Schelling, „als kennten wir uns seit vierzig Jahren“; oder bei dem bayrischen Kronprinzen, dem er unmittelbar vorher in München noch einmal ab ovo und tiefer, als er es früher je gekonnt, die Prinzipien der negativen und positiven Philosophie vortragen durfte; er war entzückt über die Fortschritte, welche der hohe Herr während seiner Abwesenheit gemacht hatte. Wie weit aber war er von dem Siegesbewußtsein der ersten Zeit bereits entfernt! Er konnte fast mit Sehnsucht an Bayern zurückdenken, das er doch so gern verlassen hatte, und meinte bereits, daß man dort viel weiter gewesen sei als in Berlin. „Meine fernen Freunde“, schreibt er, „sollten sich zum Geschäfte machen, mich warm und froh zu erhalten, denn hier trete ich die Kelter allein“.[1] Auch die Zuhörerlisten be-

Wachsende Isolierung.

1) An Dorfmüller, 5. Mai 1844.

wiesen ihm den Niedergang seines Ansehens. Im Sommer 1844, wo er die Philosophie der Offenbarung, die Krönung seines Systems, vortrug, brachte er es noch einmal auf 70 Eintragungen; im Winter vorher hatte die Quästur nur 34 Meldungen angenommen; im Sommer 1845 wurden es 30 und im Wintersemester 1845/46 29.[1] Allerdings mochte sich diese Zahl durch die Hospitanten verdoppeln; aber diese wurden gewiß mehr durch Neugier als durch Wissensdrang in sein Auditorium geführt. Zwei Semester setzte er zwischendurch ganz aus: im Sommer 1843, wo er in München und Karlsbad weilte (er hatte den Urlaub erlangt, um seinen Haushalt in München aufzulösen), und noch einmal im Winter 1844/45. Und stets war es das Thema, über das er schon im ersten Semester vorgetragen hatte, und das er in den folgenden Semestern lediglich in seine verschiedenen Teile zerlegte. So las er im Winter 1843 den grundlegenden Teil über die höchsten Prinzipien, im Sommer darauf die Philosophie der Mythologie, deren ersten Teil er im Sommer 1845 wiederholte; der zweite Teil folgte im Winter 1845/46, und zwar so, daß er zunächst den ersten noch einmal kurz repetierte. Dies alles macht einen um so dürftigeren Eindruck, als das philosophische Interesse in Berlin mit nichten erlahmt war, sondern gerade durch das Auftreten Schellings zunächst ungemein angeregt wurde. Auch darin hatten Eichhorn und der Philosoph seiner Wahl sich völlig verrechnet: nicht Versöhnung, sondern Kampf auf der ganzen Linie war die Losung geworden. Während Schelling im Sommer 1842 die Studenten in seine Philosophie einführte, versammelte Michelet in einem Publikum über die Entwicklung der modernen deutschen Philosophie, in der Schelling mit seinen beiden Perioden den Hauptplatz einnahm, mehr als 100 Zuhörer um sich. Zur gleichen Zeit sprach Marheineke, ebenfalls in einem Publikum, über die Bedeutung der Hegelschen Philosophie für die christliche Theologie vor einer Schar von ungefähr 150 Zuhörern. Auch die jüngeren Dozenten, die fast alle zu Hegel schworen, hatten in diesen Jahren leidlich besetzte Auditorien, während die Ordinarien, Trendelenburg und Steffens, eher zurückgegangen waren.

Unter solchen Umständen ließ sich voraussehen, daß die neue Philosophie in absehbarer Zeit vor leeren Bänken vorgetragen werden würde. Hierzu hat Schelling es nicht kommen lassen: die Wintervorlesung über die Mythologie 1845/46 war die letzte, die er hielt. Als Grund gab er dem Minister an, daß ihm die preußischen Richter nicht zu seinem Recht verholfen hätten; ausdrücklich erklärt

1) So die Eintragungen, die er selbst in der offiziellen Tabelle gemacht hat. Im Sommer 1842 hat er keine Eintragung gemacht, weil er, wie er schreibt, die Liste im Augenblicke nicht zur Hand habe. Auch bemerkt er jedesmal, daß die wirklichen Hörer durch die Hospitanten dem Augenschein nach doppelt oder gar dreimal übertroffen wurden; und allerdings wissen wir, daß immer noch viel bei Schelling hospitiert wurde, obschon anzunehmen ist, daß die Kollegen und überhaupt die älteren Zuhörer bald weggeblieben sind. Seine Kollegstunde hatte er auf die Zeit von 6 bis 7 Uhr verlegt.

er, daß es nicht der Mangel an Zuhörern gewesen sei, denn es sei längere Zeit fast kein halbes Jahr vergangen, wo ihn nicht sogar Deputationen aufgefordert hätten wieder zu lesen. Ein formales Recht war aus diesem Umstande gewiß nicht abzuleiten. Aber bei den Verhandlungen im Sommer 1842 hatte Schelling, wie bemerkt (und darauf berief er sich), die freie Disposition über die Verwendung seiner Kräfte, sei es zu Vorlesungen oder zu schriftstellerischen Arbeiten, sich vorbehalten. Wir wissen nicht, wie Eichhorn und der König diesen Entschluß ihres philosophischen Freundes aufgenommen haben. Vielleicht aber haben sie doch das Empfinden gehabt, daß es besser sei, wenn er selbst den Mund schlösse, als daß er ihm durch das Ausbleiben der Zuhörer geschlossen würde. Und sollte man nicht fast glauben, daß Schelling selbst unter dem Eindruck dieser Furcht gehandelt hat? Tatsache ist, daß er bereits im Januar 1845, lange bevor sein Prozeß entschieden war, dem Minister seinen Wunsch, die Vorlesungen aufzugeben, angedeutet hat. Er motivierte ihn allerdings anders, durch die Absicht, zu Ostern des Jahres den ersten Teil seiner Vorlesungen über die Philosophie herauszugeben, dem der zweite vielleicht unmittelbar folgen werde; danach werde er anfangen, die ersten Teile der Philosophie der Offenbarung erscheinen zu lassen; diese teilweise Publikation sei freilich ganz gegen seine ursprüngliche Absicht, aber er müsse der Notwendigkeit nachgeben und darum seine Wirksamkeit als Lehrer der Wirksamkeit als Schriftsteller unterordnen. Er erwähnt in diesem Zusammenhange, daß er seit 1828 vielleicht achtmal die vollständige Philosophie der Offenbarung vorgetragen habe; die Hefte hierfür lägen längst vor, wie auch die acht Bände, zu denen die beiden Hauptwerke, von denen eins dem andern als Grundlage diene, im Druck sich ausdehnen würden. Daß er jetzt ernstlich darangehe, den ersten Teil der Philosophie der Mythologie in Druck zu geben, bemerkte er im Herbst 1845 auch gegen seinen Sohn Fritz, den Pastor in Weinsberg, der ebenfalls ein philosophisch-theologisches Werk vorbereitete. Aber im Sommer darauf gestand er seinem Bruder Karl, dem er das Vorwort zu Steffens' nachgelassenen Schriften schickte, daß niemand sein Werk aus seinen Papieren werde herstellen können, weil er das Ganze nur im Kopfe trage und keinem Menschen mitgeteilt habe. Jedenfalls trug er sich nicht mehr mit anderen Gedanken als denen an sein Werk; den offenen Kampf hatte er völlig aufgegeben. Das Leben, so schreibt er seinem Schwiegersohn Georg Waitz im November 1847, könne er nur noch als eine von Gott ihm gegönnte Frist ansehen, um seine Arbeit zu vollenden. In dieser Stimmung erlebte er den Ausgang der alten Regierung, den Sturz des Ministers, dessen Hoffnungen er so bitter enttäuscht hatte, und die Revolution, die auch seine politischen Ideale zerstörte. Denn er konnte sich so wenig, wie Friedrich Wilhelm IV., ein Deutschland ohne Österreich denken, und ein preußisch-deutsches Kaisertum erschien auch ihm als eine Sünde wider den Geist der deutschen Geschichte. Die Deutschen schienen ihm vielmehr dazu berufen, ein Volk von Völkern

Bleibt auch literarisch unproduktiv.

zu sein, den andern Nationen gegenüber die Menschheit darzustellen; und darin wollte er den rätselhaften Gang ihrer Geschichte begreifen, der uns genötigt habe, ganz fremde Rassen und Nationalitäten an uns heranzuziehen oder sie selbst in einem Teil unseres Gebietes zu lassen; er meinte, ein Wahlkönigtum aus der Mitte der deutschen Könige heraus würde dem deutschen Genius am besten entsprechen.

Sein Ausgang.

Er hatte damals das siebzigste Jahr bereits weit überschritten, und wenn er sich Krankheiten durch seine Sommerreisen in die Bäder oder in den Thüringer Wald fernhielt, fühlte er doch schon eine Abnahme der alten Kraft. Sogar ein ihm früher ungewohntes Zagen den eigenen Ideen gegenüber, die er seit Jahrzehnten als die Vollendung alles Denkens, die Lösung aller Welträtsel angekündigt, stellte sich ein; die negative Philosophie selbst zeigte ihm wieder ihr altes Sphinxgesicht, und in der positiven wollte er jetzt einen wesentlichen Punkt, den Begriff Gottes und sein Verhältnis zu den Potenzen, anders als früher fassen und eine noch größere Übereinstimmung seiner Philosophie mit der Heiligen Schrift herstellen. Zwischendurch tauchte dann wieder einmal der Gedanke an Vorlesungen auf; und wenn er den Zeitungen, die dies schon als sicher meldeten, ein Dementi entgegensetzte, ließ er dennoch durchblicken, daß er ernstlich daran denke. In der Tat aber geriet ihm weder das eine noch das andere. Die Bedenken, die ihm aufgestoßen waren, verschwanden wohl, und sein System erschien ihm aufs neue unerschütterlich begründet; noch zu Neujahr 1853 wünschte er sich seinen Schüler und Nachfolger Beckers herbei, um ihm das Ganze, in einem halben Jahre meinte er, zu diktieren. Als er aber im August 1854 die Augen geschlossen, fand man in seinem Nachlaß nur die Vorlesungshefte und unvollendete Manuskripte.

Äußerlich war ihm alles gegeben worden, was das Leben reich gestaltet: früher Ruhm, Glanz der Stellung und jahrelang weithin reichender Einfluß, Gunst der Großen, die ihm bis ans Ende treu blieb, Frauenliebe, ein gesundes Alter, ein blühender Kranz von Kindern und Enkeln, die ihn in treuer, zärtlich erwiderter Liebe umgaben. Und dennoch ruht auf seinem Leben, wenigstens in der Berliner Zeit, eine Tragik, ähnlich derjenigen, deren bleierner Druck auf den letzten Jahren seines königlichen Freundes von Preußen lastete. Auch darin bildet Schelling wiederum den stärksten Gegensatz zu dem Jugendfreunde, der dann sein Widerpart geworden war. Hegel starb auf der Höhe des Ruhmes, umgeben von einer Schar von Bewunderern und Freunden, während die Gegner verstummt waren; und sein größtes Glück war vielleicht der Tod, denn er entzog ihn den Kämpfen und dem unvermeidlichen Zwiespalt, der schon im Schoße seiner Partei auszubrechen drohte. Schelling aber war dazu aufgespart worden, nicht nur sich selbst, sondern auch seine Zeit zu überleben. Das romantische Weltalter, dem sich niemand so angeschmiegt hatte wie er, dessen Ideengehalt in dem Helldunkel seiner schillernden Sprache den farbigsten Ausdruck gefunden hatte, war

dahingegangen. Das Interesse an der Philosophie selbst war geschwunden; und in der Politik wie in der Wissenschaft waren neue Generationen zu Worte gekommen, als der Achtzigjährige fern von den Stätten seines Wirkens in dem Schweizer Bade starb. Wir jedoch gehen noch einmal zurück in die Jahre, wo die Romantik im Besitze der Macht war und das Leben an unserer Universität nach ihren Ideen zu gestalten hoffte.

Berufung Gelzers und Hubers.

In demselben Sommer, wo Paulus Schellings Offenbarungsphilosophie aller Welt offenbar machte und von allen Seiten grobes und feines Geschütz gegen den christlichen Philosophen aufgefahren wurde, hatte der Minister schon zwei neue Gesellschaftsretter für unsere Universität in Bereitschaft: unter dem gleichen Tage, dem 15. Juli 1843, erhielt die philosophische Fakultät die Mitteilung, daß Se. Majestät den außerordentlichen Professor Heinrich Gelzer in Basel zum Ordinarius der Geschichte und den ordentlichen Professor Victor Aimé Huber in Marburg zum Ordinarius der neueren Philologie, Literatur und Literaturgeschichte ernannt habe.

Gelzers Herkunft und Stellung.

Gelzer war eine Eroberung Bunsens, dem er in Bern, wo er damals als Privatgelehrter lebte, nahegetreten war: Beziehungen, die sich nur fester knüpften, als Gelzer im Herbst 1839 sich in Basel habilitierte, wo er schon 1842 zum Extraordinarius befördert ward. Gelzer war Schweizer, ein Sohn Schaffhausens, der Stadt, die einst Preußen Johannes Müller geschenkt hatte, und der noch ein dritter Historiker, der Zeit nach zwischen beiden stehend, entstammte: Friedrich Emanuel Hurter, der Geschichtschreiber Papst Innocenz' III. In demselben Jahr, wo Gelzer sich der literarischen Welt bekannt machte, veröffentlichte Hurter, damals noch Antistes und Dekan an der Kirche seiner Vaterstadt, jenes Buch, das eine noch nie gesehene Verherrlichung des glänzendsten und machtvollsten Papstes und der mittelalterlichen Kirche war, und führte der Leidenschaftliche, der einst in Göttingen von dem Geist der Aufklärung genährt war, den Kampf gegen seine Amtsbrüder, der mit seinem Übertritt zu der Kirche, deren Panegyrist er geworden, endigte. Auch Gelzer hatte als Theologe begonnen und, wie so viele Schweizer seiner Zeit, seine Ausbildung auf den norddeutschen Universitäten, in Jena, Halle und Berlin vollendet. Er aber blieb dem alten Lager treu, und wenn er Studium und Lebensziele, seinem Vorbilde Johannes Müller folgend, wechselte, so hat er doch auch als Historiker und in allen Lebenslagen das protestantische Element festgehalten und zu erneuern gesucht. So fand er den Weg nach Preußen, während Hurter ebenso folgerichtig nach Wien geführt wurde; als Gelzer auf seinem Berliner Katheder lehrte, unternahm Hurter es, als k. k. Hofhistoriograph in seinem Ferdinand II. die Triumphe des habsburgischen Kaisertums über die deutsche Ketzerwelt zu schildern. Jedoch war Gelzer kein Eiferer und Parteimann. So gut evangelisch er fühlte, trat dennoch das Dogma für ihn zurück; und so

warm sein Herz für Preußen schlug, blieb das deutsche Empfinden immer in ihm vorherrschend. Er, der Jahrzehnte hindurch für die preußisch-deutsche Politik arbeitete, der Diener zweier preußischer Könige, der Berater bei der Erziehung zweier Enkel Kaiser Wilhelms, blieb dennoch Schweizer Bürger und voll warmer Anhänglichkeit an seine republikanische Heimat. Die einzige politische Aktion, die ihm geglückt ist, der Rat, den er Friedrich Wilhelm IV. gab, in der Neuenburger Frage nachzugeben, kam der Eidgenossenschaft zugute; als badischer Staatsrat ist er gestorben, aber zugleich als Professor in Basel, wo er seit Jahrzehnten (denn die Berliner Professur war nur eine Episode in seinem Leben) Heimat und Stellung gefunden hatte. Er sah die deutsche Politik niemals an als einen Kampf um die Macht, um die politische Einheit der Nation. Die politischen Grenzen, welche die Kämpfe der Vergangenheit gerissen, wollte er nicht wieder verwischen, und nur die geistigen überbrücken und ausgleichen. In der Verschmelzung von Religion und Bildung sah er die neue Lebenskraft, welche der Nation not tue. Danach wählte er die Stoffe zu seinen Studien und Vorlesungen, die sich weit mehr auf die geistigen Strömungen des deutschen Volkslebens als auf die politischen Kämpfe bezogen. Ihnen galt sein Hauptwerk, die Geschichte der deutschen Nationalliteratur seit Klopstock und Lessing, worin er ebenso die Quellen des zersetzenden Atheismus wie der reinsten Ideale aufdecken wollte, und als angewandte Ethik trug er die Geschichte des Jahrhunderts vor. Gesinnungen, die dem liebenswürdigen Manne die Sympathien des Königs und seiner Freunde erwerben mußten, und die es erklärlich machen, daß Bunsen, der ja selbst auf seinem schweizerischen Gesandtenposten die Beseitigung der Schranken anstrebte, welche unter der Reaktion zwischen dem geistigen Leben der Schweiz und Preußens gezogen waren, in ihm den Geistesverwandten fand und ihn für den preußischen Dienst verpflichtete.[1] Auch sonst hatten die Beiden nach Herkommen und Lebenslauf vieles gemeinsam. Beide stammten aus einfachen Verhältnissen und kamen auf dem gleichen Wege, als Erzieher in reichen oder vornehmen Häusern, rasch zu den Höhen des Lebens empor; wie Bunsen durch die Verbindung mit dem jungen Amerikaner Astor nach Frankreich und Italien geführt ward, so lernte Gelzer den Süden auf Reisen mit einer englischen Familie kennen. Auch er hat manche diplomatische Sendung ausgeführt und als Gelegenheitsdiplomat seine Rolle vielleicht besser gespielt als Bunsen, der vom Hauslehrer weg Diplomat von Fach wurde und seinen Dilettantismus hierin so wenig verleugnen konnte, wie in seinen weitschichtigen Schriften über biblisches und ägyptisches Altertum. Dauerndes hat freilich auch Gelzer auf keinem Gebiete, auf dem er tätig war, erreicht, da er Gegensätze ver-

1) Am 2. Januar 1842 wurde, wie ich annehme auf Betreiben Bunsens und im Verein mit Gelzer, das Verbot für die preußischen Studenten, die Universitaten Zurich und Bern zu besuchen, aufgehoben.

mitteln wollte, die unvereinbar waren, und den Frieden predigte, wo nur Kampf die Losung sein konnte. Als er aber durch Bunsen in den Gesichtskreis des Königs kam, schien seinen Hoffnungen noch die Zukunft zu gehören, und so folgte der Einunddreißigjährige gern dem Ruf, den der preußische Kultusminister auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs im Frühjahr 1843 an ihn gelangen ließ.[1]

Hubers Herkunft und Stellung.

Standen bereits für Gelzers Berufung nichts weniger als Interessen des Unterrichts oder ein Bedürfnis der Universität in Frage, so sprachen für Hubers Ernennung vollends nur politische Zwecke mit. Seine Anwerbung erfolgte geradezu unter dem Gesichtspunkt, seine Feder für die offizielle Publizistik zu gewinnen; er sollte eine Zeitschrift ins Leben rufen, in welcher die Unterrichtspolitik der Regierung verteidigt würde. Hubers Fach war neuere Literatur, die er bereits an zwei Universitäten und vorher als Lehrer an der Handelsschule in Bremen gelehrt hatte. Aber nicht auf diesem Felde, so ernst Huber seine Aufgabe nahm, liegt die Bedeutung des merkwürdigen Mannes, sondern allerdings ganz auf dem Boden der Politik und der Publizistik, wo er Gedanken vorgetragen und veröffentlicht hat, denen in gewisser Weise die Zukunft gehörte, die aber gerade darum von seiner Zeit kaum verstanden wurden. In seinen Adern floß echtes Professorenblut. Michael Huber, einer der Leipziger Professoren, deren Einfluß der junge Goethe erfuhr, und der Göttinger Christian Gottlob Heyne waren seine Großväter, seine Oheime Blumenbach und Heeren. Aber bereits die Eltern, Ferdinand und Therese Huber, einst Reinhold Forsters Gattin, hatten den Schritt aus der akademischen Sphäre, in der sie aufgewachsen, in die freie Welt des Literatentums gewagt. Wenn der Sohn in die akademische Laufbahn hineingeriet, so fand er den Weg dorthin doch als Journalist und Reiseschriftsteller; und das publizistische Interesse, das ihn gerade in Berlin mit voller Schärfe erfaßte, hat ihn aus seiner Fachwissenschaft und bald auch aus seinem Amte selbst wieder hinweggeführt.

---

1) Neben den Akten im K.-M. IV, C, VI vgl. besonders Friedrich Curtius, Heinrich Gelzer, 1892, und den Artikel desselben in der A. D. B. IL, S. 277. Unter Gelzers Schriften dürfte von besonderem Einfluß auf die Berufung die „Deutsche Literaturgeschichte“ gewesen sein, die 1841 zuerst herauskam; ferner wohl noch die 1839 erschienene Schrift „Die Religion im Leben oder die christliche Sittenlehre. Reden an Gebildete“, wie Gelzer in Anlehnung an Schleiermachers klassisches Werk den Titel gesetzt hatte; vielleicht auch schon die Denkschrift vom Jahre 1843 über die Straußschen Zerwürfnisse in Zürich. Der Antrag des Ministeriums vom 15. Juni, die die Berufung bewilligende Kabinettsordre vom 28. Juni. Die Berufung selbst erfolgte Anfang Juli (Konzept o. D.). Gelzer erhielt 1250 Taler, dazu für das erste Semester Urlaub zu Reisen nach England und Frankreich. Als seine Vorlesungen nannte er dem Minister deutsche Geschichte, neuere und neueste Geschichte, Universalgeschichte, auch Philosophie der Geschichte, „aber in anderm Sinne, als was in neuerer Zeit unter diesem Namen geführt wird“. Für den Sommer 1844 kündigte er an ein Publikum, „Geschichte Englands im 17. Jahrhundert“, und ein Privatkolleg über die Geschichte Deutschlands seit der Reformation, die er jedoch nicht gelesen hat, weil sein Urlaub verlängert wurde. Er hat sie dann in seinem ersten Semester, Winter 1844/45, vorgetragen.

Den Keim zu den Anschauungen, die später den Inhalt seines Lebens und seiner Kämpfe bildeten, empfing Huber vielleicht schon in dem Philanthropinum Philipp Emanuel von Fellenbergs in Hofwyl bei Bern, das (anders als die verwandten Anstalten Norddeutschlands in Rousseaus Epoche) die sozialen Interessen in seinen Zöglingen zu wecken suchte, und dessen erster Schüler, wie einst Ritter in Salzmanns Schnepfenthal, Huber wurde; die Mutter hatte ihn nach dem frühen Tode des Vaters dem Freunde anvertraut, und dort hat er von 1806 bis 1816, von seinem sechsten bis zum sechzehnten Jahre (denn er ging mit dem Jahrhundert) seine Erziehung genossen. Im übrigen aber wußten die Zeit und die Welt, in die seine Knabenzeit fiel, noch wenig genug von den sozialpolitischen Tendenzen, die in ihm einen ihrer Bahnbrecher gefunden haben. In dem Hause seiner Eltern, welche in den Stürmen der Revolution den Boden der Heimat verließen und Jahre hindurch in der Schweiz in französischer Umgebung lebten, wurde meist französisch gesprochen; daher auch die Vornamen, die sie dem Sohne gaben. Und dennoch zählten die Beiden zu den namhaftesten deutschen Autoren: Ferdinand Huber ist mit Cotta der Begründer und Leiter der Allgemeinen Zeitung geworden, und Therese Huber, eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, hat nach dem Tode ihres Mannes lange Jahre das Cottasche Morgenblatt redigiert. Die gleiche Unbestimmtheit waltete über ihren Beziehungen zu den religiösen Fragen. Ferdinand Huber war katholisch getauft worden, Therese lutherisch; aber Beider weiche und innige Religiosität war frei von jedem Dogma geblieben, und der junge Victor Aimé wußte kaum, welchem Glauben die Eltern angehörten. Auch in Hofwyl fragte man nicht nach dem Bekenntnis. Erst als der Konfirmationsunterricht herannahte, forderte Fellenberg den Jüngling auf, sich zu entscheiden. Er selbst wünschte, daß Victor Aimé sich der reformierten Konfession anschließe, während die Mutter, deren ästhetischem Empfinden der katholische Kultus mehr zusagte, ihn, wie bereits ihre Tochter, die einem Sohne Herders vermählt war, lieber dem Katholizismus zugeführt hätte. Erst im Jahre 1829, als er vor seinem Eintritt in die Ehe in Bremen das Abendmahl nach lutherischem Ritus nahm, traf er definitiv die Wahl seiner Konfession. Die gleiche Teilnahmlosigkeit hatte er in Göttingen, wo er als Student der Medizin im großelterlichen Hause von 1816 bis 1820 lebte, der burschenschaftlichen Bewegung gegenüber bewiesen. Aber während das langgelockte Teutonentum seiner Kommilitonen seinen Spott erregte, ward er selbst um so tiefer gepackt von den Nachrichten über die Revolution in der romanischen Staatenwelt, den Abfall der südamerikanischen Kolonien von ihrem Mutterlande und die Erhebung Riegos gegen den spanischen Ferdinand. Sie viel mehr als der Wunsch, seine medizinischen Kenntnisse zu erweitern, trieben ihn zu seinen Reisen durch das westliche Europa, die ihn mit kurzen Unterbrechungen nahezu ein Jahrzehnt von der Heimat fernhielten und sein Schicksal bestimmten. Er hat in Paris mit den Führern der Opposition, in Spanien

mit den siegreichen Liberalen verkehrt, ist Mitglied der Madrider Bürgerwehr gewesen, und die Niederlage der spanischen Revolution hat ihn aufs tiefste geschmerzt. Seine Sympathien für das spanische Volk und seine Freiheitsideale hat er niemals verloren; auch die Julirevolution und der polnische Aufstand haben noch seine lebhafteste Teilnahme erweckt. Denn er blieb allezeit ein freier, unabhängiger Charakter, eine Persönlichkeit, die sich mit ihren Schicksalen, Erfahrungen, Kenntnissen und Lebensanschauungen in die Kategorien, welche damals von den Parteidoktrinären aufgestellt wurden, gar nicht unterbringen läßt: eine rechte Janusnatur, entsprechend dem Titel, den er der Zeitschrift verlieh, die er in Berlin herausgab, und in der sich Vergangenheit und Zukunft die Hand reichen sollten.

Die Wendung vom Weltbürgertum zur Deutschheit, von der Aufklärung zum Konfessionalismus wird bei Huber zuerst sichtbar um das Jahr 1824, das wir auch sonst, ich erinnere nur an Hengstenberg, als ein Jahr der Abkehr von den auflösenden Tendenzen der vergangenen Epoche zu den mehr positiven Richtungen kennen gelernt haben. Bei Huber war es eine Frucht seiner Reise, die Folge nicht sowohl politischer und philosophischer Skrupel, wie sie hinter den Büchern und in der Studierstube sich bilden, als der Erfahrung und Beobachtung, die er auf seinen langjährigen Wanderungen gemacht hatte. Von vornherein beschränkte er sich nicht, wie andere Reisende, auf den Besuch von Kirchen und Museen, sondern suchte das Volk bei seiner Arbeit auf, in den Wirtschaften, den Handwerksstuben, auf der Straße; er studierte die Empfindungen, die Wünsche, die Bedürfnisse der unteren Schichten in ihrer Unberührtheit von den Doktrinen und den Interessen der oberen Welt; er erkannte die wirtschaftlichen Gegensätze, die soziale Kluft, welche sich zumal in England unter dem Andrang der industriellen Entwicklung ausbildete, und suchte die Ohnmacht der liberalen Doktrinen, die geistigen und materiellen Gegensätze auszugleichen und zu versöhnen. So entstand in ihm das Ideal eines Staates, in dem Autorität und Freiheit vereinigt sein würden, einer Monarchie, in der alle selbständigen Elemente in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Familie ihren Wert und ihre Freiheit behaupten und die unteren Klassen ebenso wie die regierenden zu ihrem Rechte kommen sollten. Mit den Ideen des Königs waren die seinen nur entfernt verwandt, zumal in ihrer weiteren Entwicklung, als er die Hebung des Proletariats durch Assoziationen, innere Mission und Kolonisation anstrebte. Sie hatten nicht die romantische Belichtung, wie bei dem König, oder das mystische Element, wie bei Ludwig von Gerlach; auch legte Huber niemals so wie Hengstenberg den Ton auf das Bekenntnis, wenngleich er mit den Jahren sich eng an die lutherische Kirche anschloß. Zu keiner Zeit war es die Form, auf die er den Nachdruck legte. Aber immerhin stand er bereits der Weltanschauung Friedrich Wilhelms näher als der liberalen, von der er herkam, und so durfte dieser wohl in ihm einen Mitkämpfer für die Zwecke sehen, denen er in Staat und Kirche Raum machen wollte. Zum ersten Mal trat Huber in

den Gesichtskreis Friedrich Wilhelms noch vor dessen Thronbesteigung, durch sein Buch über die englischen Universitäten, das er in der Marburger Zeit ausarbeitete, und dessen zweiten Band er ihm widmen durfte, nachdem er bei einem Besuch in Berlin im Jahre 1838 ihm vorgestellt worden war. Er hatte gemeint, durch sein Eintreten für die Brüder Grimm, denen er befreundet war, sich die Gunst der preußischen Regierung verscherzt zu haben; während ihm gerade dies den Beifall des Thronerben erwarb. Mehr noch gewann er diesen durch seine Broschüre über „die Elemente, die Möglichkeit oder Notwendigkeit einer konservativen Partei in Deutschland", die er in Marburg 1841 herausgab, und der er im folgenden Jahre einen Nachtrag unter dem Titel „Die Opposition" folgen ließ: eine Kriegserklärung ebensowohl gegen den alten Staat mit seinen mechanischen, von oben her regulierenden Regierungsformen wie gegen den „sogenannten" Geist der Zeit, der die echte Freiheit zerstören und unter die Tyrannei scheinbarer Majoritäten zwingen wolle; Ansichten, welche dem König auch deshalb willkommen sein mußten, weil Huber in seiner Schrift ihn selbst als den Führer und Beschützer aller gesunden Elemente des deutschen Staatslebens ausrief.

Von Anfang an hatte es in der Absicht der Regierung gelegen, auf die öffentliche Meinung durch die Presse einzuwirken. Zunächst war an eine Reorganisation der Staatszeitung gedacht worden, die zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken war. Dazu war ursprünglich Eilers bestimmt gewesen, der sich aber, wie bemerkt, dafür zu schade vorgekommen war. Als er dann in das Ministerium berufen war, betraute ihn Eichhorn auch mit dem Pressedezernat, und wesentlich nach seinen Ratschlägen wurden die Anstalten getroffen, um sich offiziöser Federn zu versichern.[1] Der Plan ging einmal auf die Gründung eines politischen Zentralorgans in der Hauptstadt und je einer Zeitung in den Provinzen. Ferner sollte eine große Literaturzeitung in Berlin entstehen, in der die Politik der Regierung in Staat und Kirche von philosophischen, historischen und staatsmännischen Autoritäten verteidigt werden würde — ein Organ der Professoren, welche die Richtung des Ministers vertraten, eine Neubelebung des Gedankens, der mit Rankes Historisch-politischer Zeitschrift verfolgt worden war, an welcher Eichhorn selbst mitgearbeitet hatte. Eben Ranke war wieder als Leiter oder Organisator dieser Zeitschrift ins Auge gefaßt worden; neben ihm dachte man besonders Twesten und Trendelenburg zu beteiligen.[2]

1) Darüber Eilers selbst im 4. Bande seiner „Wanderung durchs Leben", S. 25ff. und 161ff., ferner in seiner Schrift „Zur Beurteilung des Ministeriums Eichhorn", S. 112ff.

2) Dies läßt sich kombinieren aus den Angaben in Eilers' „Wanderung", S. 169, und „Ministerium Eichhorn", S. 209, mit einem Briefe Hubers an seinen Schwiegervater, den Senator Klugkist in Bremen, vom Dezember 1841, bei Elvers, V. A. Huber, II, S. 111. Letztere Stelle lautet: „Daß man meine publizistischen oder politisch-literarischen Peckadillen gelten lassen, ist sogar mehr als ich erwartete, und beruhigt mich merklich. An mancherlei Wirkungen fehlt es denn schon jetzt nicht.

Die Staatszeitung sollte darum nicht eingehen, vielmehr auch ihr eine breitere und freiere Stellung gegeben werden. Sie sollte von dem Gange der Regierungshandlungen regelmäßig und fortlaufend authentische Kunde geben, in einer stehenden Rubrik falsche Zeitungsnachrichten berichtigen und die freien Grundsätze des Königs in einer ruhigen und objektiven Darstellung verteidigen; sogar einer wohlwollenden und freien Kritik der Regierungshandlungen wollte man in einem Beiblatt Raum gewähren und in einer Beilage archivalische Dokumente vereinigen. Zum Redakteur wurde auf Rankes Rat Dr. Zinkeisen gewählt, der bekannte Historiker des Osmanischen Reichs und der Französischen Revolution, der mehrere Jahre in Paris gewesen war und eine freie Auffassung historischer und politischer Verhältnisse besaß. Endlich dachte man auf die breiteren Schichten des Volkes durch Kalender und populäre Volksblätter einzuwirken, wozu Bessel in Königsberg, dessen Anschauungen sich mit denen Rankes und Eichhorns berührten, die Anregung gegeben hatte.

Verhandlungen mit Dahlmann.

Aber die Ausführung blieb hinter den Erwartungen weit zurück. Für das politische Hauptorgan in Berlin war kein Geringerer als Dahlmann ausersehen, und der junge Karl Reimer, der den Verlag übernehmen sollte, begann im Auftrage des Ministers die Verhandlungen. Im Oktober 1842 kam Dahlmann nach Berlin, wo unter seinen Freunden und allen Anhängern der liberalen Ideen der Jubel groß war; man glaubte schon, ihn auf immer gewonnen zu haben, sei es als Chef der Publizistik oder als Mitglied des Staatsrats, in einer Stellung, wie sie der Kronprinz einst Niebuhr zugedacht hatte, oder auch als Professor an der Universität; die Studenten begrüßten bereits ihren künftigen Lehrer mit einem Ständchen. Auch die drei Minister, in deren Händen Presse und Zensur lagen, Arnim, Bülow und Eichhorn selbst, bereiteten ihm eine wohlwollende Aufnahme. Aber in den mündlichen Verhandlungen kamen die Differenzen stärker zutage als bei den Korrespondenzen, die vorangegangen waren. Denn so gemäßigt Dahlmann sich gab, so sehr es im Sinne Eichhorns war, wenn er betonte, daß es nicht sowohl auf das Wissen an sich als auf seine Ausprägung in vaterländischen Tugenden ankomme, hielt er doch daran fest, daß die erste Bedingung für die Leitung des Blattes die völlige Freiheit, die Unabhängigkeit von jeder Schranke der Zensur sein müsse. Gerade jetzt stand die Regierung vor der Veröffentlichung des neuen Zensurgesetzes, welches die stärksten Hemmungen der alten Ordnung beseitigte. Aber zu einer völligen Entfesselung der Meinungen wollten der König und sein Minister doch nicht die Hand bieten. Überdies erregte der Plan dem König an sich Bedenken. Als Professor wollte er Dahlmann gern be-

---

und höre ich aus ganz sicherer Quelle, daß in Berlin ein Blatt ungefähr in meinem Sinne beschlossen ist, — unter R . . . .'s Leitung, dessen Qualifikation hierfür freilich in mancher Hinsicht zu bezweifeln ist". Aus den Stellen bei Eilers ergibt sich, daß damit nur Ranke gemeint sein kann.

sitzen; das glaubte er dem Hannoverschen Hofe jetzt bieten zu können. Ich weiß aber nicht einmal, ob er dabei überhaupt je an unsere Universität gedacht hat. Hatte er doch bereits Bethmann-Hollweg, der Dahlmann für die Bonner Universität erbeten, die Zusage gegeben. Genug, am 1. November erhielt Dahlmann seine Bestallung als Professor an der rheinischen Universität, und damit fiel der Plan einer Deutschen Zeitung in Berlin ins Wasser.[1] Die Staatszeitung blieb unter der neuen Leitung so einflußlos wie unter der alten. Das literarische Zentralorgan kam gar nicht zustande; Ranke selbst, der wenig Neigung zeigte, sich noch einmal auf den verlorenen Posten zu stellen, riet, die schon bestehende Literarische Zeitung zum Organ der Regierung zu machen, wozu der Redakteur, Dr. Brandis, gern die Hand bot. Für die westlichen Provinzen gewann man in dem Professor Bercht, dem Leiter des „Rheinischen Beobachters“, einen Verteidiger der Regierungspolitik; in Ostpreußen stellte sich im Januar 1843 Professor Schubert an die Spitze eines regierungsfreundlichen Blattes; in Berlin wirkte Leopold von Henning für die Politik des Ministers, sowohl in selbständigen Schriften wie auch in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, die jetzt unter seiner Redaktion von der Linie des strengen Hegelianismus abzuweichen begannen.[2] Auch unter den jüngeren Dozenten fand Eichhorn den einen oder den andern, der seine Feder für ihn zu führen bereit war: so Dr. Gruppe, der, nachdem er längere Jahre in der Redaktion der Staatszeitung tätig gewesen, im Sommer 1842 sich dem Kultusminister verpflichtete, für den er sogleich in einer Streitschrift gegen Bauer eintrat,[3] den Historiker Siegfried Hirsch, der unter anderm für die Augsburger Zeitung schrieb, und den jungen Adolf Helfferich, einen schwäbischen Pfarrerssohn, der einst Burschenschafter und intimer Zuhörer von David Friedrich Strauß gewesen, dann aber positiv geworden war und eben jetzt, in dem ersten Teil einer Geschichte der christlichen Mystik, Ansichten geäußert hatte, die sich in der Richtung Eichhorns bewegten. Ihn hatte der Oberst von Radowitz, damals Gesandter Preußens in Karlsruhe, der Helfferich durch Perthes in Bonn und Passavant in Frankfurt, wo er Lehrer gewesen, kennen gelernt hatte, dem Minister empfohlen.[4]

---

1) Vgl. Springer, Dahlmann, II, S. 176. Dazu die Akten im K.-M., Zentralbur., Pers. D 14.

2) K.-M., Zentralbureau, H 31.

3) Ebd. G 12.

4) Ebd. H 3h. Eingabe Helfferichs an Eichhorn aus Stuttgart, 22. August 1842, womit er sein Buch übersandte und um Anstellung als Privatdozent an einer preußischen Universität bat. Er habe, schreibt er, den philosophischen und historischen Nachweis für die göttliche Persönlichkeit Christi versucht, der aber erst in den folgenden zwei Bänden seine Vollendung finden werde. Sein Wunsch ging, wie Radowitz in seinem Empfehlungsbriefe (20. August) bemerkte, besonders auf Bonn, wo er reiche Materialien für seine Studien erwarte und durch Fichtes Abgang augenblicklich eine Lücke sei. Radowitz hatte den Minister schon bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin auf seinen Schützling aufmerksam gemacht, für den er, da er ganz ohne eigene Mittel sei, um eine Remuneration bat. Eichhorn willigte ein, wünschte Helfferich aber nach Berlin. Bereits im

Abschluß mit Huber.

In derselben Zeit wurde auch mit Huber verhandelt. Hierbei aber hatte, so scheint es, nicht Eichhorn die Führung, sondern die Männer der Evangelischen Kirchenzeitung und des eingegangenen Politischen Wochenblattes; und ich möchte sogar vermuten, daß der Kultusminister sich auf die Berufung Hubers nur mit halbem Willen eingelassen hat. Bereits im Herbst 1842 war von der andern Seite her mit Huber angeknüpft worden; bei einem Besuch, den er damals bei seinem Schwager Julius Müller in Halle machte, wurde eine Zusammenkunft in Koswig verabredet, zu der von Halle Huber selbst mit Müller und Leo, von Berlin unter andern Hengstenberg, Hassenpflug und ein Delegierter des Generals von Thile erschienen. Huber schrieb darüber an seinen Schwiegervater, es sei auf dieser Konferenz auf gut Berlinisch gewaltig viel hin und her gekannegießert worden, ohne daß viel dabei herausgekommen sei. Aber der Plan, eine konservative Zeitschrift zu gründen, scheint doch durch diese Konferenz gefördert und dem Gedanken, Huber für dieselbe zu gewinnen, von da ab ernstlich näher getreten zu sein. Die Berufung selbst ward unmittelbar durch den König eingeleitet, der durch Kabinettsordre vom 3. März 1843 Eichhorn mit den Vorverhandlungen betraute. Der Minister ersuchte hierauf Sydow, den Bundestagsgesandten, sich von Frankfurt aus mit dem Marburger Professor in Beziehung zu setzen, wollte jedoch nur ein Gehalt von 800 Talern (400 weniger, als Huber in Marburg bezog) in Aussicht stellen und bemerkte, daß eine höher gehende Forderung Hubers das ganze Projekt vereiteln könne.[1] Bevor aber Sydow die

Oktober traf dieser hier ein, erhielt seine Remuneration (zunächst 100 Taler) und habilitierte sich im Laufe des Winters. Im März 1845 hatte Eichhorn vor, ihn in die Redaktion der Königsberger Zeitung, deren Einfluß unter Schubert auf Null gesunken war, zu bringen; er wollte ihm zugleich ein Extraordinariat an der ostpreußischen Universität geben, stand aber auf Helfferichs Vorstellungen, der um eine Verwendung bei dem Rheinischen Beobachter (für den er vielfach korrespondiert hatte) und ein Extraordinariat in Bonn bat, davon ab und zeigte sich bereit, seine Wünsche zu erfüllen. Bethmann-Hollweg wurde demgemäß instruiert. Helfferich sollte zu Michaelis in Bonn als Privatdozent eintreten und dann ein Extraordinariat, vorläufig ohne Gehalt, bekommen, jedoch nicht eher, bis die dort vakante ordentliche Professur für katholische Philosophie besetzt sein würde, für die ein Kandidat noch gesucht wurde; bis dahin sollte er noch als Privatdozent in Berlin bleiben (13. April 1845). Aber der Plan zerschlug sich, und Helfferich hat in Berlin bis zum Herbst 1862 auf das Extraordinariat warten müssen.

1) Vielleicht hat auf die zögernde Haltung Eichhorns die Rücksicht auf die Stimmung an der Berliner Universität über die vielen Oktroyierungen eingewirkt. Daß ihm aber auch die Richtung Hubers wenig zusagte, möchte aus einem späteren, von Eilers konzipierten Erlaß an Sydow, vom 12. Mai 1843, hervorgehen. Darin heißt es: „Die von ihm gelieferten publizistischen Aufsätze beweisen, daß er den Charakter unserer Zeit im allgemeinen richtig aufgefaßt hat und namentlich zu der Einsicht gekommen ist, daß der gegenwärtige Gesellschaftszustand hauptsächlich an einem bedenklichen Mißverhältnisse der sittlichen Grundlagen zu den materiellen Interessen und rationellen Bewegungen leidet. Die große Aufgabe, welche Preußen als dem Schauplatze der lebhaftesten Reibungen aller politischen und religiösen Systeme in Deutschland zugefallen ist, scheint er zwar, nach seinen Schriften ‚Die konservative Partei‘ und ‚Die Opposition‘ zu urteilen, noch nicht klar erkannt zu haben, sowie seine politischen Betrachtungen auch noch kein Zeugnis einer

bezüglichen Eröffnungen an Huber machen konnte, hatte dieser bereits eine Einladung von Radowitz, der eben wieder in Berlin gewesen war, zu einer Besprechung in Cassel erhalten. Hier legte ihm der Gründer der Politischen Wochenschrift, der, wie anzunehmen, durch den König persönlich dazu autorisiert war, den Plan eines neuen Wochenblattes vor, dessen Redaktion Huber übernehmen sollte: er werde freieste Hand und ausgedehnteste Mittel haben, auch Mitarbeiter von erstem Rang; Radowitz nannte Schelling, Puchta, von Gerlach und, wie Huber schreibt, ein Dutzend desselben und ähnlichen Kalibers. Es sollte ein Konkurrenzunternehmen der Deutschen Jahrbücher werden, nur viel großartiger in Form und Ökonomie. Huber zeigte sich dem Anerbieten gegenüber zurückhaltender als Radowitz, der ihm, wie er schreibt, ein wenig als „beau parleur" erschien, gehofft hatte; er wünschte durchaus nicht, seinem Fach, das er lieb gewonnen und mit dem er eine Lücke in der Wissenschaft auszufüllen überzeugt war, entfremdet zu werden und sich als Redakteur verbrauchen zu lassen, und stellte seine Bedingungen so, daß seine Professur darin den ersten Platz einnahm. In Berlin aber legte man hierauf so wenig Wert, daß Eichhorn unter Bewilligung der Forderungen Hubers (1800 Taler und vor Antritt der Professur Reiseurlaub nach England) ihm durch Sydow nahelegen ließ, seine Vorlesungen an der Universität auf ein Publikum zu beschränken, um seine Zeit und Kräfte der größeren Aufgabe zu widmen: er stellte es dem „bewährtem Takte" des Gesandten anheim, in welcher „Form der Begründung" dieses Hauptmotiv gegen den p. Huber, da es nicht ganz übergangen werden könne, zu erwähnen sei; so daß, wie Hubers Biograph angibt, diesem gar nicht recht zum Bewußtsein kam, daß man ihn als Redakteur statt als Professor angeworben hatte.

Den Interessen der Universität war trotzdem durch die Berufung Hubers ohne Frage besser gedient als durch diejenige Gelzers, dessen Disziplin durch Männer wie Ranke und Raumer hinreichend vertreten war, während Hubers Fach seit Valentin Schmidts Tod ganz verwaist war. Noch immer war die Pflege der fremden Sprachen und Literaturen auf Lektoren beschränkt. Zwar für die slavischen Sprachen, in erster Linie das Polnische, besaß die Regierung lebhaftes Interesse. Dies sogar in dem Maße, daß ihre Pflege zu den frühesten Aufgaben gehörte, welche der König seinem Minister stellte. Hierbei war alles im größten Stile geplant. Neben zwei Ordinariaten, in Berlin und Breslau, mit Errichtung eines Seminars, war auch die Anstellung von Lehrern für die polnische Sprache an

gründlichen Durchforschung des inneren Getriebes der verschiedenen Prinzipien und ihrer wahren Zielpunkte geben [hier ist dann ausgestrichen: „Indem er mitunter zum Konservativen rechnet, was der Endabsicht nach zum Radikalismus gehört"]; seine Gesinnungen, sein [illegible] Interesse für die Zukunft der deutschen Nation, und seine Liebe zu Preußen liegen aber ebenso deutlich außer Zweifel als seine publizistischen Talente. Daran läßt sich mit Grund die Hoffnung knüpfen, daß er, durch Umgang mit praktischen und wissenschaftlichen Staatsmännern höheren Standpunktes geläutert, vielleicht einen größeren Wert auf eine tüchtige und unmittelbar in das Leben der deutschen Nation eingreifende politisch-literarische Wirksamkeit legen wird, als auf die Förderung der neueren Philologie".

einem Berliner Gymnasium, wie auch an einigen andern, die der Provinz Posen (wo bereits polnisch unterrichtet wurde) benachbart waren, ins Auge gefaßt. In Berlin hatte man dabei an das Joachimsthalsche Gymnasium gedacht, vielleicht in Hinblick darauf, daß hier bereits sechs Stellen für polnische Schüler evangelischer Konfession bestanden; als jedoch der Direktor Meineke widersprach, sowie sich auch unter den Schülern keinerlei Neigung dahin kundgab, ward das Französische Gymnasium als besonders geeignet dafür bezeichnet. In den Provinzen dachte man an Glogau, Frankfurt und das Pädagogium in Züllichau. Die beiden Ordinariate sollten für die Gesamtheit der slavischen Sprachen und Literaturen dienen, deren Verbreitung, wie Eichhorn in der Verfügung, durch die er die Universität zu Vorschlägen aufforderte (8. Februar 1841), bemerkte, in Deutschland sehr wünschenswert sei. Verlangt waren Gelehrte, welche wenigstens die fünf Hauptdialekte der slavischen Welt von seiten der Sprache wie der Literatur beherrschten; sie sollten aber auch imstande sein, durch Vorträge in polnischer Sprache die Studenten polnischer Nationalität mit der deutschen Literatur und ihren klassischen Werken bekannt zu machen. Für Berlin wünschte man in erster Linie Schafarik herbei, der kürzlich Korrespondent der Akademie geworden war. Mit ihm setzte sich der Minister indirekt schon vor Ablauf des Jahres 1840, bevor noch die entscheidende Kabinettsordre herausgekommen war, und danach im Februar offiziell durch Johannes Schulze in Verbindung. Aber auch die Fakultät war nicht nur mit der Idee an sich, sondern auch mit der Wahl Schafariks durchaus einverstanden. Ein langgehegter Wunsch, so schrieb sie dem Minister in dem Bericht vom 13. März, sei durch eine Professur für diesen wichtigen Zweig der allgemeinen Sprachkunde und Völkergeschichte erfüllt; sie dankte für die neue Gnade, die ihr dadurch bewiesen sei. Die Vorlesungen über deutsche Literatur in polnischer Sprache erregten freilich ihr Bedenken, jedoch nur, weil Schafarik sich darauf schwerlich einlassen und es überhaupt kaum möglich sein werde, unter solcher Bedingung auf einen ausgezeichneten Kenner der slavischen Sprachen zu rechnen; auch die Errichtung eines Seminars wollte die Fakultät erst dann anraten, wenn ein tüchtiger Dozent angestellt wäre. Die Hoffnung, Schafarik zu gewinnen, sollte sich jedoch nicht erfüllen. Alter, Kränklichkeit und mehr noch die Anhänglichkeit an sein Land und seinen Kaiser hielten den großen Forscher in Prag zurück; auch erregte ihm in der Tat die Forderung, das Seminar zu halten, Skrupel, weil er wirklich das Polnische und Russische nicht so betrieben hatte, daß er es sprechen konnte. Zwar ließ er sich, nachdem er zweimal abgelehnt, durch seinen Freund Purkinje in Breslau im Mai zu einer Reise nach Berlin bewegen, und hier, wo man ihm in jeder Weise entgegenkam, schien er bereits fest gewonnen[1]; heimgekehrt aber schrieb

Verhandlung mit Schafarik.

1) Am 16. Mai empfing ihn der Minister. Bei den Akten ein interessanter Bericht Schafariks. Darin verbreitet er sich über das, was gelehrt werden solle: vor allen Dingen die Grammatik der Hauptmundarten, demnächst die Geschichte der slavischen Literaturen; alles übrige trete dahinter

er endgültig ab, nachdem ihm seine Regierung die Stellung als Kustos an der Prager Landesbibliothek gegeben hatte. Er hatte statt seiner in Berlin Celakowsky, damals Bibliothekar an der Kinskyschen Bibliothek in Prag, vorgeschlagen, für Breslau dagegen Doktor Adalbert Cybulsky, der seine Studien in Berlin gemacht und eben eine Anstellung als Lehrer der polnischen Sprache am Gymnasium in Lissa erhalten hatte; von diesem selbst liegt ein Gesuch, als Privatdozent an der Berliner Universität beginnen zu dürfen, bei den Akten (12. Februar). Die Regierung berief nun Celakowsky nach Breslau, für das sie ihn schon bestimmt hatte, als sie noch hoffte, Schafarik zu bekommen; und so blieb für Berlin nur der einheimische Kandidat übrig, der als Pole (er war 1804 im Großherzogtum als Sohn eines Güterverwalters geboren) für die geplanten Vorträge über deutsche Sprache und Literatur vor seinen Landsleuten ja in der Tat sehr geeignet war. Auch seine Studien machten Cybulsky dazu wohl fähig. Er hatte, seitdem er 1828 vom Mariengymnasium in Posen entlassen war, in der Hauptsache Philosophie und Geschichte getrieben, aber auch Staatsrecht und Politik hatten ihn interessiert. Hegel und später dessen Schüler, Ranke, Droysen und ganz besonders Böckh waren seine Lehrer gewesen. Letzterem war seine Dissertation über den Sullanischen Bürgerkrieg gewidmet, auf die er 1838 promoviert war. Neben Böckh aber steht auf dem Widmungsblatt der Arbeit Dr. Marcinkowski in Posen, der bekannte Vorkämpfer der polnischen Nationalität, den wir bereits mit einem der eifrigsten Mitglieder der polnischen Nationalverbindung an unserer Universität, der Polonia, identifizieren durften. Dieser Name zeigt die Stellung an, welche Cybulsky zu den Zielen seiner Nation einnahm, und die seiner Wirksamkeit an unserer Universität eine ganz andere Richtung geben mußte, als der große Slavist, auf den Regierung und Fakultät gehofft hatten, genommen haben würde.[1] Eben hiermit hängt auch die ungemein lange Studienzeit Cybulskys zusammen. Sie war nämlich Jahre hindurch unterbrochen gewesen, da er 1830 über die Grenze gegangen war, um sich den Kämpfern für Polens Un-

---

zurück, Altertumskunde usw. Zur Methode des Unterrichts spricht er sich für einen doppelten Lehrkursus aus, einen vorbereitenden und einen höheren. Notwendig seien Lektoren neben den Professoren, vielleicht sei auch der Unterricht an dem Gymnasium mit diesem akademischen in Einklang und Verbindung zu setzen. An geeigneten Lehrbüchern sei Mangel, diese also zu beschaffen; später auch Taschenwörterbücher. Endlich rät er noch zu einer Zeitschrift in deutscher Sprache, etwa unter dem Titel: „Jahrbücher der slavischen Literatur. Viertelsjahrsschrift". Die Slavisten in Breslau und Berlin seien die natürlichen Redakteure.

1) In dem Brief, den Schafarik am 10. Januar 1841 auf die erste Aufforderung aus Preußen eingesandt hatte, heißt es u. a.: „Es ist gewiß im Interesse der fortschreitenden Humanität sehr zu wünschen, daß die Errichtung der obengenannten Professur wirklich zustande kommt und nicht länger pium desiderium bleibt. Je selbständiger, freier und hiermit auch schärfer sich die Nationalitäten ausbilden, um so mehr, dächte ich, sollten die Regierungen bemüht sein, zweckmäßige Anstalten zu errichten, um den Völkern den gegenseitigen Austausch ihrer geistigen Errungenschaften zu erleichtern". Schafarik war Slovake aus Nordungarn und evangelischer Konfession.

abhängigkeit gegen die moskowitische Herrschaft anzuschließen. In seiner Eingabe an Eichhorn deutet er diese Episode nur leise an, als einen „Ausflug nach Rußland“, bei dem er auch die dortige Sprache kennen gelernt habe. Hierfür hatte er drei Jahre Zeit gehabt, die er, da er als Insurgent in die Gefangenschaft der Feinde seines Volkes gekommen war, im Innern des Landes auf einer russischen Festung zugebracht hatte. An Preußen ausgeliefert, war er zunächst von der Regierung Friedrich Wilhelms III. noch einmal, in Schweidnitz, sechs Monate lang festgehalten worden; und so hatte er erst 1836 seine Studien wieder beginnen können. Erst nach seiner Promotion hatte er sich ernstlich mit dem Studium der slavischen Sprachen abgegeben. Er war dann nach Prag, wo er sieben Monate Schafariks Anleitung genoß, nach Wien, wo er vier Monate unter Kopitar arbeitete, und schließlich nach Agram gegangen, um das Tschechische und Südslavische kennen zu lernen; erst Ende 1839 war er nach Berlin zurückgekehrt. Unter Friedrich Wilhelm IV. erregten die nationalen Antezedentien Cybulskys nicht mehr den Anstoß, den sie unter seinem Vorgänger gegeben hatten. Eichhorn nahm sein Ersuchen bereitwillig auf und riet ihm, sich um die polnische Lehrstelle, die wahrscheinlich am Französischen Gymnasium errichtet werden würde, zu bewerben; er werde ihm auch die Habilitation gestatten. Ebenso wenig Schwierigkeiten machte die Fakultät; auch ihr war es sehr willkommen, als sich Cybulsky noch in diesem Jahre habilitierte, und schon im folgenden erhielt er eine Remuneration.[1]

Vernachlässigung der englischen und der romanischen Sprachen und ihrer Literaturen.

Leider war die Regierung den Sprachen und Literaturen des süd- und westeuropäischen Kulturkreises nicht mit dem gleichen Eifer zugetan, wie denen des Ostens. Das Italienische lehrte Fabrucci, das Französische der schon alternde Franceson. Das Englische war momentan unbesetzt, da Seymour, der es länger als zwei Jahrzehnte vertreten hatte, im Herbst 1842 gestorben war; *Delius.* hier bot allerdings ein Privatdozent, Nikolaus Delius, der sich im Mai 1842 habilitiert hatte, Ersatz. Daß die Fakultät für die Pflege dieser Sprachen und ihrer Literaturen von jeher Interesse und Verständnis bewiesen, ist uns bekannt und hatte sich noch kürzlich gezeigt durch ihren Antrag an den Minister,

---

1) Die weitere Beförderung verbaute er sich später doch wieder durch seinen nationalen Eifer. 1848 erschien er an der Spitze seiner Landsleute, im folgenden Jahre ward er Abgeordneter zur Zweiten Kammer, wo er sich der polnischen Fraktion anschloß. Als die Breslauer Fakultät ihn 1850 auf ihren vakant gewordenen Lehrstuhl berief, ward er von der Regierung nicht bestätigt. Erst die neue Ära eröffnete ihm dorthin den Weg. Von 1860 bis an seinen Tod (16. Februar 1867) hat er an der schlesischen Universität das Ordinariat für slavische Philologie und Altertumskunde bekleidet. Seine politische Tätigkeit hat auf seine wissenschaftliche offenbar hemmend eingewirkt. Es liegen neben einer Reihe von Rezensionen und Abhandlungen nur ein paar selbständige Schriften vor. Allgemeineres Interesse erregte seine deutsch geschriebene Abhandlung über slavische Ortsnamen der Insel Potsdam und der allernächsten Umgebung, 1859. Aus seinem Nachlaß wurden die in Berlin zuerst gehaltenen Vorlesungen über die neueste polnische Poesie herausgegeben, 2 Bände, 1870 polnisch, 1880 deutsch. Schlesische Zeitung vom 19. Februar 1867, Nr. 82, S. 2.

für das englische Lektorat eben Delius zu gewinnen, als einen Mann, der kein bloßer Sprachmeister sei, sondern die Geschichte der englischen Sprache und Literatur wissenschaftlich betreibe, zugleich aber auch für den Unterricht im Englischsprechen und -schreiben geeignet sei.[1] Die Regierung folgte diesem Rate nicht: die Stelle ward doch wieder mit einem Lektor, Solly, besetzt, und Delius ging, nach einer Zwischenzeit als Mitredakteur der Weserzeitung, Ostern 1846 nach Bonn.

[illegible]

Dennoch war man an der Universität durch Hubers Berufung nicht weniger irritiert als durch die Gelzers. Das politische Moment spielte dabei, soweit die Ordinarien in Betracht kamen, keine Rolle. Bei der jüngeren Lehrerschaft und den Studenten war es freilich anders; hier war der Widerspruchsgeist, wir kommen bald darauf zurück, in der letzten Zeit gewaltig gewachsen und machte sich bereits in einer Reihe von Manifestationen Luft. Die regierende Korporation aber zeigte sich, wie zu allen Zeiten, sehr gemäßigt und viel eher geneigt, die Gemeinschaft mit der Regierung zu behaupten als zu zerstören. Gerade in diesem Jahre war der Senat überwiegend aus Konservativen und selbst Reaktionären zusammengesetzt. Rektor war allerdings Friedrich von Raumer, dessen liberale Richtung außer Zweifel war. Auch Böckh war kein Freund des Ministers; sie hatten schon in der Zeit, als Eichhorn noch Syndikus der Universität gewesen, immer auf den entgegengesetzten Seiten gestanden und waren auch jetzt gesellschaftlich und amtlich bereits verschiedene Male aneinander geraten.[2] Ein Stürmer

---

1) Über Delius A.D.B. III L, S. 653 (Brümmer). Fakultätsprotokolle vom 25. November 1842, 2. und 23. Februar 1843. Das holländische Lektorat, das bis dahin Schmitz vertreten hatte, der jetzt ausschied, indem er seinen Sohn zu diesem Amte empfahl, ward als überflüssig aufgehoben.

2) Besonders gelegentlich der Reden und Vorlesungsprogramme, welche Böckh wieder mehr mit politischen Spitzen ausstattete, als er in der letzten Zeit gewohnt gewesen war. So in der Rede vom 15. Oktober 1842 und in dem Vorlesungskatalog dieses Wintersemesters, dem er eine Stelle aus Platos Theätet zugrunde legte, wo der Philosoph diejenigen, die sich von Jugend auf an Gerichtsstätten aufhalten, in Vergleich mit denen, die bei den Wissenschaften aufwachsen, wie Knechte gebildet nennt im Vergleich mit Freien: „Sie werden zwar scharfsinnig gemacht und gewitzigt und verstehen sich trefflich darauf, ihrem Herrn mit Worten zu schmeicheln und mit der Tat zu dienen; aber kleinlich und ungerade sind ihre Seelen, denn die Knechtschaft von Jugend an hat ihnen das Wachstum und das freie grade Wesen benommen". Woran Böckh die Mahnung knüpfte: „Agite igitur, commilitones, date operam, ut, dum vobis suae quisque artis instrumenta et subsidia comparatis discendo, rerum et opinionum quasi extrinsecus oblatarum specie ne magis obumbrentur mentes vestrae quam illustrentur, magis obruantur quam erigantur, sed ut ante omnia ad libertatem formetis et in libertatem vindicetis animos vestros" etc. Kl. Schriften IV, 520; Hoffmann, S. 112. Der Minister hatte ihm hierauf seine Mißbilligung zu erkennen gegeben und ihn gezwungen, in der nächsten Einleitungsschrift die Worte des Eingangs, in denen Böckh seinem Unmut hierüber Ausdruck gegeben, wegzulassen. Böckh hat infolge davon nur noch eine Einleitungsschrift verfaßt. Die Zeitungen bemächtigten sich sofort der Angelegenheit; die Leipziger Allgemeine und die Rheinische Zeitung gaben die stärksten Stellen deutsch wieder.

Noch schärfer drückte sich Böckh in der Festrede am 15. Oktober 1843 aus, die an die Schrift Friedrichs des Großen über die deutsche Literatur anknüpft. Der König, so führte er aus,

und Dränger war aber auch Böckh, der bei aller Selbständigkeit die Besonnenheit selbst war und sogar den Beifall von Männern wie Schuckmann und Kamptz gefunden hatte, niemals gewesen. Der Gesinnung nach verwandt war ihm der Prorektor Dieterici, dem jedoch seine amtlichen Beziehungen zum Minister Reserve auferlegten. Alle andern Mitglieder des Senats waren mehr oder weniger konservativ gesinnt. Dekane waren Hengstenberg, Stahl, Müller und Trendelenburg; Senatoren außer Böckh noch Twesten, Lachmann, Puchta und Rudorff; und der neue Universitätsrichter, Lehnert I, der kürzlich Krauses Nachfolger geworden, war am allerwenigsten auf Opposition gegen den Minister, dem er als Hülfsarbeiter unterstellt war, erpicht. Dennoch konnte der Senat sich dem Appell an die Wahrung der Rechte der Universität, den man von allen Seiten an ihn erhob, nicht entziehen. Nur die beiden Theologen hielten auch diesmal zu Eichhorn; als Raumer die Frage stellte, ob der Senat dem Minister nicht den Wunsch vortragen solle, in Zukunft bei Neuberufungen gehört zu werden (was ja den Fakultäten durch die Statuten gewährt war), und ob für die nächste Sitzung ein dahingehender Bericht vorbereitet werden solle, stimmten sie nicht nur dagegen, sondern verlangten sogar die Aufnahme ihres Votums in das Protokoll. Die andern aber sprachen sich im Sinne des Rektors aus. Auch die philosophische Fakultät zog einen solchen Antrag von sich aus in Erwägung. Hier war es der Dekan, Trendelenburg, selbst, der sich dagegen wandte, aus persönlichen Rücksichten, denn er stand nicht bloß dem Minister nahe, sondern war auch mit Huber befreundet; er meinte, man könne ihm nicht zumuten, den Bericht zu entwerfen, und wies im übrigen auf die Rücksichtnahme hin, welche der Minister gegen die Fakultät schon dadurch bewiesen habe, daß er Männer, die eine Zierde der Universität gewesen sein würden, nicht in die Fakultät versetzt habe. Er blieb jedoch mit seiner Meinung allein und mußte sich sogar der Abfassung der Vorstellung an den Minister unterziehen.[1] Die Motive, mit denen die Fakultät ihre Ansicht stützte, waren die gleichen, die wir von früheren Vorfällen ähnlicher Art kennen: sie hatten mit wissenschaftlichen Bedenken nichts zu tun. Es waren nur wieder die

---

habe darin zwar manche irrtümlichen Urteile ausgesprochen und Vorschläge zur Besserung und Hebung des geistigen Lebens gemacht, diese aber nicht zu bindenden Vorschriften erhoben und einen Mann wie Kant nicht genötigt, seine Lehre danach einzurichten. Varnhagen, der auf diese Dinge mehrfach zurückkommt (Tagebücher II, S. 30, 82, 105, 223), bemerkt, daß Eichhorn durch diese Rede gewaltig geärgert worden sei. Als die Studenten darauf Böckh zum Geburtstage einen Fackelzug veranstalten wollten, wurde dieser hintertrieben. Hierüber berichtet Varnhagen S. 233: „Als Böckh am letzten Freitage, wo ihm der gescheiterte Fackelzug gebracht werden sollte, seine Vorlesung über Platon's Staat hielt, kam gleich im Anfange des ersten Buches die Stelle vor, daß heute Abend noch ein Fackellauf stattfinden solle, und zwar zu Pferde, was ein ungeheures Gelächter erregte!“ „Minister Eichhorn“, schreibt Böckh seinem Bruder am 11. Mai 1843, „ist ein wunderlicher Heiliger geworden, und zwar im eigentlichsten Sinne, und wer sich nicht entschließen kann, den Kopfhänger zu spielen, kann mit ihm nicht fertig werden“. Hoffmann, S. 112.

1) Senatsprotokoll vom 19. Juli und Fakultätsprotokoll vom 22. Juli 1843.

Überfüllung der Lehrstühle und deren Folgen: die Zersplitterung des Unterrichts, die Ungleichheit der Lehre, das Mißverhältnis zwischen der Zahl der Lehrer und den Mitteln, welche der Staat an sie wende, und die Nötigung der schlechtbesoldeten Dozenten, durch zeitraubende und beschwerliche Nebenbeschäftigungen den Ausfall ihrer Einnahmen zu decken, die Nachteile ferner, welche die Fakultät als Korporation durch die wachsende Schwierigkeit der Verhandlungen und Beschlüsse erleide, und zuletzt auch die Schädigung der Mitglieder durch die Verringerung der Emolumente. In aller Bescheidenheit ward auf den § 42 hingewiesen, wonach es der Fakultät erlaubt sei, bei Besetzung neuer Stellen motivierte Vorschläge zu tun, und daran die Bitte angeschlossen, als allgemeine Regel zu gestatten, was in einzelnen Fällen bereits geschehen und auf den meisten deutschen Universitäten immer der Brauch gewesen sei. Die Fakultät würde, heißt es zum Schluß, sonst kaum das Gefühl einer wirklichen Korporation haben, das sich doch noch vor kurzem habe neu beleben dürfen[1]: sie dürfe sich auf das gute Bewußtsein stützen, daß sie nicht engherzig aufstrebenden Kräften und Richtungen in den Weg getreten sei, wofür namentlich die von ihnen nach genauer Prüfung zugelassenen Privatdozenten im ganzen und einzelnen einen Beleg lieferten.

Auch die Extraordinarien benutzten die Gelegenheit, um einen neuen Ansturm auf das Mitleid der Regierung zu unternehmen. Einundzwanzig von ihnen reichten eine Eingabe an den Senat ein, in der sie ihre Besorgnis zum Ausdruck brachten, durch die Neuberufungen auswärtiger Lehrer von jeder Beförderung abgeschnitten zu werden. Sie durften in Wahrheit auf die peinliche Lage hinweisen, in der sich das Lehrerpersonal der Universität zum großen Teil noch fortwährend befinde. Von den 20000 Talern, durch welche der Universitätsfonds im Herbst 1840 aufgefüllt worden war, hatten sie kaum mehr als ein Zehntel erhalten. In der Hauptsache war das Geld den Instituten zugute gekommen. Sodann waren die Ordinarien, von denen noch immer viele weit unter dem Normaletat standen, in erster Reihe bedacht worden, so daß die jüngeren Dozenten höchstens um ein- oder zweihundert Taler aufgebessert worden waren. Auch dabei war noch nach Gunst und Laune verfahren worden. Solche, die wie Hellwing starke Töne anschlugen, waren besser davongekommen als diejenigen, denen das Bitten schwer wurde, oder solche, deren Ansichten in den oberen Regionen nicht gefielen. So war Vatke, der wirklich einmal gehofft hatte, endlich mit einem Gehalt bedacht zu werden, und für den sogar der Minister eingetreten war, schließlich doch leer ausgegangen. Nun waren die Neuberufungen ja allerdings nicht auf den Universitätsfonds geschlagen. Sogar Gelzers und Hubers Gehälter waren zunächst auf die allgemeine Staatskasse gewendet worden. Aber es war doch die Bestimmung getroffen, daß ihre Gehälter später, bei Erledigung anderer Stellen, aus dem Universitätsfonds gezahlt werden sollten.

1) Bezieht sich auf die Besetzung der slavischen Professur.

Der Senat, der am 16. August beide Eingaben dem Minister einsandte, machte die darin ausgesprochenen Wünsche und ihre Motive zu den seinigen. Er erhob nicht den Anspruch, daß die Universität sich lediglich nach dem Dienstalter aus den außerordentlichen Professoren zu ergänzen habe und niemals ein fremder ausgezeichneter Mann zu berufen sei; ein solcher Grundsatz würde der Universität wesentlichen Schaden bringen. Aber er bat doch, der Überfüllung vorbeugen zu wollen; er legte die Angelegenheit der Extraordinarien dem Minister ans Herz; und er trug, ohne daß er daraus ein Recht machen wollte, darauf an, über neue Anstellungen die Gutachten der Fakultäten und nötigenfalls des Senats einzuholen und möglichst zu berücksichtigen.[1]

Verfügung Eichhorns über Kontrolierung und Remuneration der Privatdozenten.

Das Vorgehen des Ministers erschien um so rücksichtsloser, als er selbst gerade darauf ausging, dem übergroßen Andrang der Lehrkräfte zu steuern. Aber auch dabei hatte er Wege eingeschlagen, auf denen er dem Widerstande der Universität begegnen mußte. Denn er wollte die Abhülfe nicht bloß in der Verschärfung der Habilitationsbedingungen sehen, wobei er die Fakultäten ganz auf seiner Seite gehabt hätte, sondern die bereits Habilitierten einer fortlaufenden Beaufsichtigung durch die Dekane unterwerfen, derart daß die Fakultäten über die Lehrerfolge und die wissenschaftlichen Leistungen der Privatdozenten dem Regierungsbevollmächtigten von Zeit zu Zeit Bericht erstatten, die guten zur Remuneration empfehlen, die schlechten aber durch eine Warnung vor der Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen aus der akademischen Laufbahn herausdrängen sollten. Und er hatte es nicht einmal für nötig gehalten, über eine so tief einschneidende Anordnung zunächst die Meinungen der Fakultäten einzuholen, sondern seinen Willen durch Erlaß vom 29. November 1842 in Form eines für die Universität allgemein gültigen Befehls dem Regierungsbevollmächtigten zugehen lassen, der ihn dann an die Dekane zur Nachachtung einfach weitergab. Es war auch hier die philosophische Fakultät, welche die Führung der Opposition gegen diesen Eingriff des Ministers übernahm. Sie beschloß zunächst, die Verfügung als an sie selbst gerichtet anzusehen und demgemäß zu beantworten. Gegen die verheißenen Remunerationen hatte sie begreiflicherweise nichts einzuwenden. Die Warnung an die minder bedeutenden Privatdozenten jedoch erklärte sie für unausführbar. Der Senat schloß sich unter Raumers Leitung diesem Gutachten an. Bei Eichhorn aber war nichts zu erreichen. Unter dem 19. März 1843 wiederholte er seinen Befehl, dem er eine kränkende Spitze durch die Bemerkung gab, daß eine Erinnerung an die Privatdozenten sehr

---

1) Die drei Eingaben im Urkb., S. 593. „Niemand kann und soll besser wissen“, heißt es in der Eingabe des Senates, „welcher Lehrer die Universität bedarf, als sie selbst. Ständen ihr indes Berufung und Anstellung allein zu, so ließe sich befürchten, sie könne hiebei einseitig und eigennützig verfahren; wenn sie dagegen nur bittet, jedesmal mit ihrem Gutachten gehört zu werden, so kann von jener Gefahr gar nicht die Rede sein. Nie wird die Universität die Wahrheit und ihre eigene Ehre dadurch verletzen, daß sie geringhaltige Personen unverdienterweise empfiehlt oder würdige Männer herabsetzt und zurückweist“.

wohl ausführbar wäre, wenn nur die Fakultäten denselben fortgesetzt die auch in den Statuten vorgeschriebene Aufmerksamkeit widmen würden. Er gab zu diesem Zweck dem Dekan anheim, gegebenenfalls das Urteil des Fachprofessors als der eigentlichen Autorität einzuziehen oder durch dessen Vermittelung namens der Fakultät die Erinnerung an den betreffenden Privatdozenten zu richten.[1]

Berichte der Fakultäten und des Senats

Bereits im Juni 1843 kam die Verfügung an die Universität, solche Berichte über die Privatdozenten einzuschicken. Zu einer Verwarnung fanden sich die Fakultäten in keinem Falle veranlaßt. Zur Remuneration empfahlen die theologische und juristische je einen, den Lizentiaten Jacobi und den Doktor Schmidt; die philosophische nicht weniger als fünf, die Doktoren Minding, Müller, Nauwerck, Rammelsberg und Cybulsky, während die medizinische keinen zu nennen hatte. Diese Vorschläge wurden dem Senat eingereicht, der am 19. Juli auf Anordnung des Ministers darüber beriet, in derselben Sitzung, wo er von der Ernennung Hubers und Gelzers Kenntnis erhielt. Hier nun erhob Puchta Einspruch gegen Nauwerck. Er wies auf die zum Skandal ausgeartete Tendenzschriftstellerei desselben hin, wie sie namentlich in den jüngst erschienenen Artikeln der Deutschen Jahrbücher zutage trete, und gab anheim, in dem Senatsbericht daraus ein Bedenken gegen seine Empfehlung herzuleiten. Hengstenberg war sofort auf seiner Seite, und auch sonst erhoben sich Stimmen für den Antrag. Dennoch drang Trendelenburg, der die Beschlüsse seiner Fakultät zu rechtfertigen hatte, durch. Weit entfernt, solche Tendenzen zu billigen, meinte er, daß es sich hier doch nur um das wissenschaftliche Verdienst des Dozenten in seinem Fache als solchem handeln dürfe, nicht um seine politische Stellung. Mit 6 gegen 3 Stimmen wurde beschlossen, auch Nauwerck in dem empfehlenden Bericht zu nennen. Twesten und Rudorff enthielten sich der Abstimmung, weil ihnen die Schriften des Nauwerck unbekannt wären; während Hengstenberg sich ein Separatvotum vorbehielt.

Puchta widersetzt sich der Remuneration Nauwercks

Nun muß es freilich auch uns auffallen, daß die Fakultät unter ihren 27 Privatdozenten gerade auf einen Mann wie Nauwerck verfallen war, dessen wissenschaftliche Verdienste gering genug waren. Er hatte neben seinem Spezialfach, dem Arabischen, noch die Venia legendi für Geschichte der Philosophie erhalten, auf Grund besonders einer kleinen Schrift über Diogenes von Lampsakus. Aber Lorbeeren hatte er auf keinem der Felder erworben, die er bebaute, weder als Schriftsteller noch als Dozent. Auch daß er sein Spezialfach zuzeiten ganz allein an der Universität vertreten, konnte kaum noch für ihn angeführt werden, seitdem in Rückert, wenigstens für die Wintersemester, ein Ordinarius dieses Faches gewonnen war. So könnten auch wir allerdings auf den Verdacht geraten, daß

Nauwercks Verdienste und Lehrtätigkeit

1) U.-A., P. 14, Vol. I. Die Eingabe des Senats vom 25. Januar 1843, Eichhorns Reskript vom 19. März. Der Senat hatte neben strengeren Habilitationsbedingungen auch noch den Vorschlag eines Numerus clausus der Privatdozenten für jede Fakultät gemacht, wogegen sich jedoch Eichhorn mit Recht scharf erklärte.

Nauwercks Opposition gegen eine Regierung, unter deren Willkür und Bevormundung die Universität litt, auf den Beschluß der Fakultät von Einfluß gewesen sei. Im Publikum, das alle diese Kämpfe an der Universität mit lebhaftem Anteil begleitete und als brennende Fragen des Tages behandelte, faßte man jedenfalls die Sache ganz in diesem Sinne auf. Das erfuhr die philosophische Fakultät selbst zu ihrem großen Verdruß, als in der Mannheimer Abendzeitung ein Berliner Korrespondent den Vorgang als einen schweren Konflikt der Fakultät und des Senats mit dem Minister schilderte und die Gelegenheit benutzte, Nauwerck in dem Brillantfeuer liberaler Gesinnungstüchtigkeit darzustellen. Ein Dementi, das Trendelenburg sofort der Zeitung zustellte, nützte nichts. Die Redaktion machte es, wie es auch heute in ähnlichen Fällen üblich ist: sie druckte die Berichtigung zwar ab, forderte aber zugleich Beweise dafür, daß ihre eigene Darstellung falsch sei; denn auf solche allgemeinen, noch dazu anonymen Behauptungen könnten weder sie noch ihre Leser etwas geben — obschon die Zuschrift unter dem Amtssiegel der Fakultät und mit einem von Trendelenburg selbst unterzeichneten Begleitschreiben an sie gelangt war. Und da die Geschichte aus der badischen Zeitung bald auch in preußische Blätter überging, so in die Trierer, die Breslauer und die ältere Königsberger Zeitung (die Berliner wagten nichts zu bringen), so blieb dem Dekan nichts übrig, als ein amtliches Dementi in der Preußischen Staatszeitung selbst zu veröffentlichen, dem Minister aber persönlich und im Namen der Fakultät das tiefste Bedauern über die begangene Indiskretion und die Irreführung der öffentlichen Meinung auszusprechen.

Indiskretionen in der Presse.

Politische Schriftstellerei Nauwercks.

Übrigens tat Nauwerck alles, um sich im Lichte eines Vorkämpfers für die liberalen Ideen zu zeigen. Eben in diesen Wochen ließ er mehrere Kundgebungen drucken, welche ihn aufs neue als Verfechter „subversiver Ideen“ erscheinen ließen. So wenigstens nannte es der Minister des Innern, Graf Arnim, als er Eichhorn den Artikel der Mannheimer Zeitung zugehen ließ. Es waren Betrachtungen über die polnische Frage und über den erblichen Grundbesitz adliger Familien, an denen das Revolutionärste wohl der Ort war, an dem sie standen; Nauwerck hatte sie nämlich zu den „21 Bogen aus der Schweiz“ beigesteuert, einer Sammlung von Flugschriften, welche aus dem literarischen Komptoir in Zürich und Winterthur stammte und, da sie durch ihre Bogenzahl nach den Bestimmungen des neuen Preßgesetzes die Zensurfreiheit erlangte, schon in ihrem Titel das geistige Sperrgesetz verhöhnte. In einer dritten Flugschrift, die er als „Anmerkungen zur Literarischen Zeitschrift“ bezeichnete, hatte er das Organ des Kultusministeriums selbst angegriffen. Eichhorn aber teilte die Auffassung seines Kollegen vom Ministerium des Innern durchaus. Er werde, schrieb er zurück, die Frage, ob ein Mann, der als Verfechter subversiver Grundsätze auftrete und sich zur Verbreitung derselben des Literarischen Komptoirs in Zürich und Winterthur bediene, einer Universitätskorporation in dem preußischen Staate angehören könne, auf geeignetem Wege

zur Erledigung bringen; was damit gemeint war, sollte die Universität bald erfahren.

[illegible] mischen [illegible]

Unterdessen hatte bereits ein neuer Vorfall die Gefährlichkeit des politisierenden Privatdozenten dem Ministerium deutlich gemacht. Im Mai war aus dem Kreise der Studentenschaft dem Senat der Wunsch vorgetragen worden, die Errichtung eines akademischen Lesevereins zu gestatten. Die Antragsteller beriefen sich darauf, daß in Göttingen, Halle, Heidelberg, Tübingen, München und Kiel bereits Lesezimmer für die Studierenden eingerichtet wären. In Berlin hatten Geschäftsleute, so der Antiquar Fernbach und die Vossische Buchhandlung, Lesezirkel eingerichtet; auch lagen in dem „Berliner Lesekabinett“ politische, literarhistorische und belletristische Zeitschriften aus; an der Universität hielt der Verein zum „historischen Christus“ Zeitschriften, die er unter seinen Mitgliedern zirkulieren ließ. Aber ein Institut, das einen Mittelpunkt für die gesamte Studentenschaft hätte abgeben können, fehlte. Die Einbringer des Antrages selbst waren als fleißig und wohlgesinnt bekannt, und der Senat stand nicht an, ihren Wunsch dem Minister zu empfehlen, indem er vorschlug, das Journalzimmer der Königlichen Bibliothek den Studierenden zu dem Zwecke zugänglich zu machen; Pertz, mit dem man darüber Rücksprache genommen, hatte sich dazu bereit erklärt. Diese Idee empfahl sich besonders unter dem Gesichtspunkt, daß man damit einen Zufluchtsort für die Studenten in der Nähe der Universität gewann, der ihnen für die Zwischenstunden offenstand und ihnen so die Verlegenheit ersparte, entweder eine unpassende Wahl von Vorlesungen dem Zeitverluste vorzuziehen oder sich in Konditoreien, Kaffees und Bierhäusern herumzutreiben. Der Plan der Studierenden aber ging weiter. Sie wünschten ein eigenes Lese- und Sprechzimmer zu haben, worin ebenso die neueste Literatur, literarhistorische und belletristische, wie auch die politischen Zeitungen des In- und Auslandes und alle Neuerscheinungen der Fachliteraturen ausgelegt wären; auch an eine Sammlung von Karten, Lexicis und den wichtigsten Broschüren war gedacht. Allgemeine Versammlungen, die alle Vierteljahr zusammentreten würden, sollten über die Wahl der Zeitschriften entscheiden, ein Verwaltungsausschuß mit Präsident, Vizepräsident, Sekretären usw. war vorgesehen. Auch der Minister zeigte sich nicht abgeneigt und genehmigte die Statuten, nachdem der Senat dieselben einer wiederholten Revision unterzogen hatte; die Bitte, den Verein mit Geldmitteln zu unterstützen, war freilich nicht gewährt worden. Unterdes aber war das Unternehmen bereits in eine ganz andere Richtung gedrängt worden, als seine Urheber geplant hatten: die liberale Strömung, längst in der Studentenschaft von Einfluß, hatte sich der Sache bemächtigt. Als im August die Wahlen vorgenommen wurden, gingen daraus als Vorsitzende zwei Studierende hervor, welche seit Anfang des Semesters das Universitätsgericht beschäftigten: ein Doktor Schauenburg, der aus München zugezogen und von hier aus als altes Mitglied der Leipziger Burschenschaft denunziert worden

war, und ein Studiosus Kriege, der bisher noch gar nicht immatrikuliert war, aus dem zureichenden Grunde, weil er sich in München in Untersuchungshaft befand. Schauenburg hatte eingestanden, daß er bis zum November 1841 der Leipziger Burschenschaft angehört habe, eine politische Tendenz dieser Verbindung jedoch in Abrede gestellt. Er war, da sich der Verdacht, daß auch in Berlin eine Burschenschaft bestehe, nicht beweisen ließ, auch nicht zu bestätigen schien, außer Verfolgung gesetzt worden und mit einem scharfen Verweis davongekommen[1]; die Wahlen aber wurden, wie sich versteht, nicht bestätigt. Jedoch auch die Neuwahlen fielen nicht besser aus. Zum Präsidenten wurde jetzt ein Doktor Lorenzen erkoren, in den Ausschuß aber zwei Privatdozenten aufgenommen, und zwar der Jurist Doktor Collmann und Dr. Nauwerck. Der Eintritt von Universitätslehrern in den Verein war allerdings von vornherein in Aussicht genommen, ja vom Senat wie vom Minister geradezu empfohlen worden, da hierdurch ein näheres Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern hergestellt und ein mäßigender Einfluß auf die letzteren ausgeübt werden könne; durch diese Wahlen aber war jene Hoffnung in das gerade Gegenteil verkehrt. Um nun ähnlichen Mißgriffen vorzubeugen, wurde vom Senat als Prinzip aufgestellt, daß Studierende, die wegen grober Exzesse, Unsittlichkeit oder Zugehörigkeit zu einer verbotenen Verbindung eine Disziplinarstrafe erlitten hätten, von der Wahl ausgeschlossen sein sollten und nur immatrikulierte Studenten in den Vorstand gewählt werden dürften; die rückwirkende Kraft dieser Bestimmung aber wurde verneint, mithin sowohl die Wahl des Doktor Lorenzen als die der beiden Privatdozenten bestätigt und der Regierung in diesem Sinne berichtet.

Der Minister verfügt die Aufhebung des Vereins.

Der Minister hatte, noch bevor er hiervon in Kenntnis gesetzt war, von sich aus den Senat auffordern lassen, die beiden Ersterwählten, Schauenburg und Kriege, nicht zu bestätigen, außerdem aber die Vereinsmitglieder zu ermahnen, keine nutzlosen und gefährlichen politischen Zeitungen anzuschaffen, und der Senat hatte sich beeilt, ihn zufriedenzustellen; gleich folgenden Tages stellte er ihm das Protokoll, welches darüber mit den Vorstandsmitgliedern des Vereins aufgenommen war, zu. Eichhorn aber ließ sich dadurch nicht mehr beruhigen. Am 2. Oktober verfügte er kurzerhand die Aufhebung des Vereins: dies sei den Ausschußmitgliedern mittels Protokolls zu eröffnen, den übrigen Studierenden aber die Auflösung des Vereins durch Anschlag am Schwarzen Brett in der Art bekannt zu machen, daß nach der Tendenz, welche der Verein genommen, diese Maßregel als eine väterliche Fürsorge zu betrachten sei, um die Studierenden gegen eine ihnen unbewußte Gefahr zu schützen. Der Senat selbst ward aufgefordert, Sr. Excellenz die Erledigung des Befehls anzuzeigen, und zwar mit der ausdrücklichen

---

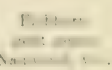
1) Senatsprotokolle vom 3. Mai, 17. Mai und 7. Juni. Mit Schauenburg war auch ein stud. jur. von Borries aus Herford unmittelbar nach der Immatrikulation verhaftet worden. Auch ihm wurde der Untersuchungsarrest als Strafe angerechnet und nur ein strenger Verweis erteilt.

Tadelt die Universität wegen mangelnder Aufsicht auf die Studierenden

Versicherung, daß er mit der Maßregel des Herrn Ministers durchaus einverstanden sei und aufs neue bemüht sein werde, dahin zu wirken, daß so viel als möglich ein für die Studierenden vorteilhaftes Verhältnis der Studierenden mit ihren Lehrern herbeigeführt würde. Als Grund für die Auflösung war die politische Tendenz angegeben, welche der Verein offenbar zu nehmen im Begriff stehe, im Widerspruch mit dem § 6 des Gesetzes vom 27. Januar 1838. Der Beschluß war, wie der Minister erklärte, im Einvernehmen mit dem Minister des Innern gefaßt worden.

Protest der philosophischen Fakultät.

Unter den Professoren erregten besonders die Schlußsätze der Verfügung heftigsten Unwillen; denn sie enthielten von neuem einen Tadel der Korporation selbst, den Vorwurf, daß die Professoren es an der nötigen Verbindung mit den Studierenden hätten fehlen lassen und dadurch den Einfluß auf ihre sittliche Führung verloren hätten. Wieder war es die philosophische Fakultät, welche die Verteidigung der Korporation gegen die Anklagen des Ministers auf sich nahm. In einer Vorstellung an den Senat führte sie aus, daß es an ihr nicht liege, wenn sich die Studierenden der Einwirkung durch die Professoren entzögen, denn so viel, als möglich sei, geschehe, um eine nähere Bekanntschaft zwischen Schülern und Lehrern zu vermitteln. Allerdings könne der Umgang zwischen Lehrern und Zuhörern nur ein wissenschaftlicher sein, auf Exkursionen, Experimente, Seminarien, Interpretationen, Quellenlektüre sich beschränken; auf politische Gespräche und Tendenzen könne er sich nicht beziehen. Zu Einladungen in Abendgesellschaften stimmten vielfach die Einnahmen nicht; Examinatorien, Repetitorien und ähnliche Unterrichtsarten dagegen seien nur in gewissen Zweigen der Wissenschaft möglich. Man müsse, hieß es weiter, überhaupt weniger darauf wirken, das Gelernte durch das Gedächtnis weiterzupflanzen, als zu eigenen Gedanken und Forschungen anregen. Die Fakultät wies auf die Universitäten Österreichs hin, wo so viel examiniert und repetiert werde, ohne daß es zweifelhaft sei, daß auf den preußischen Universitäten, namentlich in Berlin, bei weitem mehr wissenschaftlicher Geist und Streben unter den Studierenden angeregt werde. „Man muß“, so heißt es in der Eingabe, „Freiheit gestatten, wie ein jeder Universitätslehrer nach seiner Persönlichkeit, seinen Verhältnissen, der Natur seiner Wissenschaft den Umgang mit seinen Zuhörern anknüpfen will und kann.“ Diese Klagen lassen erkennen, daß man an der Universität schon von neuen Plänen gegen die Lehrfreiheit der Universitäten wußte, mit denen Eichhorn sich damals trug, und die ein halbes Jahr später in dem Edikt über die dialogische Unterrichtsform zum Ausdruck kamen.



Zunächst aber wollte der Minister mit Nauwerck Abrechnung halten. Und hierzu bot dieser selbst bald überreichlich Gelegenheit. Er hatte für den Winter ein einstündiges Publikum, Über den Begriff des Staates, angekündigt, ein Thema, das seinen politischen Interessen jedenfalls mehr entsprach als seinen philosophischen, und dessen Berechtigung schon deshalb zweifelhaft war, weil seine Venia legendi

nur auf die Geschichte der Philosophie lautete. Von dem Dekan hierauf aufmerksam gemacht, änderte er das Thema und nannte es jetzt „Geschichte der wichtigsten Systeme der philosophischen Staatslehre"; als solches kam es in den Katalog und blieb im Ministerium unbeanstandet. Bis dahin hatte Nauwerck als Dozent ein sehr verborgenes Dasein geführt; und daß ihm die Gabe fehlte, die Rolle eines zweiten Gans, nach der es ihn gelüstete, zu spielen, hatten seine philosophischen Kollegia bewiesen, welche kaum mehr Anziehungskraft gehabt hatten wie die über arabische Sprache und Literatur. Jetzt ward es mit einem Schlage anders. In Scharen kamen Studenten und Hospitanten aus dem Zivil- und Militärstande herbei; Nauwerck erlebte, und sogar mehrere Male hintereinander, das höchste der Gefühle eines Privatdozenten, die Auswanderung in ein anderes Auditorium wegen Überfüllung; erst das Auditorium maximum konnte die Massen fassen, welche seine politischen Offenbarungen hören wollten. Dem Minister aber schien damit die Gelegenheit gekommen zu sein, um ihm das Handwerk zu legen. Noch im Oktober wandte er sich an Arnim mit dem Ersuchen, ihm die revolutionären Schriften Nauwercks auszuliefern, ließ dann aber doch noch einige Wochen verstreichen, wohl um die Entwicklung der Vorlesungen zu beobachten. Erst am 1. Dezember richtete er die Aufforderung an die philosophische Fakultät, binnen vier Wochen ein motiviertes Gutachten darüber einzureichen, ob gegen den Verfasser der genannten Schriften mit einer Verwarnung, bezw. mit einer Verweigerung der Remuneration einzuschreiten sei. Die Aufsätze hätten, so heißt es, unverkennbar die Tendenz, zur Unzufriedenheit mit der bestehenden Verfassung aufzuregen; zum Teil würden dadurch bestehende Gesetze und Einrichtungen in gehässiger Weise beurteilt; man könne daher wohl die Frage aufwerfen, ob ein so rücksichtsloser Verfechter subversiver Theorien noch länger einer Universitätskorporation im preußischen Staate angehören dürfe. Zwei Tage darauf kam ein neuer Erlaß. Hierin wurde die Fakultät aufgefordert, von dem Inhalt und der Tendenz der Vorlesungen des Nauwerck wie von dem sie besuchenden Publikum nähere Kenntnis zu nehmen und zu erwägen, ob er überhaupt berechtigt sei, Vorlesungen in der angegebenen Art zu halten; im bejahenden Falle, ob es nicht notwendig sei, ihre Einstellung zu veranlassen. Es war also beidemal die Fakultät, die der Minister mit der Verantwortlichkeit für sein Vorhaben belasten wollte.[1] Wie morsch der Strick war, mit dem der Minister den Rebellen fangen wollte, bewies er durch die Einforderung einer Anzeige darüber, ob der p. Nauwerck die Erlaubnis zur Benutzung eines andern als des ursprünglich gewählten Auditoriums bei dem Rektor nachgesucht und erhalten habe, sowie durch die Anfrage, ob der Umzug unter Verübung von störendem Geräusch verursacht worden sei. Sei ersteres nicht geschehen,

Die philosophische Fakultät soll selbst gegen Nauwerck einschreiten.

1) Dieser Weg war, wie aus einem Marginal von Eilers, der in allem wieder der Referent war, hervorgeht, gleich nach der ersten Denunziation Nauwercks durch Arnim im Ministerium ins Auge gefaßt worden.

so solle der Dekan von sich aus befugt sein, vorläufig die Vorlesung zu suspendieren. Für den Fall aber, daß Nauwerck die Berechtigung zur Vorlesung nach Inhalt und Tendenz abgesprochen werde oder daß irgendwelche Ungehörigkeiten darin vorgekommen seien, ward der Dekan ausdrücklich autorisiert, ihn zu einer sofortigen Einstellung seines Kollegiums bis auf weitere Bestimmung zu veranlassen.

Bericht der Fakultät über den Angeklagten.

Die Fakultät wurde mit der zweiten Forderung schneller fertig als mit dem Urteil über die Schriften. Bereits am 8. Dezember ging ihr Bericht an das Ministerium ab. Sie hielt darin über ihrem angegriffenen Dozenten schützend die Hand. Er sei, gab sie zur Antwort, zu der Vorlesung durchaus berechtigt, habe auch, soviel ihr bekannt geworden, nichts getan, wodurch er die ihm durch die Habilitation gesetzte Grenze überschritten habe, oder wodurch Störungen des Unterrichts zu befürchten wären. Die Auswanderung in einen größeren Saal bezeichnete sie sogar als löblich, da gerade in einem engen Raum eher Unordnung entstehen könne als in einem großen; die Erlaubnis des Rektors dazu einzuholen, wie freilich vorgeschrieben, sei in solchen Fällen bei der Kürze der Zeit unmöglich. Immerhin kam man dem Minister soweit entgegen, daß der Dekan den Angeklagten protokollarisch ermahnte, die Grenzen wissenschaftlicher Forschung nicht zu überschreiten, was dieser bereitwillig zusagte.

Sehr viel mehr Umstände machte der Bericht über die Schriften Nauwercks. Hierfür ward in derselben Fakultätssitzung eine Kommission eingesetzt, in welche Böckh, Trendelenburg und die beiden Historiker, Raumer und Ranke, gewählt wurden, wozu dann noch Dieterici als der Dekan trat. Sie mußten ihre Bedenken schriftlich äußern; diese wurden bei der ganzen Fakultät in Zirkel gesetzt, und erst danach trat die Kommission, am 27. Dezember, zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen, für die Dieterici einen aus den Voten der Kollegen zusammengestellten Bericht mitbrachte. Derselbe fand jedoch nicht die Billigung der Kommission; Dieterici mußte ihn unter Beiordnung von Trendelenburg einer Umarbeitung unterziehen, die dann in einer zweiten Kommissionssitzung am 30. Dezember genehmigt wurde. Am 4. Januar trat die Fakultät zu einer letzten Redaktion zusammen, und nun erst ging das Schriftstück dem Minister zu. Der Umständlichkeit entsprach die Sorgfalt in der Ausarbeitung des Gutachtens, das nach Form und Inhalt zu einem der merkwürdigsten Aktenstücke in der Geschichte unserer Universität geworden ist. Zumal das Votum Böckhs, aus dem wesentliche Teile des Berichtes stammten (wenn auch als Grundlage dasjenige Trendelenburgs gedient hatte), zeichnet sich durch die eingehende und besonnene Würdigung der schwierigen Frage aus. Nur ein Mitglied der Kommission hatte sich von ihren Arbeiten so gut wie völlig ferngehalten. Das war Eichhorns bester Freund, Leopold Ranke. Schon bei der ersten Fakultätssitzung, am 7. Dezember, hatte er es vorgezogen, zu Hause zu bleiben; die Kollegen hatten ihn in der Abwesenheit zum Mitglied gewählt. Ein schriftliches Gutachten schenkte er sich zunächst; er

setzte auf den Umlauf einfach sein „Gelesen, Ranke“ und erklärte später, er habe nicht gewußt, daß er ein schriftliches Votum abzugeben habe. Auch bei den beiden Kommissionssitzungen glänzte er durch Abwesenheit, und ebenso bei der Schlußsitzung der Fakultät am 4. Januar. Ein Gutachten hatte er, nachdem er ausdrücklich dazu aufgefordert worden war, eingesandt, aber dieses war so kurz ausgefallen und so vorsichtig gehalten, daß die Kommission, wie sie zu ihrem Bedauern bemerkte, damit nichts anzufangen wußte; er wollte — denn das Recht der Fakultät, gegen Nauwerck um seiner politischen Ideen willen einzuschreiten, stellte auch er in Abrede — die Revindikation seiner Angriffe der „aufsehenden Gewalt“ des Staates ganz allein überlassen. Das Konzept des Berichtes, das von allen Mitgliedern der Fakultät unterschrieben war, mußte ihm, und ebenso Steffens, ins Haus gesandt werden, um nur ihre Unterschriften zu erlangen.

Der Inhalt des Fakultätsbeschlusses macht diese Renitenz Rankes einigermaßen begreiflich. Denn er stand im stärksten Gegensatz zu der Politik des Ministers. Die Fakultät stellte sich zwar nicht geradezu auf die Seite Nauwercks; sie erklärte, und zwar sehr mit Recht, daß dessen Ausführungen in der Sache durchaus nicht neu und unerhört, sondern oft gedruckt und in einem gewissen Sinne trivial zu nennen seien; sie stellte aber jede revolutionäre Tendenz in Abrede und berief sich dafür auf die Autorität eines Havemann, des Nachfolgers Dahlmanns in Göttingen, der in den Göttinger Gelehrten Anzeigen einer der Schriften Nauwercks „sprudelnden Geist, feine Sarkastik, geharnischten Witz, jedoch auf der Grundlage einer ehrlichen deutschen Gesinnung“ zugeschrieben und auf den 16 Seiten derselben mehr Geschichte hatte finden wollen als in manchen geschichtlichen Handbüchern. Noch bemerkenswerter waren die Grundsätze, welche die Fakultät über die Berechtigung politischer Urteile in der Öffentlichkeit aussprach. Man dürfe, so heißt es unter anderm, in Sätzen, welche auf Böckh zurückgehen, einem Schriftsteller in Rücksicht auf die Ausdrucksweise keine zu engen Grenzen setzen. „Sehe man in einem jeden scharf zugespitzten Ausdruck, jeder ironischen, sarkastischen Wendung einen Angriff, sollten Parabeln, Hyperbeln, Allegorien, wodurch die Rede gewürzt wird, zu großem Anstoß gereichen, sollte der Schriftsteller, namentlich der politische, und der Redner, dem Witz und Scherz nach den Vorschriften der Redekunst und nach den besten Mustern des Altertums und der neueren Zeit zu Gebote stehen muß, dieser und ähnlicher Mittel beraubt werden, so verlernte die Nation alle kräftige Rede und ihre Lippen würden sich an eine flache, saftlose, dürre Sprache gewöhnen, aus der alle Prägnanz verschwunden wäre. Diesen Punkt dürfen Gelehrte nicht aus den Augen verlieren, namentlich die Mitglieder einer philosophischen Fakultät, in deren Gebiet auch die Kultur des Sprachlichen und Rhetorischen gehört, während der Staatsmann und Gelehrte seinen Blick nach anderen Seiten wendet. Überhaupt hat man seit Lessing, Justus Möser und Schlözer, von denen namentlich der letztere viel

Freieres wagte, polemischen Aufsätzen ätzenden Witz und selbst einige Keckheit immer verziehen, wenn sie Geist und Charakter zeigten". „Die philosophische Fakultät", heißt es zum Schluß, „vertritt keine positive Lehre. Sie muß daher mehr als jeder andere eine breitere Theorie in Anspruch nehmen und bedarf, um zu gedeihen und zu wirken, der öffentlichen Meinung, daß sie diesen freieren Spielraum ungeschmälert besitze und bewahre. Wie wenig auch die Mitglieder der Fakultät geneigt sein möchten, in ähnlicher Weise, wie Doktor Nauwercks uns mitgeteilte Schriften getan, zu schreiben, so glaubt sie doch nachgewiesen zu haben, daß mit Rücksicht auf den weiteren Spielraum und den Wirkungskreis einer freien wissenschaftlichen Erörterung die mitgeteilten Schriften des Doktor Nauwerck ihr keine Motive zu einem Antrage, gegen ihn einzuschreiten, darbieten".

Antwort des Ministers.

Im Ministerium war man unwillig genug; man fand (und verfehlte nicht, der Fakultät dies bemerkbar zu machen), daß die Frage unvollkommen beantwortet sei; denn es fehle zunächst eine Erklärung darüber, ob der Inhalt der kritisierten Schriften sich mit den Pflichten eines öffentlichen Lehrers vereinigen lasse, und zweitens, ob und wie weit die Stellung des öffentlichen Lehrers auf seine Betätigung als Schriftsteller einzuwirken habe. Hatte die Fakultät den Minister gebeten, den Fall als Privatsache betrachten zu wollen, so bemerkte Eichhorn, daß dies bei Vorlesungen über die Geschichte der wichtigsten Systeme der philosophischen Staatslehre nicht möglich sei, und daß dieser Gegenstand mit den genannten Aufsätzen keineswegs in einem nur sehr mittelbaren Zusammenhange stehe. Indessen, da Eichhorn nun einmal der Fakultät die Angelegenheit überlassen hatte, diese aber keine Schuld an dem Angeklagten fand, ließ er die Sache zunächst auf sich beruhen.

Nauwerck veröffentlicht seine erste Vorlesung.

So war es wieder Nauwerck selbst, der es zum Bruche trieb. Ende Februar ließ er seine erste Vorlesung erscheinen unter dem Titel „Über die Teilnahme am Staate". Sie war, wie es in dem Vorwort heißt, „der studierenden Jugend Deutschlands" dargebracht[1], anderthalb Druckbogen des seichtesten Geschwätzes, von dem es heute schwer fällt zu begreifen, wie es damals irgend welchen Eindruck machen, die Studenten begeistern und die Regierung graulich machen konnte. Es war lediglich dummdreist und wurde so auch von den Professoren durchweg empfunden. Für Eichhorn aber war es der Anlaß, auf eigene Faust durchzusetzen, was ihm durch das Mittel der Fakultät mißglückt war.[2] Er be-

1) Leipzig, Verlag von Otto Wigand. Das Vorwort datiert: Im Januar 1844.

2) Vermutlich war aber der Minister von oben her gedrängt worden. Daß der König persönlich dahinter stand, geht aus einem von Treitschke (V, 233) zitierten Schreiben Friedrich Wilhelms an Thile hervor (30. Nov. 1843): „Lösen sie mir das Rätsel, wie der p. Nauwerck, ein bekannter patentierter Revolutionär, hier an der Universität Privatdozent geworden ist, und wie man ihm den größten Hörsaal, d. h. Schellings und Savignys Katheder eingeräumt!!!!!!! Ich bin tiefbetrübt über diesen entsetzlichen Mißgriff, der den werdenden guten Geist der Studenten wieder sehr ernst gefährdet. Es muß endlich in Meinem Geist verfahren werden. Revolutionäre dürfen

schritt damit den Weg, auf den Ranke in seinem Votum bereits hingewiesen hatte; wohl möglich, daß dieser selbst den hochgestellten Freund dahin beraten hat. Am Abend des 27. Februar erhielt Eichhorn von der Broschüre Kenntnis, und gleich am nächsten Morgen ließ er dem Dekan den Befehl zugehen, daß er den Vorlesungen Nauwercks beizuwohnen habe, um sich persönlich über ihren Charakter, und ob sie dem von Nauwerck protokollarisch gegebenen Versprechen gemäß seien, ein Urteil zu bilden. Kaum hatte dies Reskript Dieterici erreicht, als ein neuer, und diesmal der entscheidende Streich erfolgte.[1] Aus völlig zuverlässiger Quelle, so lautete eine zweite Verfügung an die Fakultät, habe der Minister gehört, daß Nauwerck die in der ersten Vorlesung angekündigte Richtung beharrlich verfolge, unter Verteidigung der verderblichsten Theorien die Grundlagen der bestehenden Staatsverfassung rücksichtslos angreife und geradezu die Auflehnung gegen dieselbe predige. Der Minister dürfe dies kraft der ihm zukommenden Fürsorge für die Ehre und das Wohl der Universität nicht dulden. Der Dekan wurde veranlaßt, sofort die Schließung der Vorlesung vorzunehmen und deren Fortsetzung zu untersagen. Um einem Andrange der Studierenden zu der am nächsten Abend stattfindenden Vorlesung und etwaigen Exzessen vorzubeugen, sollte er für eine zeitige, jedoch alles Aufsehen vermeidende Bekanntmachung sorgen, mit dem Rektor und dem Richter Rücksprache nehmen und die Fakultät davon in Kenntnis setzen, daß Nauwerck einstweilen auf arabische Vorlesungen zu beschränken sei und nicht eher wieder zu Gegenständen, die mit Geschichte und Politik zusammenhingen, zugelassen werden dürfe, als bis er überzeugende Beweise seiner Sinnesänderung und einer richtigeren und würdigeren Auffassung der Stellung der Pflichten eines öffentlichen Jugendlehrers gegeben habe. Rektor und Senat erhielten den Befehl, die Sommervorlesung aus dem Katalog zu streichen.[2] Noch im Laufe des Vormittags wurden beide Verfügungen abgesandt und die zweite unmittelbar in der Wohnung des Rektors, Charlottenstraße 40, abgegeben. Als eine Art Entgegenkommen war es gedacht, daß der Minister nachträglich Nauwerck gestatten wollte, den Anschlag selbst zu machen, jedoch nur, wenn er den Dekan aus freien Stücken darum bitte. Es wäre für Nauwerck eine neue Demütigung geworden. Er gab die Antwort,

Wird suspendiert.

---

in Preußen keine Freistätte unter den Fittichen der Regierung finden". Dazu kommt noch ein Brief des Grafen Stolberg an Eichhorn vom 27. Februar mit der Aufschrift „Citissime", worin er ein Einschreiten gegen Nauwerck forderte. „Wohlgesinnte hiesiger Stadt", heißt es unter anderem darin, „sehen mit Betrübnis in dieser Richtung und ihren Einwirkungen eine nicht zu berechnende Konsequenz. Jünglinge und Männer aller Stände, namentlich junge Offiziere, trinken den ihnen dargereichten Giftbecher, dessen Wirkung unberechenbar ist usw." Die Wirkung dieser Denunziation zeigt sich in dem Marginal Eichhorns: „Herrn Eilers zur mündlichen Rücksprache".

1) Ich möchte annehmen, daß hier der genannte Brief Stolbergs den Anstoß gegeben hat.

2) Dieser Befehl war schon am 28. Februar entworfen, dann aber ausgesetzt worden und ward erst jetzt abgesandt.

die, nachdem er sich einmal so weit vorgewagt hatte, die rechte war: noch am selben Tage leistete er auf seine Venia docendi völligen Verzicht.

Nachspiele dieses Konflikts.

Es war eine Lösung, die, wie die Dinge lagen (denn Widerstand gegen den Willen der Regierung war in dem alten Preußen nicht möglich), auch für die Fakultät annehmbar war. Für sie aber brachte die Angelegenheit noch eine Reihe von Nachspielen sehr wenig erfreulicher Natur. Am 4. März erschien in der Allgemeinen Preußischen Zeitung ein offiziöser Artikel (Verfasser war Eilers), der eine Erzählung des ganzen Herganges sein sollte. Darin war alles auf die Fakultät geschoben: auf die Gerüchte hin, daß Nauwerck auf dem Katheder in einseitigem Parteiinteresse spreche, und da seine Schriftstellerei nur zu sehr habe befürchten lassen, daß er die Jugend für dieselben subversiven Theorien zu gewinnen suchen werde, habe der Dekan ihn in seinem eigenen Interesse wie in dem der Fakultät verwarnt. Daß diese dazu von dem Minister veranlaßt war, verschwieg der Artikel; und mit keiner Silbe deutete er an, was und in welcher Form die Fakultät über die Schriften selbst geurteilt habe. Statt dessen ward ihr insinuiert, daß sie zu schwach gewesen sei, ihren Dozenten zur Rechenschaft zu ziehen für Theorien, deren subversiven Charakter sie selbst anerkannt habe, so daß der Minister von sich aus zum Einschreiten gezwungen gewesen sei. An der Universität war man in heller Empörung. Die philosophische Fakultät, die am 7. März Sitzung hielt, beschloß, von dem Minister eine öffentliche Berichtigung zu verlangen. Trendelenburg übernahm es, eine dahingehende Erklärung aufzusetzen. Daß Eichhorn die Fakultät gleich im Anfang zu ihrem Vorgehen gegen Nauwerck gedrängt hatte, war auch darin nicht gesagt, und nichts davon erwähnt, daß sie die Zumutung, die Vorlesung Nauwercks wegen der Störung durch den Umtausch der Auditorien oder durch die Wahl des Themas zu inhibieren, abgelehnt habe. Auch die Verwarnung war wie aus der Initiative der Fakultät hervorgegangen dargestellt. Aber es war doch des Eintretens für das Recht politischer Polemik und der freien Lehre gedacht worden und zum Schluß als die Ansicht der Fakultät ausgesprochen, daß sie nach der Veröffentlichung der ersten Vorlesung und dem Charakter der späteren auch ihrerseits die Fortsetzung kaum gestattet haben würde; womit also der besonders bitter empfundene Vorwurf einer schwächlichen Haltung zurückgewiesen war.

Diese Eingabe war noch nicht expediert, als neue Zwischenfälle sie aufhielten. Am 9. März veröffentlichte Nauwerck in der Vossischen Zeitung eine Erklärung über den Artikel der Staatszeitung, der die Übereinstimmung seiner Haltung mit den Statuten wie mit dem Willen der Fakultät dartun, die Gesetzlichkeit seiner politischen Anschauung beweisen und die Willkürhandlung des Ministeriums ans Licht stellen wollte. Dazu kamen Indiskretionen in der Presse, so ein Artikel in der Neuen Hamburger Zeitung, der alles, was in der Fakultätssitzung vom 7. März geschehen war, erzählte. Unter diesem Eindruck, und da

die Fakultät sich keineswegs mit den Ansichten Nauwercks identifizieren wollte, gelangte man in einer neuen Sitzung, am 18. März (allerdings gegenüber einer starken Minorität, 7 gegen 10 Stimmen), zu dem Beschluß, von jeder öffentlichen Erklärung abzusehen und dem Ministerium lediglich Abschrift von der Verzichtleistung Nauwercks auf die Venia docendi einzusenden; sogar der Antrag, eine bloße Erklärung dahin abzugeben, daß der Artikel in der Staatszeitung den Hergang der Tatsachen nicht entsprechend schildere, fand nicht die Billigung der Majorität. Aber zu dieser Politik des Einlenkens und Vertuschens war es bereits zu spät. Ende März erschien in dem Hamburger Blatt, durch zwei Nummern verteilt, ein wörtlicher Abdruck des Fakultätsberichtes vom 4. Januar. Jetzt war die Reihe, den Empörten zu tragieren, wieder am Minister. Der Dekan hatte alles getan, um das Geheimnis zu bewahren: bei dem Umlauf hatten die Akten stets in verschlossener Mappe gelegen; kein Schriftstück war durch das Bureau gegangen; der Fakultätsbericht selbst war im Zimmer des Universitätsrichters mundiert und die Voten der Kommissionsmitglieder in versiegelten Kuverts vom Pedell abgeholt worden; noch in der Sitzung vom 18. März waren die Fakultätsmitglieder ermahnt worden, das Geheimnis besser zu wahren als bisher; nur durch die Indiskretion eines Mitgliedes der Fakultät konnte das Aktenstück in die Öffentlichkeit gelangt sein. Der Minister beschloß, alles daran zu setzen, um den Schuldigen zu ermitteln. Unter heftiger Klage über die philosophische Fakultät wandte er sich am 25. März an den Rektor und gebot zuvörderst die Einleitung eines amtseidlichen Verfahrens, derart daß jedes einzelne Mitglied der Fakultät protokollarisch sich zu äußern habe. Ferner verlangte er nun selbst eine öffentliche Erklärung seitens der Universität, aber eine solche, durch welche dem Mißverständnis die Spitze abgebrochen werde, als sei man dort in betreff Nauwercks anderer Ansicht als die Regierung. Er wünschte in erster Linie, daß dieselbe vom Rektor und Senat abgegeben würde, wollte jedoch unter Umständen zugeben, die Fakultät damit zu betrauen; in diesem Falle müsse er jedoch dringend wünschen, daß mit Rücksicht auf das Interesse, welches die ganze Universität an der Sache habe, Inhalt und Fassung von Rektor und Senat vorher förmlich genehmigt würden.

Auch in diesem Jahre gehörte die Mehrheit des Senats der konservativen Richtung an, vor allem der Rektor Lachmann selbst, der seit Jahren Eichhorn befreundet war. Er zählte zu den ständigen Besuchern der Mittwochsabende, an denen Eichhorn seine Empfänge abhielt; als „Zwingherr“ der Gesetzlosen Gesellschaft schwang er über dem Minister selbst das Szepter. Aber Lachmann dachte von den Rechten der Korporation und seinen Pflichten gegen sie viel zu hoch, als daß er sich gegen seine Fakultät hätte gebrauchen lassen; unter seiner Führung überließ der Senat die geforderte Erklärung der Fakultät, und diese übersandte sie, unter Berufung auf den § 3 ihrer Statuten, der ihr die Unabhängigkeit gegenüber dem Senat zusicherte, direkt dem Minister, mit dem Ersuchen, sie zum Ab-

druck zu bringen. Mochte Eichhorn schon durch die Ablehnung seiner Wünsche verletzt sein, so geriet er vollends außer sich über den Inhalt der Erklärung. Denn sie war keine andere als diejenige, welche Trendelenburg auf Grund des Fakultätsbeschlusses vom 7. März entworfen hatte, und welche dann, aus Rücksicht vor allem auf den Minister selbst, zurückgehalten war. Daß die Fakultät sie jetzt wieder hervorholte, zeigte, wie scharf die Spannung geworden war. Auch fehlte es in ihrer Mitte nicht an Gegenstimmen, darunter Dieterici, für den die Lage bei seinen amtlichen Beziehungen zum Minister besonders peinvoll war. Eichhorn aber nahm es ihm schon übel, daß er überhaupt eine solche Eingabe als Dekan gezeichnet habe, und ließ in einer persönlichen Unterredung seinen Unwillen an ihm aus; seiner schwachen Haltung legte er die Beschlüsse zur Last: er hätte das Dekanat eher niederlegen sollen als sich ihnen fügen, so wie es einst Fichte als Rektor dem Senat gegenüber gemacht habe — eine Erinnerung, die aus Eichhorns Munde seltsam genug klingt, da er in jenen Kämpfen, wie wir wissen, sich zu der Majorität gehalten hatte, welche Fichte unter ihren Willen hatte beugen wollen.[1] Den Abdruck lehnte er seinerseits ab: das sei überhaupt nicht seines Amtes; und erst nachdem er mit dem Wunsch an den Senat, im Gesamtinteresse der Universität die Erklärung zu verhindern, abermals abgewiesen war, gab er murrend seine Zustimmung zu der Publizierung.

---

1) Hierüber ein Schreiben Dietericis an Eichhorn vom 6. April, worin er sein Verhalten gegen die Vorwürfe des Ministers, die dieser ihm am Tage vorher gemacht hatte, rechtfertigt. Der Minister hatte sein Benehmen als „sündlich“ bezeichnet. Hierauf Dieterici: „Ich halte für Sünde, meine Pflicht zu verletzen. Meine Pflicht ist nach § 17 der Statuten, die Beschlüsse der Fakultät auszuführen. Und die Beschlüsse werden durch Stimmenmehrheit gefaßt. Ich darf mich nicht weigern, im Namen und Auftrag der Fakultät zu unterschreiben, was sie beschlossen hat. Mein Verfahren in der Geschäftsführung des Dekanats ist, daß ich jede eingegangene Sache in der Fakultätssitzung vollständig vortrage, meine eigene Meinung in der Sache fest habe und solche durch Gründe zu unterstützen suche. Gelingt es mir nicht, die Meinung der übrigen Fakultätsmitglieder für meine Ansicht zu gewinnen, so muß ich mich der Stimmenmehrheit unterwerfen und die danach gefaßten Beschlüsse ausführen. Ich bemerke dabei, daß ein jedes Fakultätsmitglied in der Regel sehr bestimmt seine eigene Meinung hat und diese festhält, und daß, wenn meine vorgetragenen Gründe nicht überzeugen, mir gar kein Mittel weiter zu Gebote steht, auf die übrigen Mitglieder der Fakultät einen Einfluß auszuüben, da der Freiheit der Meinung und der Äußerung derselben von mir als Dekan kein Eintrag geschehen darf. Daß ich in solchen Fällen mein Amt als Dekan sofort sollte niederlegen können, steht mir, glaube ich, gesetzlich nicht zu. Was Fichte getan hat, kann ich nicht beurteilen; ich glaube, daß damals noch keine Statuten bestanden. Jedenfalls wird in solchen Fällen ein jeder nach seinem eigenen Maß gemessen und muß nach seiner Überzeugung und seinem Charakter handeln. Meine Überzeugung ist, daß ich verpflichtet bin, nach den Vorschriften der Statuten der Fakultät zu verfahren“. Dieterici schloß sein Schreiben mit der Bitte, ihn seines Dekanats zu entheben, das er, wenn es den Wünschen Seiner Excellenz auch nur entfernt entspreche, erfreut in seine Hände legen werde. Dies geschah nicht: Eichhorn gab das Schriftstück noch am selben Tage zu den Akten. Aber im nächsten Jahre schon erscheint Dieterici nicht mehr unter den Räten des Ministeriums, so daß sein Abgang doch wohl mit diesen Vorgängen in Zusammenhang gebracht werden darf.

Inzwischen hatte auch das amtseidliche Verfahren wegen der Eingabe der Fakultät vom 4. Januar zur Ermittelung des Schuldigen geführt: Heinrich Rose hatte sich als der Sünder bekennen müssen. Er hatte von dem Schriftstück in den wenigen Stunden, die er es im Hause gehabt, durch den Gehülfen seines Bruders, des Apothekers, eine Abschrift nehmen lassen, die er guten Freunden, so den Extraordinarien Magnus und Dove, aber auch zwei Privatdozenten, Ferdinand Benary und Dr. Gumprecht, mitgeteilt hatte. Von da aus hatte es weitere Verbreitung gefunden; im März war es sogar in den Händen von Studenten gesehen worden. Der Abdruck in der Neuen Hamburger Zeitung stammte schon garnicht mehr aus akademischen Kreisen; Einsender war der Färbereibesitzer Nobiling gewesen, ein im damaligen Berlin sehr angesehener Mann, der später in der Berliner Revolutionszeit durch seine vermittelnde gemäßigt-liberale Haltung sich verdient gemacht hat; ihm war es durch den Dr. Gumprecht anvertraut worden. So gestand dieser in einem Brief an den Minister ein, der — von Brüssel datiert war; denn Gumprecht hatte, als ihm durch den Dekan die Einleitung der Untersuchung bekanntgegeben war, es für richtig gehalten, gleich am nächsten Morgen eine „wissenschaftliche Reise" nach Paris zu machen: er habe, so entschuldigte er sich bei dem Minister, auf die strengste Diskretion um so mehr rechnen zu dürfen geglaubt, als Nobiling, mit dem er im gleichen Landwehrverhältnis stehe, ihm als loyal und zuverlässig bekannt gewesen sei. Rose erhielt hierauf, am 20. April, durch den Regierungsbevollmächtigten einen scharfen Verweis, den er als wohlverdient hinnahm; er sprach nur den Wunsch aus, daß man ihn allein verantwortlich machen möge, und so kam auch Dr. Gumprecht nach der Rückkehr zu seinen Penaten mit einer Verwarnung davon.[1]

Aufregung unter den Studenten.

Wenn der Minister nichts weiter gewollt hatte, als einen politischen Agitator von dem Katheder zu vertreiben, so war ihm der Sieg geblieben. Aber es war ein Sieg, bei dem er mehr Wunden erhalten als ausgeteilt hatte. Unter den Professoren fand sich kaum einer, der noch zu ihm hielt. Seine besten Freunde schüttelten die Köpfe. Die von ihm Gemaßregelten waren die Helden des Tages und der Geist der Studentenschaft, der unter Hegels Einfluß und Altensteins Regiment so geruhsam geworden, wieder fast so aufgeregt, wie in den alten Tagen der Burschenschaft. Auf die Nachricht von der Verhängung des Interdiktes über

1) **Thaddäus Eduard Gumprecht**, geb. am 18. November 1801 in Posen, war dort Kaufmann und Weinhändler gewesen; Seine geologischen und geographischen Studien, die er aus Liebhaberei begonnen, führten ihn 1832 nach Berlin. 1835 begann er seine Veröffentlichungen, die sich durch mehr als 20 Jahre hinziehen. 1838 von der philosophischen Fakultät zu ihrem Ehrendoktor ernannt, habilitierte er sich im Juni 1843. Ein Antrag, den er im April 1848 um Beförderung an das Ministerium richtete, fand nicht die Befürwortung der Fakultät. Durch Kränklichkeit (schon Anfang der dreißiger Jahre hatte ihn ein Schlagfluß getroffen) in seiner akademischen Tätigkeit sehr behindert, gab er 1854 die Venia docendi auf. Er starb am 7. Dezember 1856. A. D. B. X, S. 123 (Gümbel).

Nauwercks Vorlesungen zogen die akademischen Bürger in hellen Haufen, von dichten Volksmassen begleitet, vor die Wohnung ihres Lehrers und ließen ihm durch Abgeordnete ihr Beileid und ihre Hochachtung bezeugen. „Es soll“, schreibt Varnhagen in seinem Tagebuch, „ein dunkler schweigender Strom gewesen sein, dieser Studentenzug, fast schauerlich in seiner Stille und doch so mächtig, daß alles Wagenfahren eine Zeitlang unterbrochen war“. Das Verbot des Lesevereins hatte nur zur Folge, daß sich eine Anzahl kleinerer Zirkel bildeten; die Studenten veranlaßten die Wirte, die Zeitungen zu halten, und kosteten nun von den verbotenen Früchten, statt in einem Lesesaal in der Universität oder in der Bibliothek, in den Kneipen. Besonders frequentiert war das Wassmannsche Lokal in der Leipziger Straße, wo die Musensöhne an den Sonnabend-Abenden, zuweilen bis zu zwei oder drei Hundert, zusammenkamen. Hier hatten Dr. Lorenzen und die andern Rädelsführer bei der Agitation für den Leseverein das große Wort. Auch Fichtes Schatten tauchte noch einmal auf, als ein Student den Versammelten eine Rede des Propheten der Freiheit vorlas. Als die Versammlungen dort verboten wurden, zogen die jungen Hitzköpfe nach den Zelten, wo sie, mit Literaten und anderm Volk untermischt, noch größeren Lärm verübten. Sie führten förmlich Krieg mit dem Minister, der, obschon er von Arnim und seinen Polizeiorganen, wie auch vom Senat und dem Universitätsrichter nachdrücklich unterstützt wurde, überall den Kürzeren zog. Sahen sich die Studenten von den Polizisten oder den Pedellen überwacht, so ließen sie wohl den Polizeipräsidenten von Puttkamer hochleben, die gesamte Polizei und die Pedelle, unter dem größten Gelächter. Der Senat suchte zunächst durch väterliche Ermahnungen den Unruhen zu steuern. Als er damit nicht durchkam, griff der Universitätsrichter mit schärferen Mitteln ein, und der Senat bestätigte seine Anträge auf Erteilung des Consilium abeundi, Karzerhaft und in einem Falle sogar auf Relegation. Eine Fürbitte, welche 80 Kommilitonen für die Bestraften einlegten, wurde abgewiesen; die Versammlungen wurden durchaus verboten. Aber auch die Festlichkeiten, die man nicht wohl versagen konnte, wurden zu Demonstrationen. So ein Ball, welchen die Studenten im Englischen Hause gaben, und zu dem sie die Professoren mit ihren Frauen und Töchtern einluden. So auch der Fackelzug, der am 23. Februar den Brüdern Grimm dargebracht wurde. Hier hatte der Senat die Studenten vorher aufs nachdrücklichste ermahnt, die Ordnung aufrecht zu erhalten, die denn auch gewahrt wurde; immerhin wurde bei dem Zusammenwerfen der Fackeln auf dem Exerzierplatz vor dem Brandenburger Tor ein Hoch auf die Göttinger Sieben ausgebracht; und, was noch schlimmer war, es hatte nicht verhindert werden können, daß einer der Teilnehmer am Zuge, ein Theologe, ein gewisser Tiede, nicht der Besten einer, während der Ovation ein Hoch auf Hoffmann von Fallersleben, der als Gast der Grimms an einem Fenster stand, ausbrachte. Daß der Dichter, der, wie Nauwerck in Berlin, in Breslau kürzlich gemaßregelt war, hierauf von

der Berliner Polizei aus der Hauptstadt ausgewiesen wurde, vermehrte die Aufregung; und daß die Grimms, denen nichts schrecklicher war als der Verdacht, zur Opposition zu gehören, durch eine Erklärung in der Staatszeitung Hoffmann die Schuld beimaßen, konnte die Sache nicht bessern; sie selbst verfielen dem allgemeinen Tadel; ihre besten Freunde, Dahlmann und Bettina von Arnim, wurden ihnen gram. Schon tauchte, so erzählte man wenigstens, der Gedanke unter den Studenten auf, von Berlin abzuwandern und die Universität in Verruf zu erklären. Varnhagen schreibt, das würde ein Schlag für die Universität werden, der in der ganzen Welt widerhallen und den König leicht veranlassen könnte, die Minister auf der Stelle wegzujagen, unter denen ein solches Ärgernis hervorbräche.

Das Edikt über die konversatorischen Übungen.

Eichhorn aber ließ sich nichts anfechten. Je stärker der Sturm wurde, um so mehr versteifte er sich auf sein Programm. An demselben Tage, wo er endlich der philosophischen Fakultät die Erlaubnis gab, jene Erklärung über Nauwerck zu veröffentlichen, am 17. April, unterzeichnete er das Edikt, das seinem System schikanöser Bevormundung des geistigen Lebens die Krone aufsetzte: über die Ergänzung der Kathedervorträge durch konversatorische Übungen. Eingeleitet war diese neue Aktion schon im November 1843, in den Tagen, wo der Minister den Stoß gegen Nauwerck vorbereitete, durch ein Promemoria, das er der Universität durch den Regierungsbevollmächtigten zugehen ließ. Auf den ersten Blick könnte es fast scheinen, als ob der Minister damit nur den Gedanken aufgenommen habe, mit dem einst Altenstein an Hardenbergs Widerspruch gescheitert war. Bei näherer Betrachtung jedoch sieht man leicht, daß beide Pläne nach Ton und Tendenz genau so verschieden waren, wie die Politik beider Minister überhaupt. Eichhorns Vorgänger hatte ein wirkliches Repetenteninstitut nach dem Vorbilde des Göttinger gründen wollen, eine Pflanzschule für künftige Dozenten, aus jüngeren Doktoren, Söhnen der Universität, welche mit den Studenten die gehörten Vorlesungen durchnehmen und dafür besoldet werden sollten. Eichhorn dagegen wollte die Dozenten selbst, und zwar ohne Unterschied von den ältesten Ordinarien an bis zu dem jüngsten Privatdozenten, mit den Repetitionen oder Konversatorien belasten. Er wollte nicht gerade, wie man ihm nachsagte, die „akroamatischen“ Vorlesungen aufheben, wohl aber sie dahin ergänzen, daß von einer vier- bis fünfstündigen Privatvorlesung je eine Stunde der Besprechung des vorgetragenen Stoffes gewidmet würde. Soviel Wert legte er hierauf, daß er dafür die öffentlichen Vorlesungen drangeben wollte, da von ihnen, wie er sagte, die Studierenden erfahrungsmäßig nur wenig Vorteil zu haben pflegten; wir können wohl, ohne ihm Unrecht zu tun, hinzufügen, daß er damit auch die agitatorischen Vorträge nach der Art Nauwercks loszuwerden hoffte. In erster Linie wollte auch er allerdings die jüngeren Leute heranziehen und den Ordinarien die Verpflichtung eventuell

erlassen; er verband aber damit dieselbe Absicht, die er in seiner Verfügung über die Privatdozenten verfolgte, einer näheren Kontrolle dieser Kandidaten des akademischen Lehramts durch ihre Dekane: sie möchten ihre Lehrstunden so oft als erforderlich zu besuchen kein Bedenken tragen, weil sie dadurch die Qualifikation ihrer Privatdozenten besser überblicken könnten. Hierin ganz besonders tritt der Gegensatz Eichhorns zu seinem Vorgänger, wie zu der Fakultät selbst, hervor: seine Vorschläge bewegten sich in der Richtung, welche, freilich in einem ganz reaktionären Sinne, Eylert und Beckedorff, Schulz und Snethlage verfolgt hatten: es war auch ihm weniger um die Methode des Unterrichts zu tun, als um die Beeinflussung der Gesinnung. Darum sollte der Universitätsunterricht den Charakter des Schulmäßigen erhalten: im Gegensatz zu den Prinzipien, welche das Leben der Fakultät bisher beherrscht hatten, die in der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung selbst den ethischen Grund aufsuchte, und darum nicht mehr Knaben unter sich haben wollte, sondern Jünglinge, die sich in der Luft der Freiheit selbst zu Männern emporbilden sollten.

Es war auch diesmal vor allem die philosophische Fakultät unserer Hochschule, welche den Kampf gegen den neuen Versuch des Ministers, in ihre Freiheit einzugreifen, aufnahm. Und wieder war es Trendelenburg, dessen Gutachten, ausgezeichnet durch die Besonnenheit und die Schärfe seiner Gedanken, die Fakultät sich zu eigen machte. Eichhorn hatte in seinem Promemoria daran erinnert, daß noch immer in den Bestallungen der Professoren die Bestimmung enthalten sei, Repetitorien und Examinatorien zu veranstalten. Trendelenburg deutete diese Vorschrift dahin, daß der Professor in jedem Falle zu Disputierübungen oder auch zu Prüfungen, wie sie in Privatissimis stets vorgekommen, bereit sein müsse, daß dabei jedoch nie an eine notwendige Verbindung von Vortrag und Examen gedacht sei. Er hob den Wert des Vortrages hervor, der eine stille, bildende Kraft besitze und darum wirksam sei, weil er den Studierenden zur Geistesarbeit, zu eigenen Gedanken zwinge, gegenüber der Forderung des Ministers, welche die Schüler zur Unselbständigkeit erziehen müsse; und er forderte dafür solche Übungen, welche nicht Anhängsel der Vorlesungen wären, sondern einen besonderen Gegenstand, etwa die Interpretation eines schwierigen Autors oder eigene Aufsätze der Studierenden auf dem Gebiete ihrer privaten Studien zum Inhalt hätten. In dem Gutachten waren alle Lehrstunden aufgezählt, welche bereits in diesem Sinne gehalten wurden: das Seminar Böckhs und Lachmanns, die Übungen Bopps, Rückerts, Trendelenburgs, Rankes, das Konversatorium Gablers, Gerhards und Panofkas archäologische Anleitungen, die Exkursionen Kunths, und alle die anderen naturwissenschaftlichen Exerzitien und Demonstrationen. Niemals habe die dialogische Form gefehlt; in Sprechstunden oder im häuslichen Kreise versammelten viele Professoren die Studenten, viele gäben Themata und schriftliche Arbeiten, unterstützten die Studenten durch Bücher, Rücksprache, Unterweisungen, scheuten nicht

Zeit noch Mühe. Mit Genugtuung ward darauf hingewiesen, daß gerade infolge dieses lebhaften, aber durchaus frei gehaltenen Verkehrs zwischen Lehrenden und Lernenden so viele in der Wissenschaft ausgezeichnete Männer aus Berlin hervorgegangen seien.

Am 17. Januar ging die Denkschrift, welche einstimmig genehmigt und von allen Mitgliedern der Fakultät unterzeichnet war, dem Regierungsbevollmächtigten zu. Der Minister aber ließ sich durch diese Vorstellungen, so begründet sie waren, ebensowenig beeinflussen, wie in der Frage der Privatdozenten; sie fanden in dem April-Edikt, welches einfach zur Nachachtung sämtlichen Fakultäten der preußischen Universitäten zugestellt wurde, kaum eine Berücksichtigung, und die Gründe, mit denen das Promemoria vom November motiviert war, kehrten darin lediglich wieder. Als ob die Berliner gar nicht gesprochen hätten, führte Eichhorn die neue Einrichtung des Unterrichts, die er als „die Blüte der wahren Lehr- und Lernfreiheit" bezeichnete, auf die Wünsche und Klagen zurück, die ihm aus den Kreisen „fast aller Fakultäten" selbst entgegengetreten wären. In grobem Tone sprach das Edikt von den wenigen Ausnahmen, welche sich gegen die dialogische Form des Unterrichts und einen dadurch gegründeten innigeren geistigen Verkehr zwischen den Universitätslehrern und ihren Zuhörern erklärt hätten. Trendelenburg und seine Kollegen konnten es sich zuschreiben, wenn es darin hieß: „Einzelne Stimmen, welche in der Zurückführung konversatorischer und ähnlicher Übungen den Anfang einer Umwandelung der Universitäten in retrograde Abrichtungsanstalten, Abstumpfung des wissenschaftlichen Denkens, Verdumpfung der Lehrer und Schüler und dergleichen erblicken, verraten ein zu tiefes Mißverständnis, als daß sie Beachtung finden könnten". Der Minister wagte es, den hohen Namen eines Friedrich August Wolf für sich in Anspruch zu nehmen, der kräftig und treffend auf die Notwendigkeit dialogischer Besprechung der vorgetragenen Stoffe hingewiesen habe.[1] Die Frage, ob dem angeblichen Übel nicht durch Erweiterung oder Umgestaltung der bestehenden praktischen und theoretischen Seminarien, oder auch durch Anstellung eigener Repetenten abgeholfen werden könnte, wurde ausdrücklich verneint und die bereits erreichten Erfolge für die Zweckmäßigkeit des ministeriellen Vorschlags ins Feld geführt. Eine Art von Entgegenkommen sollte

1) Daß besonders dieser Mißbrauch des Namens des großen Philologen böses Blut machte, ersieht man aus der „Berliner Korrespondenz" über den Eichhornschen Universitätserlaß in „Schweglers Jahrbüchern der Gegenwart", 1844 Juniheft, S. 590 ff. Nachdem darin zunächst Schleiermacher als Gegenzeuge gegen Eichhorn zitiert ist, wird zu dem Worte über Wolf in folgender Weise Stellung genommen: „Was hätte der Gründer der Philologie als selbständiger Wissenschaft dazu gesagt, wenn er diese Worte noch hätte lesen können! Was hätte er zu dieser Zeugenschaft gesagt bei der Kunde von den Prinzipien, die bei uns gegenwärtig bei der Besetzung der Gymnasialdirektorate befolgt werden! O, der alte Leu, an hellenischer Milch groß gesäugt, hätte wild seine Mähne geschüttelt beim Anblick der Verwüstung, die man in seinem Reiche anrichtet!"

es bedeuten, wenn Eichhorn in der Ausgestaltung der neuen Unterrichtsmethode den einzelnen Dozenten Freiheit gestatten wollte, oder wenn er bei bejahrteren Lehrern auch eine Ausnahme erlauben wollte. Aber gerade von den anerkannt Hervorragenden unter ihnen sprach er die Erwartung aus, daß sie „alle ihre Bestrebungen dahin richten würden, den großen Zweck einer inneren freien Regeneration des Universitätslebens zu erreichen". Und Freiheit war das Wort, das er auch den Studierenden gegenüber im Munde führte: es werde ihrem freien Willen überlassen, ob sie die dargebotene Gelegenheit, in den Gegenstand der Vorlesungen tiefer einzudringen, benutzen wollten oder nicht. Aber zugleich wurde ihnen für ihre Strebsamkeit und Fügsamkeit auch die „Anwendung geeigneter Aufmunterungsmittel", d. h. die Verleihung akademischer und anderer Benefizien, in Aussicht gestellt, wie es sich denn auch von selbst verstehe, daß solche Zeugnisse den Kandidaten bei den Prüfungskommissionen zur besonderen Empfehlung gereichen würden. Nicht minder wurde angehenden akademischen Lehrern Hoffnung auf eine wohlwollende Berücksichtigung seitens der Regierung gemacht, und die Fakultäten wurden aufgefordert, besondere Aufmerksamkeit auf diejenigen Privatdozenten zu lenken, welche sich durch gewandte und zweckmäßige Handhabung konversatorischer Übungen auszeichneten. „Es versteht sich von selbst", heißt es weiter, „daß die Privatdozenten bei derartigen Versuchen in Absicht der Art der Anwendung, welche sie von jenen Übungen machen, der statutenmäßigen Beaufsichtigung der Fakultät, welcher sie angehören, unterworfen bleiben. In den seltenen Fällen, wo ein einzelner Privatdozent sich mit eiteler Selbstgefälligkeit in ein falsches Treiben verirrt, sind die Fakultäten durch ihre Statuten mit hinlänglicher Autorität ausgerüstet, um die Ehre ihrer Korporation zu schützen und die Grenzen der Lehrfreiheit gegen Mißbrauch sicher zu stellen". Kurzer Hand wurde sämtlichen Fakultäten befohlen, am Schlusse jedes Semesters ein Verzeichnis aller konversatorischer oder ähnlicher dialogischer Übungen durch die Dekane den Regierungsbevollmächtigten einzureichen.

An der Universität nahm man hin, was zunächst nicht zu ändern war. Am 6. Oktober überreichte Dieterici, für den es eine der letzten Handlungen seines stürmischen Dekanats war, die befohlenen Erklärungen, denen am 29. Oktober noch ein Verzeichnis der Dozenten folgte, welche das dialogische Element eingeführt hatten. Es lohnt sich vielleicht, einige dieser Erklärungen wörtlich anzuführen. „Erman", so heißt es, „hat sich bemüht, ein dialogisches Element einzuführen, welches ihm jedoch vorzüglich nur für die nicht vom Katheder gehaltenen Verhandlungen gelungen ist". Mitscherlich hatte geschrieben: „Ich bin stets vor der Vorlesung in meinem Auditorium gegenwärtig und nach derselben solange, als noch jemand über irgend einen Gegenstand Auskunft zu erhalten wünscht; außerdem können mich meine Zuhörer zu jeder Stunde des Tages besuchen und sich von mir oder meinem Gehilfen die Gegenstände, welche sie noch besonders betrachten oder

studieren wollen, zeigen lassen". Heinrich Rose: „Während des ganzen Tages, in der Zeit, in der von mir keine Vorlesungen gehalten werden, beschäftigt sich eine kleine auserwählte Zahl von Studierenden in meinem Laboratorium mit wissenschaftlichen Arbeiten; hierbei ist die Belehrung von meiner Seite eine konversatorische". Riedel berichtete: „Ich habe mit einigen auserwählten Zuhörern die schon seit Jahren in meinem Hause bei einer Tasse Tee gehaltenen Konversatorien, wie ich glaube, mit gutem Erfolge fortgesetzt. Meine Kollegien sind zu zahlreich besucht, um die konversatorische Form des Unterrichts zu verstatten". Wilhelm Grimm endlich schrieb: „Ich habe, wie dies immer meine Sitte gewesen ist, meine Zuhörer aufgefordert, wenn ihnen in meinem Vortrage etwas dunkel geblieben sei, sich deshalb an mich zu wenden, ihnen auch schwierige Stellen zur Erörterung aufgegeben, jedoch die Beantwortung derselben freigestellt. Sie haben auch von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht, jedoch nicht in dem letzten halben Jahre". Mit anderen Worten, es war alles geblieben wie es war: wer Übungen zu halten pflegte, hatte sie gehalten, wer seine Vorlesungen, wie die beiden Chemiker, mit Laboratoriumsversuchen verband, war darin fortgefahren, und nur einige strebsame Privatdozenten hatten sich der Verfügung mehr oder weniger anbequemt.

Neue Verfügung über die Kontrolle der Privatdozenten.

Eichhorn ließ den Winter fast vorübergehen, bevor er sich zur Antwort entschloß. Jedoch geschah dies schwerlich in der Absicht nachzugeben; er hielt vielmehr für nötig, die Zügel nur um so fester anzuziehen. Zunächst, als Vorspiel, kam Ende Januar 1845 eine neue Verfügung über die Privatdozenten heraus, worin wieder eine sorgfältige Beaufsichtigung seitens der Fakultäten sowie Belohnungen dieser Kandidaten des akademischen Lehramts für pflichtgetreue Lehrtätigkeit verlangt und angekündigt waren. An Stelle periodischer Ermahnungen durch den Dekan war diesmal die Dienstzeit der Privatdozenten ganz bestimmt auf vier Jahre normiert worden, nach deren Ablauf es in der Hand der Fakultäten liegen sollte, die Venia docendi von neuem zu erteilen. Vier Wochen später erhielt die Fakultät ihren Bescheid auf die Eingabe vom Oktober. Eichhorn begann darin ganz verbindlich: er freue sich, daß seine Verfügung im wesentlichen von einer Anzahl Lehrer richtig aufgefaßt sei und ein für das Gedeihen der Universität in ihrer Beziehung zu Wissenschaft und Leben in Staat und Kirche günstiger geistiger Verkehr zwischen Studenten und Dozenten sich anbahne. Dann aber kam er sofort mit seiner wahren Meinung heraus, indem er den in dem Edikt hervorgehobenen Gesichtspunkt festzuhalten erklärte, daß es besonders auf Aneignung und Durchdringung der Hauptmomente der vorgetragenen Wissenschaften ankomme, die Übungen also nicht unabhängig von den zusammenhängenden Vorträgen, sondern in enger und periodisch wiederkehrender Verbindung damit anzustellen seien; und er forderte bereits für den nächsten Termin, spätestens aber bis zum 1. April, die betreffenden Berichte ein.

Von neuem machte sich die philosophische Fakultät zur Wortführerin der Stimmungen, welche die Verfügung des Ministers an der Universität hervorrief. In die Kommission, die zur Beratung der Antwort eingesetzt wurde, wurden neben dem Dekan (es war wieder, zum 5. Male, Böckh) Trendelenburg, Raumer und der Senior der Fakultät, Weiß, gewählt (1. März 1845). Am 15. März kamen diese zu einer Sitzung zusammen, in die ein jeder seinen Entwurf mitbrachte; nur Weiß brachte seine Anschauung mündlich zur Geltung. Böckh stellte danach den Bericht zusammen, der am 17. März in einer zweiten Sitzung der Kommission und noch am selben Tage von der Fakultät einstimmig angenommen und wieder von sämtlichen Mitgliedern unterzeichnet wurde. Auch er begann mit einer, freilich knapp bemessenen, Anerkennung für die Bemühungen des Ministers zur Ausfüllung vorhandener Lücken des Unterrichts durch Anwendung der konversatorischen Lehrmethode.[1] Dann aber kam auch die Fakultät mit ihrer Meinung voll heraus: „Desto offener und gerader glaubt sie auch zur Erfüllung ihrer heiligen Pflichten gegen die deutsche Wissenschaft, gegen die Universitätskorporation, von welcher sie einen sehr bedeutenden Teil bildet, gegen die von ihr vertretenen, nicht zur Fakultät als Behörde gehörenden Lehrer und selbst gegen die Studierenden sich über die Gefahr erklären zu dürfen, welche sie in einer neuen Schärfung und Ausdehnung der Maßregeln über die konversatorischen Übungen erblickt, einer Schärfung, vermöge welcher die von vielen Lehrern mit Erfolg eingeführten, von den zusammen-

1) Für die herrschende Stimmung ist bezeichnend, daß der Satz, mit dem Böckh seinen ersten Entwurf eingeleitet hatte, „es müsse den Lehrern der Universität angenehm sein, daß Seine Exzellenz der Herr Minister geäußert habe, der Erlaß vom 17. April vorigen Jahres sei von den Lehrern der hiesigen Universität größtenteils richtig aufgefaßt", in der Kommission gestrichen war. Wie man aber in weiteren Kreisen über den Minister sprach, dafür ist wieder Varnhagen Zeuge, dessen Aufzeichnungen freilich in diesen Jahren von Tag zu Tag bitterer und maßloser werden; er war über die neue Verfügung durch Marheineke unterrichtet worden: „Er erzählt mir", so schreibt er, „von des Ministers Eichhorn Maßregeln zur Herabwürdigung der Universitäten, zur Unterdrückung der wissenschaftlichen Freiheit; seinem Anbefehlen von Prüfungsstunden hat die philosophische Fakultät einen scharfen Widerspruch entgegengesetzt, von Böckh verfaßt und von allen Mitgliedern unterschrieben, selbst von solchen wie Ranke, Huber, nur nicht von — Zumpt! Ich bin ganz verstutzt, das zu hören! von dem gerade hätte ich das nie erwartet! Aber er soll schon längere Zeit sich dem Minister anschmiegen. Die Fakultät sagt dem Minister wahre Beleidigungen und führt seine Vorschriften auf Unsinn zurück. Was hilft's? Der Lump nimmt alles hin und versucht seine Sache doch wieder!" Und weiterhin: „Der Minister Eichhorn hat wieder zwei alberne Verordnungen ergehen lassen, wegen der Privatdozenten, die künftig nur auf Zeit zugelassen werden sollen, auf vier Jahre, nach denen der Minister ihnen die Vorträge wieder untersagen darf, dann wegen der Examinatorien, die er anempfiehlt, preist, verlangt. Einige Fakultäten haben schon gegen beide Verordnungen scharf protestiert, Böckh sagt, Eichhorn werde sich schwer ärgern! Fast niemand hier an der Universität hat seine Vorlesungen dialogisch und examinatorisch eingerichtet; man findet es eine Albernheit, die nicht tunlich ist und, wäre sie tunlich, der freien Wissenschaft schaden würde. Eichhorn will die Universitäten herabbringen, Lehrer und Studenten dem Schulzwang unterwerfen, alles in unwürdige Abhängigkeit von der Behörde zwingen". Tagebücher, III, S. 55 und 43.

hängenden Vorträgen unabhängigen Übungen derart in den Hintergrund gestellt, die Konversatorien oder vielmehr Repetitorien und Examinatorien über die zusammenhängenden Vorträge in regelmäßigen Zeitabschnitten als das vorzüglichste Mittel zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes empfohlen, einer Kontrolle unterworfen und auch dadurch befördert werden sollen, daß den Studierenden, welche daran vorzüglichen Anteil nehmen, besondere Benefizien und Belohnungen erteilt würden". Sie berief sich auf den Erlaß vom 17. April selbst, der den Lehrern unmißverständlich das Maß der Ausführung und die Beurteilung, wie sie der Verfügung genügen wollten, überlassen habe, und erhob den Anspruch, daß man ihr als einer Versammlung von Sachverständigen ein richtiges Urteil über den Gegenstand wohl zutrauen dürfe. „Vermöge dieser ihrer Verpflichtung und Berechtigung, in welcher zu sein sie unmaßgeblich erachtet, kann die Fakultät es nicht verbergen, daß sie die hochverehrliche Verfügung für unvereinbar mit dem Geiste der protestantischen und namentlich der preußischen Universitäten hält, und daß eine konsequente, durch äußerliche Mittel und gewissermaßen durch indirekte Nötigungen zu bewerkstelligende Ausführung des zu Grunde liegenden Prinzips, welches mit einem bisher auf diesen hohen Schulen nicht befolgten System zusammenhängt, auch gegen die wohlmeinendsten Absichten unsre Universitäten einer Stufe nähern würde, auf welche diese Anstalten nur hier und da im Ausland gestellt sind, und den Ruhm und die Blüte der preußischen Universitäten dadurch würde gefährden können". Sie bezeichnete die Konversatorien als die niedrigste Stufe des Unterrichts und wies ihre Unmöglichkeit bei größeren Zuhörerschaften an Beispielen nach. So habe ein Lehrer, der 70 Zuhörer in der Vorlesung gehabt, mit 28 die Repetitionen begonnen, im Verlaufe derselben einmal 7 vorgefunden und erst nach längerem Warten die Übungen halten können, die er zu Ende des Semesters mit 5 geschlossen habe; ein anderer, der eine ganz besondere Gabe für diese Art des Unterrichts besitze, habe aus Mangel an Teilnehmern bereits im Dezember schließen müssen, ein dritter aus Mangel an Erfolg die Übungen bereits im Sommer aufgehoben. Von neuem hob die Fakultät den berechtigten Ruhm der preußischen Universitäten hervor, die für die ganze Welt vorbildlich gewesen seien, und warnte vor den Folgen des Ediktes, das den Ausländer in Zukunft von Berlin ebenso fern halten werde wie von den Hochschulen, auf welchen minder freie Institutionen beständen. Sie leugnete, daß die Mehrzahl der Dozenten irgendwie einem herkömmlichen Schlendrian folge, und betonte, daß durch die neue Einrichtung auch die Bildung des Charakters leiden würde. „Das Zutrauen der vorgesetzten Behörden", so schließt das bedeutsame Schriftstück, „gibt Aufmunterung; ausgedehnte und weit ins Einzelne gehende Kontrollen erzeugen Mißmut und Verstimmung; Gegenstände so feiner und geistiger Art wie die akademische Lehrmethode lassen sich einmal nicht sicher kontrollieren, sondern ihre Ausführung ist mehr oder weniger illusorisch. Die gehorsamst unterzeichnete Fakultät würde es als einen sie vorzüglich ehrenden

Akt ansehen, wenn Se. Exzellenz der vorgeordnete Herr Minister, von dessen hohem Wohlwollen und edelsten Absichten die Fakultät überzeugt ist, sowohl der früher in Rücksicht der Konversatorien befohlenen, als der in der verehrlichen Verfügung vom 27. Febr. d. J. angeordneten Kontrolle hochgeneigtest wollte keine weitere Folge geben".[1]

In der Tat wurde dies das Ergebnis. Von einer Zurücknahme des Befehls vernehmen wir nichts. Aber der passive Widerstand der Universität erwies sich am Ende doch stärker als der Eigenwille des Ministers.

Halbheit und Zweideutigkeit der ministeriellen Politik.

Das Divide et impera war, wie man aus allem sieht, nicht der Leitspruch, von dem Eichhorn sich in seiner Unterrichtspolitik leiten ließ. Er hatte, und darin glich er ganz seinem königlichen Herrn, vielmehr die Gabe, die divergierendsten Richtungen auf eine Seite und alle Welt gegen sich aufzubringen. Dies erscheint um so merkwürdiger, als die Gegensätze innerhalb der Gesellschaft, solange es ein Preußen gab, niemals so groß gewesen waren, als in dieser Zeit der Zersetzung der alten Monarchie und der Herausbildung neuer Kräfte des sozialen und geistigen Lebens; also, daß man fast meinen könnte, der König und sein Minister hätten besser getan, die Gegner gewähren zu lassen und abzuwarten, daß sie sich untereinander anfallen und aufreiben möchten. Aber hierzu hätte wieder die Freilassung des Kampfplatzes gehört, eben das, was die neu aufkommenden Parteien wollten, und zwar die Freunde Stahls und Hengstenbergs im Grunde kaum weniger als die Liberalen: sie alle verlangten einen Platz an der Sonne, Anteil, und womöglich den entscheidenden, am Staate und offenen Kampf gegen jedermann, der ihnen ihre Stellung streitig machte, ihren Prinzipien entgegenwirkte. Die alte Regierung hatte jeden Versuch solcher Art zu unterdrücken getrachtet: aber der Andrang war auch ihr schließlich fast zu stark geworden. Die neue trat mit dem Prinzip auf, die Zügel zu lockern: aber fahren lassen wollte auch sie dieselben nicht. Sie fühlte sich den Bestrebungen, die um sie her wogten, verwandt; von allen hatte sie etwas in sich: aber sie wollte dennoch über allen stehen. Sie öffnete die Schleusen: aber den Hebel wollte sie in der Hand behalten und in jedem Moment in der Lage sein, die andringende Strömung wieder abzusperren und den wirren Lauf der aus der unruhvollen Zeit sich erhebenden Kräfte nach eigenem Ermessen zu regulieren. Eben dadurch geriet sie in Widerspruch mit jeder Partei und sogar mit sich selbst. Denn die Machtmittel, die sie anwandte, waren nun doch und konnten nur dieselben sein, welche

---

[1] Wie bereits aus der vorigen Anmerkung hervorging, gab Zumpt ein Separatvotum ab, das aber, wie der Dekan sofort bemerkte, auf der mißverständlichen Annahme beruhte, als habe die Fakultät die Verfügung als eine völlige Verschmelzung der vortragenden und konversatorischen Methode in derselben Lehrstunde verstanden.

die absolute Krone herausgebildet und eifersüchtig gewahrt hatte: ihre Organe in der Verwaltung, in der Polizei und, wenn es soweit kommen sollte, in der Armee. Sie wandte alle die Schlagworte an, durch welche die Neuerer die öffentliche Meinung gewannen, Vaterland und Freiheit und alle die hohen Reden von den Eigenschaften des Charakters und der Gesinnung, in denen jene die Zukunft der Nation und die Fortentwickelung des deutschen Geistes erblickten: aber sobald sie beim Worte genommen ward, verleugnete sie diese Ideale oder deutete sie in einem Sinne aus, der von den Gegnern als eine Fälschung derselben stigmatisiert wurde. Wie man denn in der Tat nicht leugnen kann, daß, wie die Politik des Königs, so auch alle die langatmigen Reskripte seines Ministers, von denen wir einige kennen lernten, etwas Zwiespältiges, um nicht zu sagen, Zweideutiges und jedenfalls den Mangel eines sicheren und klaren Wollens an der Stirn tragen.

Spaltung der Hegelianer.

An einer Stelle jedoch befolgte Eichhorn wirklich den Grundsatz des „Teile und Leite", und nicht ohne Glück: in dem Kampf gegen die Hegelsche Schule. Nicht durch die Heranziehung des philosophischen Interpreten seiner Weltanschauung und Politik, wovon er den entscheidenden Erfolg erhofft hatte, — wir sahen, welcher Fehlschlag die Berufung Schellings gewesen war, und wie gerade sie alle Gegner, Hegelianer und Rationalisten, in Harnisch brachte; die eigenen Freunde des Ministers standen hier mißmutig oder gleichgültig zur Seite: sondern dadurch, daß er den Keil in das bereits sich lockernde Gefüge der Partei selbst hineintrieb.

Wie bemerkt, hatte nach Hegels Tode seine Schüler keine höhere Sorge bewegt, als wie sie die Einheit der Schule bewahren könnten. In der Sammlung seiner Werke und Vorlesungen und in der Fortführung seines wissenschaftlichen Organs hatten sie in der Tat ein Zentrum für ihre Tätigkeit und ihre Partei geschaffen oder behauptet, und unter dem Schutze des befreundeten Ministers war es ihnen gelungen, die Einheit der Schule in Berlin aufrecht zu erhalten, während sie in Halle, in Tübingen und mehr noch in den radikalen Spekulationen eines Ludwig Feuerbach weit über die Grenzen hinausstrebte, die der Meister einzuhalten bestrebt gewesen war. Noch stärker ward dies Bedürfnis, als nach dem Tode Altensteins die Sonne der ministeriellen Gnade unterging und der Wind aus der entgegengesetzten Richtung zu wehen begann. Aus ihm heraus erfolgte am 1. Januar 1843 die Gründung der Philosophischen Gesellschaft. Ihr eigentlicher Stifter war ein reicher polnischer Aristokrat, Graf Cieskowsky, dem Michelet sich eng angeschlossen hatte. Es gelang ihnen in der Tat noch einmal, alle Richtungen der Schule bis zu Göschel hin zu vereinigen. Aber gerade der Versuch, die Gegensätze, die sich nun doch auch in Berlin längst geregt hatten, auszugleichen, trieb diese hervor. Es war doch nicht bloß die Verständigung, sondern die Fortbildung des philosophischen Systems als Zweck der Gesellschaft bezeichnet worden; und hiermit hing die weitere Frage eng zusammen, ob und wie weit die Gesellschaft

die Einführung der Philosophie ins Leben auf ihr Programm setzen dürfe. Es war bezeichnend für die unsichere Stimmung, welche bei der Gründung obwaltete, daß man davon absah, ein förmliches Statut zu entwerfen, und die Ziele der Gesellschaft nur protokollarisch festlegte, den letzten Punkt aber ausdrücklich ungenannt ließ; der Schein sollte vermieden werden, als wolle die Partei der Regierung Opposition machen. Vergebens sprach Michelet sich für die Aufnahme des Paragraphen aus. Er wollte sogar noch einen vierten hinzubringen: Eindringen der philosophischen Prinzipien in die Fachwissenschaften, was erst nach Jahren, 1862, geschehen ist. So konnte es nicht ausbleiben, daß diese Unstimmigkeiten auch auf die Haltung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik zurückwirkten. Schon unter Altenstein war das Ansehen der Zeitschrift nicht mehr das gleiche gewesen, wie zu Lebzeiten des Meisters, zumal nach der Gründung der Ruge- und Echtermeyerschen Jahrbücher in Halle, deren vorwärtsdrängende Tendenz das Publikum weit mehr interessierte. Der Systemwechsel im Herbst 1840 ward ihr vollends verhängnisvoll. Zunächst bekam man Schwierigkeiten mit der Zensurbehörde; und wenn Eichhorn danach der Sozietät selbst die Zensur ihrer Zeitschrift übertrug und Johannes Schulze damit betraute, so war ihr gerade damit, trotz der Ergebenheit des Geheimrats für die Hegelsche Philosophie, ein Zaum angelegt worden, den sie nicht abschütteln konnte. Vor allen Dingen aber gelang es Eichhorn, Leopold von Henning, der als langjähriger Redakteur naturgemäß den größten Einfluß hatte, mehr und mehr zu sich hinüberzuziehen. Entbehren konnte man das Ministerium überhaupt nicht, da die Zeitschrift von dort her unterstützt wurde und bei dem geringen Absatz sich gar nicht anders halten konnte. Und da nun Henning von jeher auf der rechten Seite der Partei gestanden, so geschah es, daß aus der Zeitschrift nicht nur die Richtung der Vorgeschrittenen, eines Vatke und Hotho, von Michelet ganz zu schweigen, ausgeschlossen wurde, sondern sogar Schellings Lehren wohlwollende Beachtung fanden; und es war für die eigentlichen Hegelianer ein schwacher Trost, daß damit nicht nur das Wohlwollen Eichhorns für die Zeitschrift stieg und sich sogar in außerordentlichen Zuschüssen zur Deckung des Ausfalls äußerte, sondern auch die Abonnentenzahl ein wenig anwuchs.[1] Die alte Stellung der Zeitschrift war jedenfalls dahin, und wenn die Berliner Hegelianer gegenüber konkurrierenden Unternehmungen außerhalb Berlins noch etwas bedeuten wollten, mußten sie an die Gründung eines neuen Parteiorgans denken.

v. Henning tritt mit dem Parteiorgan zur Regierung über.

Hierzu vereinigte sich die mittlere Gruppe der Partei, diejenigen, die, ohne gerade Stürmer und Dränger zu sein, wie Michelet und sein polnischer Graf, dennoch den „Gedanken“ nicht in den Schranken der bloßen Gelehrsamkeit lassen, sondern ihn in der Gestaltung des Lebens und der Gesellschaft nachweisen und zur Anerkennung bringen wollten. Führer der Bewegung waren Hotho, die beiden

Hotho, die Brüder Benary und Vatke versuchen, eine neue Zeitschrift zu gründen; werden von der Regierung daran gehindert.

1) Auch Neander hat in diesen Jahren Beiträge geliefert.

Benary und Vatke. Da die Gesellschaft selbst in ihrer Gesamtheit nicht dahin zu bringen war, versuchten sie, von sich aus eine Zeitschrift ins Leben zu führen, welche sie als „Kritische Blätter für Leben und Wissenschaft“ bezeichneten; am 7. September 1843 legten sie der vorgesetzten Behörde, dem Oberpräsidenten Herrn von Meding in Potsdam, ihren Prospekt vor. Sie sollten lange auf eine Antwort warten. Der 1. Januar 1844 war als Erscheinungstermin für das neue Organ, dessen Verlag Veit und Compagnie übernommen hatten, in Aussicht genommen. Aber das Jahr war fast zu Ende gegangen, bevor die Unternehmer (am 29. Dezember) Bescheid, d. h. die Aufforderung erhielten, sich noch selbigen Tages dem Kultusminister zu stellen. Es waren die Wochen, in denen die philosophische Fakultät über Nauwerck beriet, und wir werden mit der Annahme nicht fehlgehen, daß die Entscheidung, welche Eichhorn in dieser Angelegenheit traf, in der Erklärung, die er den Antragstellern gab, bereits ihren Schatten vorauswarf. Er hielt ihnen auf Grund des Prospektes eine förmliche Standrede über die Rechte und Pflichten eines akademischen Lehrers. Wären sie, so begann er, bloße Literaten, so würde er einem Unternehmen, gegen das polizeiliche Bedenken nicht vorlägen, nichts in den Weg legen; als Professoren und Dozenten der Königlichen Universität jedoch müßte ihnen die Herausgabe aus der höheren Rücksicht verweigert werden, daß sie ohne praktische Kenntnis von Kirche und Staat ihr Blatt auch inbezug auf diese Gebiete vom Standpunkt einer Philosophie redigieren würden, die sowohl nach seinem, des Ministers, als aller preußischen Staatsmänner Urteil mit der Kirche und dem Staate, wie sie sein könnten und dürften, unverträglich wäre.[1] Je mehr der Minister von ihnen als Ehrenmännern überzeugt sei, daß sie ihre Ansichten mit Offenheit und Energie verbreiten würden, auch den guten Willen wie die Geschicklichkeit ihnen zutraue, niemals mit der Zensur in Konflikt zu geraten, um so weniger sei ihr Unternehmen zu bewilligen. Eichhorn erklärte, dabei lediglich das Wohl der Universität im Auge zu haben; da die deutschen Hochschulen um des Geistes der Jugend willen, der von ihnen auszugehen scheine, von allen Seiten beargwöhnt würden, so könne ein solches Vorhaben der Entwicklung der Wissenschaft nur zur Hemmung und zum Schaden gereichen. Denn so loyal und ehrenwert immerhin ihr Streben sei, würden sie es doch kaum hindern können, daß ihr Blatt zur Fahne für verwerfliche Bestrebungen würde. Vergebens wehrten

1) So die Wiedergabe der Unterredung in der Eingabe Hothos und Genossen an den Senat vom 8. März 1844. Die Erklärung, die ihnen am 23. April der Regierungsbevollmächtigte im Namen des Ministers über dessen Äußerungen machte, deckt sich inhaltlich damit durchaus, wenn sie auch nicht wörtlich übereinstimmt. Die entsprechende Stelle lautet hier: „Dagegen könne Se. Exzellenz uns als Professoren und Dozenten an der Universität zur Konzessionierung einer Zeitschrift, vollends in dieser Vereinigung von Männern, die von der philosophischen Richtung aus, welche notorisch mit dem Wesen des bestehenden Staates und der bestehenden Kirche in allgemeinen Konflikt geraten, auf die Gestaltung des Lebens in Kirche und Staat und zwar in der Weise populärer Darstellung, einwirken wollten, nicht die Hand bieten“.

die Antragsteller den Vorwurf, daß sie ein Parteiblatt gründen würden, ab: daß sie die Weiterentwicklung des Systems in Staat und Kirche, Kunst und Poesie betreiben wollten, konnten sie doch nicht leugnen, denn es stand mit dürren Worten in ihrem Prospekt. Indirekt wenigstens gaben sie darin zu, daß Gedanke und Tat, Leben und Wissenschaft in der Philosophie ihres Lehrers allzu sehr getrennt gewesen wären. An dem „Gedanken" wollten sie jedenfalls alles Bestehende in Staat und Kirche, Kunst und Poesie messen, sein Recht prüfen und der Zukunft die Wege weisen. „Was in diesen Wissenschaften", so heißt es wörtlich, „Anspruch machen kann, den Gedanken fortzuführen, was Fortschritt, was Entwicklung andeutet, was irgendwie geeignet ist, auf die öffentliche Meinung tiefen, wahrhaften Einfluß zu üben, ja was endlich, ohne sich selbst dem Fortschritt hinzugeben, doch eine Anregung enthält und die Behandlung wichtiger Fragen zu veranlassen vermag, wird unbedingt seine vollständigste Würdigung finden". Der Minister hoffte, und damit schloß er seine Ansprache, die Herren zu einem freiwilligen Rückzuge zu bewegen. Aber diesen Gefallen taten ihm die Vier nicht. Sie entschuldigten sich, „des gnädigen Wohlwollens und der Anerkennung ohnerachtet, mit deren Huld Seine Exzellenz sie beehre", mit den Verpflichtungen, welche sie gegen die Buchhandlung hätten, nachdem der Kontrakt einmal abgeschlossen sei.

Neue Wochen gingen ins Land, bis am 27. Januar, diesmal von seiten des Oberpräsidiums in Potsdam, der Bescheid erfolgte, daß sich aus den „amtlichen Verhältnissen" der Antragsteller gemäß der im Prospekt angezeigten Tendenz Bedenken ergeben hätten, welche die Erteilung der gewünschten Konzession hinderten. Auch die vier Freunde ließen es zunächst, in den kampferfüllten Wochen des Februars, anstehen. Am 8. März jedoch, als Nauwercks Los soeben entschieden und die ganze akademische Welt über das brüske Verhalten des Ministers wegen des Artikels in der Staatszeitung in Aufregung war, brachten sie ihren Fall in ausführlicher Darlegung vor den Senat. Auch ihm gegenüber stellten sie jede Parteiabsicht in Abrede. Allen Richtungen, sei es in der Philosophie, sei es in der Auffassung politischer, religiöser oder ästhetischer Probleme, sollte ihr Blatt offenstehen; für ihre eigenen Ansichten wollten sie sich nur den Raum offenhalten, der ihnen in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik nach mehrfacher Erfahrung verkürzt scheine. Auch forderten sie keinen Schutz mehr für ihre privaten Interessen: von sich aus würden sie vielmehr nach der Entscheidung durch die vorgesetzte Behörde ihr Unternehmen sofort aufgegeben haben. Nur ein allgemeines Prinzip, die Frage der Lehrfreiheit, habe sie vermocht, sich an den Senat zu wenden. Denn nun solle auf rein administrativem Wege ein Unternehmen, gegen welches das Ministerium der Polizei keine Einwände erhebe, verhindert werden, nur weil es eine philosophische Richtung vertrete, welche der Staat durch die Berufung ihres Stifters und die Anstellung vieler seiner Schüler und Anhänger

Wenden sich an den Senat: dieser hält sich neutral.

als Lehrer wie Verwaltungsbeamte, Richter und Diener der Kirche seit 25 Jahren anerkannt habe. „Will man“, so schrieben sie, „den angegebenen Grund Sr. Exzellenz zu weiterer Konsequenz führen, so steht zu befürchten, daß der Satz: ‚Was jene Philosophie auf Universitäten lehren darf, soll sie nicht in wissenschaftlichen Zeitschriften verbreiten‘, sich in gleicher Weise zu dem anderen Satze umwenden könne: ‚Was diese Philosophie nicht in wissenschaftlichen Zeitschriften verbreiten darf, soll sie auch auf Universitäten nicht lehren‘“. Sie forderten von der höchsten Vertretung ihrer Korporation lediglich eine Erklärung darüber, ob ihr die Angelegenheit unter diesem Gesichtspunkte wichtig genug erscheine, um, wie ihre Absicht sei, die Entscheidung des Königs anzurufen: die einfache Verneinung werde sie dazu bringen, auf alle weiteren Schritte zu verzichten; sie würden sich dann auf eine öffentliche Darlegung des bisherigen Verlaufes beschränken. Der Senat sah sich damit vor die Frage gestellt, die den Minister von den Antragstellern trennte. Stellte er sich auf die Seite Hothos und seiner Freunde, so mußte er anerkennen, daß die Verfügung der Regierung ein Eingriff in das Lebensprinzip der Universität bedeute. Die Antwort, die er gab — erst am 25. März — bedeutete ein Ausweichen: er könne auf die Sache für jetzt nicht eingehen, da zur Erörterung der von den Petenten gestellten Frage nichts Faktisches in amtlicher Form vorliege; denn die Äußerung in der Verfügung des Oberpräsidiums, daß aus ihren amtlichen Verhältnissen sich Bedenken ergeben hätten, sei ein Ausdruck, der mehrerer und sehr verschiedener Deutungen fähig sei.

So aber ließen sich die Vier nicht abspeisen. Sie wandten sich alsbald wieder an den Minister mit der Bitte um schriftliche Bestätigung seiner Worte, da der Senat eine solche amtliche Beglaubigung erfordere, bevor er sich über ihre Absicht, an den König zu appellieren, äußern wolle. Eichhorn seinerseits machte es, wie wir es an ihm kennen: er ließ keinen Zweifel über das, was er gesagt und gemeint hatte. Der Regierungsbevollmächtigte erhielt den Auftrag, die Herren vor sich bescheiden und ihnen die Meinung des Ministers noch einmal zu eröffnen, nicht ohne ihnen sein Befremden über das Gesuch und eine angebliche Mißdeutung in den Worten des Senates mit scharfen Wendungen auszudrücken. So erhielt der Senat, vor den die Freunde aufs neue traten, zum zweitenmal das Wort. Der aber tat ihnen nicht den Gefallen, seine Meinung kundzutun: sie erhielten den trockenen Bescheid, daß keine Veranlassung vorliege, im Gesamtinteresse der Universität auf die Sache einzugehen. Danach blieb den Petenten nur noch der Appell an ihre Fakultäten übrig. Die theologische Fakultät, an die Vatke und Ferdinand Benary herangingen, war mit ihrem Beschluß bald fertig. In fünf Zeilen erklärte sie ihnen durch die Hand ihres Dekans Hengstenberg, daß sie eine Einmischung als außerhalb ihrer Kompetenz und ihres Berufskreises liegend betrachten müsse. Marheineke unterließ diesmal sein Separatvotum, aber er gab zu Protokoll, daß er es beklagen müsse, der freien, schriftstellerischen Betätigung

Appellieren an ihre Fakultäten; deren Erklärungen.

der Universitätslehrer irgendwie Beschränkungen auferlegt zu sehen; und, was sehr bemerkenswert ist, diesmal hatte er Neander auf seiner Seite. Einen heftigeren Feind Hegels als diesen konnte es nicht geben, aber die Lehrfreiheit war auch ihm ein Prinzip, in dem sein Forschen von jeher gewurzelt, gerade weil sein Denken so unpolitisch war.[1]

Auch die philosophische Fakultät ließ ihre Mitglieder, Hotho und Agathon Benary, diesmal im Stich, jedoch nur insofern, als sie die prinzipielle Bedeutung, welche die Antragsteller in den Fall legten, diesem absprach. Sie bestritt die Behauptung, daß die Zeitschrift sich lediglich auf dem Felde der Theorie bewegen werde, und gab so weit der Auslegung Eichhorns recht. Zugleich aber nahm sie die Gelegenheit wahr, bei dem Minister, dem sie eine Abschrift dieses Bescheides einsandte, noch einmal für das Recht aller ihrer Mitglieder, sich an der öffentlichen Diskussion zu beteiligen, einzutreten. Sie berief sich auf § 6 der Universitätsstatuten, um darzutun, daß aus der Stellung der Universitätsprofessoren die Anerkennung einer größeren Freiheit der literarischen Betätigung abzuleiten sei, während durch den Ausspruch des Ministers und die Verfügung des Oberpräsidiums eine Verminderung dieser Freiheit begründet werden solle. „Der Erfolg in der Literatur und die Wirksamkeit an der Universität, die Bedeutung und das Ansehen, das sich öffentliche Lehrer in der Wissenschaft und also auch durch Arbeiten in Zeitschriften, erwerben, und die Teilnahme der Studierenden an ihren Vorlesungen hängen auf das engste zusammen und beide pflegen miteinander zu steigen und zu sinken. Eine Beschränkung in der Literatur kann daher mittelbar als eine Beschränkung an der Universität wirken". Sie wies auf die enge Verbindung hin, welche in Deutschland seit mehr als einem halben Jahrhundert zwischen den Literaturzeitungen und den Universitäten bestehe; wie sich auf vielen Hochschulen Genossenschaften der Professoren zum Zwecke der wissenschaftlichen Kritik gebildet hätten, die auch dem Leben nicht fremd geblieben wären; die Regierungen hätten vielmehr in dem öffentlichen Amt der Herausgeber gerade eine Gewähr gesehen; erst seit der Trennung solcher Unternehmungen von den Universitäten, wie z. B. in den Deutschen Jahrbüchern, hätte man Grund gehabt, über die unwissenschaftlichen Übergriffe solcher ursprünglich wissenschaftlicher Organe zu klagen. Die Fakultät wies dann aber auch den Angriff ab, den der Minister auf die besondere philosophische Richtung der Petenten gemacht hatte, ohne übrigens zu verhehlen, daß die Hegelsche Philosophie vielen ihrer Mitglieder widerstrebe. „Die unterzeichnete Fakultät", so lauten die bedeutsamen Worte,

---

1) Er hätte, erklärte er zu Protokoll, folgenden Passus in der Antwort gewünscht: „Obgleich wir anerkennen, daß es der Stellung und dem Berufe der theologischen Fakultät nichts Fremdes ist, über die Erhaltung der richtig verstandenen theologischen Lehrfreiheit in Rede und Schrift zu wachen, fühlen wir uns doch nicht veranlaßt, in diese unbestimmte, nicht klar genug vorliegende Sache auf irgendeine Weise uns zu mischen".

„bescheidet sich, nur das wissenschaftliche Element als ihr eigentliches Teil anzusprechen; aber wenn sie es als die edelste Seite der Wissenschaft ansehen muß, daß sie still und nach dem Maß der geistigen Kraft, die in ihr liegt, auf das Leben Einfluß übt, so darf sie auch mögliche Konflikte mit dem Leben nicht scheuen, wenn diese ihr durch einen Zusammenhang mit der Wissenschaft herbeigeführt werden. Sie muß einmal nach dem ihr als philosophischer Fakultät gegebenen Standpunkt den philosophischen Gegensätzen freien Raum wünschen und dem streitbaren Geist der Wissenschaft, der die Wahrheit nicht im Stiche läßt, vertrauen, damit Einseitigkeit verhütet werde und dem Fortschritt der Antrieb nicht fehle“. Mit der Bitte, diesen Gesichtspunkt, wenn es nötig wäre, bei den zu literarischen Konzessionen mitwirkenden hohen Königlichen Behörden geneigtest schützen zu wollen, schließt die Eingabe, die sich der Erklärung vom 4. Januar würdig an die Seite stellt.

Der Minister wollte in der Erklärung der Fakultät nur eine Bestätigung seiner eigenen Auffassung sehen. Denn nichts liege, so reskribierte er, weniger in der Absicht der Regierung und Sr. Majestät des Königs, als die Freiheit wissenschaftlicher Diskussion zu beschränken, eine Ansicht, die auch der Oberpräsident der Provinz Brandenburg durchaus teile. Nicht einmal der Hegelschen Philosophie werde er die literarische Betätigung irgendwie verkümmern, sondern nur verhindern, daß einzelne dieser Schule angehörige Männer nach ihren Ideen über Staat und Kirche, die sie Philosophie und Wissenschaft zu nennen beliebten, das Leben unmittelbar gestalten wollten. Und hierfür berief er sich auf keinen Geringeren als Hegel selbst, der sich mit großer Entschiedenheit gegen ein so törichtes und anmaßendes Übergreifen ausgesprochen habe. Er spielte damit auf die Vorrede an, welche Hegel seiner Rechtsphilosophie gegeben hatte. Durch solche Autorität geschützt, meinte er die Fakultät auffordern zu können, den größten Feind der wahren Wissenschaft im Staate, die Zügellosigkeit, mit ihm zu bekämpfen: durch Anwendung aller der direkten und indirekten Mittel, welche die Statuten teils den Dekanen, teils der Fakultät an die Hand gäben, um den Mißbrauch wissenschaftlicher Freiheit, der in jetziger Zeit das Leben in Staat und Kirche zu verwirren drohe, aus ihrem Kreise zu verbannen.

Veröffentlichung der Akten; Zeitungskrieg.

Hotho und seine Freunde waren inzwischen nicht still geblieben. In der Antwort, die sie von der Fakultät erhalten, war auf jene Eingabe an das Ministerium hingewiesen worden. Hierauf gestützt, ersuchten sie den Minister um deren Mitteilung, was sie mit der Pflicht motivierten, den Anschuldigungen gegen ihre wissenschaftliche Richtung wie den verfälschenden Darstellungen in der Öffentlichkeit durch den Abdruck ihrer sämtlichen Gesuche und der darauf erteilten Bescheide entgegenzuwirken. Und Eichhorn gab nicht nur darin nach, sondern fügte noch die Forderung hinzu, daß sie auch von seiner Antwort an die Fakultät sich Abschrift geben lassen sollten. Hierdurch zog er sich aber eine

Replik von ihrer Seite zu, in der sie ihm ein Licht aufsteckten über die wahre Meinung ihres Meisters, den der Minister gegen sie als Zeugen aufgerufen hatte, nachdem er vorher seine Philosophie als den ärgsten Schädling für Wissenschaft, Staat und Kirche bezeichnet hatte. Sie wiesen ihm nach, daß Hegel in jener Vorrede „eine sich so nennende Philosophie“ bekämpfe, die es ausdrücklich ausgesprochen, daß nur dies das Wahre sei, was jeder über die sittlichen Gegenstände, vornehmlich über Staat, Regierung und Verfassung aus seinem Herzen, Gemüt und Begeisterung aufsteigen lasse; daß er damit gerade diejenigen meine, welche die Erkenntnis der Wahrheit für eine törichte, sündhafte Anmaßung erklären und die Vernunft und wieder die Vernunft und in unendlicher Wiederholung die Vernunft anklagen, herabsetzen und verdammen. Wenn der Meister vor dem törichten Besserwissen und der anmaßenden Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit auf das nachdrücklichste warne, so heiße Wirklichkeit bei ihm das Bestehende und Vorhandene nur insofern, als es der Vernunft gemäß sei, der er die Macht zutraue, sich die entsprechende Erscheinung und Geltung zu schaffen; ja, er sage in jener Vorrede ausdrücklich, daß im Lichte vernünftiger Einsicht nichts Bestehendes wirklich sei als die Idee, der Gedanke. Mit einem Worte, sie gaben ihrem hohen Chef zu verstehen, daß es sein Freund Schleiermacher sei, gegen den Hegel an jenem Orte sich vorzüglich gewandt habe. Noch einmal sprachen sie es aus, daß ihr Beruf nur die Wissenschaft und sie allein sei, und daß sie nur gegen die Eingriffe einer von Mißdeutungen der Wissenschaft geleiteten Administration in deren geheiligten Bezirk kämpften. „Diese Besorgnis, voll Ehrfurcht vor Ew. Exzellenz Absicht und lauterem Zweck, ist der uneigennützige, einzige Gesichtspunkt in allen unseren späteren Schritten gewesen. Unser Zweck ist mißlungen. Doch wir haben unser Gewissen gewahrt, und wem hierzu der Mut und die Offenheit fehlen, der darf auch vor höchster Behörde, selbst wenn sie ihn tadeln zu müssen glaubt, auf innere Achtung nicht Anspruch machen“. Sie schlossen mit der Bitte, auch diesem Aktenstücke die Erlaubnis zur Publikation nicht vorenthalten zu wollen. Eichhorn hatte auch dagegen, vorbehaltlich der Genehmigung der Zensurbehörde, nichts einzuwenden, und damit hatte der amtliche Federkrieg sein Ende gefunden, dem dann freilich in Zeitungen und Zeitschriften ein langhindauernder Nachhall folgte.

Ergebnisse der Politik Eichhorns.

Äußerlich betrachtet hatte Eichhorn abermals den Sieg davongetragen. Die Zeitschriften der Gegner waren jetzt alle in ihrem Entstehen unterdrückt oder in Organe des Ministeriums umgewandelt. Er hatte eine Reihe von Bollwerken um sich aufgebaut, aus denen seine Trabanten in aller Ruhe ihre Geschosse nach den Gegnern senden konnten; und um das Ganze blieb der Stachelzaun der Zensur gezogen. Aber über die Grenzen Preußens hinaus reichte die Macht des Ministers nicht, und Ruges Jahrbücher, die er aus Halle verjagt, richteten aus dem nahen Leipzig ihre Angriffe nur um so dreister gegen das preußische Regiment; während

von Tübingen her in Schweglers „Jahrbüchern der Gegenwart“ neue, vollgerüstete Verteidiger der Hegelschen Lehre auftraten. Selbst innerhalb Preußens war es unmöglich, alle Äußerungen der Presse, zumal im Westen des Staates, zu kontrollieren und zu unterdrücken oder das Lesen der fremden Blätter und das Korrespondieren mit ihnen zu verbieten. Jedem Schlage, den die Regierung führte, folgten Dutzende von Gegenschlägen, und mit jedem Moment nahm der Kampf größeren Umfang und schärfere Formen an. So war das Ergebnis auch hier schließlich kein anderes als das, was die Berufungen und alle die Maßnahmen, um den Geist der Universitäten in den vorgeschriebenen Bahnen zu erhalten, gehabt hatten. „Die leitende Idee für die Behandlung ihrer Angelegenheiten, seit Herr von Eichhorn Minister ist“, so heißt es in einem Artikel der Tübinger „Jahrbücher“ vom August 1844, „bildet die Ausrottung des Hegelianismus und, soweit derselbe noch vorhanden war, des Rationalismus, die Einführung dessen, was man christliche Wissenschaft nennt, um jeden Preis. Für diesen Zweck ist kein in den Händen der Regierung liegendes Mittel gespart worden. Die Lehrverbote gegen Bruno Bauer und Nauwerck, der ministerielle Verweis an Hinrichs, die ausgesprochene systematische Zurücksetzung Aller, die sich des Hegelianismus verdächtig machten, die Verweigerung der Habilitation für angehende Dozenten dieser Richtung, die Bevorzugung selbst der entschiedensten Mittelmäßigkeit, wenn sie nur ‚wohlgesinnt‘ war, die Maßregeln, wodurch die verfolgte Partei ihrer journalistischen Organe beraubt und die Gründung neuer selbst den ruhigsten und sichersten Männern unmöglich gemacht wurde, die Ungunst, welche auch die Zuhörer mißfälliger Lehrer zu fühlen bekamen, die strenge Überwachung des geselligen und wissenschaftlichen Lebens unter den Studierenden, das Einschreiten zum Beispiel gegen die Lesevereine in Berlin und Halle — diese und ähnliche Schritte könnten zur Genüge zeigen, wie ernstlich und methodisch der Zweck der Restauration verfolgt wurde. Und doch wie wenig ist er bis jetzt erreicht worden!“ In Wahrheit, es galt für diese Regierung, was ein Berliner Korrespondent über den Universitätserlaß in derselben Zeitschrift an anderer Stelle als das Schlußergebnis nennt: „Und so würden denn diese langwierigen Verhandlungen, vorläufigen Befürchtungen und Protestationen, diese nachträglichen Kritiken und Verwahrungen im ganzen ohne merkliche Nachwirkung vorübergehen und im Stande der Dinge wenig ändern. Wundern Sie sich nicht darüber. Viel Lärmen um nichts ist unsere Geschichte seit 1840“.[1]

3. Das Leben in den Fakultäten.

A. Die theologische Fakultät.

Von dem Stimmengewirr der öffentlichen Meinung war naturgemäß diejenige Fakultät am meisten umschwirrt, welche ihrem Beruf und ihren Zielen nach vor

1) Schweglers Jahrbücher der Gegenwart, 1844, S. 705 und 596.

andern der Stütz- oder Angriffspunkt für die Parteien sein mußte, die sich in Staat und Kirche bekämpften; um so mehr, als trotz der Bemühungen der Regierung um Erhaltung und Wiedergewinnung positiver Tendenzen der Zwiespalt in ihr selbst nicht geschlichtet war. Niemals war Hegels Panier von Marheineke höher erhoben als in diesen Jahren. An der ganzen Universität ward er als der Führer der Partei bekämpft oder gefeiert. Auch in der Studentenschaft besaß er einen festen Stamm eifriger Anhänger, und in der Öffentlichkeit galt er um so mehr, je mehr die wissenschaftlichen Ziele der Partei sich mit den liberalen Strömungen der Zeit verschmolzen. Auf der andern Seite stemmten sich Hengstenberg, und wer zu ihm hielt, — und das waren in diesem Falle alle anderen Ordinarien der Fakultät — um so schroffer einer philosophischen Richtung entgegen, welche ihren rationalistischen Untergrund und ihre Bekenntnisfeindschaft immer deutlicher offenbarte. Neander hatte sich in früheren Jahren dem Hegelianismus gegenüber sehr zurückgehalten, wenn er auch des Gegensatzes sich stets bewußt gewesen war. Jetzt kam auch er mit einem Widerspruch offen heraus. Für ihn war die Hegelsche Philosophie nichts als ein Wiedererwachen des Rationalismus, der erst jetzt auf seinen Kulminationspunkt gebracht, als die alles Heilige und überweltlich Göttliche verleugnende Selbstvergötterung der natürlichen Vernunft, als Pantheismus sein Haupt frecher als je erhebe;[1] er brachte in dem Vorwort zur zweiten Auflage seiner Kirchengeschichte den Anhängern des falschen Propheten ein Pereat aus.[2] Jedoch hatte er für seine Person nichts zu fürchten. Wie sehr auch die theologische Fakultät zurückging — von 641 Studenten im Winter 1830 auf 214 im Sommer 1847 —, war Neanders Auditorium dennoch stets dicht gefüllt; seine Zuhörerlisten zeigten immer noch 100 bis 200 Namen. Die Liebe und Bewunderung seiner Schüler war mit den Jahren nur gewachsen. Er war noch immer der „Mann der Jugend, Mann der Herzen“, wie Rossel ihn in seinem schönen Gedichte nannte. Niemals ging sein Geburtstag, der 16. Januar, vorüber, ohne daß ihm die Schüler, sei es mit einem Fackelzuge oder einem Ständchen, einer Adresse oder einem

Marheineke und seine Gegner.

Neander und seine Studenten.

1) So in einem Brief an einen rheinischen Freund, den Pastor Herrmann, 1841. „Hier“, schreibt er, „darf von keinem Akkordieren in Inhalt oder Form die Rede sein, wodurch auch manche Wohlgesinnte mehr schaden, als sie wissen. Es bereitet sich eine große Krisis vor, Gott helfe uns!“ Und ähnlich an Vogt, 23. Juni 1841: „Der unter der Unterscheidung der reinen und der wirklichen Vernunft verlarvte Straußianismus, von ... Vatke angestiftet, greift hier um sich. Alle Schweizer laufen demselben zu und bringen ihn in ihr unglückseliges Vaterland zurück. Wie viele der widerlichsten Erscheinungen treten uns jetzt entgegen! Ein so alles höhere Leben verhöhnendes Buch wie Feuerbach über das Christentum ist mir noch nicht vorgekommen. Wie schnell geht es jetzt von der äußersten Rechten zur äußersten Linken über!“ Schneider, Neander, S. 182f.

2) Juli 1842. „So sei dies Motto [sein Losungswort: „Pectus est, qui facit theologum“ von neuem ausgesprochen: Allen ausgehungerten und übersatten Philistern, allen Toren, die sich mit dem Schein einer eiteln, vornehm tuenden Wissenschaftlichkeit umgeben, oder sich dadurch blenden lassen“. — Vgl. dazu die Rezension Baurs in Zellers theologischen Jahrbüchern IV (1845), S. 221.

Silberbecher, ihren Dank ausdrückten und das Gelöbnis gegen ihn und seine Lehre erneuerten; aus allen Ländern, denn sein Ruhm hatte längst die deutschen Grenzen überschritten, wurden ihm Huldigungen dargebracht. Er selbst war der Alte geblieben, daheim am Teetisch im Kreise der Auserwählten, wie im Kolleg, wo er seine staunenswerte Belesenheit in den Quellen der Kirchengeschichte aller Jahrhunderte mit dem immer gleichen Enthusiasmus und einer aus dem Herzen hervorquellenden Religiosität ausbreitete. Auch am Schreibtisch war er noch immer der Unermüdliche. In diesen Jahren durchschritt er mit seinem großen Werk die Jahrhunderte des Mittelalters, dessen Ausgang er noch erreichte. Dazu die Neuauflagen der älteren Bücher, Vorträge in der Akademie, in die er 1839 aufgenommen war, Programme, Rezensionen und gelegentliche Kundgebungen für die Mission oder über Tagesfragen. Daß sein Körper immer hinfälliger wurde (im Sommer 1844 brachte ihn eine Brustfellentzündung an den Rand des Grabes), daß sein Augenlicht mehr und mehr versagte, konnte ihn kaum aufhalten; was ihm abging, ersetzten ihm zwei Amanuenses, von denen der eine ihm vorlas, den Verkehr mit den Studenten vermittelte und ihn ins Kolleg begleitete, während der andre bei den Korrekturen half und die Bücher heranbrachte oder exzerpierte. Letztere Stellung hatte eine Zeitlang Piper, dann sein Liebling, sein „Johannes", eben Hermann Rossel, und, als diesen frühes Siechtum hinwegnahm, Justus Ludwig Jacobi, der bis an sein Ende bei ihm blieb. Auch der Charakter seiner Schriftstellerei war unverändert. Das Wunder war ihm des Glaubens liebstes Kind geblieben, das Christentum, wie er im Eingang seiner Kirchengeschichte sagte, nicht aus der verborgenen Tiefe der menschlichen Natur geboren, sondern eine aus dem Himmel, der sich der entfremdeten Menschheit geöffnet, stammende Kraft, im Ursprung wie im Wesen erhaben über allem, was die menschliche Natur aus eigenen Mitteln zu schaffen vermag, als ein neues, Leben verleihendes, von Grund aus sie umbildendes Prinzip. Hieran fand seine Kritik, an der es ihm sonst im einzelnen nicht fehlte, ihre Schranke, in dem Leben Jesu wie in seinen historischen Schriften, trotz Strauß und aller Resultate, welche die historische Bildung der Zeit gewonnen hatte. Dennoch blieb die Versöhnung aller Gegensätze, deren Häufung ihn ängstigte, seines Strebens Ziel, und so konnte er auch im Irrtum noch die Wahrheit, in verkehrter Richtung den ewigen Zug zum Göttlichen mit liebevollem Auge auffinden, die Morgenröte eines besseren Tages ahnend schauen. Er blieb über den Abgründen des Zweifels schweben, weil er nicht in sie hineinschauen wollte: das sursum corda blieb das Wort seines Lebens. David Friedrich Strauß meinte in der Satire, die er auf Friedrich Wilhelm IV. schrieb, zwischen Neander und dem Rhetor Libanius, als dem romantischen Philosophen des Heidentums, eine Ähnlichkeit zu entdecken. „Der romantische Theologe bemüht sich", so sagte er, „durch philosophische und ästhetische Zutaten den abgestorbenen theologischen Kohl wieder genießbar und erbaulich zu machen". Neander rührte dieser Vorwurf

nicht, weil er wußte, daß er ihn nicht traf. Er verglich sich dagegen wohl mit dem gekrönten Romantiker selbst, dem er sein erstes Buch gewidmet hatte. „Ich habe“, sagte er, „das mit dem Kaiser Julian gemein, daß ich mich stets nach der Sonne sehne (*ὀπαδὸς τοῦ ἡλίου*)“; „das dürfen Sie aber“, setzte er hinzu, „Strauß nicht sagen“.[1]

Hengstenberg als Führer der Orthodoxie.

In **Hengstenberg** war dies Bedürfnis nicht. Er fühlte sich im Besitz des ewigen Lichtes und gedrungen, für das Reich Gottes, wie er es verstand, zu zeugen, Staat und Kirche in diejenige Gemeinschaft zu bringen, in der sie des Andranges aller Gewalten der Tiefe spotten könnten. Er wünschte gar nicht die Versöhnung. Als Neander angesichts der Landessynode, welche Friedrich Wilhelm im Oktober 1845 einberufen hatte, eine Kundgebung der gesamten Fakultät, „Worte des Friedens mitten unter den Gegensätzen“, vorschlug, lehnte Hengstenberg eine solche Demonstration ab, weil er ein Hauptobjekt des Streites und eine der im Vordergrunde streitenden Personen sei. „Die Haltbarkeit meiner Stellung“, so schrieb er, und wir können diese Haltung des willensstarken Mannes nur loben, „im Angesicht von Freund und Feind beruht darauf, daß ich allen klar und offen mir selbst gleich bin und jeder weiß, was er an mir hat“.[2] In der Tat, er konnte nicht mehr zurück. Sein Leben gehörte der Partei. Er war neben Ludwig Gerlach und Stahl unbestritten der Führer geworden in dem Lager, welches die alten Heiligtümer barg. In ihm war der Literat vom Professor nicht geschieden, zum Kummer des Ministers, der viel mehr zu Männern wie Neander und Twesten hinneigte; aber ihm blieb erlaubt, was andern verboten war: allzu stark war seine Stellung im Kampf. Von seiner Kirchenzeitung, die er mit glänzendem Geschick und unbedingter Autorität leitete, empfingen die Seinen in Stadt und Land Programm und Parole. Dennoch darf man nicht annehmen, daß Hengstenberg in der Kirche bereits am Ziel oder auch nur an der Universität unter den Theologen der Herrscher gewesen sei. Die Berliner Geistlichkeit war noch lange nicht gewonnen. Das zeigte der Protest, den ihre Synode im August 1845 erhob. Sogar Bischof Eylert konnte sich nicht mehr darauf besinnen, daß er Hengstenberg zu seinem Glück befördert, und daß er einst mit einem Beckedorff und Snethlage gegen den Geist, den Schleiermacher vertrat, gekämpft hatte. An der größten Theologenuniversität der Monarchie hatte der Rationalismus nach zwanzigjährigem Kampf noch immer seine Vertreter, und die Petition, in der die Hallenser Studenten 1841 unter Führung des jungen Haym den Minister um die Berufung von Strauß baten, zeigte, wie tiefen Boden doch auch das Hegeltum gewonnen hatte. Auch in Breslau war der Rationalismus noch nicht überwunden, und noch weniger in Königsberg, wo Eichhorns Schützling Hävernick ganz isoliert blieb gegenüber

Gegenkräfte in Berlin und im Lande.

1) **Schneider**, S. 228.
2) **Schneider**, S. 215.

dem Kreise, in dem ein Bohlen und Rosenkranz den Ton angaben. Mit dem Ansehen, welches Neander unter den Studenten genoß, konnte Hengstenberg nicht wetteifern; seine Hörerzahlen waren kaum höher als die Marheinekes oder die von Strauß; in Privatvorlesungen mochten es 50 oder 60 sein, zum Teil, je nach dem Thema, viel weniger, in anderen auch wohl bis gegen 100. Selbst Vatke blieb kaum hinter ihm zurück, weder in seinen exegetischen Vorlesungen noch in den systematischen, von denen die Religionsphilosophie die Studenten besonders anzog. Auch er hatte stets eine Schar unbedingter Anhänger, die ihm oft ihre Verehrung bezeugten; zweimal wurde ihm — was überhaupt in dieser Zeit der Parteiung Sitte geworden war — ein Ständchen gebracht und zweimal ein Silberbecher überreicht. Beide lasen zuweilen dieselben Kollegia, und die Studenten hörten dann die Genesis und die Einleitung in das Alte Testament oft lieber bei dem Extraordinarius, als daß sie sich von Hengstenberg über die Echtheit des Pentateuchs belehren oder in seinem feierlich singenden Ton über die Geschichte des „Reiches Gottes unter dem alten Bunde" unterhalten ließen.

Vatkes Einfluß bei den Studenten.

Nur Twesten kam in den Zuhörerzahlen Neander nahe. Er war ja auch der einzige Systematiker unter den Ordinarien, bei dem man die korrekte Lehre hören konnte. Die Hegelsche Philosophie hatte ihm das Gemüt niemals sehr beschwert. Er hatte sie, solange er in Kiel war, kaum in den Kreis seiner Studien hineingezogen, und die Hegelsche Maske, welche Strauß und Vatke sich bei ihren Angriffen auf das Christentum vorgebunden hatten, gab ihm die Möglichkeit, auch ihre historische Kritik beiseite zu lassen und ihre Bücher als Enthüllungen des „spekulativen Rationalismus" zu betrachten. Ihm widerstand es von vornherein, christliche Lehren und Grundsätze etwa wie Göschel interpretieren zu wollen oder wie Ullmann Tatsachen und Wunder der Heiligen Schrift durch philosophische Beweise zu stützen. „Es gibt Dinge", so lesen wir in einem seiner Briefe, „die man glauben muß auf Zeugnis, wohin mehr oder weniger alles Tatsächliche gehört. Es gibt andre Dinge, die man glauben muß dem eigenen Herzen oder dem unmittelbaren Gefühl dessen, was gut, heilig und göttlich ist. Wer solche Dinge philosophisch beweisen will, täuscht sich entweder selbst oder er verliert eben das, worum es ihm zu tun ist".[1] Dennoch war Twestens Blick im Grunde viel zu klar und sein Geist zu vorurteilsfrei, als daß ihn nicht die Ergebnisse einer Kritik hätten erschrecken müssen, welche die Tatsächlichkeit der Vorgänge, die er, wenn auch nur „auf Zeugnis", d. h. so weit es irgend anging, annehmen wollte, in die Welt des Mythus und der Legende zu verflüchtigen drohte; und sie erschütterten ihn vielleicht mehr, als er es vor sich selbst gestand und seinen Studenten vorzutragen wagte. Denn so sehr er sich daran klammern mochte, daß Christus und die Heilslehre, die an Christi Person und Lebensgang geknüpft ist, über alle Grenzen der Vernunft hinweg

Twestens Stellung in der Fakultät, als Lehrer und als Gelehrter.

1) An Friedrich Perthes, 16. April 1838; Heinrici, S. 430.

von dem Glauben allein erkannt und ergriffen werden können, war es nun doch einmal seine Aufgabe, wenn nicht durch historische Kritik (die aber dem Exegeten des Neuen Testamentes doch auch nicht fehlen durfte), so doch sicherlich in der Systematik die Gotteslehre seiner Kirche dialektisch zu erläutern und zu beweisen. Auch war Twesten hierzu wie wenig andere begabt und vorbereitet. Seine exegetischen Übungen, für die er philologisch vortrefflich geschult war, wurden allgemein gelobt wegen der Sicherheit der Interpretation und der Klarheit der Problemstellung, und ebenso wurden die Durchsichtigkeit und die Begreiflichkeit gerühmt, womit er in seinen systematischen Vorlesungen den Stoff zu gliedern und darzustellen wußte. Die Schüler Neanders fanden darin die Ergänzung zu der enthusiastischen Betrachtungsweise, mit der ihr Meister die allzu leicht verschwimmenden Bilder seiner heiligen Geschichte zu entwickeln pflegte, und auch Hengstenberg ließ die Seinen gern bei Twesten hören, bei dem sie vor der Ansteckung mit der Hegelschen Ketzerei sicher waren. Twesten selbst aber genügte sich am wenigsten. „Ich bin“, schreibt er im Anfang seiner Berliner Zeit seinem Freunde Brandis in Bonn, „eine zu skeptische Natur, habe zu wenig Vertrauen zur Kraft und zum Umfange des menschlichen Erkenntnisvermögens überhaupt und des meinigen insbesondere, um mit der Entschiedenheit eines Fichte, Schelling, Hegel, Herbart auftreten und dadurch imponieren zu können; und doch ist es eigentlich dies, was die Jugend will und bedarf, was in der Philosophie Beifall findet und eine Schule macht“.[1] — Worte, die uns beinahe an das Urteil erinnern, bei dem der junge Student am Ende der Vorlesung, die er bei Fichte hörte, angelangt war, als ihm der Philosoph, dem er anfangs eine ungemessene Bewunderung entgegengetragen hatte, fast als ein Charlatan erschien. Und merkwürdig genug, eben dies Wort gebraucht er von neuem unmittelbar im Anschluß an jene Stelle von allen Philosophen, welche durch die Kühnheit der Versicherungen, die Erhabenheit der gegebenen Verheißungen bei dem großen Publikum den Sieg davontragen über die Bedenklichkeit und Nüchternheit desjenigen, der nicht mehr zu wissen glaube, als er sich klar und evident zu machen wisse; „und das ist“, fügt er hinzu, „leider bitter wenig“. Er ließ darum nicht ab, ihre Systeme zu studieren: erst in Berlin wandte er sich recht den Schriften Hegels zu, schon deshalb, um den Wissenden auf ihrem eigenen Felde begegnen und auch im Kolleg seinen Gegensatz begründen zu können. Aber das Ergebnis war immer aufs neue die Absage an die Philosophie. Hätte er nur seine Anstrengungen darauf gerichtet, die Aufgabe, der er an der Universität diente, auch über die Grenzen seines Auditoriums hinaus und vor einem größeren Publikum zu vertreten. Aber diese Hauptaufgabe, er selbst bezeichnet sie so, geriet ins Stocken. Zwanzigmal hat er bei uns Dogmatik gelesen und immer wieder den Stoff umgearbeitet; aber seit 1840, wo

1) 28. September 1835; Heinrici, S. 445.

er noch einmal einen Band seines Werkes, die erste Hälfte des zweiten Teiles, in einer starken, bald vergriffenen Auflage ausgehen ließ, schritt er darin nicht weiter vor, so sehr er für sich bemüht war, das Wesentliche und das Zweifelhafte in den Quellen voneinander zu scheiden. Seine schriftstellerische Arbeit galt in diesen Jahren mehr den Werken seiner Freunde als eigener Produktion: der Hülfe, die er Dore Hensler in der Zusammenstellung der Lebensnachrichten Niebuhrs leistete, und der Ausgabe der Schleiermacherschen Ethik, die er mit einer liebevoll ausgeführten Einleitung versah. Den entscheidenden Grund für die Resignation, die er von der Philosophie nun auch auf die Dogmatik ausdehnte, finden wir in einem Brief an seinen ältesten Freund, Friedrich Perthes, vom 15. Mai 1843, worin er die allgemeine Abwandlung der religiösen Stimmung von den Zeiten des Rationalismus her über die Hegelsche Epoche hinweg bis zu der Erneuerung des alten Rationalismus, dem sich das Publikum aus Furcht vor dem Pietismus in die Arme werfe, an sich vorüberziehen läßt. In einem Worte Vinets scheint ihm der Schlüssel zu liegen für das, was uns fehle. „Es ist“, schreibt er, „Mangel an fester Überzeugung. An diesem leiden wir mehr oder weniger alle; die Gläubigen unter uns haben doch mehr Sehnsucht nach Glauben als den Glauben selbst und müssen mit dem Mann im Evangelium beten: Herr, hilf meinem Unglauben“.

Twesten dachte zu nüchtern, um sich der über die dogmatischen Begriffe hinwegfliegenden Anschauung der göttlichen Geheimnisse nach Art Neanders anzuschmiegen, und zu ehrlich, um sich mit Hengstenberg auf Tod und Leben in der Burg der starren Orthodoxie einzuschließen. Er glaubte wohl, Hengstenbergs Christologie, seit er sie gelesen, zustimmen zu können; aber aus Unterredungen mit ihm entnahm er dann doch wieder, daß die unfehlbare Interpretation, welche der Kollege den Aposteln für einzelne Beweisstellen des Alten Testamentes zuschrieb, nicht recht begründet sei, und fand es sehr betrüblich, die immer mehr sich ausbildenden Gegensätze eines schroffen, beschränkten Dogmatismus und eines alles verflüchtigenden, seiner Kühnheit sich rühmenden Idealismus wahrzunehmen. „Gott gebe uns“, setzt er hinzu, „Kraft und Liebe, zwischen diesen Gegensätzen auf der rechten Bahn des einfachen, lebendigen und freimachenden, die Wissenschaft heiligenden und verklärenden Evangeliums uns zu halten“.[1] Er stand in der Mitte (wie das Zünglein der Wage, sagte ein langjähriger Mitarbeiter): aber ein Vermittler war er eigentlich nicht. Oder seine Vermittlung bestand mehr im Ausweichen als im Ausgleichen. Das war die Stellung, die er auf der Generalsynode 1846 einnahm, als Karl Immanuel Nitzsch aus den alten Bekenntnissen ein neues gemacht hatte und die Majorität der geistlichen Versammlung dafür gewann. Twesten trat mit vollem Nachdruck für die „alten, herrlichen Bekenntnisse“ ein, die Augustana, die Schmalkaldischen Artikel, den großen Katechismus Luthers,

1) Heinrici, S. 438.

in denen die evangelische Kirche ihren Reichtum besitze, eine Quelle beständiger Kraft und Tüchtigkeit, daran das Herz warm werde, dafür man leben und sterben könne; er prophezeite, daß ein neues Bekenntnis ein Herd der Zwietracht werden könne; leicht sei es, ein altes Bauwerk abzureißen, aber schwer, ein neues aufzurichten. Er riet vielmehr, es umgekehrt zu machen, erst die Verfassung zu vereinbaren und dann an der Einigung über die Lehre zu arbeiten. So aber hatten die Reformatoren der Kirche nicht gerechnet; keinen Moment hatten sie gezögert, das niederzureißen, was ihrem Bekenntnis entgegenstand, und mochten Jahrhunderte daran gebaut haben, Anarchie und Revolution die unvermeidliche Folge sein. Aus der Idee heraus hatten sie ihre Verfassungen geschaffen, jedes Tüttelchen daran war ihnen wertvoll gewesen, und gerade von den kleinsten Abweichungen kamen die größten Konflikte und die Ausbildung der stärksten Gegensätze ihrer Epoche her. Twesten jedoch wollte das Alte beibehalten, weil er sich vor dem Neuen fürchtete. Seine Liebe zu den alten Bekenntnissen selbst entsprang dem Zweifel. Er wollte sie unangerührt lassen, weil er besorgte, daß jeder Versuch, daran zu flicken und zu bessern, das Ganze in Gefahr bringen würde.

So nahm Twesten an unserer Universität in der Theologie eine Stellung ein ähnlich derjenigen, welche sein Freund und Landsmann Trendelenburg zur Philosophie hatte. Beide waren klare norddeutsche Naturen, verständig und maßvoll, zu skeptisch, um sich der Wucht, mit der die empirische Forschung in die Welt der Natur und der Geschichte eindrang, zu entziehen, und zu ehrlich, um mit der Zuversicht der Alten ein Gott und Welt umspannendes Denk- und Glaubenssystem aufzubauen; und dennoch beide erfüllt von dem Glauben an Ewigkeitswerte, welche dem Hoffenden und Strebenden, dem unermüdlich Schaffenden sich entfalten müssen, mögen sie sich auch noch hinter den Nebeln des Zweifels bergen, die jede echte Forschung zugleich sammeln und zerstreuen wird. Hand in Hand damit ging bei ihnen eine wachsende Neigung zu historischen Forschungen. Auch Trendelenburg pflegte für seine akademischen Reden mit Vorliebe geschichtliche Probleme zu wählen. Und das letzte Buch, welches Twesten, schon im Jahre 1844, veröffentlichte, war die vortreffliche Monographie über Flacius Illyricus; es ist bezeichnend, daß es gerade der Heißsporn der altlutherischen Othodoxie war, den er aus seinen historischen Voraussetzungen zu begreifen suchte. An der Universität gehörten beide dem Kreise an, der sich einst um Schleiermacher und Niebuhr gebildet hatte, und in den Twesten schon als Student fast wie ein Ebenbürtiger aufgenommen war. Manche daraus fand er bereits nicht mehr vor, als er nach Berlin kam; alle hat er überlebt, auch viele von denen, die nach ihm hinzugetreten waren, wie Lachmann, und wiederum dessen Nachfolger, Moritz Haupt. Es waren die Männer, welche die Führung an der Universität hatten und auch mit der Regierung im ganzen freundlich standen: lauter selbständige Naturen und nicht ohne Selbstbewußtsein, meist reiferen Alters. An Differenzen und

Nuancen fehlte es unter ihnen nicht, von Savigny ab, der aber bald aus dem Kreise weg zu der Höhe des Ministeriums emporstieg, bis zu Böckh hin, mit dem schon der Übergang in die andere, liberalere Gruppe, die um Dove, Magnus und Dirichlet, sich vollzog. Auch Böckh hielt mit Twesten gute Freundschaft, wenn ihm auch seine Theologie nicht behagte. Das Ansehen, welches Twesten genoß, zeigte sich, wie bei Trendelenburg, in den akademischen Ehrenstellungen, die ihm die Kollegen zuwandten: er ist achtmal Dekan und dreimal Rektor gewesen. Zur Zeit der neuen Ära, als Justus Olshausen die Universitäten regierte und die Nordalbinger bei uns den Ton angaben, stand er auf der Höhe seines Ansehens, das ihm bis an sein spätes Ende bewahrt blieb. Wie Lachmann, war er Mitglied der verschiedenen Klubs und Kränzchen, welche seine Freunde zu gelehrten und geselligen Zwecken vereinigten, der Gesetzlosen Gesellschaft, der Graeca, des Montagsklubs und in seinen späteren Jahren auch der Mittwochsgesellschaft, welche er mit Dorner und Bethmann-Hollweg nach dessen Abgang vom Ministerium gründete. So ist sein Name mit der Geschichte unserer Universität wie wenig andere verknüpft und wird so unvergessen bleiben, wie der seiner Freunde.

Ausscheiden der Fakultät aus dem wissenschaftlichen Gesamtleben der Universität.

Eine Schule, wie sie in Tübingen um Baur herum sich bildete, hat auch Twesten nicht gehabt, wie anziehend sein Vortrag gewesen sein und wie anregend er auf einzelne gewirkt haben mag. Das galt für ihn so wenig wie für seine Fakultätskollegen, wenigstens in dem Sinne der Fortführung ihrer Lehre und ihrer Forschung. Sie waren alle mehr oder minder Praktiker; die Erhaltung der Kirchenlehre und der Aufbau ihrer Verfassung standen ihnen höher als die Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis. Ihr Ziel war die Festigung ihrer Schüler in den alten Überzeugungen und die Erbauung der Gemeinden, denen sie einst dienen sollten; zu Hirten der Kirche wollten sie dieselben erziehen. Dies Ziel behielten sie im Auge, ob sie Exegese trieben oder Kirchengeschichte, Archäologie oder Systematik. So schied die Berliner Theologie aus dem wissenschaftlichen Gesamtleben der Universität, in das Schleiermacher und De Wette sie eingeführt hatten, mehr und mehr aus. Selbst ein Vatke wagte sich nicht mehr auf das Feld zurück, auf dem er den Pflug so tief geführt hatte, und widmete sich ganz der religionsphilosophischen Richtung seiner Studien.

Wenn es ein Gebiet gab, das von den Interessen und den Kämpfen des Tages entfernt lag, und das andererseits sich gerade in dieser Epoche beleben mußte, wo sich der Historie aus dem Leben der Gegenwart und dem Fortgang der allgemeinen Studien ungeahnte Perspektiven eröffneten, so war es das der Kirchengeschichte. In Tübingen ergriff man diese Gelegenheit; unter dem Anhauch des Hegelschen Geistes, der einst auch Vatke in seinen Forschungen über das Alte Testament so unbefangen und sicher gemacht hatte, zog Baur die Linien in der Geschichte des Christentums, welche bis heute noch erkennbar geblieben sind.

Neander aber kam über die in seiner Jugend gewonnenen Grundbegriffe historischer Anschauung nicht heraus. Durch den Dualismus zwischen der übernatürlichen und der natürlichen Welt, unter dem er den Werdegang der Menschheit begriff, verbaute er sich die Erkenntnis der Geschichte als eines von innen her sich entwickelnden, einheitlich geordneten Prozesses, zerstörte er den Zusammenhang zwischen Idee und Erscheinung, auf den die Empirie ebenso wie die Spekulation der Epoche hindrängte. Seine Auffassung war nur zu erklären aus seiner eigenen Individualität und der Zeit, in die seine Jugend fiel. Es war Romantik, die vor den sich häufenden Realitäten im Leben und Wissen der Gegenwart verging und verblaßte. Unter den Hunderten von Zuhörern, die ihn Jahr um Jahr umdrängten, waren es doch nur ganz wenige, die sein Werk in seinem Sinne fortzusetzen versuchten, und diese sammelten sich um ihn fast alle im letzten Jahrzehnt seines Lebens. Es waren nächst Piper, der aber schon einer älteren Generation angehörte, Jacobi, Philipp Schaff, Chlebus, Schlottmann, diese alle eine Zeit lang und Piper für immer Lehrer an unserer Hochschule. Ferner Hermann Rossel, der einzige, der vielleicht ein Ebenbürtiger geworden wäre, Willibald Beyschlag und sein früh verstorbener Bruder, und David Erdmann, der später Jacobis Nachfolger in Königsberg geworden ist und danach als schlesischer Generalsuperintendent in Breslau Schlesiens evangelische Kirche lange Jahre regiert hat.[1] Alles ernst strebende junge Leute von warmem Empfinden und

Neanders Schüler.

1) Vgl. Schneider, Neander, und J. Jacobi, D. Justus Ludwig Jacobi und die Vermittlungstheologie seiner Zeit.

J. L. Jacobi.

Jacobi, geboren am 12. August 1815 zu Burg, vorgebildet auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, studierte 1834 in Halle, seit 1835 in Berlin. 1841 Lizentiat geworden, habilitierte er sich noch im Oktober, ward 1847 Extraordinarius und kam 1851 nach Königsberg. Von 1855 bis an seinen Tod in Halle. Gestorben am 31. Mai 1888. Ehrendoktor von Berlin August 1851. Seine Habilitationsschrift, 1842, galt der Lehre des Pelagius. Die Tendenz des Buches zeigt der Schlußsatz: „Pelagius hatte eine Waffe in die Hand genommen, deren zerstörende Gewalt er nicht ahnte; wir haben es gesehen, wie sie am Umsturz alles Positiven im Christentum ihre Macht erprobte, und wer möchte behaupten, daß bereits alle Wirkungen derselben erschöpft seien?" Der Berliner Zeit gehört auch noch sein „Lehrbuch der Kirchengeschichte", Teil I (mehr nicht erschienen) an.

Chlebus.

Johannes Wilhelm Rudolf Chlebus, geboren am 15. Januar 1817 zu Silberberg in Schlesien, Sohn eines Pfarrers, vorgebildet auf dem Gymnasium zu Ruppin, studierte von 1833 bis 1836 Theologie in Berlin, vornehmlich bei Neander und Twesten, trieb daneben aber auch philologische Studien bei Böckh und Lachmann, woraus seine philosophische Doktordissertation „De Luciano philosopho" erwuchs. 1842 zum Lizentiaten promoviert, habilitierte er sich im Juni 1844 für Kirchengeschichte. Gestorben am 21. August 1849. Seine Habilitationsschrift „Über das Verhältnis der bischöflichen Kirche Englands zur ursprünglichen apostolischen" (1842) entsprach den gleichzeitigen Bestrebungen Friedrich Wilhelms IV. und der Regierung auf eine Neubelebung der bischöflichen Verfassung in der protestantischen Kirche. Aus demselben Jahr seine Gedichte. Ferner noch eine Schrift „Judentum und Heidentum". Sonst nur noch einige Abhandlungen in der Zeitschrift für historische Theologie.

Schaff.

Philipp Schaff, ein Schweizer, geboren am 1. Januar 1819 zu Chur, auf württembergischen Gymnasien vorgebildet, Student in Tübingen, Halle und Berlin seit 1837, nimmt den andern gegen-

idealer Gesinnung, treu an dem Lehrer hängend und eifrig in der Verteidigung ihrer Kirche, ohne sich doch an die Bollwerke des Dogmas so eng anzuschließen, wie Hengstenberg und die Seinen es forderten. Sie waren von der neuen Welle pietistischer Religiosität, die im Rückschlag gegen die Hegelschen Ideen und parallel mit der jungdeutschen Strömung sich erhob, berührt, und so hatten sie sich den beiden Patriarchen des romantischen Kirchentums, Neander und dem Baron von Kottwitz, in die Arme geworfen. Ihr Kreis erinnert uns einigermaßen an Lücke und seine Freunde in Göttingen, mit denen sie auch die poetischen Neigungen teilten. Von Rossel kam eine Sammlung seiner Gedichte nach dem Tode heraus, Chlebus hat noch selbst eine Gedichtsammlung veröffentlicht, und der sprachgewandte Westfale Constantin Schlottmann reichte sogar als Lizentiatenarbeit Gesänge ein, diese freilich weniger Produkte der Poesie als eines ungewöhnlichen Sprachtalentes, denn es waren in hebräischer Sprache gedichtete „Lieder der Morgenröte von einem deutschen Mann, welche er sang den Söhnen Israels".[1] Wissenschaftlich der produktivste Kopf unter ihnen war Jacobi, der nach Rossels Tode Neander am nächsten stand und sich wohl Hoffnung machen durfte, zu seinem Nachfolger berufen zu werden. Ministerium und Fakultät aber wählten statt seiner Lehnerdt aus Königsberg, dessen Stelle an der Albertina ihm dann übertragen wurde. Übrigens wünschte die Regierung gar nicht einmal so sehr, daß die Privatdozenten mit den Ordinarien in Schriften und auf dem Katheder wetteiferten, sondern sah es lieber, daß sie im Sinne ihres Ediktes vom April 1844

über, die alle Norddeutsche waren, nach Herkunft und Entwicklung eine besondere Stelle ein. In Tübingen ein Zuhörer Baurs, wurde er in Halle durch Tholuck, dessen Hausgenosse er war, und Julius Müller stark beeinflußt; in Berlin schloß er sich besonders an Neander und Strauß an. 1841 zum Lizentiaten promoviert, habilitierte er sich im Dezember 1842, um bereits Ostern 1844 als Professor an ein College in Amerika zu gehen, wo er fünf Jahrzehnte lang eine in der deutsch-amerikanischen Kirche hochgeachtete Stellung eingenommen hat. Er starb als Professor der Kirchengeschichte am Union-Seminary zu New-York am 23. Oktober 1893. Seine zahlreichen Arbeiten, zunächst deutsch, später englisch geschrieben, umfassen exegetische, kirchengeschichtliche, systematische und praktische Fragen. Seiner Berliner Zeit gehören nur zwei kleinere Monographien an, die Promotions- und die Habilitationsschrift („Über die Sünde wider den Heiligen Geist" [1841] und „Das Verhältnis Jakobus', des Bruders des Herrn, zu Jakobus Alphäi"). Vgl. David S. Schaff, Life of Philipp Schaff.

Schlottmann. Constantin Schlottmann, geboren am 7. März 1819 in Minden, auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet, bezog siebzehnjährig die Berliner Universität. Nach Abschluß seiner Studien Zögling des Wittenberger Predigerseminars geworden, kehrte er 1842 nach Berlin zurück und habilitierte sich 1847. Seine spätere Laufbahn führte ihn 1851 als Gesandtschaftsprediger nach Konstantinopel, 1855 als Professor der Theologie zunächst nach Zürich, 1859 nach Bonn, 1866 nach Halle, wo er bis an seinen Tod an Jacobis Seite eine rege Wirksamkeit entfaltet hat. A. D. B. XXXI, S. 561 (Siegfried); Herzogs Realenzyklopädie XVII³, S. 619 (Kühn).

1) „Eine Aufforderung im Stil der alttestamentlichen Propheten, zu Christo zu kommen", Berlin 1847. 1848 folgten „Deutsche Weckstimmen. Von einem Westfalen, Ernst Moritz Arndt gewidmet"; 1854 „Ghaselen vom Bosporus"; diese schrieb Schlottmann in Konstantinopel. Seine einzige wissenschaftliche Leistung in Berlin war ein Kommentar zum Buche Hiob, 1851.

als Pädagogen in konversatorischem Umgang mit den Studenten ihre Kräfte übten;[1] wozu sich besonders Jacobi geschickt zeigte, der dadurch wiederholt das Lob des Ministers erhielt und durch Remunerationen und das Extraordinariat belohnt wurde.

Piper.

Diesen allen, welche nur wenige Jahre bei uns blieben, steht Ferdinand Karl Wilhelm Piper, ein Lehrerssohn aus Stralsund, geboren am 7. Mai 1811, als der Einzige, der bei uns geblieben ist, gegenüber; von seiner Immatrikulation im Jahre 1829 ab hat er mit Ausnahme von sieben Jahren, die er in Göttingen zugebracht hat, sechzig volle Jahre unserer Universität angehört. Niemand hat sich enger an Neander angeschlossen als er, der schon in seiner Studienzeit als Famulus sein Hausgenosse und Reisebegleiter war und, was er schrieb und forschte, nur als Ergänzung und Kommentar zu den Werken des geliebten Lehrers betrachtete. Er ist, darf man sagen, aus der Stellung eines Famulus Neanders niemals herausgetreten, obwohl der Kreis seiner Studien an sich das Gebiet seines Lehrers erweiterte und ihm sogar eine besondere Stellung unter seinen Fachgenossen verschaffte. Sie galten zunächst der Chronologie, speziell dem christlichen Kalenderwesen, wozu ihn seine mathematische Begabung führte, die ihn in Göttingen sogar zum Schüler von Gauß gemacht hatte. Sein Gedanke war, für die evangelische Kirche einen neuen Kalender zu schaffen, als Gedenkbuch für die Gemeinde, in das er nach den Geburtstagen eine Reihe von Biographien „christlicher Lebens- und Wahrheitszeugen" aufnahm: Arbeiten, welche in der Tat auf die Ausgestaltung weitverbreiteter evangelischer Volkskalender eingewirkt haben. Erst von hier aus gelangte Piper auf ein völliges Neuland, das der christlichen Archäologie. Auch da aber verfolgte er die gleiche praktische Tendenz wie in seinen Werken über das Kalenderwesen. Schon in dem Titel, den er seinen Studien gab, „monumentale Theologie", der wohl Gerhards „monumentaler Philologie", wie dieser die Archäologie definierte, nachgebildet war, zeigte sich dieselbe; Piper zerlegte ihn sogar noch in die entsprechenden Unterabteilungen: monumentale Exegese, monumentale Geschichte des Reiches Gottes, monumentale Dogmatik und monumentale Moral. Weder ästhetisches noch eigentlich historisches Interesse führten ihm die Feder. Form und Stil kamen für ihn kaum in Betracht. Für ihn handelte es sich immer nur um den Inhalt in seiner Beziehung zur christlichen Erkenntnis, deren Schätze, wie er sie in den Symbolen der christlichen Kunst ausgeprägt fand, er erläutern wollte. Nur als Quellen für die Kirchengeschichte, die er im Geiste seines Meisters als den Weg Gottes in dem Leidens- und Segensgange seiner Kirche, als eine Kette wunderbarer Fügungen zum Siege des Evangeliums hin nachzuweisen suchte. Erbauung war mit einem Worte auch seines Forschens Endziel. Auch äußerlich glich sein Leben dem seines Lehrers. Gleich Neander blieb er Junggeselle; auch ihm führte eine Schwester den Haus-

1) Nach einer Bemerkung von Eilers in den Akten.

halt; auch er war der treueste Freund seiner Schüler und kannte kein höheres Vergnügen, als sie abends am Teetisch bei sich zu haben. Nur das Glück, das Neander schon als 23jährigem das Ordinariat brachte, ist seinem Famulus nicht zuteil geworden. Von seinem Extraordinariat, das er, nachdem er sich 1840 für Kirchengeschichte habilitiert, schon nach knapp zwei Jahren erhielt, ist Piper niemals erlöst worden: 47 Jahre ist er in dieser Stellung geblieben. Vergebens versuchte er bei den Vakanzen, die in seinem Fach eintraten, Berücksichtigung zu finden. Weder die Fakultät noch das Ministerium wollten ihn erhören, und seine Lehrgabe war in der Tat nicht dazu angetan, ihn auf den Stuhl eines Neander zu bringen. Schließlich resignierte er, und die Lebensaufgabe, die er sich in der monumentalen Theologie — um noch einmal seinen Terminus zu gebrauchen — gesetzt hatte, besaß nun doch, wie einseitig er sie auffassen mochte, so viele Eigenkraft, daß sie ihm das beste Glück des Gelehrten, die mit den Jahren steigende Anerkennung der Fachgenossen, erwarb. In seinem „Christlichen Museum", das ihm die Munifizenz seines Königs, dessen eigene Neigungen damit so ganz übereinstimmten, verschaffte, begründete er die auf lange Zeit einzige Sammlung für christliche Archäologie und Inschriften; an den Übungen, die er inmitten seiner Schätze abhielt, nahmen neben seinen Schülern Gelehrte und Geistliche aller Richtungen, selbst Katholiken, teil, und sie wurden besser besucht als seine Kollegia über Kirchengeschichte, deren Zuhörerlisten selten bis in die zweistelligen Zahlen hinaufreichten. Er war wider Willen der Pfadfinder geworden auf einem Wege, der aus dem ihm heiligen Bezirk in die profane Welt hinausführte und den von ihm nicht geahnten Zusammenhang zwischen der Kultur des Christentums und der heidnischen Antike enthüllte.

Reuter. Hier aber müssen wir noch eines anderen Mannes gedenken, der diesen Zusammenhang des Lebens der Kirche und ihrer Lehre mit den allgemeinen geistigen Strömungen und dem politischen System der europäischen Nationen für die Epoche des Mittelalters ungemein geklärt und damit einen mächtigen Schritt über die in Subjektivismus befangene Auffassung Neanders hinaus getan hat — Hermann Reuters, der ebenfalls länger als ein Jahrzehnt der Unsrige gewesen ist. Es ist charakteristisch, daß er, der unbestritten in der Epoche nach Neander als der erste deutsche Kirchenhistoriker Jahrzehnte hindurch gelten durfte, nicht eigentlich durch Neander sein Gepräge erhalten hat, mag er diesen auch wohl pietätvoll als seinen Lehrer genannt und verehrt haben. Geboren zu Hildesheim, eines Gastwirts Sohn, hatte Reuter in Göttingen seine Studien begonnen, diese aber bereits vom zweiten Semester ab in Berlin fortgesetzt und beendigt. Von vornherein war sein Ziel die Theologie. Sein Lehrer in Berlin aber ward vor andern sein Landsmann Marheineke. Tiefer freilich hat auch Marheinekes Einfluß auf ihn nicht gewirkt. Reuter war eine Persönlichkeit für sich, abseits von dem Getriebe des Tages, ein geborener Gelehrter, ganz auf die Forschung

gerichtet. Schon in Göttingen und ebenso in Berlin hörte er neben den theologischen historische, philologische und philosophische Vorlesungen, und die Doppelrichtung seiner Studien blieb ebenso seiner Tätigkeit als Lehrer wie als Schriftsteller zeit seines Lebens aufgeprägt. Sie trat bereits zutage in seiner ersten Schrift, einer Berliner Preisaufgabe, worin er die mittelalterliche Entwicklung der Lehre vom Abendmahl darlegte, und die dann seine Lizentiatenarbeit wurde. Seit Februar 1843 habilitiert, las er außer über kirchenhistorische Stoffe über Dogmengeschichte, Geschichte der neueren Theologie und Symbolik. In seiner Habilitationsschrift über Johann von Salisbury, die ihm den Weg in das zwölfte Jahrhundert, das dann seine besondere Domäne wurde, bahnte, verfolgte er die philosophischen und theologischen Tendenzen des Mannes, der in der politischen Geschichte seines Landes eine so bedeutsame Stellung einnahm. Diese selbst ist darin nur angedeutet, aber bereits 1845 brachte Reuter den genialen ersten Entwurf des Werkes über Alexander III. heraus, das später in der dreibändigen Bearbeitung bis auf Hauck das Standard Work der Kirchengeschichte des Mittelalters geblieben ist, und von dem Ranke geurteilt hat, man merke gar nicht, daß ein Kirchenhistoriker das Werk geschrieben habe. Auch in seinen späteren Forschungen ward die Systematik ebenso gepflegt wie die Geschichte; seine „Geschichte der Aufklärung im Mittelalter" und die epochemachenden Studien über Augustin wurden neue Beweise für das Ineinandergreifen seiner philosophisch-dogmatischen und historischen Forschungen. In dem damaligen Berlin aber war für einen Mann, der die Brücke von der Theologie zu der Unabhängigkeit reiner Wissenschaft schlug, kein Platz. Man ließ Reuter das kummervolle Brot des Privatdozenten essen, bis sich 1852 ein Extraordinariat in Breslau für ihn auftat; nicht von der Berliner, sondern von der Kieler Fakultät erhielt er das theologische Diplom; und noch nach Niedners Tode zog man ihm einen Semisch vor, obgleich damals bereits zwei Bände seines „Alexander III." vorlagen.

Kahnis.

Daß Hengstenberg seiner ganzen Persönlichkeit und Stellung nach nicht dazu geeignet war, eine theologische Schule zu begründen (wie viele Gefolgsleute er haben mochte), braucht nicht gesagt zu werden. Dennoch hat Karl Friedrich August Kahnis eine Zeitlang als Schüler Hengstenbergs gelten können, und in Adolf Wilhelm Neumann hat er sogar einen Fortsetzer seiner alttestamentlichen Exegese gefunden, bei dem ihm allerdings in stillen Stunden selbst der Gedanke gekommen sein mag, daß Gott ihn vor seinen Freunden schützen möge.[1] Kahnis

A. W. Neumann.

1) Neumann, geboren am 26. Januar 1822 in Küstrin, vorgebildet auf dem Gymnasium in Frankfurt a. O., studierte seit 1841 Theologie und Philologie in Halle, dann in Erlangen, zuletzt in Berlin. 1847 zum Doktor der Philosophie promoviert, ward er im August 1848 Lizentiat und im April 1849 Privatdozent. Im Juni 1852 zum Extraordinarius in Breslau befördert, schied er im Januar 1856 aus, um nach Lausanne als Lehrer an einem Mädchenpensionat zu gehen, dessen Inhaberin er heiratete. Gestorben am 2. Dezember 1884. Seine Schriften sind alle der alttestament-

war bereits bekehrt, als er in die Berliner Luft kam. Von Haus aus viel temperamentvoller als Hengstenberg, war er, wie Tholuck, mit dem er auch die Herkunft aus den Kreisen des Handwerks teilte (er war der Sohn eines Schneiders), aus dem Unglauben zum Glauben, aus philologischen und philosophischen Studien zur Theologie gekommen. Es war in Halle gewesen; Tholuck selbst hatte im Verein mit Heinrich Leo Kahnis, der schon im dritten Jahre seiner Studien stand, von dem Unwert der Philosophie überzeugt, die, wie er später selbst geäußert hat, mit ihrem Versuch, den großen Weltzwiespalt zwischen Sein und Wissen zu lösen, ihm die klare Einsicht in das Verhältnis des unmittelbaren Lebens, der Persönlichkeit, der geschichtlichen Mächte, des christlichen Glaubens verkümmert habe. Der Heißblütige betätigte seine neue Überzeugung sogleich in einer Streitschrift gegen Ruge. In Berlin, wohin er 1840 ging, schloß sich der junge Gottesstreiter besonders an Hengstenberg an, wenn er auch bei andern Theologen, sowie bei Steffens glaubensgerechte Philosophie hörte. Seine Habilitationsarbeit „Über die Entwicklung der griechischen Philosophie in ihrem Verhältnis zum Christentum“ und die in demselben Jahre veröffentlichte Schrift „Die moderne Wissenschaft des Dr. Strauß und der Glaube unserer Kirche“ wiederholten unter allgemeinen Gesichtspunkten, was für ihn persönliche Erfahrung gewesen war. Der Lohn blieb nicht aus: schon 1844 ward Kahnis ausersehen, als Extraordinarius in Breslau die Reste des Rationalismus in der dortigen Theologie auszutilgen. Seine Entwicklung war damit aber noch nicht abgeschlossen und verlief weiter in Bahnen, welche weder der Regierung noch Hengstenberg willkommen sein konnten. Seine starke Individualität, welche die Einheit der Kirche mehr im Bekenntnis als in der Verfassung suchte, brachte ihn 1848 zum Übertritt zu den Altlutheranern, welche noch immer in Breslau ihren Hauptsitz hatten. Er hat den Kampf zunächst gegen die Wortführer der Union, vor allem gegen Nitzsch geführt, dann aber auch gegen Hengstenberg, dem er fast als Abtrünniger erschien, nachdem er 1861 in seiner Dogmatik dem historischen Element stärkeren Einfluß auf die Herausbildung des Dogmas zugestanden hatte, als Hengstenbergs Glaubensstärke zugeben konnte. So verband sich in den späteren Jahren dieses geistvollen und bedeutenden Mannes das spekulative Element, dem er als Philosoph wie als Theolog zu allen Zeiten Raum gegeben, mehr und mehr mit historischen Neigungen und zahlte auch er seinen Tribut an die immer tiefer wirkende Kraft der historischen Aufklärung. Für Preußen ging auch er verloren. Von 1850 ab hat er vierzig Jahre lang der Leipziger Theologie zusammen mit Luthard das Gepräge gegeben.

lichen Exegese gewidmet. Zu ihrer Charakteristik genüge das Urteil, welches Ewald über seinen „Jeremias von Anathoth“ äußerte: „Das heißt nicht die Tiefe des göttlichen Wortes erschöpfen: es ist soviel, als auf rabbinische Weise den eigenen Unsinn in es hineingießen und den herrlichsten Sinn der Propheten tausendmal verdunkeln und verderben“. A. D. B. XXIII, S. 537 (Siegfried).

Marheineke stirbt.

Wenn Marheineke auf Reuter, wie früher auf Vatke, eingewirkt hat, so kann doch auch er nicht eigentlich als Förderer ihrer historischen Studien und Sinnesrichtung gelten. Oder er war es höchstens insofern, als die Hegelsche Geschichtsauffassung ihren Bekennern jene Sicherheit und Unabhängigkeit des reflektierenden Geistes gab, ohne welche die historische Betrachtung allezeit voll Nebel und Phantastik sein wird. Er selbst war ganz auf den Tag und seine Kämpfe gerichtet. Wir sahen, wie er gerade seit dem Wechsel der Regierung auf der Schanze stand und ebenso viele Pfeile auf die Gegner seines Meisters aussandte, als er von ihnen empfing. Es war die Stellung, die er gewonnen, seitdem er sich dem Einfluß des großen Philosophen unterworfen hatte. Einst sein Gefolgsmann, war er jetzt der Führer in der sich immer mehr lichtenden Schar seiner Schüler geworden. Er legte die Waffen nicht eher aus den Händen, bevor Siechtum und Tod sie ihm entrissen. Im Sommer 1844 begann er zu kränkeln. Mühsam hielt er sich noch eine Weile aufrecht. Aber schon im Sommer 1845 untersagten ihm die Ärzte Vorlesung und Predigt, und schon im Jahre darauf folgte er als der Letzte der Fakultät aus dem Jahre ihrer Gründung dem Amtsbruder an Universität und Kirche, mit dem er einst so heiße Kämpfe ausgefochten hatte; an derselben Stätte, wie Schleiermacher, auf dem Gottesacker an der Bergmannstraße fand er seine Ruhe.

K. I. Nitzsch.

Ihm den Nachfolger zu geben, war eine der wichtigsten Aufgaben, vor welche Eichhorn sich gestellt sah. Es war der Sommer, als in der Hauptstadt die Generalsynode tagte, welche das kirchliche Werk, an dem König und Minister seit Jahren schufen, krönen und die Verfassung bringen sollte, in der alle positiven Elemente der preußischen Landeskirche zum Ausbau des göttlichen Reiches vereinigt wirken könnten. Niemand war auf diesem evangelischen Konzil, das vom Juni bis zum August in der königlichen Schloßkapelle tagte, im Sinne des Ministers tätiger gewesen als der Delegierte der Bonner theologischen Fakultät, Karl Immanuel Nitzsch. Von ihm stammte das Ordinationsformular, welches den gemeinsamen Kern aus den Konfessionen herausschälen wollte, und für das er die Majorität der Versammlung gewann. Auch bei dem Versuch, die Konsistorialverfassung mit presbyterianischen Ordnungen zu unterbauen, hatten er und seine Freunde das Beste getan. Freilich fehlte noch viel, um die Wege, welche der König und sein Minister die Kirche führen wollten, zu sichern. Zunächst waren die Gegensätze, wie überall, durch die Neuerung nicht aufgehoben, sondern nur vertieft worden. Die Spaltung hatte die Positiven selbst ergriffen. Die Majorität, welche sich auf das neue Symbol vereinigte (das „Nitzscheanum“, wie die Gegner spotteten), war doch nur durch den Zutritt der Schleiermacherschen Linken und der Lichtfreunde zustande gekommen; und auf der Seite der Gegner standen auch die Berliner, Twesten und Strauß neben Stahl. Dem König war weder das eine noch das andere nach dem Herzen: die Idealkirche, die seiner Phantasie vor-

schwebte, schien ihm weder durch die Verfassung noch durch das neue Bekenntnis gewährleistet zu sein. Und so kam er zu einem Entschluß, der alles ins Ungewisse stellte: er vertagte die Versammlung. Auch Eichhorn sah die neue Formel nicht ohne Bedenken an. Er aber war entschlossen, auf dem Wege, den Nitzsch und seine Partei gewiesen hatten, vorwärts zu gehen. Da mochte es ihm denn wie eine Fügung von oben erscheinen, als der Tod Marheinekes ihm die Möglichkeit bot, den Bonner Theologen in die Berliner Fakultät einzuschieben. Diese selbst machte keine Schwierigkeiten, jedoch half sie auch nicht dem Minister; sie machte nur von ihrem Recht, Vorschläge für die erledigte Nominalprofessur einzureichen, keinen Gebrauch, so daß schließlich, als die großen Ferien bereits vorüber waren, der Senat von sich aus, unter Hinweis auf den großen Rückgang der Theologie-Studierenden, die Neubesetzung bei dem Minister anregen mußte; Neander, der ihm als Dekan angehörte, hatte, jedoch nicht im Auftrage seiner Fakultät, darauf hingewiesen. Hierauf erst ging Eichhorn vor. Sein Antrag an den König war so gehalten, als spräche er im Namen der theologischen Fakultät. Ganz ordnungsgemäß stellte er drei Kandidaten auf, die er der Reihe nach charakterisierte: es waren Nitzsch, Julius Müller und Dorner; jedoch ließ der Minister den Monarchen nicht im Zweifel, daß der Erstgenannte der Mann seiner Wahl sei. Am Ziel war er damit noch nicht; der König schien zu fürchten, daß er damit auf Wege gedrängt werde, die er durch die Vertagung der Synode gerade hatte vermeiden wollen. Eichhorn mußte sich erst von Nitzsch ein Bekenntnis zu dem kirchlichen Programm des Königs verschaffen, bevor Friedrich Wilhelm die Ernennung vollzog.[1] Nitzsch kam gern und gleich; schon im Sommer trat er ins Amt. Er war bereits sechzig Jahre alt. Seine Wurzeln reichten noch in die Epoche der deutschen Aufklärung hinein: Kants Philosophie und die klassische Bildung waren die Nahrung seiner Jugend gewesen; der Boden, auf dem sein Vater, der Professor der Theologie an der Universität Wittenberg, gestanden hatte. Er selbst hatte seine Stellung zu Kirche und Bekenntnis am Rhein gefunden, an der Seite Bethmann-Hollwegs, mit dem er eng verbunden war. Dort hatte er sein bedeutendstes, mehrfach aufgelegtes Werk, das „System der christlichen Lehre", geschrieben. In der Fakultät setzte er sich

1) Schon im Frühling vor der Generalsynode hatte er durch Vermittelung des jüngeren Snethlage, der, seit 1842 Vortragender Rat im Ministerium, ihm in den kirchlichen Fragen vielfach zur Hand ging, Nitzsch ein Promemoria des Königs vorgelegt. Snethlage machte auch jetzt wieder den Vermittler. Ihm sandte Nitzsch unter dem 29. Januar 1847 den erforderten Bericht, in dem er zunächst seine Stellung in der Bekenntnisfrage erörterte, sodann seine Ansicht über des Königs Verfassungsideen äußerte, die sich im allgemeinen damit deckte. Er schwärme, so schrieb er, keineswegs ausschließlich für die Presbyterialverfassung, freilich auch nicht für die Konsistorialverfassung. „Die individuelle Amtswirksamkeit muß in jedem lebendigen Gemeinwesen ebenso vorhanden sein wie die kollegialische Amtstätigkeit. Das Erfordernis der ersten muß aber durch die Umstände gesteigert werden. Daher haben Melanchthon, Bucer usw. das Verlangen nach evangelisch-bischöflicher Verfassung ausgedrückt". K.-M. IV. 28.

der Orthodoxie Hengstenbergs entgegen und verstärkte Twestens bis dahin sehr unsichere Stellung. Die milde und freie Art seiner Frömmigkeit empfand Vatke den Verfolgungen Hengstenbergs gegenüber sehr wohltuend. Auch in der Berliner Bürgerschaft, der er später als Propst von St. Nikolai besonders nahekam, wirkte Nitzsch durch seine sichere und taktvolle, einfach-gläubige Weise versöhnend. Und das Vertrauen, das er sich in dem weiteren Kreise seiner Kollegen erwarb, bewies die Wahl zum Rektor, die bereits zum Herbst des Sturmjahres 1848 erfolgte. Gaben, die er auch als Mitglied der Ersten Kammer bewährt hat, wo er stets konservativ war, ohne doch reaktionär zu sein.

Universitäts-Gottesdienst.

Ein besonderes Motiv für die Berufung von Nitzsch war für den Minister der Plan gewesen, einen Universitäts-Gottesdienst einzurichten, womit er ja nur die alte Idee seines Freundes Schleiermacher zur Ausführung brachte. Den Anstoß hierzu hatte die Generalsynode gegeben, welche die Einführung von Universitätspredigern mit Seelsorge und Verwaltung der Sakramente für alle die Universitäten des Staates, an denen sie noch fehlten, gefordert hatte. Niemand aber erschien dafür geeigneter als Nitzsch, der dies Amt 25 Jahre lang an der rheinischen Universität verwaltet hatte und bereits durch seine Tätigkeit am Wittenberger Seminar gerade für die Seelsorge vorbereitet war. Eichhorn hatte gemeint, den Gottesdienst so lange, bis eine Kirche gefunden sei, in der Aula halten zu lassen. Ich weiß nicht, ob es dazu gekommen ist. Die feierliche Einführung des neuen Predigers durch den Rektor erfolgte jedenfalls erst zu Ende des Semesters in der Dorotheenstädtischen Kirche, die der Universität zum Mitgebrauch überlassen wurde. Hier hat Nitzsch bis zu seiner Ernennung zum Propst gepredigt.[1]

Repetenteninstitut.

Die Generalsynode hatte auch die Einführung des Repetenteninstitutes bei den theologischen Fakultäten aufs neue angeregt. Eichhorn war hierauf gern eingegangen; nur daß er von einem besonderen Repetentenstand nichts wissen wollte, sondern den Gedanken wieder dahin wandte, die Privatdozenten und Extraordinarien dafür anzustellen; nachdem er die Einwilligung des Königs erhalten hatte, ersuchte er am 8. April 1847 Dorner, Neander, Twesten, Tholuck, Müller und Nitzsch um ihre Gutachten. Von den Berlinern war Neander ganz gegen den Plan; er hatte sogar, schon auf die erste Kunde davon, den Senat dagegen mobil gemacht. Twesten sprach sich unbestimmt aus; während Nitzsch, der sich ähn-

1) Siehe den Bericht Steinmeyers über den Universitätsgottesdienst bei Köpke, S. 291. Nitzschens Nachfolger Lehnerdt war nur mit der allgemeinen Leitung des Gottesdienstes beauftragt und überließ, höherer Anordnung gemäß, den größten Teil der Predigten einigen Privatdozenten der theologischen Fakultät. Nach seiner Berufung als Generalsuperintendent nach Magdeburg wurden die Gottesdienste eingestellt, bis Steinmeyer das Amt übernahm. Dieser wurde im Juli 1870 von der Stellung entbunden. Eine Anfrage, welche das Ministerium im August 1893 an die Fakultät wegen der Wiederherstellung richtete, wurde ablehnend beantwortet. U.-A. Theol. Fak. G. Nr. 5.

licher Einrichtungen an der Wittenberger Universität dankbar erinnerte, nur die Privatdozenten heranziehen wollte, denen er auch Anteil an den Seminarübungen zu verschaffen wünschte. In der Tat ward Jacobi im Sommer 1847 als Repetent bei der Fakultät bestellt, und Nitzsch erhielt den Auftrag, seine Gedanken weiter zu entwickeln. Am 3. Februar 1848 hatte dieser einen Entwurf des Statuts fertiggestellt, den aber die Revolution, wie andere Projekte Eichhorns, mit dessen Ministerium selbst beseitigte.[1]

B. Juristische Fakultät.[2]

Charakter der Fakultät.

Was wir für die theologische Fakultät feststellen konnten, das Vorwalten praktisch-politischer Richtungen, beobachten wir in unserer Epoche auch bei der juristischen, und zwar ebensosehr in der engeren wie in der weiteren Fakultät. Die Ordinarien faßten ihre Aufgabe gleich den Theologen überwiegend in dem Sinne, sich als Wächter der bedrohten Güter und Rechte der öffentlichen Ordnung in Staat und Kirche aufzustellen; während die Extraordinarien und Dozenten die allgemeine Tendenz vorwiegend im Sinne des Liberalismus vertraten. Von jeher war ja die Mehrheit der Ordinarien konservativ gewesen, und mit unter diesem Gesichtspunkt waren in der Regel die Wahlen erfolgt. Indessen dachte Savigny über seinen Beruf zu hoch, um seine Herrschaft nur danach einzurichten; auch war seiner quietistischen Natur jede Einmischung in die Politik der Gegenwart an sich fremd und unsympathisch; und vor allem, seine Abwendung von den Interessen des Tages entsprang ebensosehr seiner wissenschaftlichen Überzeugung als seiner konservativen Gesinnung. Er lenkte den Blick von den Kämpfen in Staat und Kirche geflissentlich ab, um das von der Gegenwart ungeblendete Auge desto besser an das Dämmerlicht der Vergangenheit zu gewöhnen. Sein Wille, so sagt er einmal, sei nie gewesen, dem römischen Recht eine möglichst ausgedehnte, unmittelbare Herrschaft zuzuweisen, sondern nur das echt Römische in unserem Rechtszustande festzustellen, damit wir nicht bewußtlos davon beherrscht würden und das tatsächlich Abgestorbene vernichten könnten. Ähnliches hatte bisher auch für die spekulativ gerichteten Köpfe gegolten, so für Heffter, und in seinen juristischen Schriften sogar für Gans; denn die öffentlichen Vorlesungen, die Essays und Zeitungsartikel, welche diesem seinen großen Anhang und die für einen Universitätsprofessor damals unerhörte Popularität verschafften, waren nicht eigentlich juristischen Inhalts gewesen. Solche Zurückhaltung gegenüber dem öffentlichen Leben ent-

---

1) Im Jahre 1864 ist die Einrichtung noch einmal in Erwägung gezogen worden: diesmal mit der Tendenz, wissenschaftlich interessierte junge Leute, sei es als Repetenten oder als Stipendiaten, über das Triennium hinaus dem Studium zu erhalten. Bezeichnend ist, daß Hengstenberg sich jetzt gegen die Einrichtung aussprach. Das einzige Ergebnis blieb die Aufnahme einiger Studierender in das Domkandidatenstift.

2) Vgl. für diesen ganzen Abschnitt Ernst Landsbergs „Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft", Abt. III, Bd. 2, wo auch die noch sonst benutzte Literatur zu finden ist.

sprach eben dem alten Staate, der sich stark genug fühlte, um einer von den Parteibewegungen getrennten Forschung freien Weg zu lassen, aber in jedem Versuch, von der Theorie zur Praxis, von der Wissenschaft zur Politik zu gelangen, eine Gefahr für sich selbst witterte und, sobald er den Zwiespalt zwischen sich und den Theoretikern erkannte, diese mit oft brutaler Härte in ihre Schranken zurückwies. Die Abwandlung war am frühesten im Bereich der theologischen Fakultät sichtbar geworden, als dem Felde, auf dem der alte Staat sich mit dem geistigen Leben der Nation am innigsten durchdrang. Hier hatten sich die Parteien von rechts und links zuerst gebildet, und wir haben ihre heißen Kämpfe verfolgt, welche weit über das Leben unserer Universität hinausreichten. Es war nur folgerichtig, daß die Bewegung sich danach besonders der juristischen Fakultät mitteilte, als derjenigen, die für den Aufbau des Staates in Recht und Verwaltung maßgebend war; eine Ironie der Geschichte aber lag darin, daß es gerade Hegels eifrigster Satellit sein mußte, der jene Grenzerweiterung — mit aller Vorsicht noch und einer jede Blöße vermeidenden Gewandtheit — als erster anstrebte: die Lehre des Meisters von der List des Weltgeistes bewährte sich an dem Tun und Treiben seines Lehrlings. Den Anstoß hatte die Julirevolution gegeben, und die Ereignisse, die ihr folgten. War doch in dem Meister selbst unter ihrem Eindruck die publizistische Neigung seiner Jugend, aus der ihn Erlebnisse und Nachdenken hinweggeführt hatten, wieder erwacht: seine letzte Schrift war eine Kritik an den Reformen der liberalen englischen Regierung gewesen. Die historische Schule hatte ihrer Natur nach dem Zuge der Zeit länger widerstanden; aber auch sie geriet allmählich in das allgemeine Fahrwasser, in dem sie später sogar allen voran kam. Und so stark war der Druck der Bewegung, daß selbst der Gründer der historischen Rechtsschule in seiner Weise ihr seinen Tribut zahlte: als die alte Regierung zu Ende ging, in den Jahren, da Gans die Zeichen der Zeit von dem Katheder der Aula her zu deuten versuchte, unternahm Savigny in der Stille der Studierstube eine dogmatische, auf die praktische Gestaltung des Lebens gerichtete, für die Praktiker unmittelbar bestimmte Arbeit größten Stils, sein „System des heutigen römischen Rechts“. Noch unter dem alten König, im September 1839, schrieb er die Vorrede, die als eine Revision des alten Parteiprogrammes angesehen werden darf. Im Jahre des Thronwechsels gab er die ersten drei Bände heraus; den vierten und fünften ließ er im nächsten folgen; nach abermals einem Jahr trat er von dem Lehramt zurück, das er durch vier Dezennien bekleidet hatte, um als Minister den Beruf der neuen Zeit für die Gesetzgebung durch eigene Taten zu beweisen — oder, für seine Person wenigstens, zu widerlegen.

In alle Disziplinen der Rechtswissenschaft hielt nun der neue Geist seinen Einzug. Wer sich ihm ergab, konnte auf den Beifall der Schüler und der Öffentlichkeit rechnen; wer sich verschloß, geriet ins Hintertreffen. Letzteres traf ge-

rade die starrsten Anhänger der historischen Schule, Männer, wie Heinrich Eduard Dirksen und Rudorff, welche die philologisch-kritische Methode bis in ihre äußersten Konsequenzen verfolgten und, indem sie sich immer tiefer in die Einzelforschung versenkten, immer weiter von dem Ziel der Anwendbarkeit ihrer Wissenschaft abkamen. Unter den Jungen blieb nur Jherings lebendige Kraft dem Bannkreise der theoretischen Arbeit treu; hier freilich war dieser geistreichste aller Romanisten um so explosiver und origineller; in den wenigen Semestern, welche er an unserer Universität habilitiert war, gewann er dadurch bereits den Zulauf der Studenten.[1] Zu ihm hielt damals der junge Berner, den seine nach innen gekehrte, einsiedlerische Natur der praktischen Tätigkeit entzog. Sie waren Studiengenossen gewesen und hatten Promotion und Habilitation gleichzeitig (1842 und 1844) erreicht; bei der Promotion Jherings war Berner Opponent gewesen, und ebenso bei der Berners Jhering. Beide waren durch die Hegelsche Philosophie angeregt worden, welche Berner (der ganz in Berlin aufgewachsen war, wie er es auch niemals verlassen hat) zum Schüler von Gans und Heffter gemacht hatte. Jedoch vermied Berner die praktische Wirksamkeit nicht in dem Maße wie sein Freund, der schon nach wenigen Semestern (Michaelis 1846) fortging, um mit dem Ruf nach Basel seine Wanderung durch die deutschen Universitäten zu beginnen, die ihn in der Folge durch Süd- und Norddeutschland und schließlich bis nach Göttingen geführt hat. Die Schrift, welche Berners Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt machte, „Die Lehre von der Teilnahme am Verbrechen“, war ausdrücklich auf die Bedürfnisse der Praxis berechnet; und, wie in der Märzrevolution seine nationale Gesinnung, so hat er in späteren Jahren seine scharf durchdachte und von tiefer Überzeugung getragene Auffassung religiöser Fragen ohne Scheu vor den Meinungen des Tages unabhängig und frei öffentlich bekannt. Praktiker nach Beruf und Neigung waren zwei Dozenten, deren Leben und Arbeit, wie bei Berner, ganz auf dem Boden Berlins sich abspielte, Ludwig Eduard Heydemann und Rudolf Gneist. Auch sie hatten sich in dem gleichen Semester (Winter 1839 auf 1840) habilitiert, Gneist, der Jüngere, noch vor Heydemann. Letzterer hatte bereits drei Jahre zuvor die große Staatsprüfung, beiläufig mit dem Prädikat „vorzüglich“, bestanden, bevor er, schon als verheirateter Mann, im Februar 1840 hintereinanderweg den Doktorhut und die Venia legendi gewann; während Gneist, der 1836, zwanzigjährig, Auskultator und gleich darauf Doktor geworden war, erst nach der Habilitation im Frühjahr 1841 das Assessorexamen machte. Lange Jahre haben beide Lehrtätigkeit und Richteramt verbunden, sowie sie allezeit Theorie

Jhering und Berner.

Heydemann und Gneist.

1) Nach Savignys Zeugnis in einem an Eichhorn gerichteten Gutachten vom 24. April 1846. Persönlich hat er übrigens Jhering, wie er darin bemerkt, nicht kennen gelernt. Jhering hat sich sein Lebtag von der Politik ferngehalten, wie er auch niemals praktisch tätig gewesen ist.

und Praxis in Wechselwirkung miteinander zu setzen versucht haben.[1] Auch ihre Kathedererfolge waren damals die gleichen; die Studenten drängten sich in die Hörsäle der jungen Dozenten, die es so vortrefflich verstanden, das praktische Element in ihre Vorlesungen zu verflechten, und die selbst nicht bloß aus Büchern, sondern aus dem Leben und der eigenen Erfahrung schöpften.

Stahl.

Alle jedoch übertraf an unmittelbarer und weitreichender Wirksamkeit der aus Erlangen eingewanderte Kollege, den Regierung und Fakultät übereinstimmend als Ersatzmann oder vielmehr als Antipoden von Gans herbeigewünscht hatten, Julius Stahl. Stahls Gestalt wird durch den Rahmen der Universitätsgeschichte nicht begrenzt. Er gehört der allgemeinen Geschichte Preußens in jener Epoche innerer Stürme, als eine ihrer markantesten Persönlichkeiten, noch mehr an als unserer Hochschule. Politik war, was er als Lehrer wie als Mitglied der Fakultät und als Schriftsteller trieb; seine Vorlesungen glichen nach Inhalt und Form den Vorträgen und Reden, die er in den Parlamenten und in den Versammlungen seiner Partei hielt: so waren sie berechnet, und so wurden sie aufgenommen, bekämpft und bewundert. Nur von diesem Interesse waren Themata und Durchführung seiner Bücher diktiert, schon in Erlangen, und vollends in Berlin, wo er überhaupt nichts anderes neu geschrieben hat als Broschüren und Streitschriften, die zur Sammlung seiner Anhänger und zur Bekämpfung der Gegner bestimmt waren. Die beiden Werke, die seinen Namen in alle Welt trugen, „Die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“ und „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten“, waren noch in der Erlanger Zeit erschienen, und nur ihre Neuauflagen, durch die sie freilich sehr umgestaltet wurden, waren Berliner Arbeit. Als er zu uns kam, waren seine Anschauungen über Staat und Kirche bereits abgeschlossen; seine Aufgabe sah er nur noch darin, sie auszubreiten, an der Universität wie bei der Regierung und im Volk, in Wort und Schrift Propaganda für sie zu machen. Merkwürdig und wiederum wie eine Ironie der Geschichte[2] war es, daß es abermals ein Mann vom jüdischen Stamme und nicht einmal ein Preuße von Geburt sein mußte, dem Regierung und Fakultät das Amt anvertrauten, die von seinem Vorgänger ausgestreute „Drachensaat“ auszutilgen und die christlich-germanischen Anschauungen über Staat und Kirche auszubreiten. Aber es ist wahr, bei mancher Gemeinsamkeit waren Stahl und Gans nach Lebensgang und Weltanschauung durchaus entgegengesetzte Naturen. Joël Golson — so der ursprüngliche Name Stahls — stammte aus einfacheren Verhältnissen als Gans, dessen Vater seine Geschäfte mit Ministern und Grafen

1) Heydemann, geboren 1805, war Sohn eines Kaufmanns; Gneist dagegen hatte von Kindheit auf Juristenluft geatmet; er hat sogar, wie er gern erzählte, im Gebäude des Kammergerichts, an dem sein Vater Justizkommissarius war, das Licht der Welt erblickt.

2) So schon in dem anonymen Nachruf in der Monatsschrift „Unsere Zeit“, Bd 6, der nach einer Bemerkung Bluntschlis vielleicht von Gneist geschrieben ist.

gemacht hatte. Geboren 1802 als Sohn eines kleinen Kaufmanns in München, war er noch in der Epoche Montgelas' aufgewachsen, die keinen Unterschied zwischen den Bekenntnissen machte und den Eltern den Gedanken nahelegte, den begabten Knaben einem akademischen Beruf zuzuführen. Jedoch war in München bereits die Wendung nach der katholisch-reaktionären Seite erfolgt, als Stahl in Erlangen seine Studien begann, in dem Moment, da die burschenschaftliche Bewegung auf der Höhe stand und gerade hier, auf dem neubayerischen, fränkisch-protestantischen Boden besonders heiß emporflammte. Von ihrem Geist wurde auch der junge Stahl ergriffen; Hermann von Rotenhan, den wir als einen der Stifter der Berliner Arminia kennen gelernt, war es, der ihn in einer Novembernacht des Jahres 1819 zugleich für die Burschenschaft und das Christentum gewann. Dadurch ward Stahls Richtung ein für allemal bestimmt. Wenn Gans religiöse Fragen gemäß der Stimmung, die in dem Kreis der Rahel herrschte, jederzeit mit Gleichgültigkeit behandelte und selbst die Politik mehr wie ein geistreiches Spiel, als Folie für seine rhetorischen Erfolge und seine Stellung in der Berliner Gesellschaft trieb, so wurden für seinen Nachfolger die christlich-germanischen Ideen wirklich der Kern des Lebens und die Summe seiner Überzeugungen. Den Spottnamen „St. Ahl", den ihm in der Zeit der Reaktion der Kladderadatsch anhing, hat Stahl nicht verdient. Er hat für seine Partei nicht bloß gekämpft, sondern auch gelitten. Ja, er war zeit seines Lebens weit mehr auf seiten der Opposition zu finden als bei der Regierung. Schon das Emporkommen war ihm durch seine burschenschaftliche Vergangenheit erschwert worden; noch nach Abschluß seiner Studienzeit, 1824, wurde er auf zwei Jahre relegiert. Mit Mühe gelangte er in Erlangen zur Habilitation und, durch Schellings Verwendung, zur Professur. Als er später von der Universität Erlangen zu ihrem Vertreter in der bayerischen Ständekammer gewählt war, machte er gegen den Absolutismus Abels, zur Seite seines alten Freundes Rotenhan, Front. Dafür ward ihm die Professur des Staatsrechts abgenommen und die des Zivilprozesses übertragen. Diese Kränkung hat ihn, wie berichtet wird, zur Annahme der Berliner Berufung mitbestimmt. Aber auch in Preußen ist Stahl niemals ein bloßes Werkzeug der Regierung gewesen. In der Generalsynode von 1846 führte er wieder die Minorität. Die Revolution brachte ihn vollends von den Wegen des Königs, denen er schon unter Eichhorn nicht ganz gefolgt war, hinweg; und wenn er in der Blütezeit der Reaktion vielleicht als der Spiritus rector der Regierung gelten konnte, so war es damit seit 1855 schon wieder vorbei. In voller Opposition stand er während der Regentschaft, als Führer der äußersten Rechten im Herrenhause, der „Fraktion Stahl", wie sie sich ihm zu Ehren noch nach seinem Tode nannte. Die konservative Partei hat diesen Konvertiten lange als ihr geistiges Haupt betrachtet, und noch heute nennt man ihn wohl ihren Theoretiker, den Begründer ihrer Fundamentalanschauungen. Das ist freilich, zumal vom

heutigen Standpunkte aus gesehen, ein Irrtum: die konservative Partei, welche Stahl ganz in seiner Hand hatte, war bereits wenige Jahre nach seinem Heimgange zersprengt, zersprengt von dem Manne, der sich einst selbst zur Autoritätslehre Stahls bekannt hatte; und die Neubildung der Partei, welche Bismarck nach schweren Kämpfen erreichte, ruht auf völlig anderen Voraussetzungen. Gerade diejenigen Prinzipien sind in ihr ausgemerzt worden, für die Stahl gekämpft hatte. Er war nicht ihr Entdecker, nicht der Pfadfinder gewesen: sie waren längst vorhanden, in den Tagen seiner Kindheit gebildet; er hatte sie vorgefunden, und sein Verdienst war es nur, aus ihnen die Waffen zu schmieden, mit denen die Partei den Kampf gegen die liberalen Ideen zu bestehen suchte, die seit der Julirevolution auf sie eindrangen. Dazu gehörte, daß Stahl das allzu üppig rankende Geflecht der christlich-germanischen Weltanschauung zurechtschnitt und an dem Spalier seiner juristischen Begriffe hochzog. Die Romantiker selbst waren hierzu unfähig gewesen: wie einst Adam Müller und Beckedorff, so auch noch ein Ludwig von Gerlach. Es gehörte dazu ein Mann, der, wie Stahl, von dem inneren Wert der Theorien ebenso tief durchdrungen, aber von dem phantastischen Element, das jene beseelte, frei war. In der Kritik, die er an den liberalen Gegnern übte, bei denen die Logik gleichfalls schärfer war als das historische Wissen und das Verständnis für die Realitäten, liegt, wenn man so will, wirklich ein wissenschaftliches Verdienst. Sein Nachweis, daß die konstitutionelle Theorie in ihrem letzten Grunde auf der Idee von der Volkssuveränität beruhe, daß zwischen dieser und jener nur ein Gradunterschied bestehe, trifft in den Kern der historisch-politischen Gegensätze, welche damals wider einander standen; und der Satz, daß das persönliche Königtum auch unter konstitutionellen Staatsformen bestehen könne und müsse, hat seine Tragfähigkeit in den Stürmen der Konfliktzeit, ja in der Verfassung, unter der heute das Deutsche Reich lebt, bewiesen. Es ist die Idee, die in Bismarck lebendig geblieben ist, und insofern könnte dieser vielleicht mehr noch als ein Schüler Stahls denn eines Ludwig von Gerlach bezeichnet werden. Tiefer aus dem Zusammenhang der historischen Weltanschauung begründet hat Stahl seine Auffassung freilich so wenig wie Tholuck in der „Geschichte der Aufklärung“ die seine. Er war allezeit weit mehr Dialektiker als Historiker; und sein Anspruch, die historische Auffassung gegenüber der liberalen Theorie zu vertreten, ist nicht viel berechtigter gewesen als der, daß er die positiven Gedanken im Leben des Staates und der Kirche verteidige. Als einen Anhänger oder Verwandten der historischen Schule im Sinne Savignys wird man darum Stahl niemals bezeichnen dürfen. Dafür fehlte ihm das Element, welches den Forscher macht: die Liebe zur Wissenschaft um ihrer selbst willen und, was auch ihm Nahestehende nicht leugneten, das gediegene Wissen; Rudorff pflegte von ihm zu sagen: „Stahl ist ein geistreicher Mann, der nicht genug gelernt hat“.

Puchta. Wenn Savigny sich in den Erwartungen, die er von Stahls Berufung gehegt hatte, getäuscht sah, so wurden diese um so mehr erfüllt durch den Nachfolger, den er sich selber setzte, Georg Friedrich Puchta.[1] Auch Puchta kam von der Erlanger Schule her, wo er von Schelling, mit dem er dort, späterhin in München und zuletzt in Berlin zusammen gewirkt hat, mehr noch als Stahl beeinflußt worden war, und auch er war ein ausgesprochener Gegner der liberalen und naturrechtlichen Richtungen. Aber von Haus aus gehörte er weit mehr der eigentlich juristischen Sphäre an als sein von dem öffentlichen Leben schon durch seine Herkunft, und ebenso durch seine Erlebnisse beeinflußter und umhergetriebener jüdischer Kollege. Dem Sohn des fränkischen Richters Wolfgang Heinrich Puchta, der selbst ein hervorragender, auch theoretisch arbeitender Jurist gewesen war, blieben die Kämpfe erspart, die Stahl zu bestehen hatte, um sich gegenüber einer Welt von Vorurteilen durchzusetzen. Als Puchta nach Berlin kam, war sein Ruf, den er als Ordinarius an vier Universitäten, in Erlangen, München, Marburg und Leipzig, bewährt hatte, längst gegründet; unter den Romanisten der historischen Schule gab es keinen, der es mit Savigny selbst so wie er hätte aufnehmen können. Doch war der Geist, in dem er Amt und Lehrtätigkeit auffaßte, schon ein anderer als der des weitherzigen Gründers der Schule. Puchta war viel scharfkantiger als Savigny, zu Angriff und Abwehr geneigter, Stahl darin ähnlich, daß er seine Thesen mit der gleichen Dialektik zuspitzte, auch in seinen Anschauungen über Staat und Kirche ihm noch verwandter, überscharf oft und verletzend in der Polemik, zumal dann, wenn sein religiöser oder politischer Standpunkt ins Spiel kam: Differenzen, die doch nicht bloß in der Persönlichkeit oder auch nur in der formalen Behandlung des juristischen Stoffes lagen, sondern in einer abweichenden Auffassung der Probleme selbst. Die allgemeine Tendenz der Epoche zur Rechtsanwendung, von der wir sprachen, und die wir sogar an Savigny wahrnahmen, war bei Puchta noch stärker entwickelt. Auch als Praktiker hat er, der bisher nur akademische Luft geatmet hatte, in Berlin sich bewährt, als Hülfsarbeiter am Obertribunal wie als

1) Die Fakultät, die im März 1842, gleich nach Savignys Abgang, von dem Minister um Vorschläge ersucht war, hatte ihn an erster Stelle in Vorschlag gebracht; im übrigen machten Savigny und Eichhorn alles miteinander ab. Sie dachten anfangs noch an Vangerow, dessen Lehrerfolge in Heidelberg, wie Savigny durch Bethmann wußte, viel gerühmt wurden; jedoch sollte, wie es hieß, sein Vortrag nur von Fortgeschrittenen mit Nutzen gehört werden, weil er nicht das Rechtssystem im Zusammenhang behandle, sondern dies voraussetze und sich auf die Darstellung und Entscheidung von Kontroversen beschränke — „also“, schrieb Savigny an Eichhorn, „ganz wie Thibaut und wie auch Vangerows Buch erwarten läßt. Was aber von dieser Methode zu halten, braucht unter uns keiner Bemerkung“. Auch davon hatte Savigny durch Verwandte seiner Frau gehört, daß Vangerow durch sein ungebundenes Wesen und Eingehen auf die Studentenweise auch im Leben, und zwar über die Grenzen des guten Geschmacks hinaus, ihre Liebe gewinne. Von Puchta war darin nichts zu fürchten; er bewahrte den Studenten gegenüber die vornehme Zurückhaltung, welche Savigny immer bewiesen hat.

Mitglied des Staatsrats und der Gesetzgebungskommission; und gerade in seiner richterlichen Tätigkeit, wo ihm seine politische Richtung die Anschauung nicht trübte, kam sein wundervolles zivilistisches Talent zur vollen Entfaltung. Daß Puchta ein Gegner der Hegelschen Schule war, braucht nicht erst gesagt zu werden; um so merkwürdiger, daß er, wie Landsberg fein beobachtet hat, in der Ausprägung des Begriffs vom Volk als der Urquelle des Rechts sich der Hegelschen Begriffswelt annäherte, und daß seine bis zur absoluten Gültigkeit gesteigerte Verehrung des römischen Rechts das historische Element in ihm zu überwuchern und der Systematik ganz zu opfern drohte.

Keller.

So darf die Wahl des Nachfolgers Puchtas, der bereits nach vier Jahren auf der Höhe des Lebens und Schaffens starb, des Zürchers Friedrich Ludwig Keller, als eine Rückwendung gelten zu der reineren Auffassung der romanistisch-historischen Schule. Keller war ein Schüler Savignys, und der geistreichste von allen. Ihm und Hasse, die er in Berlin von 1819 bis 1821 hörte, hatte er seine erste größere Schrift, „Über Litis-Kontestation und Urteil“ (1827), gewidmet, mit der er der Kenntnis des klassischen römischen Rechts eine breite Bahn eröffnete. Ein Forscher recht nach dem Herzen seines Meisters: philologische Kritik, juristischer Scharfsinn und historische Phantasie reichten sich bei ihm die Hände. Von der Romantik Savignys war er nicht mehr berührt, aber ebensowenig von Hegelscher Konstruktionssucht. Zugleich ein Mann des praktischen Lebens, der durch die Sicherheit seines Blicks, die Raschheit des Entschlusses und den Glanz seiner Rede wie geschaffen war, um die Führung von Staatsgeschäften zu übernehmen. Er hatte seiner Vaterstadt zu gleicher Zeit als Professor des römischen Rechts, als Richter und als Staatsmann gedient: mit 32 Jahren war er, als Präsident des Obergerichts, der oberste Richter seines Kantons geworden, ein Amt, das er fast zur Stellung eines Justizministers ausbaute, mit 38 Jahren, nachdem er freiwillig diesen Platz aufgegeben, Präsident des Großen Rates. Er widerlegte durch die Tat die Nachrede, daß die historische Schule ihre Anhänger unfähig zur Gesetzgebung und zu praktischer Betätigung mache; denn ihm vor allen verdankt das Zürcher Recht seine Durchbildung und recht eigentlich seine wissenschaftliche Begründung. Er hat auch das Gerichtswesen Zürichs reformiert, sowie er dem Unterrichtswesen von der Volksschule bis zur Hochschule hinauf eine neue Grundlage gab; die Gründung der Universität Zürichs (1834) ist wesentlich ihm zu verdanken. Die Trennung des Justizwesens von der Verwaltung, die Unabhängigkeit der Gerichte, die Ausbildung eines gelehrten Richterstandes, den es bis dahin in der Republik kaum gab, die bessere Besoldung der Richter, das alles ist sein Werk gewesen. So war er — nach dem Wort eines politischen Gegners, Caspar Bluntschlis, — der Begründer und Bildner einer wissenschaftlichen schweizerischen Jurisprudenz geworden. Dabei war Keller fern davon, das römische Recht in das seines Landes, für das es niemals subsidiäre Geltung

gehabt hatte, einzuführen; gerade darin, daß er das nationale, das volkstümliche Element des eigenen Rechts zu heben suchte, glaubte er im Sinne seines Lehrers zu handeln; das Jus romanum war ihm nur als Bildungsmittel willkommen und als solches unersetzlich. „Wir studieren", so verteidigte er die neuen Theorien in seiner Schrift über die „Zürcher Rechtsfrage", „das römische Recht nur in der Absicht, uns die Weise der römischen Juristen zu merken, wir wollen von ihnen bloß lernen, unser Recht ebenso geschickt zu erkennen und anzuwenden, wie ihnen das mit dem ihrigen gelungen ist". Eben darum wandte er dem klassischen römischen Recht seine Studien zu, wie er an ihm seine unvergleichliche Lehrgabe übte.

Bei alledem erregt es unser Erstaunen, daß ein Mann wie Keller in den Dienst des altpreußischen Staates einzutreten gesucht hat. Denn alle diese Reformen hatte er in den Revolutionsstürmen als Führer der Radikalen durchgesetzt; er glaubte, den Druck der Masse, die er im Grunde verachtete, nicht entbehren, ihn aber nach Belieben zügeln oder wieder abschütteln zu können. Wenn ihm nun das erste gelang, so scheiterte er mit dem zweiten. Dieselbe Menge, die ihn in die Höhe gehoben, ließ ihn und seine Freunde im Stich, als die Bewegung in die Bereiche der Kirche und des überlieferten Glaubens eindrang. Keller hatte, obwohl er kein innerliches Verhältnis zu den religiösen Fragen besaß, die Berufung von David Friedrich Strauß, dem er persönlich fernstand (er hatte sein Buch gar nicht gelesen), gefördert. Und nun erlag er der Gegenrevolution, welche im September 1839 zum Sturz der radikalen Partei führte; mit den Freunden mußte er in die Verbannung nach Baden gehen. Zwar kehrten die Ausgewiesenen bald zurück; Keller durfte seine Professur wieder einnehmen; auch im Parteileben trat er wieder hervor; im Mai 1842 wurde er aufs neue Mitglied des Großen Rats. Aber das Demagogentum war ihm ganz zuwider geworden; mit den eigenen Freunden war er gespannt oder zerfallen. Auch sein privates Leben war von der Nachrede nicht verschont geblieben; wucherische Geldgeschäfte und öffentliche Buhlerei wurden ihm nachgesagt, und wenigstens die letztere verbarg er selbst nicht. Er war in der Tat eine Alkibiades-Natur. Der Aristokrat, der er nach Charakter und Herkunft war (denn er war reich und seine Familie eine der ältesten der Stadt), bäumte sich gegen die immer feige Brutalität der Masse auf: er hatte nur noch den einen Gedanken, dem Vaterlande, das ihn mit Undank belohnt, den Rücken zu kehren. Und zwar faßte er sogleich Preußen ins Auge. Im Oktober 1842 eröffnete er sich darüber Bethmann-Hollweg, den er persönlich in Bonn aufsuchte, fragte ihn, ob seiner Anstellung an einer preußischen Universität etwas im Wege stände. Durch Bethmann erfuhr Savigny, und durch diesen Eichhorn von dem Antrag, der ihnen allen unerwartet kam. Aber die Aussicht, den eminenten Romanisten zu gewinnen, schlug alle Bedenken der sonst so konservativ gesinnten Minister nieder. Die

Erkundigungen, die sie einzogen, die Erklärungen, welche Keller selbst einsandte, schienen für den Erfolg zu bürgen. Im Dezember 1842 stellte Eichhorn den Antrag an den König, dem Zürcher Juristen eine preußische Professur, man dachte zunächst an Breslau, zu verleihen. Im Kabinett wollte man anfangs doch nicht recht heran; es scheint fast, als sei der Zwischenfall mit einem andern Zürcher, mit Herwegh, die Taktlosigkeit, mit der dieser die Liebenswürdigkeit belohnte, die der König durch die bekannte Audienz ihm bewiesen, störend dazwischen getreten. Immerhin wurde dem Minister erlaubt, die Berufung Kellers im Auge zu behalten, und bereits nach einem Jahre erreichten er und Savigny ihr Ziel. Im Januar 1844 hatte Keller einen Ruf nach Halle in Händen. Hier enttäuschte er keine der Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte. Politisch völlig korrekt und zurückhaltend, erwarb er sich durch den Reichtum seiner Gaben und durch taktvolles Auftreten das Vertrauen seiner Kollegen und die Bewunderung der Studenten; als der „Ordinarius" seiner Fakultät hob er das Ansehen des Hallenser Spruchkollegiums, des bedeutendsten in Preußen, und kräftigte durch seine Welterfahrenheit und sein praktisches Geschick den gesamten Organismus der Universität, der bei seinem Eintritt fast aufgelöst gewesen war.

So war in der Tat nach Puchtas Tode niemand da, der diesen besser hätte ersetzen können. Die Berliner Fakultät freilich hatte andere Kandidaten; sie schlug Kierulff, Vangerow und von der Pfordten vor. Aber ihr Urteil kam für die beiden Minister nicht in Betracht; auch nicht das der Hallenser, welche auf die Nachricht von dem drohenden Verlust flehentlich baten, ihnen den Kollegen, der unersetzlich sei, zu lassen. Eichhorn folgte lediglich dem Urteil Savignys, der, wiederum von Bethmann-Hollweg unterstützt, mit allem Nachdruck für Keller eintrat. Am 11. Juni 1846 stellte der Minister, unter Berufung auf Savignys Urteil, den Antrag an den König, Keller, als denjenigen, der von allen Lehrern des Zivilrechts den Geist des römischen Rechts am tiefsten erfaßt und erforscht habe, auf den Stuhl Savignys und Puchtas zu setzen. Drei Tage vorher hatte die Fakultät um die endliche Beantwortung ihrer Vorschläge gebeten. Nach vier Monaten, unter dem 9. Oktober, erhielt sie dieselbe: es war die Verfügung, durch die der Minister ihr die Ernennung Kellers ankündigte; ihre eigenen Anträge waren mit zwei Zeilen abgetan. Die Ablehnung ihrer Vorschläge wurde damit motiviert, daß man die drei Genannten nicht so leicht gewinnen werde; das „in aller Beziehung günstige Urteil" der Hallenser Fakultät über Keller ward als weiterer Grund für die Nichtberücksichtigung ihrer Wünsche angegeben.[1] Auch in der Berliner Stellung hat Keller alle Erwartungen seiner Gönner, als Lehrer wie als Schriftsteller, wie auch als Politiker bewährt. Dort vollendete er das

1) Hochinteressante Akten, die ich andern Orts zu verwerten hoffe, im K.-M. IV. 24 und U.-S. I. 4, XXVII. Dazu U.-A. Jur. Fak. P. 2. Vol. II.

Werk, welches Savignys besonderes Entzücken erregt hat, die „Semestrium ad M. Tullium Ciceronem libri sex“, eine Interpretation der Ciceronischen Reden, in der philologischer und juristischer Scharfsinn um die Palme stritten; dort auch seine Monographie „Der römische Zivilprozeß und die Aktionen in summarischer Darstellung“, ein Buch, das ihn auf der Höhe der Meisterschaft zeigte; eine Reihe hervorragender Schüler verdankt ihm an unserer Universität ihre Ausbildung; der Revolution trat er mit der überlegenen Kraft staatsmännischer Besonnenheit entgegen, und noch in der Reaktionszeit konnte die konservative Partei in dem neugeadelten Mitglied der Ersten Kammer einen ihrer Führer sehen.[1]

Richter. Die Unbekümmertheit, die der Minister den Wünschen der Fakultät gegenüber durch Kellers Berufung aufs neue bewies, ward fast noch übertroffen durch die Art, wie er in der gleichen Zeit die Anstellung Ämilius Ludwig Richters betrieb. Bei Keller kam es auf die Besetzung der wichtigsten juristischen Professur im Staate an, und das Urteil eines Savigny und Bethmann-Hollweg, das durch die Hallenser so glänzend bestätigt war, konnte wohl für Eichhorn stärker ins Gewicht fallen als die Vorschläge der Fakultät. Bei Richter handelte es sich aber gar nicht um eine erledigte Stelle, auch nicht um ein Bedürfnis der Universität, denn das Kirchenrecht war durch Stahl und überdies durch Lancizolle und Röstell vertreten; sondern, wie der Minister gar nicht verhehlte, ein Interesse der allgemeinen Politik, der Wunsch, für seine Kirchenpolitik einen Ratgeber zu gewinnen, führte ihm dabei die Hand: ihr sollte der Marburger Kanonist zu Hülfe kommen, dessen Bücher, die soeben publizierten „Evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts“ und das ältere „Corpus juris Canonici“, dem Minister für Theorie und Praxis gleich wertvoll waren. Er berief ihn deshalb ins Ministerium, und auf dieser Stellung, obgleich sie nur die eines Hülfsarbeiters war, ruhte die Besoldung, für welche die Fonds der Fakultät nicht ausreichten. Nun war ja Richter ein Gelehrter von besten Gaben. An der Universität hat er bald Stellung gewonnen; seine Lehrerfolge bezeugten dankbare Schüler, ich nenne nur Dove, Friedberg, Hinschius und Schulte. Er war ein Systematiker, dem das System den Blick für die Entwicklung nicht verdarb. Auch seine anderen Werke, zumal das „Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts mit besonderer Rücksicht auf deutsche Zustände“ (1841f.), zeigen ihn von diesem Geiste erfüllt; und schon 1840 hatte er ihn durch seine Frontstellung gegen Stahls Episkopalismus erwiesen. Eichhorn mußte er besonders dadurch sympathisch werden, daß er sich bemühte, aus der Fülle protestantischer Kirchen-

1) Möglich, daß er selbst später doch die Unfreiheit seiner Stellung, die der Übergang von dem Republikaner zu dem Königsdiener naturgemäß hervorrief, empfunden hat. Die neue Ära, die seinen alten Gönner Bethmann-Hollweg in das Ministerium brachte, nahm diesen Druck von ihm, aber sein Lebensziel war bereits erreicht; am 11. September 1860 nahm ihn ein rascher Tod hinweg.

ordnungen ein positives gemeinsames Kirchenrecht, das die Mitte zwischen den Extremen hielt, herzustellen. Erinnern wir uns nun der Rolle, welche Stahl auf der Generalsynode spielte, und der kirchenpolitischen Stellung, die er überhaupt einnahm, so leuchtet es ein, daß die Berufung Richters im Grunde gegen dessen Einfluß in Fakultät und Kirche gerichtet war, und daß hierin der Kern der Opposition zu suchen ist, welche die Fakultät gegen Richters Berufung machte. Es gelang dem Einfluß Stahls, den Senat selbst gegen die neue Willkür des Ministers aufzubringen; unter dem 17. Juni 1846 erneuerte dieser nicht nur seine Vorstellung vom August 1843, sondern er beantragte, den Fakultäten fortan als Recht zu gewähren, was ihnen in den Statuten von 1838 nur in der Form unverbindlicher Vorschläge „gestattet" war. Eichhorn ließ wieder lange Monate vergehen, ehe er sich zur Antwort entschloß. Die beiden neuen Professoren waren bereits in voller Tätigkeit, als die Verfügung des Ministers bei der Universität einlief. In verbindlichen Wendungen, die aber voll versteckter Spitzen waren, wurde es eine runde Ablehnung; nichts als die allgemeine Versicherung, daß die Regierung bei Besetzung erledigter Stellen und unter Umständen auch bei neuen Berufungen die Vorschläge der Fakultäten einzuholen bereit sei. Besonders peinlich mußte in der Verfügung die Bemerkung berühren, daß das beanspruchte Recht deshalb nicht gewährt werden könne, weil das wirklich korporative Element für die Vertretung namhaft korporativer Interessen in den Fakultäten zurzeit noch nicht fest und vollständig genug entwickelt sei. Die Antwort, die der damals von Böckh in seinem vierten Rektorat geleitete Senat gab, entsprach sowohl in der Verbindlichkeit der Form wie in ihren ironisch zugespitzten Sätzen dem Schreiben des Ministers und läßt uns die hohe Spannung ahnen, welche allmählich zwischen Universität und Ministerium eingetreten war.[1]

Savigny und Heydemann.

Savigny seinerseits bewährte die Unabhängigkeit des Urteils, die ihn über die politischen und persönlichen Defekte Kellers hinwegsehen ließ, fast in noch höherem Grade durch das Interesse, das er Ludwig Eduard Heydemann, dem ersten und einzigen Inhaber eines ordentlichen Lehrstuhls für das Landrecht, dem überzeugten Hegelianer, zuwandte. Er machte dadurch mit der Tat wahr, was er einem Reibniz gegenüber so scharf betont hatte: daß er keineswegs ein Verächter dogmatisch-philosophischer Fragestellung sei, noch ein orthodoxer Anhänger des römischen Rechts, daß ihm auch die Mannigfaltigkeit der Stoffe wie der Methoden am Herzen liege, daß er aber in jedem Falle eine echt wissenschaftliche Behandlung fordere. Diese fand er bei Heydemann, den die Bewunderung der Hegelschen Kategorien, die er bei Heffter und Gans gewonnen, nicht

1) Einen Moment hatte man sogar dem Gedanken Raum gegeben, sich direkt an den König zu wenden; man sah aber, wie in der Eingabe ausdrücklich bemerkt wird, davon ab und fügte sich in das, was unabänderlich war.

hinderte, in Savigny den Meister der historischen Methode zu erblicken. Die Art, wie der junge Gelehrte in seiner Habilitationsschrift über die Joachimische Konstitution die alten Landesrechte der Marken bis in ihre Elemente aufzusuchen und zu demonstrieren wußte, hatte ihm Savignys Freundschaft erworben, der ihn sogleich in sein Ministerium aufnahm und dort bei der Revision des Strafrechts beschäftigte; gerade den schwersten, den Allgemeinen Teil, hatte er ihm zur Bearbeitung übergeben. Und wenn er ihn drei Jahre später, statt ihn zum Vortragenden Rat zu machen, Eichhorn zum Ordinariat empfahl, so geschah es nur, weil Heydemann, wie er dem Kultusminister schrieb, zu denen gehöre, welche durch inneren Beruf zum Lehramt geeignet seien. In der Tat war dies Lob berechtigt und das allgemeine. Die Vorlesungen Heydemanns waren nicht leicht, denn er ersparte seinen Zuhörern nicht die rechtsphilosophischen Sätze, an denen er hing; aber der Ernst, mit dem er bis an die Wurzeln des Problems vordrang, auch dort, wo er die historischen Grundlagen aufzudecken hatte, fesselte die Studenten ebensosehr wie seine präzise Formulierung juristischer Gedanken und die Gewandtheit in ihrer Erörterung. Er gehörte zu den Hegelianern, die, ohne die Grundlagen des Systems zu verlassen, sich doch von der Weiterbildung der Spekulation zurückhielten und sich in Reih und Glied stellten mit den über alle dogmatische Beengtheit hinwegstrebenden empirischen Forschern.

Die Fakultät und das deutsche Recht.

So wurde auch durch Heydemann der Charakter, den Savigny der Fakultät aufgeprägt hatte, kaum verändert. Die Grundfarbe blieb die romanistische und die Methode die philologisch-historische; ja, man darf sagen, daß die letztere durch die Berufung Kellers und Richters, wie auch durch Heydemanns Beförderung, wieder stärker hervortrat, als es nach der Aufnahme Stahls und selbst Puchtas der Fall gewesen war. Der romanistische Grundzug der Fakultät trat besonders scharf hervor in ihrer Abneigung gegen die neue Strömung, welche in diesen Jahren in den germanistischen Studien um sich griff; denn hieran hatte unzweifelhaft die politische Tendenz des Zeitalters stärkeren Anteil, als Savigny und Puchta, wie auch Homeyer, von seiten ihrer Gesinnung wie nach ihrer wissenschaftlichen Anschauung und Methode, dulden wollten. Es kam einem Protest der Fakultät gleich, als Puchta dem jungen Bahnbrecher der neuen Richtung, Georg Beseler, der 1843 mit seinem „Volksrecht und Juristenrecht“ den Romanisten offen Fehde angesagt hatte, eine Rezension entgegensetzte, welche die einseitigen Urteile über die „Verkrüppelung“ des deutschen Rechts und das „Nationalunglück“ der Rezeption durch noch größere Einseitigkeiten und Schroffheiten überbot. Als Beseler 1842 nach Greifswald ging, hatte Eichhorn ihm Aussicht gemacht, ihn später einmal nach Berlin zu ziehen. Damit war es jetzt vorbei. Auch Savigny verbarg nicht seinen Unwillen; gegen Beseler selbst, der ihm sein Buch übersandt hatte, sprach er sich brieflich darüber aus. Staat und Gesellschaft mußten offenbar erst auf einen neuen Boden gestellt sein, bevor

jene bei mancher Unklarheit zukunftsreichen Gedanken Wurzeln schlagen und Früchte treiben konnten.

Karl von Richthofen.

Auch ein jüngerer Dozent, der heute zu den namhaftesten Vertretern der germanistischen Schule zählt, hat unter dieser Ungunst gelitten: Karl von Richthofen, der sich, schon 31jährig, nach langen Studienreisen im Dezember 1842 habilitiert und noch im selben Semester ein unbesoldetes Extraordinariat erhalten hatte, dann aber, aller Gesuche ungeachtet, unbefördert blieb. An seiner Ausbildung lag es gewiß nicht: denn seine Lehrer waren, in Berlin und Göttingen, Savigny, Eichhorn und Jakob Grimm gewesen. Von Eichhorn hatte er die Anregung zu den Studien empfangen, die sein Leben ausfüllten; und seine „Friesischen Rechtsquellen" sowie das „Altfriesische Wörterbuch", die er beide 1840, gelegentlich der Promotion herausgab, hatten bewiesen, daß er ein würdiger Schüler dieser Großen war; gerade die gediegene philologische Schulung ist es, durch welche nach Brunners Urteil Richthofen unter den deutschen Rechtshistorikern hervorragt. Der Vorwurf, daß die Andacht für das Kleine (die er nicht nur mit seinem Lehrer Jakob Grimm, sondern mit der ganzen Schule, zumal seinen Kollegen in Berlin, einem Rudorff und Homeyer, teilte) ihn allzusehr ins Breite führe, statt energisch auf das Ziel zu lenken, trifft doch nur das Werk seines Alters, die vierbändigen „Untersuchungen über friesische Rechtsgeschichte", mit dem der Siebzigjährige, der bereits Totgeglaubte, seit 1880 die Welt überraschte. Seine Rechtsquellen mit dem Wörterbuch zeichnen sich gerade durch die ungemeine Frische der Komposition aus; sie bedeuten die Eroberung einer neuen Provinz für die deutsche Rechtsgeschichte und sind die Grundlage für alle Forschungen geworden, die seitdem diesem Gebiete zugewandt wurden. Dennoch fand Richthofen bei der Fakultät keinen Anklang. Als er im März 1846 um das Ordinariat bat, ohne ein Gehalt zu beanspruchen, brachte sie die epochemachenden Werke, deren Verdienstlichkeit sie nicht in Abrede stellen wollte, gar nicht in Anschlag: denn beide Bücher wären schon 1840 erschienen und hätten die Stelle einer Dissertation vertreten; Richthofens ganze Schriftstellerei falle, abgesehen von einer kleinen Schrift über die Vererbung schlesischer Rittergüter, in seine vorakademische Zeit; für die Habilitation habe ihn erst die Fakultät zu einer handschriftlichen Abhandlung veranlassen müssen. Von dieser Haltung ging die Fakultät auch dann nicht ab, als Richthofen im Herbst 1847, auf Grund einer Berufung als Ordinarius nach München, sein Gesuch erneuerte; so viel an ihr lag, hätte der Begründer der friesischen Rechtsgeschichte ruhig an die Isar (wo man ihm 2000 Gulden geboten) gehen können. Auch Lehrerfolge waren Richthofen nicht abzusprechen, und nicht einmal das Lehrbedürfnis zu leugnen, denn Lancizolle, der sich mit ihm und Homeyer in das deutsche Privatrecht teilte, war kaum noch zu rechnen; er hatte sich von jeher mehr durch seine Gesinnung und durch Gaben des Gemüts als des Geistes ausgezeichnet und war

bereits mehr und mehr in die Stellung hineingeraten, welche der alte Sprickmann zwölf Jahre hindurch behauptet hatte. Richthofen aber hatte z. B. im Winter 1845—46, wo er diese Vorlesung allein vertrat, 40 Zuhörer. So kommt man zu dem Schluß, daß es wieder mehr der Wunsch der Fakultätsmitglieder, unter sich zu bleiben, als wissenschaftliche und akademische Erwägungen gewesen sind, die sie zur Ablehnung Richthofens bestimmt haben. Auch stellten sie dies kaum in Abrede; denn indem sie die Erhaltung eines so „wohl erprobten“ Gelehrten empfahlen, betonten sie dennoch, daß die Disziplinen, in denen Richthofen lese, ausreichend besetzt seien, seine Aufnahme in die Fakultät aber dem Gesamtinteresse der Universität widerspreche, weil sie eine Störung des korporativen Elements und eine Lähmung des freien individuellen Willens erwarten lasse.[1]

C. Philosophische Fakultät.

Charakter der Fakultät.

Wenn die beiden ersten Fakultäten unserer Hochschule die Einheit, die sie unter Altenstein eingebüßt hatten, unter seinem Nachfolger wieder gewannen, so zerfiel die philosophische Fakultät, die von Schleiermacher als die Vorschule der drei andern, die gemeinsame Grundlage für jede Fachbildung gedacht worden war, immer weiter und unaufhaltsam in ihre disparaten Bestandteile. Auch Hegels Philosophie hatte jenes Ziel, so energisch sie es vertrat, niemals verwirklichen können; weder für die Naturforscher, die sich von den Bereichen der philologisch-historischen Sektion längst zurückgezogen hatten, noch auch für diese selbst. Statt dessen kam nach dem Tode des Meisters in den Geisteswissenschaften das historische Prinzip immer stärker zum Durchbruch, und in ihm fanden sie eine Einheit, wie die Philosophie sie niemals hatte bieten können. Dies war nun der allgemeine Zug der

---

Daniels.

1) Die Ernennung v. Daniels' (1800—1868) zum Extraordinarius (Mai 1844), welche Eichhorn wieder ohne Mitwirkung der Fakultät vornahm, hatte mit seinen germanistischen Forschungen nichts zu schaffen; denn diese fallen in eine weit spätere Zeit. Seine Berufung erfolgte auf Grund seiner weitschichtigen Arbeiten über das rheinische Recht, gleichzeitig mit seiner Berufung an das Obertribunal, und entsprach dem Hervortreten der westlichen Provinzen in dem politischen Leben des Gesamtstaates.

Madai.

Noch sei mit einem Worte Karl Otto von Madais gedacht, der, als Daniels kam, soeben gegangen war, nachdem er ein Jahr dem Lehrkörper angehört hatte. Eine gediegene romanistische Monographie, „Die Lehre von der Mora“, hatte ihm 1837 ein Ordinariat in Dorpat verschafft, wo er sich durch seine Lehrtätigkeit wie durch seine Bearbeitung des baltischen Rechtes vortrefflich bewährte. Aber diese Verdienste fanden vor den Augen der Petersburger Regierung keine Gnade, als Madai sich den Russifizierungsbestrebungen des Ministers Uwaroff widersetzte; er mußte Dorpat verlassen. Es bezeichnet die Abhängigkeit, in der Friedrich Wilhelm IV., ungeachtet seiner vaterländischen Empfindungen, von seinem Schwager, dem Zaren, stand, daß man in Berlin nicht wagte, dem Verbannten eine feste Stellung zu geben. Von den weiteren Schicksalen des charaktervollen Mannes, dessen vielbewegtes Leben schon nach sechs Jahren in dem Momente erlosch, als er endlich in Gießen zur Ruhe gelangt schien, können wir absehen, da seine Gestalt kaum in den Rahmen der Berliner Universitätsgeschichte gehört.

Zeit. Das Besondere für Berlin war, daß dort die liberale Tendenz fehlte, die an den kleinen Universitäten, zumal in West- und Süddeutschland, sich damit verband und das Leben dieser Hochschulen lange Jahrzehnte beherrschte, und daß dafür bei uns eher eine von den Strömungen des Tages sich isolierende Richtung Platz griff. Wenigstens trifft dies wieder für die Alten zu, die Inhaber der Ordinariate, die noch unter den früheren Ministerien ins Amt gekommen waren. Nur Friedrich von Raumer macht eine Ausnahme; er geriet (recht im Gegensatz zu Ranke) immer mehr in die aktive Politik hinein; man weiß, in welche Konflikte seine liberalisierenden Ansichten ihn geführt haben, als er ihnen in seiner Rede am Friedrichstage der Akademie 1847 in Gegenwart des Monarchen in nicht eben taktvollen Wendungen Ausdruck gab.[1]

Bei den Jüngeren freilich, den Extraordinarien und Privatdozenten, stand es anders. Unter ihnen war, wie wir wissen, die Hegelei, von Michelet und Hotho abwärts, noch im Flor, und die spekulative Richtung verband sich bei den meisten mit den liberalen Tendenzen, die sich allgemein in der Gesellschaft hervordrängten; wir haben gesehen, wie sehr einzelne darunter zu leiden hatten.[2] Jedoch gab es auch unter ihnen solche, die sich zu den „positiven" Ansichten im Sinne Eichhorns bekannten und diese, zum hohen Wohlgefallen des Ministers, in den Kämpfen des Tages mit nicht geringerem Eifer verfochten als die Gegner. Neben Helfferich, den Radowitz nach Berlin brachte, treten uns da Siegfried Hirsch und Otto Friedrich Gruppe entgegen. Hirsch war in doppeltem Sinn ein Bekehrter. Ein Sohn jüdischer Eltern (geboren am 5. November 1816), ward er durch die dogmatischen Vorlesungen Neanders und gleichzeitig durch den persönlichen Umgang mit ihm für die christliche Kirche gewonnen, der er mit der ernsten, strengen Gesinnung, die ihm eigen war, diente. Zur selben Zeit aber geriet er, nachdem er anfangs der Hegelschen Philosophie als Hörer

Siegfried Hirsch

1) Vgl. Harnack, S. 929.

2) Nicht genannt unter den Dozenten der Philosophie dieser Epoche wurden bisher Karl Fortlage (geb. 1806 zu Osnabrück, gest. als ordentlicher Professor in Jena 1881), Franz Vorländer (geb. zu Waldbröl im Rheinland 1806, gest. als Ordinarius in Marburg 1867), welche beide der Universität nur wenige Semester angehörten, und Karl Hermann Kirchner (geb. zu Stettin 1822, gest. 1860), der zwar lange in ihren Listen geführt worden, aber kaum hervorgetreten ist. Fortlage, der bereits jahrelang in Heidelberg doziert hatte (seit 1829), habilitierte sich bei uns im Juli 1842, gab die Venia aber schon nach drei Semestern auf; seit 1846, zunächst als Extraordinarius, in Jena, hat er dort noch lange in bedeutender Stellung gewirkt. Vorländer, der sich um die gleiche Zeit habilitierte, ging schon nach einem halben Jahr, auch er zunächst als Extraordinarius, nach Marburg. Kirchner, August 1847 habilitiert, blieb unbefördert. Gemeinsam ist ihnen, obgleich sie der Berliner Schule, wenn auch nicht ausschließlich, angehörten (denn Fortlage hatte in Göttingen, Vorländer in Bonn und Kirchner in Halle begonnen), die Zurückhaltung gegen Hegel und das auf die Geschichte der Philosophie gewandte Interesse, womit sich noch bei Fortlage, der von Beneke beeinflußt war, wie auch bei Vorländer die Vorliebe für Psychologie verband. Damit stimmt überein, daß sie von der Theologie, oder, wie Vorländer, von der Philologie und Geschichte herkamen.

Fortlage Vorländer. Kirchner.

von Gans und Henning gehuldigt, unter den Einfluß Rankes, zu dessen nächsten, von dem Meister besonders hochgeschätzten Schülern er zählt. Ranke, damals mit der Idee der Jahrbücher der deutschen Kaiser beschäftigt, zog ihn zu diesem Werke heran; er gab ihm die Regierung Heinrichs II. zur Bearbeitung. Er selbst mag dann Hirsch zu Eichhorn in nähere Beziehung gesetzt haben, der auch seine Feder für die Beeinflussung der Presse benutzte. Seiner Karriere war diese Gunst der Oberen zunächst nicht unvorteilhaft; im Dezember 1842 habilitiert, ward er schon im Juli 1844 außerordentlicher Professor, wozu er noch an der Kriegsschule die historischen Vorlesungen übernahm. Auch in der Revolution hat Hirsch diese Überzeugungen nicht verleugnet; er hat ihnen in der Kreuzzeitung häufig lebendigen und charaktervollen Ausdruck gegeben. Seine Fachstudien mußten freilich darunter leiden; erst die Neue Ära, die seinen kirchlichen und politischen Idealen einen schweren Stoß versetzte, ließ ihn wieder den Weg zu seinem Lebenswerk zurückfinden; aber bereits am 11. September 1860 riß ihn auf einer Studienreise in Paris ein jäher Tod hinweg, so daß sein Buch, das ihm ein dauerndes Andenken in seiner Wissenschaft sichert, von anderer Hand vollendet worden ist.[1]

Gruppe. Gruppe (geboren am 15. April 1804 zu Danzig, Sohn eines Kaufmanns), hatte schon auf der Universität, in den Jahren, wo Hegel gerade zum Zenit seines Ruhmes emporstieg, sich in einer abweichenden Richtung entwickelt; seine Studien, die ihn in ein näheres Verhältnis zu Lachmann brachten, waren kaum abgeschlossen, als er, noch im Todesjahr des großen Philosophen, in zwei satirischen Schriften ein paar freilich recht stumpfe Pfeile gegen ihn absandte. Unter Altenstein war dies auch nach dem Heimgang Hegels keine Empfehlung; vielleicht ist es dem Plan der Habilitation, den Gruppe sogleich gehabt haben soll, hinderlich gewesen. Er ward dann an der Staatszeitung beschäftigt, für die er neben ästhetischen Artikeln auch politische Berichte lieferte. Eichhorn zog ihn hierfür noch mehr heran, gab ihm eine feste Remuneration und fügte 1844, wie immer aus eigener Machtvollkommenheit, ein Extraordinariat hinzu. Damit aber war Gruppes Laufbahn an der Universität abgeschlossen; als ständiger Sekretär der Akademie der Künste hat der reichbegabte Mann seine Lebensstellung gefunden. Von den mannigfachen Talenten Gruppes war das schöngeistige doch wohl das beste. Seine ästhetischen Versuche, die Analysen deutscher Literaturdenkmäler, sowie manche feine Beobachtung an römischen Dichtern haben ihm die Anerkennung auch strengerer Beurteiler gebracht; seine eigenen poetischen Versuche, die sich über die Gebiete der Lyrik und des Epos wie des Dramas erstreckten, offenbaren Formsinn und Erfindungsgabe: aber seine Phantasie überwucherte nur zu leicht die Kritik, an sich selbst wie am Stoff, und die Leichtigkeit seiner Feder verführte ihn zur Zersplitterung seiner reichen Kraft und

1) A. D. B. XII, S. 498 (Waitz).

zur Verleugnung der Konzentration des Schaffens, ohne die auch das Talent auf die Dauer versagen muß.[1]

Glaser.

An dieser Stelle sei noch Johann Karl Glasers gedacht, dessen politische Stellung, wenigstens in seinen späteren Jahren, mit der Hubers verwandt war, dem er freilich an Geist und Originalität nicht gleichkam. Eines Landmannes Sohn im Trierischen, gelangte er von der Theologie zur Philosophie und von hier zur Staatswissenschaft. Von seinem langen Leben (1814—1894) hat er bei uns als Privatdozent die Jahre der Revolution und der Reaktion (1844—1855) zugebracht. Seine Stellung gewann er unter dem Minister Manteuffel, der ihn sogleich als Ordinarius nach Königsberg brachte; von dort ist er 1868 nach Marburg gekommen. Sein Leben hat weit mehr der Politik als der Universität angehört; lange Jahre war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Reichstages, wo er seit 1873 zur konservativen Opposition gegen Bismarck gehörte. Auch seine zahlreichen wissenschaftlichen Werke sind durchweg vom Standpunkt der Partei geschrieben, und die liberalen Doktrinen der Nationalökonomie haben in ihm einen Gegner gefunden, dessen sozialpolitischen Ideen zum Teil eine größere Zukunft beschieden gewesen ist, als die damals herrschende Lehre zugeben wollte.[2]

Weniger in der Richtung als in der Art ihrer Betätigung kommen Gruppe zwei Männer nahe, die, wie er, von der inneren Pforte der Fakultät ausgeschlossen geblieben sind, Theodor Mundt und Friedrich Adolf Maercker, beide weit mehr noch als Gruppe Literaten, und kaum noch Gelehrte zu nennen; wie sie auch ihre Vorlesungen mehr als Publizisten denn als Universitätslehrer aufgefaßt haben. Es war eine Richtung, welche heute an der Universität zum Glück ausgestorben ist, und die sich auch nur aus der vormärzlichen Epoche mit ihrer wachsenden Unruhe in Staat, Kirche und Gesellschaft erklärt. Ihr Wesen war das Gegenteil von der Freiheit und Einsamkeit des Geistes, die Humboldt als die Sphäre des Universitätslebens bezeichnet hat. Zumal auf Mundt trifft dies zu. So groß seine Bedeutung als Stimmführer des jungen Deutschlands sein mag, kommt er doch für die Geschichte unserer Universität kaum in Betracht. Seine Arbeiten, deren Zahl mit der Kraft eines Schwungrades von Jahr zu Jahr wuchs und die literarische Fruchtbarkeit seiner Gattin Luise Mühlbach fast überbot, entfernten sich in demselben Maße von dem Boden wissenschaftlicher Forschung und trugen mehr und mehr den Charakter einer zwar gewandten, zum Teil geistreichen, aber des Ernstes und der Tiefe entbehrenden Tagesschriftstellerei. In den zwölf Semestern, die Mundt als Privatdozent unserer Universität angehörte, von 1842 bis 1848, hat er im ganzen sechs Mal gelesen, davon nur drei überaus mäßig besuchte Privata. Und wenn sein erster Versuch zur Habilitation, Ostern

Mundt.

1) A. D. B. X, S. 64 (Prantl); Deutsche Monatshefte, Bd. VII (1876), S. 213ff.
2) Chronik der Universität Marburg für das Jahr 1894/95, Jahrg. VIII, S. 11ff.

1835, nachdem die Fakultät ihn bereits angenommen, durch einen Zusammenstoß mit der Zensur gescheitert ist und ihn als Märtyrer der liberalen Ideen erscheinen läßt, so hat er in späteren Jahren die ursprünglich nicht geringen Sympathien seiner Freunde in der Fakultät, unter denen Böckh an erster Stelle stand, durch eigene Schuld verscherzt. Die Fakultät war es, und nicht die Regierung, die ihm später Schwierigkeiten in den Weg legte; gerade die Minister, sowohl Eichhorn als Schwerin, denen Mundt nacheinander sich als Bekehrter und Bekenner ihrer Prinzipien zu insinuieren wußte, haben ihm, jener zur Habilitation, dieser zur außerordentlichen Professur in Breslau verholfen.[1]

Maercker. Sympathischer berührt uns die Gestalt Maerckers, der, so wenig er sich an Bedeutung mit Mundt messen darf, immerhin in den Annalen der Universität eine größere Stelle verdient. Ein Rheinländer, geboren am 8. November 1804 zu Eltville als Sohn eines Kaufmanns, war er schon 1815 nach Berlin gekommen, hatte hier das Joachimsthalsche Gymnasium und seit 1823 die Universität, zunächst als Jurist, später als Philologe und Philosoph, besucht. Unter seinen Lehrern sind Böckh und Hegel wohl besonders zu nennen. Nach längeren Reisen promovierte er 1837 in Halle und habilitierte sich im Dezember 1842 bei uns auf Grund einer Abhandlung über „Das Prinzip des Bösen nach den Begriffen der Griechen“, an der das Beste die bei den Universitätsakten liegende Kritik Trendelenburgs ist. Obgleich dies Gutachten vernichtend lautete, ward Maercker dennoch, mit der Beschränkung der Venia auf das Gebiet der alten Philosophie und Philologie, zugelassen, eine Stellung, die er, seit 1861 als Titularprofessor, jahrzehntelang (er starb erst am 26. Juli 1889) innegehabt hat. Eine gewisse Rolle hat er als Redner in Volksversammlungen und Bezirksvereinen während der Revolution[2] gespielt; auch mit der Feder hat er damals auf die öffentliche Meinung einzuwirken versucht. Sonst tragen noch ästhetische Traktate und zahlreiche heute vergessene Poesien seinen Namen. Der Wissenschaft hat er nur jene Schrift, die ihm den Eintritt in den Lehrkörper verschaffte, geschenkt.[3]

Gerhard. Daß bei der Abwehr dieser Männer, so berechtigt sie sein mochte, die uns bekannte Abneigung der Fakultät gegen die Vermehrung ihres Kollegiums mit-

1) Dies scharfe Urteil findet seine Rechtfertigung in den Akten, sowohl der Fakultät, wie des Ministeriums, aus denen die sehr ausführlichen Mitteilungen in den Werken Draegers und Houbens doch noch wesentlich ergänzt werden können. Auch die Angaben, welche Friese in der Geschichte der Königlichen Universitätsbibliothek über die Konflikte seiner späteren Jahre (seit 1850) als Bibliothekar mit seinem Vorgesetzten Georg Heinrich Pertz gibt, tragen den gleichen Stempel. Das Nähere sei der literarhistorischen Forschung überlassen. Über Mundts Tätigkeit im Sommer 1848 siehe unten.

2) Erwähnt mag sein, daß er als Bruder des Justizministers Maercker im Auftrage von Auerswald der Mittelsmann bei Böckh gewesen ist, um ihn in das Ministerium zu ziehen.

3) U.-A. Phil. Fak. Lit. H. Nr. 1. Vol. VI. Ein Nekrolog in der Vossischen Zeitung, zu deren ältesten Mitarbeitern Maercker gehörte, und der er bis in seine letzten Lebensjahre treu blieb, vom 27. Juli 1889.

spielte, geht aus den Akten hervor. Das war nun einmal die Grundauffassung: man glaubte nur so die Einheitlichkeit in Erziehung und Studium wahren zu können und sich vor der wachsenden Zersplitterung zu retten. Wenn für irgend jemand ein Interesse in der Fakultät vorauszusetzen war, so galt dies für Eduard Gerhard, ihren ersten rite promovierten Doktor, Böckhs Lieblingsschüler, und seit Jahren bereits lesendes Mitglied der Akademie. Aber weder er, noch sein Freund Panofka, der zugleich mit ihm, und zwar auf sein eigenes Betreiben, im Mai 1843 ein Extraordinariat erhielt, war von der Fakultät vorgeschlagen. Ihre Beförderung verdankten sie dem Eingreifen des Königs, der seinem Archäologen am Museum eine Stellung auch an der Universität verschaffen wollte; schon im nächsten Jahre ließ er ihm das Ordinariat geben. Ein rechter Universitätslehrer ist Gerhard freilich nie gewesen; seine Wirksamkeit gehört weit mehr der Akademie an. In seinen Vorlesungen pflegte er sich damit zu begnügen, Stücke aus Otfried Müllers Handbuch vorzutragen, die er dann mit seinen Erläuterungen versah. Um so instruktiver waren die Übungen, die er mit den intimeren Schülern anstellte, und für die er von der Regierung im Jahre 1851 einen allerdings mager ausgestatteten Apparat erhielt. Und so darf man ihn doch als den ersten großen Lehrer der „monumentalen Philologie“ in Deutschland ansehen; Männer wie Curtius, Conze und Michaelis haben von ihm persönlich gelernt, und in allen Kulturländern hatte er Freunde, die sich seine Schüler nannten.[1]

Lepsius.

Auf dem gleichen festen Grunde klassischer Bildung, den er in Schulpforta gelegt, stand Karl Richard Lepsius aus Naumburg. Seine Ziele aber suchte dieser nicht innerhalb der klassischen Welt, sondern jenseits von deren Grenzen auf dem Mutterboden älterer und ältester Kulturen. Diese Richtung nahmen seine Studien, die er in Leipzig unter Gottfried Hermann begonnen, schon in Göttingen, als er sich unter Otfried Müllers Leitung in die altitalischen Dialekte vertiefte. Ostern 1832 kam er, um abzuschließen, nach Berlin, fand hier jedoch nicht, was er suchte; weder Böckh, gegen den er Hermanns Vorurteil mitbrachte, noch Lachmann, und nicht einmal Bopp wollten ihm sonderlich gefallen; er hat damals über alle drei, später seine verehrten Kollegen, und ebenso über Schleiermacher, an dessen dialektischer Behandlung der Glaubensfragen sich sein positiv gerichteter kirchlicher Sinn stieß, sehr absprechend geurteilt. Hülfe suchte er außerhalb der Fakultät, bei Klenze, dessen Gelehrsamkeit ihm bei der Ausarbeitung seiner Dissertation über die Eugubinischen Tafeln zugute kam.[2] An die Ägyptologie dachte er noch nicht; er kannte weder die

---

1) Otto Jahn, Eduard Gerhard (1868); Göttinger gelehrte Nachrichten, 1867, S. 265 (E. Curtius); A. D. B. VIII, S. 760 (Urlichs).

2) Wie wenig Fühlung er mit den Berliner Philologen gewann, lehrt das Protokoll seiner Promotionsprüfung, die nicht eben glänzend verlief. In den Nebenfächern versagte er: Tölken

hamitischen noch die semitischen Sprachen. Erst in Paris, wo er zunächst auch nur die bisherigen Studien fortsetzte, geriet er auf das Feld, auf dem er unvergängliche Früchte ziehen sollte. Es war Bunsen, der ihm das Ziel wies. Man wird dabei an das Verhältnis Bopps und Windischmanns zueinander erinnert; und wie jener bei den beiden Humboldts Unterstützung fand, so war es bei Lepsius wieder Alexander, der ihm Geld und Arbeitsgelegenheit verschaffte. Kirchlich und politisch stand Lepsius Bunsen näher als der Begründer der vergleichenden Sprachenkunde dem katholischen Mystiker. Auf seine Wissenschaft gestattete er aber seinem Protektor ebensowenig Einfluß; er hat Bunsen sehr bald, ohne darum seine Freundschaft zu verlieren, die Arbeitsgemeinschaft, auf die jener gehofft, gekündigt. Gleich Bopp setzte Lepsius zunächst alle Kraft daran, die Elemente seines Faches aufzusuchen und zu ordnen: Linguistik, und darüber hinaus paläographische Forschungen bildeten den Anfang. Jedoch waren ihm Sprachformen und Inschriften nur der Stab, an dem er in die verschütteten Heiligtümer der Pharaonen eindrang, und der Faden, der ihn durch das Labyrinth der ägyptischen Chronologie und Götterlehre hindurchleitete und damit den Grundriß und Aufbau des ägyptischen Staates und seiner Kultur sichtbar machte. Lange Jahre sammelte und forschte er auf europäischem Boden, in den Bibliotheken und Museen von Paris, Turin, Pisa und Rom, in England und Holland; aber schon jetzt schichtete er, vor allem durch die Entdeckung und Deutung des „Todtenbuches“, die Quadern zu einem Bau, der so fest stehen sollte wie die Pyramiden, deren Geheimnisse sich ihm allmählich enthüllten. Beladen mit Schätzen und ausgerüstet mit neuen selbsterdachten Methoden, um die Rätsel des Nillandes zu lösen, kehrte er nach Berlin zurück (November 1839). Wieder waren es Bunsen und Humboldt, die ihren Einfluß bei dem Thronfolger für ihren genialen jungen Freund einsetzten. Der Tod des alten Königs machte die Bahn frei, und so konnte Lepsius im September 1842, nachdem er im Januar das Extraordinariat erhalten, vom König selbst gesandt und mit Geschenken an den Khedive und allen Mitteln wohl versehen, die Reise antreten, die den Blick der Menschheit in ihre Vergangenheit um Jahrtausende vertiefen sollte. Daß er nach der Heimkehr das Ordinariat erhielt, war ein Lohn, der uns heute selbstverständlich erscheinen wird: damals hat die Fakultät sich so wenig darum bemüht, wie vier Jahre zuvor um das Extraordinariat.[1] Freilich wird man auch von Friedrich

---

fand ihn in der alten Geographie und Geschichte sehr wenig bewandert, Wilken wußte auch die allgemeinen Geschichtskenntnisse nicht zu loben, und Steffens war von den philosophischen Kenntnissen wenig erbaut. Nur mit Rücksicht auf die speziellen Kenntnisse im Hauptfache und die gelehrte und verständige Dissertation ward das Examen als bestanden erklärt. — U.-A. Phil. Fak. Litt. P. Nr. 4. Vol. IV.

1) Reskript Eichhorns an die Fakultät vom 26. Juni 1846. In der Form ganz entsprechend der Zuschrift über Gerhards Ernennung: „Der philosophischen Fakultät der Königl. Universität mache ich hierdurch bekannt, daß des Königs Majestät“ usw. U.-A. Phil. Fak. Litt. P. Nr. 3. Vol. III.

Wilhelm wohl sagen müssen, daß es ihm weniger um die Aufhellung des historischen Horizontes als um die glänzende Ausstattung seines Museums zu tun war; aber auch dafür hatte er in Lepsius den rechten Mann gefunden, dessen organisatorisches Geschick seiner Forscherkraft gleichkam. Wie bei der Einrichtung des Museums, das er zum ersten der Welt machte, so bewährte er dies in dem gewaltigen Werke, das die Ergebnisse seiner Reise zusammenfaßte, und in jeder späteren Arbeit; noch auf der Schwelle des Alters hat er aus diesem Geiste heraus neue große Pflichtenkreise auf sich genommen, als Nachfolger Georg Heinrich Pertz' in der Generaldirektion der Königlichen Bibliothek und Eduard Gerhards in der Leitung des Archäologischen Instituts. Ein Mann, zum Herrschen geschaffen. Auf den Höhen des Lebens, zu denen er so rasch emporgehoben war, bewegte er sich mit der Sicherheit des geborenen Aristokraten. Voll Selbstgefühl, herb oft und abwehrend, zuweilen auch wohl ungerecht, war er doch im Grunde von weichem Empfinden und poetischen Sinnes; und vor allem, der Strenge, die er gegen andere übte, entsprach die Zucht gegen sich selbst: Wahrhaftigkeit war der Kern seines Wesens und das Fundament seiner kritischen Schärfe, die über der weitgespannten Zielsetzung niemals die Treue im Kleinen vergaß. So hat er Jahrzehnte unter uns gewirkt, als Genosse der Gerhard, Lachmann und Böckh, die ihn in Fakultät und Akademie bald als Ebenbürtigen anerkannten; rastlos schaffend, bis ihn die Schatten des Todes umfingen; ein Sieger, ein Glücklicher zu nennen, mögen ihm auch Sorgen des Lebens und Leiden des Alters die letzten Jahre verdüstert haben, weil ihm jede neue Entdeckung auf seinem Felde die Sicherheit seiner Fundamente neu verbürgte: einer der Großen unserer Korporation, dessen Name nicht verlöschen wird.

Waagen.

An das Museum war auch die Laufbahn **Gustav Friedrich Waagens** geknüpft, der seit 1830 Direktor der Gemäldegallerie war, nachdem er bereits eine Reihe von Jahren unter Hirts Leitung oder Mißleitung an den Arbeiten für die Begründung der Sammlung beteiligt gewesen war. Auch er, gleich Lepsius und Gerhard, ein Reisender und Sammler, ein Bilderkenner, wie wenige seiner Zeitgenossen; seine Fahrten haben ihn von Petersburg bis Cadiz geführt; von der letzten, die ihn 1868 nach Kopenhagen brachte, ist er nicht mehr heimgekehrt. Ein Extraordinariat wurde ihm 1844 verliehen, wieder, wir brauchen es kaum noch zu sagen, ohne daß die Fakultät danach gefragt wurde oder fragte. Eines Malers Sohn (1794 in Hamburg geboren, jedoch in Hirschberg aufgewachsen), kam er aus dem Kreise der Raumer, Tieck und Steffens, deren Verwandter er von seiten der Mutter war. Um so bedeutsamer ist es, daß die ästhetisierenden und romantischen Einflüsse, die er auf den Universitäten in Breslau und Heidelberg in reichem Maße erfuhr, bei ihm nicht das Übergewicht über die Forderungen der historischen Kritik gewannen, sondern seinen Blick für den Zusammenhang der Kunstgeschichte mit ihren kulturellen Voraussetzungen nur verschärften;

man darf ihn neben Rumohr und Schnaase zu den Begründern seiner Wissenschaft rechnen. Er selbst hat unter dem Dilettantismus seiner Vorgesetzten sein Leben lang leiden müssen. Zunächst war es Aloys Hirt, mit dem er in die schärfste Fehde geriet. Aus ihr ging er siegreich hervor. Dann aber kam er unter die Herrschaft des Herrn von Olfers, der als Generaldirektor der Museen die Gunst des Königs genoß und seine Autorität, auf die er einem Gerhard und Lepsius gegenüber wohl oder übel verzichten mußte, gegen den Galleriedirektor um so mehr zur Geltung zu bringen suchte. Er hat Waagen schwere Stunden bereitet, die schwerste, als dieser nach der Heimkehr von einer seiner Reisen von dem Vandalismus Kenntnis nehmen mußte, den ein Restaurator von Olfers' Gnaden an Andrea del Sartos Meisterwerk verübt hatte. Jedoch gehört dies nicht mehr zur Universitätsgeschichte. In ihr hat dieser geistvolle Gelehrte doch nur eine geringe Stelle gewonnen. Das Extraordinariat hat er bis an den Tod behalten: gleich bei der Übertragung war jede Beförderung ausgeschlossen worden; er las meist nur im Winter, und seine Vorlesungen waren ihm wesentlich Vorbereitung auf die Führung der Zuhörer durch das Museum. Und niemand verlangte etwas anderes. Denn daß die Kunstgeschichte sich dereinst zu einem Ordinariat mit Seminar und Doktorpromotionen auswachsen würde, war jener Zeit ein unfaßbarer Gedanke.[1]

Aber auch die Altertumswissenschaft und alle andern Zweige der Philologie setzten in diesem Jahrzehnt kaum neue Schößlinge an; oder wo es geschah, fanden diese doch nicht die Beachtung, die eine spätere Zeit ihnen schenken sollte. Wir sahen, wie eng begrenzt der Einfluß Rückerts, den er selbst freilich nicht suchte, an der Universität war, wie wenig auch ein Huber, soviel er mitbrachte, bei den Studenten erreichte. Wie hätte man aber von diesen ein reges Interesse für Disziplinen erwarten können, die in den Schulunterricht gar nicht aufgenommen oder kaum rezipiert waren, und um die sich weder die Regierung noch die Fakultät sonderlich kümmerten![2] Selbst die deutsche Philologie trat, so gut sie besetzt

---

Guhl. 1) Neben Waagen tritt in den Hintergrund Ernst Karl Guhl (geb. 1819 zu Berlin, gest. ebenda 1863), dessen Namen mehr das bekannte, mit Koner gemeinsam verfaßte Handbuch, „Das Leben der Griechen und Römer", bewahrt hat als seine mannigfachen kunsthistorischen Schriften. Ursprünglich Philologe, habilitierte er sich 1847 für Kunstgeschichte. Seine Haupttätigkeit aber gehörte der Akademie der Künste, an der er bald nach seiner Habilitation Lehrer seines Faches wurde; 1859 erhielt er, gleichzeitig mit der Ernennung zum Extraordinarius, das Sekretariat an der Akademie. — A. D. B. X, S. 99 (Dohme).

Schmölders. 2) Als Arabist habilitierte sich im Dezember 1842 Franz August Schmölders (1809 bis 1880), ein Westfale, aus der Bonner Schule; er kam schon nach drei Semestern als Extraordinarius nach Breslau, wo er, seit 1860 Ordinarius, als Nachfolger Bernsteins, bis an seinen Tod gewirkt hat. — A. D. B. XXXII, S. 58 (Th. Weber).

Dieterici d. J. An seine Stelle trat — Ostern 1846 — Friedrich Heinrich Dieterici (1821 bis 1903), der Sohn des Nationalökonomen, der, nach Rückerts Abgang 1850 zum Extraordinarius befördert, Jahrzehnte in dieser Stellung verblieben ist; erst am Ende seines Lebens (1901) erhielt

war, vor den klassischen Sprachen, die für Schule und Universität noch immer im Mittelpunkt des Unterrichts standen, in den Schatten. Der große Name Jakob Grimms hatte zunächst die Studenten angezogen. In den Rechtsaltertümern, mit denen er im Winter 1841 seine Vorlesungen an der Universität eröffnete, — denn er legte, wie sein Bruder, großen Wert darauf, auch als Lehrer zu wirken, — hatte er 33 eingeschriebene Zuhörer; die Deutsche Grammatik, über die er im Winter darauf las, hatten 63 und die über die Germania, die er im Sommer 1843 interpretierte, 61 belegt. Schon im Wintersemester darauf kamen jedoch zur Grammatik nur 33; und danach hat Jakob, zunächst durch Krankheit gehindert, nur noch einmal, im Sommer 1847, vor 26 Zuhörern, gelesen; fortan blieb er dem Lehrstuhl fern, während Wilhelm weiter las, dieser jedoch fast nur Publika, die niemals übermäßig besetzt waren. So gehören die beiden Brüder, wie wenig ihre ehrwürdigen Gestalten sich aus dem Geistesleben des damaligen Berlin hinwegdenken lassen, in den Rahmen unserer Darstellung kaum hinein. Ihre Wirkungsstätte war die Akademie, und der eigentliche Lehrer und Erzieher zur deutschen Philologie blieb Karl Lachmann, der von der Regierung dazu recht eigentlich bestimmt war und selber auf diese Stellung den gleichen Wert legte wie auf seine Lehrtätigkeit in der klassischen Philologie. Der Inhaber der deutschen Nominalprofessur, Friedrich v. d. Hagen, war vor ihm und den Grimms immer mehr zurückgewichen; seine Vorlesungen über die Nibelungen hatte er ganz aufgegeben, und nur ein paar Publika, wie die meist im Winter gelesene

Lachmann.

er Titel und Rang eines ordentlichen Honorarprofessors. Die zahlreichen Schriften des Gelehrten Dieterici beschäftigten sich, von Textausgaben und Kommentaren abgesehen, besonders mit der arabischen Philosophie. Anfangs hatte es geschienen, als ob dies stille Gelehrtenleben eine ganz andere Wendung nehmen sollte. Dieterici hatte Ende Mai 1847 eine Reise in den Orient angetreten, die ihn über Konstantinopel und Syrien-Palästina nach Kairo führte. Die rasche Vermehrung der preußischen Konsulate im Orient, die, entsprechend dem Wachstum der Handelsbeziehungen 1851, bereits bis auf zwölf gestiegen waren (E. Sachau, Denkschrift über das Seminar f. orient. Sprachen an der K. Fr.-Wil.-U. zu Berlin, S. 7), brachte nun den Minister des Auswärtigen, Otto von Manteuffel, auf den Gedanken, in Berlin eine Dragomanschule ins Leben zu rufen, deren Leitung dem jungen Dieterici anvertraut werden sollte, der neben dem Arabischen auch das Türkische und Persische beherrschte; es war die Absicht, ihn zunächst selbst noch einmal nach Konstantinopel zu schicken, um den Dragomandienst praktisch kennen zu lernen. Wir werden also in diesem Plan, der, nachdem man ein Jahr darüber beraten, wieder in den Akten begraben ward, die erste Idee eines Orientalischen Seminars erblicken dürfen, die nach mehr als 30 Jahren von Friedrich Althoff, einem bereits vom Fürsten Bismarck ausgesprochenen Wunsche gemäß, aufgegriffen und zur Durchführung gebracht worden ist. Ein Brief des älteren Dieterici, der sich naturgemäß lebhaft dafür interessierte, an Johannes Schulze (die Quelle dieser Notiz) weist bereits ganz in die Richtung, die der Plan seitdem genommen hat. Er betont darin den Vorteil, den die Universität von der Leitung des Instituts durch einen Professor haben werde, und die bessere praktische Ausgestaltung des Studiums der orientalischen Sprachen, hebt die Belebung der Handelsbeziehungen hervor, wenn, wie zu erwarten, Kaufleute und Fabrikanten die Schule besuchen würden, und spricht endlich die Hoffnung aus, daß Berlin sich mehr und mehr zum Hauptsitz der orientalischen Sprachwissenschaft entwickeln werde. — Geh. St.-A., Rep. 92, Johannes Schulze D. 7.

altdeutsche und nordische Mythologie, waren stärker besucht. Groß war freilich auch der Besuch der Lachmannschen Kollegia nicht, an die Zahlen Jakob Grimms reichte auch er nicht heran. Er war nicht unempfindlich dagegen, so selten er damit herauskam, und so fest das persönliche Band war, das ihn mit dem Begründer und Großmeister seiner Wissenschaft verknüpfte. Als schwere Kränkung aber faßte er es auf, als ihm unvermittelt noch ein Spezialkollege in dem alten Maßmann, der seit Jahren an der Isar gelebt hatte und fast zum Altbayern geworden schien, an die Seite gesetzt wurde; er geriet darüber so außer sich, daß er dem Minister seinen Lehrauftrag zurückgeben wollte, was dieser dann durch eine in die liebenswürdigste Form, fast wie eine Bitte um Verzeihung gefaßte Erklärung abwandte. Es war nur wieder eine Laune des Königs gewesen, der Ehrgeiz Friedrich Wilhelms, Jahns alten Vorturner dem königlichen Freunde in München, wie früher Schelling, abzugewinnen; Maßmann sollte (eine Stellung, die er übrigens bereits in München gehabt) als oberster Turnwart im Königreich die hoffähig gewordene Turnerei organisieren; das Extraordinariat, das ihm übertragen ward, war mit keiner andern Verpflichtung als einer Wintervorlesung belastet. Übrigens war Maßmann kein Neuling in der germanischen Philologie. Seine Ausgaben des Muspilli und anderer Denkmäler altdeutscher Dichtung und Prosa hatten ihm sogar die schwer zu erringende Achtung eines Jakob Grimm verschafft, der ihm und andern Fachgenossen den vierten Band seiner Grammatik gewidmet hat. Dennoch war die Verpflanzung des alten Burschenschafters nach Berlin für ihn selbst kein Glück; neben der strengen Berliner Schule konnte die rasch zusammenraffende Arbeitsweise des unermüdlichen Autodidakten, der das Naturburschenhafte seiner jungen Jahre auch in seinen gelehrten Arbeiten nie völlig abstreifte, nicht bestehen; weder bei den Kollegen noch bei den Studenten genoß er rechtes Ansehen; er hat, solange er neben Lachmann wirkte, nur zweimal gelesen, und so behielt dieser gerade in den letzten Jahren, wo auch Jakob Grimm dem Katheder fernblieb, unbestritten das Feld.[1]

Maßmann.

Lachmann hielt hier die Zügel um so straffer in der Hand, als er auf dem Boden der klassischen Philologie selbst Mühe hatte, sich neben dem Kollegen, dem er da zur Seite trat, zu behaupten. Als er nach Berlin kam, war Böckh im Vollbesitz der Herrschaft und nicht eben geneigt, sie zu teilen. Im Seminar, seiner eigenen Schöpfung, galt kein anderer Wille. Er allein führte die Geschäfte, gab die schriftlichen Arbeiten, verteilte die Preise und berichtete an den Minister. Unter ihm leitete damals noch Buttmann die lateinischen Übungen; er, der Grieche,

Böckh und Lachmann. Bekker.

1) Über Maßmann siehe besonders den Artikel Scherers in der A. D. B. XX, S. 569. Ferner Sitzungsber. der Münchener Akademie 1875, I, S. 272 (Prantl); Deutsche Turnzeitung 1874, Nr. 33; 1875, Nr. 9ff. (F. Voigt). Das sonderbare Schreiben Lachmanns an Eichhorn vom 4. Juli 1846 bei M. Hertz, Karl Lachmann, S. 93. — Maßmann, der 1860 vom Schlage getroffen war, starb nach langem Siechtum erst 1874.

hatte sich, liebenswürdig und uneigennützig wie immer, gleich im ersten Jahre freiwillig und ohne jede Vergütung dazu erboten. Als ihn Krankheit zum Rücktritt zwang, trat nicht Lachmann, obschon er jetzt Ordinarius geworden war, sondern wieder ein Gräcist, Bernhardy, an seine Stelle; und erst nach dessen Abgang nach Halle (1829) trat jener ein, ohne daß sich das Verhältnis darum geändert hätte. Daß Lachmann diese nachgeordnete Stellung, die sich übrigens später auch Haupt gefallen ließ, nicht ganz leicht nahm, wenn er auch nach außen wiederum nichts daraus machte, gab er noch nach Jahren, in der Eingabe vom 6. Juli 1846, die wir nannten, dem Minister zu verstehen — und wird auch uns verständlich sein.[1] Doch waren es tiefere Gründe, die zwischen den beiden großen Philologen lange Zeit ein näheres Verhältnis nicht aufkommen ließen. Lachmann repräsentierte den Typus der Philologie, der in Gottfried Hermann, Böckhs stärkstem Gegner, gipfelte. Bei ihm war er zuerst in die Schule gegangen, den Vater seiner Studien hat er ihn einmal genannt. Und wenn man auch gewiß mit Recht der divinatorisch-künstlerischen Kritik Hermanns die streng historische Lachmanns gegenübergestellt hat, so verschwindet doch dieser Unterschied vor dem Abstand, der beide von den breitausladenden, auf die Gesamtheit der Altertumskunde gerichteten Forschungszielen trennte, welche Böckh der Philologie gegeben hatte. Auch Lachmann grenzte den Bezirk seiner Wissenschaft im wesentlichen auf das Verständnis der antiken Literatur, und darin vor allem wieder der Dichtkunst ein, als der klassischen, nach Form und Inhalt über die Zeiten erhabenen, vorbildlichen Welt; ja, er setzte sich selbst die Aufgabe noch enger, indem er in der Sicherstellung der Texte sein Genüge fand. Mochten es altdeutsche oder lateinische Schriftsteller sein, die Elegien des Properz oder das Gedicht von der Nibelungen Not, Catull und Tibull oder Iwein und Parzival, Babrius oder Lessing, die Institutionen des Gajus oder die Schriften des Neuen Testaments — immer machte er an diesem Punkte halt; er wollte gar nichts anderes sein als ein Wegbereiter. Dem entsprachen bei ihm Vorlesung und Seminar: die Nibelungen und die Elegien des Properz, der Parzival und der Agamemnon, und dieser besonders oft, kehren darin mit Horaz' Briefen, Catull und Tibull oder mit Hartmann von der Aue im geregelten Doppelturnus Jahr um Jahr wieder; und nur die deutsche Grammatik und die Geschichte der alt- und mitteldeutschen Poesie führten in ebenfalls geregeltem Wechsel über die Interpretation der Schriftsteller hinaus. Für Böckh hingegen war jede Textuntersuchung, mochte sie Pindar gelten oder irgendwelcher Inschrift, nur die Pforte, durch die er in die Welt der antiken Kultur hineinzudringen suchte. Auch für ihn war es noch die klassische Welt,

---

1) Die Remuneration von 100 Talern, die er dafür erhalten, ward ihm 1841, als er im Gehalt um 300 Taler aufgebessert wurde, stillschweigend entzogen; auch darauf mußte er erst in jener Eingabe hinweisen, um die Fortzahlung zu bewirken. Vgl. den Bericht Böckhs über das Seminar, Bd. III, S. 208.

und leuchtend in apollinischem Glanze stand vor ihm der Geist von Hellas, dessen erhabenem Sänger er sein erstes Werk gewidmet hatte, und dem in Platos Dialogen nachzuspüren ihm unversiegliche Lust und ein Bedürfnis seines spekulativ gerichteten Geistes war. Aber die Grundlagen suchte er nicht mehr, wie Wolf, der darin ganz der Sohn der Aufklärung und des weltbürgerlichen Jahrhunderts geblieben war, in der Sphäre des Ästhetischen und Rein-Geistigen, sondern in der breitwogenden Flut des historischen Lebens, in der Welt des Staates und auf dem Boden der Nation. So wie er es in den Proömien und den Reden, mit denen er, wie mit feierlichen Weihesprüchen, die Anfänge unserer Hochschule begleitete, von dem eigenen Volke gefordert hat. Beides hängt aufs engste zusammen: im Jahre der Befreiung des Vaterlandes von dem fremden Joch hat Böckh die Bearbeitung der attischen Staatsaltertümer begonnen; aus Deutschlands Wiedergeburt, von der niemand tiefer ergriffen war als er, erhob sich ihm unmittelbar die Neugestaltung der klassischen Studien. Philologie war dies nun freilich nicht mehr zu nennen; es war Geschichte geworden im weitesten Umfange des Begriffes. Und damit war auch das Dogma von der unbedingten Klassizität der antiken Kultur in seiner Wurzel durchschnitten. Denn nun konnte die Isolierung, in die das Weltbewußtsein des Humanismus die hellenisch-römische Welt gebannt hatte, nicht mehr festgehalten werden; sie war ein Stück der allgemeinen Geschichte geworden. Die Vorstellung von einem Kosmos der Schönheit und der geistigen Freiheit, der aus ringsumflutender Barbarei emporgestiegen war, wie das altgriechische Weltbild aus dem Okeanos, mußte dahinschwinden; die Schranken, die zwischen der hellenischen und den orientalischen Kulturen aufgerichtet waren, fielen; tausend Verbindungswege und Abhängigkeiten taten sich auf; und im Schoße der griechisch-römischen Welt selbst entdeckte der Wirklichkeitssinn des Jahrhunderts bald in allen Sphären des Daseins zahllose Entwicklungsstufen, Verschiedenheiten und Gegensätze, wo die alte, literarisch gerichtete Forschung lauter gleichstilisierte und gleichgefärbte Bilder hatte sehen wollen. Es sind die Wege, welche die Altertumswissenschaft heute verfolgt: die Wege, auf denen sich die klassische Philologie mit denen des Orientes zu einem einzigen, immer mächtiger anschwellenden Strome vereinigt hat.

So nahm Lachmann zu Böckh eine ähnliche Stellung ein wie Immanuel Bekker; wie denn auch ihr Freundeskreis (neben Schleiermacher besonders Klenze, Buttmann, Meineke und Göschen) lange Zeit der gleiche war; auch in den politischen und religiösen Anschauungen standen sie einander nahe. Anders jedoch ihr Verhältnis zur Universität. Hier stand Bekker ganz abseits, einer der wenigen deutschen Gelehrten, die ohne akademische Luft haben leben können; weder die Korporation noch das Katheder zogen ihn an, und seiner Pflichten als Lehrer ward er durch die Studenten selbst enthoben; er brachte kaum noch ein Publikum zustande. Lachmann aber entfaltete nach beiden Seiten den größten

Eifer. Auf dem Katheder freilich konnte auch er mit Böckh nicht wetteifern; die Kollegia, welche dieser las, sowohl die großen über Enzyklopädie der Altertumskunde, über Staatsaltertümer und griechische Literaturgeschichte, wie seine Interpretationen wurden vier-, fünf- und sechsfach so stark besucht. Auch in der Korporation trat Lachmann anfangs noch zurück. 1836 ward er zum ersten Mal Dekan, und seine Wahl zum Rektor für das Jahr 1843/44 erfolgte nur mit einer Stimme Majorität. Eben damals überließ ihm Böckh die Redaktion des Vorlesungsverzeichnisses, zu dem Lachmann nun auch meist die Proömien schrieb. Es war das stürmische Jahr, in dem es der Regierung wie den Studenten gegenüber Festigkeit zu zeigen galt, und bei niemand konnten die Rechte der Korporation in besseren Händen sein als bei Lachmann. Seitdem erscheint er unter den Regierenden in Fakultät und Senat. 1846 übernahm er zum zweitenmal das Dekanat, und aus dem Senat kam er kaum noch heraus. Hier fand er sich mit Böckh zusammen; ihre Auffassung von den Rechten und Pflichten der Korporation und ihrer Mitglieder war die gleiche, und dies wirkte auf ihren persönlichen Verkehr zurück, der sich nun ganz freundschaftlich gestaltete.

Neben Böckh und Lachmann emporzukommen war schwer, und nur wenige haben es, trotz der Stellung, welche die klassische Philologie noch immer im Lehrplan der Universität einnahm, versucht. Zunächst der Münchener Johannes Franz (1804—1851), ein Schüler von Thiersch, den die Akademie, d. h. Böckh, zur Unterstützung seines Inschriftenwerkes 1839 herbeigeholt hatte; Böckhs Einfluß, so wird man annehmen können, bestimmte die Fakultät bereits im Februar 1840, das Gesuch seines Amanuensis um ein Extraordinariat bei dem Minister zu befürworten. Die Ernennung zum Ordinarius (1846) verdankte Franz aber nicht mehr der Fakultät; sie erfolgte wieder auf direkten Befehl des Königs, als Belohnung für die Übersetzung der Orestie, die der König damals, als Gegenstück zu Böckhs Antigone, auf die Bühne bringen wollte. Franz' Spezialität war das Neugriechische, dessen Kenntnis ihm schon vor Jahren die Gunst König Ludwigs und die Anstellung als Dolmetscher im Gefolge König Ottos von Griechenland verschafft hatte. In Berlin war hiermit wenig zu machen, und auch seine Erklärungen altgriechischer Autoren zogen die Studenten wenig an; bei seinen Kollegen aber verdarb er es im Sommer 1848 durch einen literarischen Streit mit Lachmann, der durch die politische Erregung des Jahres vergiftet wurde, und bei dem Lachmann vielleicht mit zu scharfen, Franz aber mit nicht ganz ehrlichen Waffen kämpfte. Er hat seine Niederlage nicht lange überlebt; schon im Dezember 1851 starb der Vereinsamte; in demselben Jahre wie sein größerer Gegner.[1] Recht im Gegensatz zu diesem Eingewanderten gehörte ganz der Berliner Schule an Martin Hertz (1818—1895), von Geburt ein Hamburger, aber zum

Johannes Franz

M. Hertz.

1) A. D. B. VII, S. 317 (Bursian). M. Hertz, Karl Lachmann, S. 251.

Berliner schon auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster geworden, und danach, mit Ausnahme weniger Bonner Semester, ganz auf unserer Universität gebildet: Lachmanns treuester Schüler und sein Biograph. Doch war es nur die eine Seite seines Meisters, der er folgte, und einseitig überhaupt war der Charakter seiner Studien: von seiner Dissertation ab widmete er sich fast ausschließlich dem lateinischen Zweige der Philologie; mustergültige Editionen sichern seinem Namen ein dauerndes Andenken.[1]

Ernst und Georg Curtius.

Auch über zwei andere Hanseaten, das edle Brüderpaar Ernst und Georg Curtius, können wir an dieser Stelle nicht nach dem vollen Inhalt ihrer Lebensarbeit sprechen. Denn der Jüngere, Georg, der auf den von Bopp, Pott und Benfey gelegten Grundlagen die Brücke zwischen der klassischen Philologie und der indogermanischen Sprachwissenschaft geschlagen hat, gehörte nur ein paar Dozentenjahre (1846—1849) unserer Universität an; sein epochemachendes Werk, die „Grundzüge der griechischen Etymologie", fällt in seine Leipziger Zeit, und vergebens haben wir ihn nach Bopps Tode, noch bevor sein Bruder wiederkehrte, zurückzugewinnen versucht. Ernst war schon in seiner ersten Periode weit länger bei uns: 1843 habilitiert, ward er gleich im nächsten Jahr, auf den besonderen Wunsch des Prinzen von Preußen, als der Erzieher seines Sohnes, Extraordinarius[2]; er blieb es länger als ein Jahrzehnt; die Akademie hatte ihn schon in sich aufgenommen, als er den Ruf nach Göttingen erhielt. Bei uns hat er sein schönstes, nie übertroffenes Werk, den „Peloponnes", verfaßt, noch mit dem Gedanken, das ganze Hellas in der gleichen Weise zu beschreiben. Auch seine „Griechische Geschichte" hat er bei uns begonnen und weit gefördert; veröffentlicht aber hat er dies Werk, das seinen Namen in der allgemeinen Schätzung neben den Mommsens führte, erst in Göttingen, und dort hat er seine besten Mannesjahre verbracht. Schon als er in unsere philosophische Fakultät eintrat,

---

1) Berlin hat hierauf das kleinste Anrecht, obschon Hertz zehn Jahre, immer nur als Privatdozent, der Unsrige war; 1855 nach Greifswald, gleich als Ordinarius, berufen, kam er 1862 nach Breslau, wo er noch jahrzehntelang die Strenge Lachmannscher Methode aufrechterhalten hat. A. D. B. L, S. 259 (Skutsch).

2) Kab.-Ord. vom 26. Oktober 1844. — K.-M. U. G. IV. 47. I. Ebd. ein Schreiben des prinzlichen Gouverneurs, Generals von Unruh, an Eichhorn vom 15. Oktober, das offenbar durch den besonderen Wunsch des Ministers veranlaßt war. Der Prinz von Preußen, so heißt es darin, sei damit einverstanden, daß Eichhorn den Herrn Curtius darauf aufmerksam mache, daß er die Ernennung vornehmlich ihm zu verdanken habe. Jedoch setze der Prinz voraus, daß der Minister nicht allein hieraus Veranlassung nehme, sondern auch mit Rücksicht auf die sonstige Qualifikation usw., da er nicht beabsichtige, für einen jungen Mann, der dem Minister noch gar nicht bekannt sei, ausnahmsweise besondere Vergünstigungen zu beanspruchen. Die Fakultät war auch in diesem Falle nicht weiter befragt worden, hat aber, wie es scheint, auch nicht widersprochen. Indessen hängt damit offenbar eine Eingabe vom 31. Oktober 1844 zusammen, worin sie für W. A. Schmidt, der am 10. Juli um ein Extraordinariat gebeten hatte, mit Rücksicht auf seine „nicht erfolglose" Vertretung der griechischen Geschichte eintrat.

war er ihr kein Fremder mehr; in Berlin hatte er seine Studien abgeschlossen, Böckh und Gerhard, Lachmann und Trendelenburg waren vor anderen seine Lehrer gewesen.[1] Hinter ihm lag die griechische Reise, der Sonnentag seines Lebens, der mit dem jähen Tode Otfried Müllers so dunkel abschloß. Als ein Vermächtnis des geliebten Lehrers brachte er die gemeinsam gearbeiteten „Anecdota Delphica" heim, mit denen er sich habilitierte: er selbst wie ein Abgesandter des delphischen Gottes, von dessen reinem Glanz ein Strahl den in jugendfroher Kraft und Schönheit Blühenden getroffen zu haben schien. In den Studentenjahren war auch er nicht ganz ohne Anfechtung von dem bohrenden und zersetzenden Geist der Zeit geblieben; er hatte sogar von dem Hegelschen Gifttranke gekostet, wenn auch nur in der noch nicht in Gärung geratenen Form, in der Erdmann ihn vorgesetzt hatte; noch im Mai 1845 fühlte er, wie er einem Freunde schreibt,[2] das Gift in sich, das er aus der Gegenwart gesogen, dasselbe, das fast ohne Widerstand die Universitäten durchdringe, den Götzendienst des tatlos beschaulichen Gedankens. Aber die Harmonie seines Wesens, jener Einklang zwischen Wissenschaft und Religion, zu dem schon das Vaterhaus den Grund gelegt, war dadurch kaum gestört worden, und der Himmel Griechenlands, das Leben in Brandis' Haus, das Reisen und Arbeiten mit Otfried Müller und das poesieverklärte Zusammensein mit dem Jugendfreund Emanuel Geibel hatten ihn vollends geheilt; wie er es an demselben Orte bekennt: der Süden habe ihn dem Leben der Tat wiedergegeben. Für ihn bedeutete dies nicht ein Durcharbeiten der Probleme, welche die Gegenwart beunruhigten, sondern vielmehr ein Sichwegwenden von dem Zwiespalt und den Zweifeln, von allen Kämpfen, die sie in ihrem Schoße trug. Noch bei Treitschkes Tode, kurz vor dem eigenen Ende, hat er es als die idealere Aufgabe des Historikers gepriesen, sich in die Vergangenheit, die er als Gesamtheit erfassen könne, zu vertiefen, anstatt den Staub der Gegenwart aufzuwirbeln. In dem Griechentum meinte er diese Harmonie, die für ihn seelisches Bedürfnis, Lebensgefühl war, wiederzufinden, die Einheit des unvergänglich Schönen und Guten. Das war der Geist, den er in Staat und Gesellschaft, in Literatur und Kunst des alten Hellas als die einheitliche, alles durchwaltende und weihende Kraft zu erkennen glaubte. Es war Romantik, Romantik in griechischem Gewande, und entsprach den Stimmungen, welche damals in dem Romantiker auf dem Throne der Hohenzollern vorwalteten und die Berliner Gesellschaft weithin beherrschten: die Übertragungen sophokleischer und äschyleischer Tragödien, für die der Herrscher sich einsetzte, die Aufführung der Antigone mit Mendelssohns Musik, das Auftreten der Rachel als Phädra auf dem Rasen der Pfaueninsel, und nicht zuletzt Curtius' eigener Vortrag in der Singakademie über die

1) Promoviert hat er dennoch in Halle, während sein Bruder Berliner Doktor gewesen ist.
2) Heinrich Kruse; Lebensbild, S. 349.

Akropolis, der den jungen Dozenten mit einem Schlage zum Liebling der Hofgesellschaft machte und ihm die Erzieherstellung im Hause des Prinzen von Preußen verschaffte, das alles lag in der gleichen Richtung. Es war, gleich der christlich-germanischen Romantik, eine Verklärung der Vergangenheit, mehr Phantasie als Wirklichkeit, mehr Dichtung als Geschichte, die Idealisierung einer Welt, in der keineswegs alles so ausgeglichen gewesen war, wie Curtius wähnte, auch nicht innerhalb der Grenzen, die er selbst ihr setzte. Denn mit Chäronea, mit dem Untergang der Freiheit Griechenlands, löste sich auch für ihn dieses Band zwischen Sittlichkeit und Schönheit; das Zeitalter Alexanders, in dem das Griechentum aus den durch Jahrhunderte bewahrten Grenzen hervorbrach, um nun erst recht eigentlich seine welthistorische Mission zu erfüllen, das Abendland, das es bald ganz durchdrang, im Kampf mit den Geistern des Orients zu führen, schloß Curtius bereits aus: eben die Epoche, die in Staat und Gesellschaft tausend Parallelen zu der Gegenwart aufwies und darum von Forschern, die, wie Johann Gustav Droysen, mit den Fragen der Gegenwart rangen, gerade aufgesucht wurde. Für Ernst Curtius blieben die Gestadeländer des Ägäischen Meeres und die dünnumrandete Kolonialwelt des alten Hellas der Schauplatz, die Akropolis und die Altis, Delphi und Delos die Zentralstätten des ihm heiligen Geistes, und Pindar und Sophokles, Kimon und Perikles, Sokrates und Plato seine Träger. Wie er sich den griechischen Tempelbau dachte, so baute sich ihm das Bild der griechischen Geschichte auf: weite, säulenumstellte, lichtdurchflossene Hallen, und in ihnen Gestalten von Göttern und gottbegnadigten Helden, auf denen der Marmorglanz der Bildwerke eines Phidias zu ruhen scheint. Wäre aber der Geist des alten Hellas wirklich ein Geist der Weltfreude, der Lebensbejahung gewesen, gelenkt durch den ungebrochenen Dreiklang des Wahren, Guten und Schönen, dann hätte in der Tat ihn keiner jemals besser verstanden als Ernst Curtius, und hätte es keinen besseren Hellenen gegeben als ihn. Denn seine Persönlichkeit trug in Wahrheit diesen Stempel. Wie ihm das Griechentum in Staat und Kultur erschien, als ein Kunstwerk in den edelsten Maßen, an dem sich wie von Apollos Saitenspiel belebt Stein an Stein symmetrisch füge, so hat er auch das eigene Leben wie ein Kunstwerk bewußt gestaltet.[1] Sein freudiger Wille zur Tat, vereint mit der Lust zur Schönheit und sittlicher Reinheit, trug ihn über die Abgründe des Zweifels und alle Untiefen des Lebens wie auf geflügelten Sohlen hinweg, dem Götterboten vom Olympos vergleichbar, den er im Marmor des Praxiteles der Welt von neuem geschenkt hat. Nie hat der Lorbeer eine reinere Stirn berührt; niemals wird, wer je ihm verstehend nähergetreten ist, seiner vergessen.

Ranke und seine Schüler.

Wenn irgendeine Disziplin von der Unruhe der Zeit ergriffen werden mußte, so war es die neuere Geschichte; und so ward ja damals die jüngere

1) So seine eigenen Worte schon in einem Briefe vom Herbst 1836, nach dem ersten Berliner Jahr, an Sophie Wattenbach; Lebensbild, S. 83.

Generation der deutschen Historiker unter Dahlmanns und Gervinus' Vortritt in den Strom des politischen Lebens hineingerissen; einer nach dem andern ließ die alten Arbeitsgebiete im Stich, um von der nächsten Vergangenheit her die Brücken zu der Politik der Gegenwart, zu den Aufgaben, die diese der Nation stellte, zu schlagen. Auch Rankes Schüler folgten dem allgemeinen Zuge; wir bemerkten es schon an Siegfried Hirsch, und so hat auch Rudolf Köpke, dessen Interessen sonst zwischen literarhistorischen und reingeschichtlichen Studien geteilt waren, in die Tageskämpfe mit der Feder eingegriffen. Jedoch hielten diese beiden (gleich Georg Waitz und Giesebrecht, aber anders als Heinrich von Sybel, den in der freieren Bonner Luft der politische Geist seiner rheinischen Heimat neuen und mit den Kämpfen der Epoche eng verwandten Arbeitsgebieten zuführte), den Abstand zwischen Wissenschaft und Politik inne, den ihr Meister forderte. Auch Ranke bevorzugte damals in seinen Vorlesungen die neuere Zeit. Während seine Übungen nach wie vor dem Mittelalter galten, hat er die Geschichte des Mittelalters vom Sommer 1844 ab in fünf Jahren nur noch einmal gelesen, dagegen nicht weniger als dreimal die Geschichte der neuesten Zeit.[1] In seiner literarischen Produktion hingegen wandte er jetzt den Gegenwartsfragen, die er in den dreißiger Jahren, solange er die historisch-politische Zeitschrift redigiert, gerade aufgesucht hatte (auch die Geschichte der Päpste hatte er soweit heruntergeführt), bewußt den Rücken. Statt dessen stellte er in bändereichen Werken Ursprung und Aufsteigen der führenden Monarchien Europas dar, deren Fundamente seit der französischen Revolution ins Wanken geraten waren, und deren Aufbau die Parteihistoriker, Liberale wie Reaktionäre, nach ihren Schlagworten und Programmen zu deuten suchten. Mit dem eigenen Staat begann er; die Entwicklung der Hohenzollernschen Monarchie zur Großmacht war seine Arbeit in diesen Jahren.

---

1) Im Winter 1844/45 von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab, im Sommer darauf als „Geschichte unserer Zeit seit 1815“, und im Winter 1847/48 von der Gründung der nordamerikanischen Freistaaten ab. Außerdem kündigte er zweimal Geschichte der neueren Zeit seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts, bzw. seit dem Westfälischen Frieden an, einmal Geschichte der Reformation, der Religionskriege und der englischen Revolution, und endlich im Winter 1845/46 Deutsche Geschichte. — Interessant ist es, die Zuhörerlisten zu verfolgen. Bis zum Winter 1846/47 waren die Vorlesungen gut besucht, am besten die Geschichte unserer Zeit im Sommer 1845, von nicht weniger als 98 eingeschriebenen Studenten; auch hospitiert wurde viel. Im Sommer 1847 aber begann der Abstieg, mit 45 Zuhörern, die in dem Winter vor der Revolution auf 14 heruntergingen — trotz neuester Geschichte! Offenbar bekamen die Herren Kommilitonen nicht das zu hören, was sie zu hören wünschten. Nun flüchtete Ranke in die graue Vorzeit: im Revolutionssommer las er als „ersten Teil der allgemeinen Weltgeschichte“ die Geschichte der alten Welt vor 23, im Winter darauf römische Geschichte vor 34, und im Sommer 1849 Geschichte des Mittelalters vor 53 Studenten. Im Winter 1849/50 wagte er sich wieder an die neuere Geschichte seit 1648, die 73 belegt hatten, und im Sommer des Jahres von Olmütz sogar an die neueste Zeit, die aber nur 43 Hörer anlockte.

Unter den jüngeren Historikern, welche in Berlin blieben, war nur einer, der sich mit den Fortgezogenen, Giesebrecht, Waitz und Sybel, messen konnte, Wilhelm Adolf Schmidt.[1] Auch er hatte dem Rankeschen Seminar angehört; als Schüler Rankes aber ist er nicht eigentlich anzusprechen, wenigstens nicht in dem Sinne wie Hirsch und Köpke oder wie Georg Waitz und Giesebrecht. So vielseitig er war, galt doch gerade dem Mittelalter nicht seine Neigung; seine Dissertation aus der alten Geschichte hat er Böckh und Raumer gewidmet. Von den politischen Strömungen war er ebenso ergriffen wie seine Altersgenossen, und auch er stellte seine Forschung in ihren Dienst, wenn er auch seine Stoffe zunächst noch aus dem Altertum nahm. So spiegelte sein erstes großes Buch, die „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kirchenherrschaft und des Christentums“ (1847) ganz offenkundig die Kämpfe der Liberalen gegen Eichhorn wider; als Paraphrase derselben ward es von dem Minister selbst empfunden. Zu seinen Vorlesungen hingegen wählte er gern die neueste Geschichte und beteiligte sich überall lebhaft an der politischen Bewegung, in der ihm die soziale Frage ein besonderes Interesse abgewann; die Revolution hat ihn sogar in das Frankfurter Parlament geführt. In seinen späteren Jahren, die er in Zürich und Jena verbracht hat, wechselte Schmidt in seinen Stoffen ab, von der unmittelbaren Gegenwart bis in die altgriechische Geschichte zurück; sein letztes Werk, über dem er starb, war ein „Handbuch der griechischen Chronologie“. Alles in allem eine eigenartige Persönlichkeit, von großer Lebendigkeit, universal gerichtet, ohne doch eben die Tiefen auszuschöpfen, bis in seine letzten Zeiten voll Anteil an dem politischen Leben, zumal nach seiner sozialen Seite, ein treuer Anhänger der deutschen Mission Preußens schon in den Jahren, wo es in Preußen selbst kein Vorteil war, sich dazu zu bekennen.[2]

Wilh. Ad. Schmidt.

---

1) Ein Berliner, geb. am 20. September 1812. In Berlin hatte er Gymnasium und Universität besucht, dort auch 1834 promoviert. Zunächst Gymnasiallehrer, eine Zeitlang am Joachimsthalschen Gymnasium, habilitierte er sich im Juni 1840, erhielt Februar 1845 das Extraordinariat und schied von uns Ostern 1851. A. D. B. X, S. 1ff. (Landwehr).

2) Eine rara avis in einer Zeit, der die seit Generationen latent gewordenen Kräfte der katholischen Weltanschauung aus dem Bewußtsein gekommen, war Johannes Otto Ellendorf (geb. zu Wiedenbrück 1805), der sich im August 1843 habilitierte, aber niemals zum Lehren gekommen ist, da er schon im Oktober starb. Er kannte sie aus dem Grunde. Als geborener Westfale von den Franziskanern erzogen und zu Münster theologisch ausgebildet, danach einige Jahre selbst Lehrer an der katholischen Schule seiner Vaterstadt, hatte er 1832 sein Amt niedergelegt und nach einer neuen Studienzeit in Bonn den Kampf mit dem aufkommenden Ultramontanismus aufgenommen, den er bis an seinen frühen Tod in zahlreichen historischen und kirchenrechtlichen Schriften, wie auch als Publizist geführt hat. Nach Berlin war er 1838 als Hülfsarbeiter des Auswärtigen Ministeriums im Kölner Kirchenstreit berufen worden. Mehrere seiner Streitschriften waren gegen Görres gerichtet. 1841 promovierte er bei uns mit einer Schrift über die Entstehung des päpstlichen Absolutismus. — Curriculum vitae in der Dissertation; Neuer Nekrolog

Ellendorf.

Auch in den Naturwissenschaften beherrschten die Ordinarien das Feld, vielleicht in noch höherem Grade als die Kollegen von den Geisteswissenschaften das ihrige. Von den Jungen, die unter Eichhorn zur Habilitation gelangten, ging eine ganze Reihe nach wenigen Jahren nach auswärts: der Mineraloge Girard, der Chemiker Heintz, die Zoologen Troschel und Stein, die beiden Karsten, Gustav der Physiker und Hermann der Botaniker, der Mathematiker Joachimsthal. Es waren alles Schüler der Berliner Ordinarien, zum guten Teil Berliner von Geburt, oder aus der Provinz zugezogen; aber Namen und Stellung haben sie erst an auswärtigen Universitäten erworben.[1] Anderen fiel das Los

---

der Deutschen, Jahrg. XXI (1843), Teil 2, S. 1181; Joh. Friedr. v. Schulte, Geschichte der Quellen und Literatur des Kanonischen Rechts, Bd. 3, Tl. 1, S. 394 (1880).

Koehne.

An eine Vertretung der historischen Hülfsdisziplinen, wie Paläographie, Diplomatik oder Chronologie, dachte noch niemand. Dafür aber haben wir damals einen Numismatiker gehabt, freilich auch nur für drei kurze Semester, von Ostern 1844 bis Michaelis 1845, Bernhard Karl Koehne, dessen weiteres Leben an Petersburg geknüpft gewesen ist, wo er es zum Freiherrn und zur Exzellenz gebracht hat. Ein Berliner (geb. 1817), Sohn eines Geheimen Archivrats, hatte er schon als Primaner über das Münzwesen der Stadt Berlin geschrieben. Seine Dissertation (1840) handelte über die Münzen Kurfürst Friedrichs II. Schüler von Droysen, Böckh und Gerhard, begründete er 1841 die Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde, die er unter französischem Titel in Petersburg weitergeführt hat. Er starb 1886. A. D. B. LI, S. 319 (R. Weil).

Girard.

1) Karl Heinrich Girard, geb. am 2. Juni 1814 zu Berlin, ursprünglich Pharmazeut, war Schüler von Weiß und den beiden Rose; habilitiert Dezember 1844, Michaelis 1849 außerordentlicher, 1853 ordentlicher Professor in Halle; starb 1878. — Poggendorffs Biogr.-liter. Handwörterbuch I, Sp. 904f.; III, 1, p. 519. Neues Jahrbuch f. Min., Geolog. u. Paläontologie, Jahrg. 1878, S. 560.

Heintz.

Auch Wilhelm Heinrich Heintz (1817—1880) war Berliner und zunächst Pharmazeut; promovierte 1844, habilitierte sich 1846; ging als Marchands Nachfolger 1850 nach Halle, wo er, seit 1856 Ordinarius, blieb. — Leopoldina, Heft 16 (1880), S. 195.

F. H. Troschel.

Franz Hermann Troschel, geb. 10. Okt. 1810 zu Spandau; Berliner Doktor 1834; erst Lehrer, später Kustos am zoologischen Museum; seit 1844 habilitiert, ging er 1849 als Extraordinarius nach Bonn, wo er, schon 1851 Ordinarius geworden, bis an seinen Tod gewirkt hat. Mehr noch als Lichtenstein verdankte er Johannes Müller, dessen Reise- und Arbeitsgefährte er wurde. — H. v. Dechen, Zur Erinnerung an Dr. Fr. H. Tr. in den Verhandl. des Naturhist. Vereins der pr. Rheinlande und Westfalens, Jahrg. 40 (1883), Korrespondenzblatt, S. 35ff.

Fr. Stein.

Friedrich (Ritter von) Stein (1818—1885), aus Niemegk in der Mark, in Wittenberg erzogen, studierte in Berlin allgemeine Naturwissenschaft, um sich der Zoologie zuzuwenden; habilitiert am 20. Februar 1848, kam er schon 1850 als ordentlicher Professor nach Tharandt, 1855 nach Prag. — Über ihn unterrichtete mich außer dem Konversationslexikon ein Brief seines Lehrers am Gymnasium in Wittenberg, Dr. Deinhardt, an Johannes Schulze, vom 14. Januar 1841; Geh. St.-A., Rep. 92. Joh. Schulze D.

Gustav Karsten.

Ein Berliner war wieder Gustav Karsten (1820—1900), dessen Andenken die Universität Kiel und mit ihr Schleswig-Holstein im Segen hält: der Sohn des Akademikers, Geheimen Bergrats Karl Bernhard Karsten, und Enkel Karl Gustav Karstens, dessen Tod im Mai 1810 Wilhelm von Humboldt für den Aufbau der Universität eines Gehülfen beraubt hatte, auf den er neben Wolf und Reil in erster Linie gerechnet hatte; aus einer Familie, die in ihm schon die vierte Generation der Naturwissenschaft zuführte. Mit Ausnahme eines Studienjahres in Bonn hatte K. seine Ausbildung ganz in seiner Vaterstadt genossen. Im Mai 1843 promovierte er, zwei Jahre darauf habilitierte er sich. Sein organisatorisches, später oft bewährtes Geschick, ein Erbteil von

weniger glücklich. Und es waren nicht immer die schlechtesten. Darunter vielleicht der Genialste von allen, Ferdinand Gotthold Max Eisenstein, der Mathematiker, von dem ein Gaus das Höchste erwartete, und dessen Arbeiten ihn in der Tat nahe an Jacobi und Abel heranführten; Alexander von Humboldt, der unermüdliche Förderer aller Talente, brachte den kaum Dreißigjährigen in die Akademie; an der Universität aber fand der 1848 mißliebig Gewordene keine Stellung, und seine, wie es scheint, durch die eigene Lebensführung zerrüttete Gesundheit brachte ihn ins Grab, wenige Monate nachdem die Akademie ihn bei sich aufgenommen.[1]

Eisenstein.

Beyrich und Rammelsberg.

An unserer Universität selbst haben unter allen nur zwei das Ordinariat erlangt, Heinrich Ernst Beyrich und Karl Friedrich Rammelsberg.

Vater und Großvater her (während das mathematische Talent des Urgroßvaters in ihm wieder aufgelebt war), bewies er sogleich bei der Gründung der Physikalischen Gesellschaft. Es war dies eine Schöpfung des jungen Berlins; Helmholtz, Dubois-Reymond, auch manche der hier Erwähnten waren Mitglieder, während die Alten sich vornehm zurückhielten; Karsten aber ward ihr erster Vorsitzender, vier Jahrzehnte hindurch ist er ihrem Organ, den „Fortschritten der Physik", treu geblieben; unserer Universität ging er schon 1848 verloren.

Hermann Karsten.

Recht im Unterschied zu diesem geraden und geordneten Lebensgange verlief die Bahn des Stralsunders Hermann Karsten im Zickzackkurs, der in der ersten Hälfte zwischen Reisen in den Tropen und gelehrter Arbeit in Europa wechselte, ohne in der zweiten, die sich ganz auf europäischem Boden abspielte, stetiger zu werden. Berlin ist zweimal von ihr berührt worden. Zunächst 1848; am 22. März, drei Tage nach dem Märzsturm, habilitierte sich K., um im Herbst schon wieder auf die Reise, nach Venezuela, zu gehen. 1856 zu uns zurückgekehrt, ward er 1862 Extraordinarius und folgte 1868 einem Rufe nach Wien; aber schon 1872 schied er, der immer ein Eigenbrödler war, im Unfrieden auch von dort, um nach längerem Umherziehen schließlich wieder in Berlin zu landen, wo er im Grunewald noch ein Methusalem-Alter erreicht hat.

Joachimsthal.

Ferdinand Joachimsthal aus Goldberg i. Schl. (1818—1861), ein Meister der analytischen Geometrie, war Schüler Dirichlets und Steiners in Berlin, Jacobis in Königsberg, wohin er von Berlin 1838 gegangen war. Promoviert hat er in Halle. Bei uns war er nur als Dozent, 1844 bis 1854; danach Ordinarius in Halle und Breslau. — A. D. B. XIV, S. 96 (Cantor). Crelles Journal LIX (1861), S. 124 (Borchardt).

1) Geb. 1823, habilitiert 1847, gest. 1853. A. D. B. V, S. 774 (Cantor).

Borchardt.

Auch Karl Wilhelm Borchardt (1817—1880), ein Schüler der Königsberger und Berliner Mathematiker, hätte ein besseres Los verdient. In die Akademie kam er, an Eisensteins Stelle und als Leiter des Crelleschen Journals, schon 1855; an der Universität aber, an der er sich am 15. Januar 1848 habilitierte, kam auch er nicht weiter; 1861 gab er die Venia legendi auf und hat sie nur als Akademiker ab und zu noch ausgeübt; wissenschaftlich war er bis an sein Ende tätig. — A. D. B. XLVII, S. 112 (Cantor).

Walpers.

Traurig war das Schicksal des Botanikers Wilhelm Gerhard Walpers (1816—1853), habilitiert 7. Januar 1848, den gekränkter Ehrgeiz oder die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen in den Tod trieb. — A. D. B. XL, S. 769 (Wunschmann).

Simon.

Von der Pharmazie zur Chemie ging wieder über Johann Franz Simon (1807—1843) aus Frankfurt a. O., der zu Schönlein und Alexander von Humboldt nähere Beziehungen hatte. Über die Bemühungen Schönleins, Simon die neugegründete Station für chemische und mikroskopische Untersuchungen in der Charité zu verschaffen, s. u. Schon ein Jahr nach seiner Habilitation starb der literarisch ungemein tätige junge Forscher. — A. D. B. XXXIV (Pagel).

Mit ihnen kehren wir zu der gleichgestimmten, in Leben und Forschung engverwandten älteren Generation der Berliner Naturforscher zurück, die wir um Leopold von Buch und Alexander von Humboldt geschart fanden, und in der uns so recht der gute alte Berliner Geist entgegentrat.[1] Aus Berliner Bürgerhäusern stammend, blieben sie, wie die Alten, in ihrer Lebensbahn an Berlin gebunden: in Berlin besuchten sie Schule und Universität; dort gewannen sie Stellung und Ansehen in der wissenschaftlichen Welt; und auch ihnen standen noch in ihren Anfängen Leopold von Buch und Alexander von Humboldt als Freunde und stets bereite Förderer zur Seite. Beyrich ergriff zunächst das Studium der ganzen Naturwissenschaft, Botanik zog ihn fast am meisten an. Weiß war es dann, der ihn zur Mineralogie hinüberführte. In Bonn, wohin er im sechsten Semester ging, zunächst um sich durch Goldfuß in die Paläontologie einführen zu lassen, wandte er sich der Geognosie und Gesteinskunde zu; und hier empfing er die Anregung zu seiner Dissertation, „Über die Goniatiten des Rheinischen Übergangsgebirges", mit der er 1837, schon wieder in Berlin, promovierte. Von Anfang an zeigten seine Arbeiten das Gepräge der Reife; gleich die erste fand Aufnahme in die Schriften der Akademie, und schon damals waren die ersten Männer seines Faches, neben Weiß Leopold von Buch und Gustav Rose, seine Arbeitsgenossen. An Gegnern hat es ihm nicht gefehlt. Denn er war gewohnt, seine Meinung resolut herauszusagen. Aber seine Vorsicht im Schließen und die Klarheit seines Urteils, beides auf dem festen Grunde unbedingter Ehrlichkeit, erwarben ihm eine stets wachsende Schar von Anhängern, Schülern und Verehrern. Wie bei Karl Gustav Karsten und Heinrich von Dechen stand auch Beyrichs Arbeitsgebiet im engen Zusammenhang mit der staatlichen Verwaltung; Dechen selbst hatte als Oberberghauptmann die Aufgabe der geologischen Kartierung des preußischen Bodens gestellt und Beyrich als Mitarbeiter herangezogen. 54 Jahre hat diese Verbindung gedauert. In zwanzigjähriger Arbeit führte Beyrich seine Aufgabe zunächst für Schlesien durch. Danach nahm er, schon von einem Stabe von Mitarbeitern umgeben, die Provinz Sachsen und die thüringischen Gebiete in Angriff. Nur eine neue Stufe in dieser geschlossenen Folge wissenschaftlicher und staatlicher Leistungen war die Gründung der Bergakademie und der Geologischen Landesanstalt, mit denen er als Lehrer, Examinator und Berater eng verbunden blieb.[2] — Stiller und abgeschlossener, von der Wiege bis zur Bahre ganz an Berlin geknüpft, verlief das Leben Rammelsbergs (1813—1899). Wie sein Lehrer Heinrich Rose und der alte Klaproth, kam auch er wieder von der Apotheke her zur Professur. Er war, nach dem Besuch der Königlichen Realschule, schon Lehrling und Gehülfe geworden, als er noch ein-

1) Bd. II, 1, S. 226ff.

2) Vgl. besonders die Gedächtnisrede von Dames in den Abhandl. der Akad. der Wiss. 1898. A. D. B. XLVI, S. 536 (Zittel).

mal zur Schulbank, im Grauen Kloster, zurückkehrte; denn in jener Zeit war das Zeugnis humanistischer Bildung für das Studium der Chemie noch beizubringen. Auf der Universität wurden vor anderen Mitscherlich und die beiden Rose seine Lehrer; ihre Arbeit hat Rammelsberg fortgeführt, wie sie selbst die von Berzelius und Klaproth, mit der gleichen Beharrlichkeit, wenn auch nicht mit dem gleichen Talent, rastlos fleißig in der Kleinarbeit der Forschung (kein Zeitgenosse konnte sich rühmen, so viele Mineralien analysiert zu haben,) wie in der Bearbeitung von Handbüchern, worin er die Fortschritte auf seinen Spezialgebieten zusammenfaßte. Seine Laufbahn war, trotz gern gesehener Aufnahme in den Lehrkörper, langsam genug. Die Zeiten, da die Regierung, wie bei Mitscherlich, kaum das Ende der Studienzeit ihrer Kandidaten hatte abwarten können, um ihnen zur Professur zu verhelfen, waren längst vorüber.[1] Heinrich Rose war bereits ein Jahr nach der Habilitation Extraordinarius geworden; auf das Ordinariat hatte er immerhin neun Jahre warten müssen. Gustav hatte es schon schwerer gehabt: Extraordinarius war er im vierten, Ordinarius erst im siebzehnten Jahre seiner Lehrtätigkeit geworden. Rammelsberg mußte auf das Extraordinariat auch nur fünf, auf das Ordinariat aber volle vierunddreißig Jahre warten. Ein Laboratorium an der Universität hat er erst 1883 erhalten, und hat es nur noch acht Jahre leiten können.

D. Die medizinische Fakultät.

Nicht anders stand es bei den Medizinern. Von den fünf Ordinarien, die in ihrer Fakultät seit Rusts Abgang durch den Tod ausschieden, Osann, Kluge, Horkel, Wagner und Dieffenbach, erhielt nur der letztere in Langenbeck einen Nachfolger, und auch dieser ward erst nach dem Sturz Eichhorns eingesetzt.[2]

Jos. Herm. Schmidt.

Für Kluge trat im Sommer 1844 Joseph Hermann Schmidt ein, jedoch nur als Extraordinarius und im Nebenamt; er war kürzlich Vortragender Rat im Kultusministerium geworden; übrigens ein guter Lehrer, beliebt bei den Studenten, wohlwollend und warmherzig, auch schriftstellerisch erprobt, als Organisator voll treffender und moderner Ideen; aber seine Haupttätigkeit blieb doch den Ministerialgeschäften zugewandt.[3] Den Einschub eines so mächtigen Mannes

1) Auch Beyrich, der sich im Mai 1841 habilitierte und das Extraordinariat nach fünf Jahren erreichte, hat das Ordinariat erst 1865 erlangt.

2) Schon Rust (gest. am 9. Oktober 1840) hatte keinen Nachfolger erhalten; Dieffenbach ersetzte Graefe. Siehe Bd. II, 1, S. 461.

3) Ein Westfale, katholisch, geb. zu Paderborn am 14. Juni 1804 als Sohn des dortigen Physikus, hatte Schmidt nach dem Besuch der Universitäten Göttingen, Heidelberg, Bonn und Berlin (wo er 1825 promovierte) zunächst in seiner Vaterstadt praktiziert. Als Direktor des Paderborner Krankenhauses und Lehrer am dortigen Hebammeninstitut, später als Physikus Nachfolger seines Vaters, machte er sich um das Gesundheitswesen in der Provinz hochverdient; sein besonderer Gönner war der Oberpräsident Ludwig von Vincke, den er als seinen väterlichen Freund verehrte. 1843 ward er, zunächst provisorisch, in das Ministerium berufen, danach Vortragender

mußte die Fakultät sich wohl oder übel gefallen lassen. Um so mehr aber sträubte sie sich, als ihr nach Horkels und Wagners Tode ihr früherer Kollege Dalton, der vor Jahren als Meckels Nachfolger nach Halle versetzt war, oktroyiert werden sollte. Es geschah wieder durch direktes Eingreifen des Königs, der damit dem Schwiegervater Daltons, seinem alten Christian Rauch, zum 70. Geburtstage eine Freude zu machen gedachte; er wollte ihm das einsame Alter durch das Zusammenleben mit den Kindern und Enkeln verschönen. Eichhorn, der ihn ein Jahr zuvor von diesem Gedanken noch glücklich abgebracht hatte, fand diesmal, wo der Tod zweier Ordinarien die Gelder bereitstellte, keine Widerrede mehr, und Dalton griff freudig zu. Gegenüber der Fakultät, die soeben erst unter Verbittung jedes Nachfolgers die Übertragung der einen erledigten Nominalprofessur an Casper sowie Aufbesserung der Gehälter für ihre schlechtdotierten Mitglieder aus den erledigten Gehältern beantragt hatte[1], glaubte der Minister sich dadurch decken zu können, daß er sich von dem also Begnadeten die Zusicherung geben ließ, keins ihrer Mitglieder in seiner erworbenen Stellung beschränken zu wollen; er konnte ihm daher den in der Folge geäußerten Wunsch, auch noch das Recht der Senioren, der Teilnahme an den Prüfungen, zu erhalten, versagen. Wir wissen, wie willkürlich diese Regierung mit dem Vorschlagsrecht der Fakultäten umzuspringen liebte, und wie groß allmählich die Erregung darüber an der Universität geworden war. Der neue Fall war um so krasser, als, ganz abgesehen von der Überflüssigkeit des Einschubs, niemand weniger dazu berechtigt war als gerade Dalton, der in Halle völlig versagt hatte und von seinem Extraordinarius, dem jungen Volckmann, bereits überflügelt war. Vor wenigen Wochen erst war die Verfügung des Ministers ergangen, worin die Bitte des Senats um statutarische Festsetzung des Rechts der Mitwirkung seitens der Fakultäten bei jeder Ernennung mit dem Hinweis auf die bisher noch ungenügende Entwicklung des korporativen Elementes in den Fakultäten abgefertigt worden war.[2] Dieser neue, aus solchen Motiven erfolgte Akt ministerieller Willkür mußte darum wie ein Schlag ins Gesicht, als eine Verhöhnung jedes wissenschaftlichen Prinzips

Dalton's Berufung.

Rat, Mitglied der wissenschaftlichen Deputation und Direktor der geburtshülflichen Abteilung in der Charité. Auch seine zahlreichen medizinischen Schriften waren meist der Geburtshülfe gewidmet. Seine organisatorischen Ideen entwickelte er in der bedeutenden Schrift „Die Reform der Medizinalverfassung Preußens", 1846. Er starb bereits am 15. Mai 1852 zu Berlin. — Allgem. Medizinische Zentralzeitung, Jahrg. XXI, 1852 (Nekrolog von Louis Posner). Einen Auszug daraus gibt Gurlt in dem Biogr. Lexikon hervorrag. Ärzte, Bd. 5 (1887). A. D. B. XXXI, S. 748 (Pagel).

1) 26. Dezember 1846. Die Gehälter waren zum Teil freilich klein genug. Hecker, seit 25 Jahren Ordinarius, hatte 800, Horkel, der der Universität seit ihrer Gründung angehörte, 1000 Taler. Casper bezog 400. Ihm konnte allerdings das Ministerium nachrechnen, daß er — abgesehen von seiner ausgedehnten Praxis — durch Nebenämter und Vorlesungen auf 3000 Taler im Jahre kam.

2) S. o. S. 133. U.-A. Jur. Fak. Litt. T. N. 2, Vol. II. Eingabe des Senats 17. Juni 1846; Verfügung des Ministers 21. Nov.; Replik des Senats 23. Dez.

empfunden werden. Die medizinische Fakultät beschloß, das Äußerste zu versuchen; was der Senat damals noch vermieden hatte, führte sie aus: da bei dem Minister, den die Kabinettsordre deckte, offenbar nichts mehr zu erreichen war, wandte sie sich unter Führung von Johannes Müller, der in diesem Jahr sein drittes Dekanat verwaltete, mit bitterer Klage an den König selbst (13. Februar). Leider legte sie dabei das Hauptgewicht nicht auf die Unfähigkeit des Intrusus, obschon sie auch dafür scharfe Worte fand, auch nicht auf ihr Vorschlagsrecht, wovon sie ganz schwieg (es handelte sich ja auch um eine neue Stelle), sondern auf die finanzielle Schädigung, die ihre Mitglieder zu erwarten hätten: einmal wegen der nun vergeblichen Hoffnung, aus den freigewordenen Gehältern der verstorbenen Kollegen aufgebessert zu werden, sodann wegen der Teilung der Gebühren mit dem neuen Kollegen — denn die Herren wußten nichts von der einschränkenden Klausel, die Eichhorn in der Verhandlung mit Dalton durchgesetzt hatte. Der Ton ihres Schreibens war hierfür fast zu feierlich. „Eingedenk der erhabenen Aufgabe“, so heißt es darin, „zu welcher die Universität bei ihrer Stiftung berufen worden, der Veredelung der Nation durch die Wissenschaft, beklagen wir von unserem alleruntertänigsten Standpunkte eine Vermehrung des Personals, welche nicht auf die um die Wissenschaft erworbenen Verdienste begründet ist, und welche den kräftigen und gesunden Trieben des wissenschaftlichen Körpers ihre Nahrungskräfte entzieht“. Sie bezeichneten die Verteidigung ihrer Anrechte auf die Prüfungsgelder als ihre „heilige Pflicht“ und nannten den Bestand der Fakultät selbst bedroht: „Die Beobachtung der Natur erfordert tiefste Ruhe des Gemütes und Versenkung der ganzen Seele in das leibliche Auge. Demjenigen, welchen die Natur zu diesem Schauen berufen hat, gab sie kein zweites Auge, zugleich die zeitlichen Hindernisse auf ihrer Bahn zu beobachten. Mögen Ew. Maj. in diesem einfachen und harmlosen Bilde geruhen den bedrängten Zustand, in den wir uns versetzt fühlen, Allergnädigst zu würdigen“. Dennoch erdreisteten sie sich nicht, auf die Rücknahme der Ernennung zu dringen; sie baten lediglich, damit die Stellung des Professors Dalton ein für allemal und mit einer sicheren Grenze gegen egoistische Bestrebungen festgestellt werde, ihn zum ordentlichen Honorarprofessor zu machen.

Es war schließlich Dalton selbst, der den steckengebliebenen Karren wieder in Gang brachte. Sei es nun, daß er von der Stimmung und dem Vorgehen der Fakultät Wind bekommen hatte, oder daß es die gerechte Besorgnis war, im Hinblick auf den Ausschluß von den Prüfungen in Berlin noch leerere Auditorien zu finden als in Halle — genug, er trat freiwillig zurück, und der König, an den er sich um die Aufhebung seiner Ernennung wandte, war liebenswürdig genug, nach dem Grundsatz zu verfahren, daß Wohltaten nicht aufgedrängt werden dürfen; in einer neuen Kabinettsordre (vom 5. März) eröffnete er dem Minister, daß er den Professor Dalton, seinem Gesuch vom 24. Februar entsprechend, für

jetzt in seiner gegenwärtigen Stellung in Halle lassen wolle und die weitere Entscheidung über seine etwaige spätere Herberufung sich vorbehalte. Ein Vorgang, der, soviel ich weiß, der einzige seiner Art in der Geschichte unserer Universität geblieben ist.

Der Minister war empört und verhehlte dies kaum dem König selbst. Er stellte ihm die Folgen vor, die dieser Rücktritt von einem bereits übertragenen Amte haben würde, der offenbar durch die Remonstration der Fakultät hervorgerufen und nicht ein Werk freiwilliger Entschließung sei: fortan würden die Fakultäten sich öfter anmaßen, auch die tüchtigsten Männer, deren Berufung Se. Maj. befehlen sollte, durch ähnliche Demonstrationen zur Nichtannahme der Vokation zu bewegen. „Schon aus diesem Grunde“, schreibt er, „hätte ich gewünscht, daß der p. Dalton lediglich durch Ew. Maj. Gnade sich leiten, nicht aber durch die zeitige unfreundliche Gesinnung seiner künftigen Kollegen sich hätte zurückhalten lassen“. Noch auf ein anderes, für ihn persönlich sehr peinliches Moment mußte er hinweisen. Er hatte nämlich in der sicheren Voraussetzung, daß Dalton kommen werde, bereits Volkmann die Nachfolge in Halle versprochen. Blieb nun Dalton, so entstand die Gefahr, Volkmann zu verlieren, auf den man bereits auswärts seine Blicke geworfen hatte; während, wie Eichhorn selbst erklärte, niemand so gut sich eignen würde, die kombinierte Professur der Anatomie und Physiologie wieder, wie zu Meckels Zeiten, zu übernehmen. So erbat und erhielt er denn die Erlaubnis, noch einmal einen Versuch bei Dalton zu machen. Damit jedoch stieß er bei dessen Hallenser Kollegen aufs schwerste an; denn sie waren die einzigen von der Berufung Daltons voll Befriedigten gewesen. Hatten sie doch bereits eine Klage über die schlechte Vertretung des anatomischen Fachs an ihrer Universität vorbereitet gehabt und ihre Absendung nach Berlin nur deshalb unterlassen, weil ihnen der Minister selbst Dalton hatte abnehmen wollen! Aber Dalton enttäuschte auch sie; er widerstand allen Vorstellungen, welche der Kurator Pernice in des Ministers Auftrag an ihn richtete, und die Hallenser hatten nur den Trost, daß ihnen neben dem unfähigen Kollegen auch Volkmanns frische Kraft erhalten blieb.[1]

Berufung Langenbecks und Anerkennung des Vorschlagsrechts der Fakultäten durch Graf Schwerin.

Von anderer Seite her, aber nicht weniger tumultuarisch entwickelte sich im Jahr darauf die Frage um den Nachfolger Dieffenbachs, bei der die Fakultät wieder Hintertreppeneinflüsse zu bekämpfen hatte. Sie hatte an erster Stelle den jüngeren Langenbeck in Kiel vorgeschlagen, an zweiter ihren Extraordinarius Böhm, einen Schüler Müllers und Dieffenbachs, der 1846 einen Ruf nach Jena ausgeschlagen hatte, an dritter Stromeyer in Freiburg. Damit stieß sie aber auf Widerspruch in der Berliner Ärzteschaft, und aus deren Mitte kam es zu einem Protest und dem Versuch, über Fakultät und Ministerium hinweg unmittel-

1) K.-M. Zentralbureau. A. 9. Dalton. U. G. IV. 46. Vol. I. Mediziner.

bar bei dem König zu intervenieren. Die Führung hatte der Geheime Sanitätsrat Dr. von Arnim, der als Leibarzt des Prinzen Albrecht durch seine Beziehungen zu der Hofgesellschaft, unter andern zu dem Geheimen Kabinettsrat von St. Illaire, sich als ein nicht ungefährlicher Gegner erwies; zusammen mit fünf andern Kollegen trat er in einer Immediateingabe für Baum in Greifswald ein, mit dem ihn die gleiche medizinische Schule verband.[1] Es waren die unruhvollen Wochen, in denen alles bereits zum Ausbruch der Revolution hindrängte, und Eichhorn unterließ nicht, in seinem Bericht an den König den Eingriff dieser unverantwortlichen Ratgeber als einen Ausfluß des Geistes der Anmaßung zu bezeichnen, der die Zeit erfülle. Er hatte Schönlein hinzugezogen und riet nun nach dessen Vorschlag ein Interimistikum an, bis sich das Urteil für einen der Fakultätskandidaten gefestigt oder außerhalb dieser Grenzen der rechte Mann gefunden habe; es war der Einheimische, Ludwig Böhm, der Adoptivsohn Johannes Schulzes, den beide empfahlen. Im Kabinett fanden sie jedoch damit keinen Anklang; die Gegenwirkungen Arnims und seiner Freunde hatten, so scheint es, größeres Gewicht. Ein so wichtiger Lehrstuhl, lautete der Bescheid, dürfe nicht versuchsweise besetzt werden; Seine Majestät sähe daher baldiger Besetzung entgegen. Der Minister ward beauftragt, bei dem Regierungsbevollmächtigten in Greifswald Erkundigungen über den Professor Baum einzuziehen. Dieser Befehl traf jedoch Eichhorn nicht mehr im Amt; die Revolution hatte ihn mit allen seinen Wünschen und Entwürfen hinweggefegt, und sie war es nun, die mit anderen auch diese Frage löste.[2] Zunächst freilich, in den Tagen der Anarchie und des ersten Einlebens in die neuen Verhältnisse, blieb auch sie noch in der Schwebe. Am 12. April aber appellierte die Fakultät zum drittenmal an den Minister, und diesmal in einem Ton, der selbst etwas von dem revolutionären Kraftgefühl dieser Wochen spüren ließ. „Die Fakultät", so heißt es in der Eingabe, nicht eben in Übereinstimmung mit den geschichtlichen Tatsachen, „muß sich, gestützt auf das ihr durch § 45 der Fakultätsstatuten zustehende Recht, und sich berufend auf den seit dem Bestehen der Universität beobachteten Usus, gegen ein solches Verfahren auf das feierlichste verwahren und Ew. Exzellenz, als verantwortlichen

1) Geh. St.-A. Rep. 89. B. VIII. 93. 2; K.-M. U. G. IV. 33. 1; U.-A. Acta betr. d. Proff. Ord. u. E. O. 1844—1854, Litt. P. Nr. 1. Vol. IV; ferner Sen.-Prot. Litt. G. Vol. I. Der erste Antrag des Senats vom 17. Nov. 1847. Eine zweite Eingabe, mit der Bitte, die Angelegenheit womöglich bis zum Schluß des Semesters zu erledigen, vom 14. Februar 1848. Der Bericht Eichhorns auf eine Kabinettsordre vom 14. Februar mit der Eingabe Arnims u. Gen. liegt in zwei Konzepten vor, das erste von Schmidt, das zweite von Lehnert; letzteres (vom 7. März) ging ab (Ausfertigung im Geh. St.-A., a. a. O., mit dem Immediatgesuch der sechs Ärzte).

2) Die Verwirrung dieser Tage hat in dem Konzept der Kabinettsordre selbst einen beredten Ausdruck gefunden. Vom 24. März datiert, nennt es als Adressat zunächst noch Eichhorn (der schon seit dem 19. nicht mehr Minister war); dann aber ist dessen Name durchstrichen und der Schwerins darüber geschrieben. Ausgefertigt ward die Ordre am 25. März.

Minister der Krone, ebenso dringend als gehorsamst ersuchen, es nicht dulden zu wollen, daß sich zwischen Ew. Exzellenz künftigen Vorschlag und Seiner Majestät allerhöchste Entscheidung durch die Dazwischenkunft des Geheimen Kabinettsrates Illaire ein ungesetzlicher Einfluß eindränge. Ew. Exzellenz darf die gehorsamst unterzeichnete Fakultät nicht auf die Gefahr der Konsequenz eines solchen illoyalen Verfahrens erst besonders aufmerksam machen, und bittet dieselbe demnach, bei der bevorstehenden Wiederbesetzung der fraglichen Stelle auf die von ihr vorgeschlagenen drei Kandidaten, nämlich:

1. den Professor Langenbeck in Kiel,
2. den Professor Böhm in Berlin,
3. den Professor Stromeyer in Freiburg,

und ausschließlich nur auf diese, hochgeneigtest Rücksicht nehmen zu wollen". Auch den Senat suchte die Fakultät mobil zu machen; er sollte bei dem König direkt vorstellig werden. Hiermit hatte sie freilich kein Glück, und ich möchte fast annehmen, daß der Rektor Johannes Müller selbst sich für seine Fakultätsgenossen im Senat nicht allzu warm ins Zeug gelegt hat; der Vorschlag entsprach gar nicht seiner konservativen Gemütsart und Überzeugung.[1] Als es noch immer still blieb, schob die Fakultät, am 20. April, noch einmal nach, mit scharfen Ausfällen gegen Baum, der nicht über die nächste Grenze seiner Wirksamkeit hinaus bekannt sei; während andererseits auch aus der Studentenschaft, nach der Weise jener Tage, eine Liste mit ihren Kandidaten und sonstigen Wünschen der Fakultät zur Vertretung bei dem Minister überreicht wurde.[2] Indessen war diese Besorgnis schon unnötig geworden. Der neue Minister, Graf Schwerin, dachte auch in bezug auf die Fakultätsrechte durchaus konstitutionell. Sein Dezernent, Geheimrat Schmidt, hatte sich schon am 17. April an Langenbeck, dessen Vater

1) Der Dekan Jüngken war persönlich nicht uninteressiert. Die Fakultät hatte für ihn den Wechsel von der Klinik in der Charité, die der neue Kollege übernehmen sollte, nach der Universitätsklinik in der Ziegelstraße beantragt.

2) Diese Eingabe ist von 75 Medizinern unterzeichnet, zur Hälfte jüdische Namen; 35 waren nicht mehr immatrikuliert oder in einzelnen Teilen der Staatsprüfung durchgefallen. Die 40 Übrigbleibenden machten ein Sechstel oder ein Fünftel aller Medizinstudierenden aus. Die Anträge dieser jungen Herren, hinter denen Ärzte und Dozenten (vermutlich Virchow, Leubuscher u. a.) standen, gingen auf Langenbeck, Stromeyer „oder" Baum. Sie hatten aber noch andere Wünsche. Einmal die Trennung der chirurgischen von der Augenklinik in der Charité; jene sollte der neue Ordinarius erhalten. Zweitens Besetzung der Klinik in der Ziegelstraße durch den seit vier Jahren habilitierten Dr. Simon, der sich besonders auf dem Felde der Haut- und Geschlechtskrankheiten bewährt hatte. Drittens Errichtung einer Klinik in der Charité für Brustkranke behufs des gründlichen Studiums der Perkussion und Auskultation und ihre sofortige provisorische Besetzung durch Dr. Traube, der sich eben erst zur Habilitation gemeldet, wozu ihn übrigens die Fakultät selbst aufgefordert hatte. Das Schriftstück wendet sich also vor allem gegen den Dekan selbst; er sollte auf die Augenklinik, die er seit 1840 gerade sehr vernachlässigt hatte, beschränkt werden. Sehr interessant ist der Bericht der Fakultät über diese Eingabe, nebst den Marginalbemerkungen von Geheimrat Schmidt.

sein eigener Lehrer gewesen war, mit der Anfrage gewandt, ob er kommen werde. Der Brief traf Langenbeck am 20. April in Oldesloe in Holstein, wo er seine Kunst an den im Kampfe gegen Dänemark Verwundeten ausübte. Er gab sofort seine Zusage, freilich erst für Michaelis; denn, solange der unglückliche Krieg dauere, werde er das Land nicht verlassen, in dem er so glückliche Jahre verlebt habe.[1] Hierauf ging Schwerin ohne langes Zögern vor; am 3. Mai stellte er bei dem König den formellen Antrag; am 13. willigte dieser ein, denn auch er war konstitutionell geworden. Gemäß Kabinettsordre vom 5. Juni setzte der Minister die Fakultät von der getroffenen Entscheidung in Kenntnis; an dem gleichen Tage erging das Berufungsschreiben, und am 29. Juni gab Langenbeck seine definitive Zusage.

So verdankt unsere Universität diesen auf Jahrzehnte hin größten Meister seiner Kunst, den treuesten Diener seiner Könige, der Revolution, welche Preußen aufs neue mit Deutschland verband. Die Bedeutung des Vorfalls für die Geschichte unserer Universität ist aber damit noch nicht erschöpft. In seinem Bericht vom 3. Mai nahm Graf Schwerin zum erstenmal Stellung zu dem Privileg, das den Fakultäten in ihren Statuten zugesichert war. „Wenn für die fragliche Stelle“, so lesen wir hier, „ein Mann gewählt werden soll, der außerhalb der Grenzen der Fakultätsvorschläge steht, so wird diese Wahl nach meinem ehrerbietigen Dafürhalten über allen Zweifel erhaben sein müssen, und wenn der § 45 der Statuten der medizinischen Fakultät, welcher dahin lautet:

> ‚Ist ein Ordinariat erledigt, so ist der Fakultät gestattet, drei für dasselbe geeignete Männer mittels eines motivierten Gutachtens dem Ministerium vorzuschlagen‘

auch nicht buchstäblich bestimmt, daß einer der drei Fakultätskandidaten gewählt werden muß, so liegt es doch im Geiste des Gesetzes, nicht ohne sehr erhebliche Gründe mit Umgehung der Fakultätsvorschläge gegen die beteiligte Fakultät den rechten Mann zu suchen, solange die Fakultät anerkannt achtungswerte Männer vorschlägt“. Nicht immer ist die Regierung diesem Prinzip treu geblieben; es hat auch in der Folgezeit Fälle gegeben, wo sie Männern, die von den Fakultäten nach ihrer besten wissenschaftlichen Überzeugung vorgeschlagen waren, die Bestätigung versagt und Lehrstühle nach Gesichtspunkten besetzt hat, welche nicht

---

1) 21. April 1848, K.-M. U. G. IV. 33. I. Ich kann nicht unterlassen, die schönen Schlußsätze des Briefes mitzuteilen: „Aller Wahrscheinlichkeit nach werden morgen die Truppenbewegungen beginnen. Unsre schönen Fluren, die soeben das junge Grün zu schmücken beginnt, werden mit deutschem Blut getränkt werden. Sie begreifen, teurer Herr Kollege, daß mir nicht Zeit noch Ruhe gegeben war, lange vorher zu überlegen, was ich Ihnen schreibe. Die Stimmung, in welcher ich mich befinde, ist eine unbeschreiblich ernste. Von 60 Zuhörern, die mir im Laufe des Wintersemesters teuer geworden, liegt ein Teil tot auf dem Schlachtfelde, die andern sind verwundet oder gefangen. Zwei meiner besten Freunde sind schwer verwundet, viele nicht mehr am Leben, und ich habe nichts tun können, um ihre Schmerzen zu lindern“.

innerhalb der Wissenschaft lagen. Aber Fälle dieser Art sind selten geworden, und ein solches Willkürregiment, wie es unter dem Ministerium Eichhorn eingerissen war, ist nicht wiedergekehrt. Im ganzen, so dürfen wir sagen, sind die Grundsätze, die Graf Schwerin in dieser Eingabe an den König aufgestellt hat, fortan bewährt worden, auch in den Fällen, wo die Regierung sich im Gegensatz zu den Vorschlägen der Fakultäten entschieden hat. Und auch das verdanken wir der Revolution.

Zurückdrängung Schultz-Schultzensteins.

Zum Glück war die medizinische Fakultät nicht bloß in Angelegenheiten solcher Art einig, sondern auch in den Fragen der Lehre und Forschung. Es gab nur einen Außenseiter in ihr, Schultz-Schultzenstein, der in den Kämpfen der dreißiger Jahre fast der Führer der Reformpartei gewesen war, jetzt aber sich ganz in die Ecke gedrängt sah. Denn während die Kollegen unter Müllers Ägide auf Beobachtung und Experiment, auf die Welt der Tatsachen den Blick nun ganz gerichtet hielten, schloß er sich immer starrer in seine vorurteilsvollen Theoreme ein; nichts schien ihm verkehrter zu sein als die Entwicklungsphasen der organischen Natur auf mechanische Vorgänge zurückführen zu wollen, „die Physiologie zur Physik zu stempeln“; er glaubte darin den Nagel zum Sarge der medizinischen Fakultät zu sehen: die Medizin, schreibt er, bedürfe geschickter Kräfte, die Lebenserscheinungen aufzuklären, aber nicht der physikalischen Technik, um sie zu leugnen oder zu zerstören.[1]

Joh. Müllers Schülerkreis.

Wie eifrig nun auch in den Kliniken und Laboratorien gearbeitet wurde, so hatten die Berliner Mediziner in diesen Jahren, auch Dieffenbach und sogar Schönlein, dessen Züricher und Würzburger Schüler bereits eine Reihe von Kathedern innehatten, fast ausnahmslos wohl zahlreiche und begeisterte Zuhörer und Praktikanten, aber keine eigentliche Schule. Bei Dieffenbach lag dies, abgesehen von seiner sehr ausgedehnten Privatpraxis[2], besonders daran, daß er in Angelstein einen

---

1) So in einem Separatvotum aus späterer Zeit, vom 29. April 1854, worin er sich gegen die Beförderung du Bois-Reymonds aussprach. Ich setze noch ein paar Sätze aus dem, wie man sieht, keineswegs geistlosen Schriftstück her. „Dubois“, so heißt es gleich zu Anfang, „gehört zu den freilich noch Anhänger findenden Jatrophysikern, welche durch Experimente mit Froschleichen wissenschaftlich zu beweisen gedenken, daß der Mensch eine galvanische Säule ist und sein Gehirn und seine Muskeln aus Zink- und Kupferplatten gebildet erscheinen; die also Leben und Tod nicht unterscheiden können, weil sie alle Lebenstätigkeiten, die nicht elektrisch sind, nicht sehen und so in die Alternative gedrängt sind, entweder die galvanischen Telegraphen für mit Gefühl und Verstand begabt zu halten oder dem lebenden Menschen das Leben abzusprechen, weil es außer der Elektrizität kein Bestehen haben soll. Der Scharfsinn und das Geschick, welche man anwendet, daß der Mensch eine tote Maschine sei, mag im Gebiete der Physik bewundert werden. Im Gebiete der Medizin aber, deren höchster Zweck es ist, das Leben gegen den Tod zu erhalten, ist die physikalische Technik nicht nur ganz fruchtlos, sondern das elektrische Experimentieren mit Tierleichen oder Abwurfstoffen in der Weise der Physiker führt bei allem Enthusiasmus, anstatt zu wissenschaftlicher Aufklärung, vielmehr zum Unterricht im Aberglauben und Afterverstand“ usw.

2) U. a. hat er Bismarcks Mutter in ihrer letzten Krankheit behandelt; auch Bismarck selbst hat ihn gelegentlich konsultiert.

ständigen Assistenten besaß, der den andern den Zugang versperrte; er war bei dem Tode Dieffenbachs zwanzig Jahre im Besitz dieser Stelle; während Schönlein in der Charité durch die rasch wechselnden Stabsärzte, welche dort die Assistentenstellen besetzten, an einer intimen Ausbildung der jüngeren Kräfte verhindert wurde. Der Mann, der allein als Lehrer und Forscher Jahr um Jahr immer neue Blätter in den Kranz seines Ruhmes flocht und dadurch das Jahrzehnt vor der Revolution zu dem ruhmreichsten in der Geschichte der Berliner Medizin gemacht hat, war Johannes Müller. Welch ein Kreis von Schülern von Henle ab, den er damals in Berlin um sich gesammelt hat: Schwann, Reichert, Remak, Ludwig Böhm, Brücke, du Bois und der unter allen Größte, Hermann Helmholtz! Ihre Dissertationen bereits Arbeiten, welche neue Gesetze feststellten, Grundlagen schufen, auf denen ganze Zweige der wissenschaftlichen Medizin erwachsen sollten! Von ihnen waren die Erstgenannten, wahrlich nicht die schlechtesten, schon in den Jahren davongegangen, als jede Möglichkeit, in Berlin vorwärtszukommen, fehlte.

Reichert.

Unter der neuen Regierung wagte es Reichert, sich im Juli 1841, gleichsam als Henles Nachfolger, zu habilitieren, nachdem er schon als Prosektor Müllers jenen ersetzt hatte. Und er hatte Glück; bereits 1842 folgte er einem Ruf als Ordinarius nach Dorpat; als Nachfolger seines Lehrers ist er zu uns zurückgekehrt; während Böhm, der mit ihm gleichzeitig sich habilitierte, als Assistent Dieffenbachs aus der mit seiner Dissertation so glücklich begonnenen mikroskopisch-anatomischen Richtung hinausgeführt wurde und als Chirurg und Ophthalmolog neben Langenbeck und Albrecht von Gräfe doch zurückstehen mußte.[1]

Habilitation Remaks und das Gesetz über die Zulassung der Juden zum akademischen Lehramt.

Zu den ältesten Schülern Müllers, die er in Berlin erzogen, gehörte Robert Remak. Er war schon im Jahre 1837 auf Grund einer Preisschrift, die er in Müllers Archiv veröffentlicht hatte, zu Wilna als Professor der Physiologie in Vorschlag gewesen; Alexander von Humboldt hatte ihn damals auf Müllers und Ehrenbergs Zeugnis dem russischen Minister der Aufklärung v. Uwaroff empfohlen. Aber den Juden hatte man in Petersburg nicht haben wollen, aus „religiöser und christlicher Intoleranz“, die der Minister, wie er Humboldt ausdrücklich zurückschrieb, „gezwungen teilte“.[2] Die gleiche Eigenschaft aber verhinderte auch

---

1) Über Karl Bogislaus Reichert (geb. am 20. Dezember 1811 in Rastenburg, gest. am 21. Dezember 1883 in Berlin) vgl. vor allem Waldeyer im Biogr. Lexikon hervorragender Ärzte, Bd. IV (1886), S. 692; A. D. B. XXVII, S. 679 (Pagel). — Böhm (geb. am 22. Januar 1811 zu Hanau, gest. in Berlin am 1. August 1869 an einer Blutvergiftung) war der Adoptivsohn Johannes Schulzes, der ihn zärtlich liebte. Von weiter Bildung und großer persönlicher Liebenswürdigkeit, ließ ihn die Praxis doch nicht recht zu wissenschaftlicher Produktion kommen; er hat seit 1845 nur ein paar ophthalmologische Schriften erscheinen lassen. Vgl. über ihn C. Varrentrapp, Johannes Schulze, passim; A. D. B. III, S. 65 (Aug. Hirsch). — Als dritter habilitierte sich in demselben Jahre Julius Viktor Schoeller aus Düren, seit 1863 Assistenzarzt des älteren Busch; später a. o. Professor an der militärärztlichen Akademie. Gleichaltrig mit Böhm und Reichert, ist er in demselben Jahr wie dieser gestorben. Biogr. Lexikon Bd. V (1887), S. 261 (Gurlt).

Böhm. Schöller.

2) Nach einem Brief Humboldts an den König vom 27. Februar 1847; K.-M. Gen. Univ. IV. 2. I.

in Preußen Remaks Habilitation; denn das Edikt vom 18. August 1822, das die duldsamen Bestimmungen des Ediktes von 1812 aufgehoben hatte[1], ward unter der neuen Regierung nicht weniger scharf gehandhabt als unter der alten. Es hatten freilich schon an der Universität von Neander ab, und besonders unter den Theologen, verschiedene Söhne seines Stammes gelehrt, aber diese waren alle, zum Teil von den Eltern her, getauft. Remaks Eltern waren arme orthodoxe Posener Handelsleute, und die Pietät gegen sie wie der Widerwille gegen die Taufe als Mittel zur Karriere hielten ihn von diesem Schritt zurück. Schönlein, dessen Vorurteilslosigkeit wir kennen, machte ihn 1843 zu seinem Assistenten; Remak hielt in der Klinik Kurse und Vorträge, die nicht bloß von Studenten, sondern auch von akademischen Lehrern besucht wurden, und ward vom Staat besoldet; aber der Eintritt in den Lehrkörper selbst blieb ihm verschlossen. Die Fakultät hätte ihm vielleicht keine Schwierigkeiten gemacht. Als er sich aber im Januar 1843 mit dem Wunsch, sich für mikroskopische Anatomie und allgemeine Pathologie zu habilitieren, an den Minister wandte, ward ihm dies verweigert; und ein Immediatgesuch an den König hatte kein besseres Ergebnis.[2] Erst die allgemeine Abwandlung der inneren Politik, die mit der Berufung des Vereinigten Landtages anhob, brachte die Wendung. Wieder war es Alexander von Humboldt, der seinen jungen Freund, von dem soeben eine neue Schrift über das Darmnervensystem zum Abschluß gebracht war, dem König empfahl. Und diesmal drang er, wieder von Schönlein und Müller unterstützt, durch[3]; am 8. März 1847 ermächtigte Friedrich Wilhelm den Minister, dem Dr. Remak ausnahmsweise die

---

1) Vgl. Bd. II, 1, S. 223f. Publiziert war das Edikt, das, wie wir uns erinnern, in enger Verbindung mit dem Kampf Eduard Gans' um das Extraordinariat entstanden war, erst am 4. Dezember 1822; es gehört zu den letzten Aktenstücken, die Hardenberg (in Verona) unterzeichnet hat.

2) K.-M. Gen. U. O. IV. 2. I. Eichhorns Antwort 7. Februar, das Immediatgesuch 14. März, die Antwort aus dem Kabinett 18. April. — Ebenda Akten über frühere Fälle. Der erste war der des Dr. Friedrich (Salomon) Jakob Berend aus Neustettin, des Sohnes eines „Bürgers“, wie in dem Immediatgesuch vom 21. Dezember 1840 ausdrücklich bemerkt wird, der in dem Freiheitskriege zwei Neffen als Freiwillige ausgerüstet hatte. Geboren 1803, Königsberger Doktor 1826, hatte Berend sich 1827 in Berlin als praktischer Arzt niedergelassen; seiner Bitte um Habilitation hatte er eine Arbeit über die Hautkrankheiten beigelegt und sich auf Humboldt berufen. Das Gesuch ging zu „verfassungsmäßiger Bescheidung“ an das Ministerium und ward hier abgelehnt (23. Januar 1841). Varnhagen bringt darüber eine Notiz, Tagebuch I, S. 292. Nach Remak meldete sich noch im Juli 1843 Dr. Sigmund Eduard Loewenhardt, 27. Juli 1843, der selbst die Feldzüge mitgemacht und in der Cholerazeit eine ersprießliche Wirksamkeit entfaltet hatte. Auch er fand bei Eichhorn kein Gehör, obgleich der Minister des Innern, Graf Arnim, sich warm für ihn verwandte.

In Beziehung zur Universitätsgeschichte steht ferner die Aufnahme des Dr. Ries in die Akademie (7. April 1842), insofern als dieser als Akademiker an der Universität hätte lesen können. In der Tat kam die Frage im Ministerium zur Sprache; jedoch wurde die Kollision dadurch, daß Ries von seinem Recht keinen Gebrauch machte, noch vermieden.

3) In dem genannten eigenhändigen Schreiben an den König vom 27. Februar, im K.-M. a. a. O. Er hatte damals bereits mündlich die Zusicherung erhalten.

Habilitation zu gestatten. Eichhorn aber blieb, von Eilers beraten, harthörig; im Hinblick auf die bevorstehende gesetzliche Regelung der Frage durch den Vereinigten Landtag ließ er die Kabinettsordre zunächst ad acta legen, und erst ein „Citissime" aus dem Kabinett machte ihm Beine.[1]

Als Remak am 14. Oktober endlich zu seinem Ziel gelangte, neun Jahre, nachdem er mit einer epochemachenden Arbeit promoviert hatte, war bereits das Gesetz heraus, das ihm die Habilitation auch ohne die Allerhöchste Erlaubnis gestattet hätte. Am 1. April 1847 war von der Regierung die Vorlage an den Vereinigten Landtag gebracht worden, nach der in Zukunft die Privatdozentur und das Extraordinariat in der medizinischen Fakultät sowie in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern der philosophischen Fakultät jüdischen Gelehrten offen stehen sollten, als Stellungen, mit denen eine obrigkeitliche Funktion nicht verbunden wäre, und bei denen ihre nationale und religiöse Eigenart nicht hindernd im Wege stände. Die Form, in der das Gesetz aus den Beratungen der Stände hervorging, wurde den liberalen Forderungen noch gerechter; auch die Geographie und die sprachwissenschaftlichen Fächer sollten danach den jüdischen Aspiranten ausgeliefert und die Laufbahn ihnen durchweg bis zum Ordinariat geöffnet werden.

Stellung der Fakultäten hierzu.

An unserer Universität sah man diesem Einbruch des modernen Geistes in den Lehrkörper mit sehr gemischten Gefühlen entgegen; auch in Kreisen, welche sonst wohl damit sympathisierten. Denn dem Gesetz war eine Klausel eingefügt, die den Andrang der jüdischen Dozenten, der nun zu erwarten war, gerade auf die Universität der Hauptstadt hinlenken mußte, welche an sich schon dem Zuzug von Staatsbürgern mosaischen Glaubens aus den östlichen Provinzen besonders ausgesetzt war. Die akademische Laufbahn sollte ihnen nämlich nur insoweit sich öffnen, als die Universitätsstatuten nicht entgegenständen. Nun schlossen die älteren Universitäten, Greifswald, Königsberg und Halle, grundsätzlich sogar die Katholiken von ihren Lehrstühlen aus. Die Akademie in Münster war andererseits für die Katholiken allein bestimmt. Bonns Gründungsurkunde enthielt zwar nichts, was gegen die Juden gewandt werden konnte, aber in den Statuten von 1834 erschien der

1) Auch dann hinkte er noch um Wochen nach; erst am 23. Mai gab er die Erlaubnis. — Im Besitz der königlichen Erlaubnis glaubte Remak sogleich weiterkommen zu können, indem er am 7. Juli bei dem Minister um Verleihung eines Extraordinariats einkam. Das Gesuch ging an die Fakultät, die sich jedoch unter Müllers Vortritt ablehnend äußerte; Müller wies, obschon er die Arbeiten Remaks durchaus anerkannte, mit Recht auf seine gänzliche Unbewährtheit als Lehrer und auf das Unrecht hin, das man älteren Privatdozenten, wie Simon und Brücke, antun würde. Als später unter Raumer Remak wiederholt vom Ministerium abgewiesen wurde (1851, 1854 und 1855), hat sich die Fakultät und ganz besonders Müller (nur Schultz stimmte ablehnend) aufs wärmste für seine Beförderung eingesetzt. Erst die neue Ära verhalf ihm zum Extraordinariat (19. Januar 1859), das Ordinariat hat er niemals erreicht. Er starb am 29. August 1865 in Kissingen, noch nicht 50 Jahre alt. Über seine Rolle in der Revolution s. u. — U.-A. Med. Fak. Litt. R. Nr. 15; A. D. B. XXVIII, S. 191 (Pagel).

christliche Charakter der rheinischen Universität dennoch gewahrt, da darin sämtlichen Lehrern in dem Verhältnis der getrennten christlichen Bekenntnisse zueinander die christliche Liebe empfohlen war. Berlins Universität aber, deren Gründung in die Epoche fiel, welche auf konfessionelle Unterschiede überhaupt keinen Wert gelegt hatte, enthielt in ihren Statuten keine Zeile, die auf den Ausschluß der Juden gedeutet werden konnte. Um dieser Gefahr zu begegnen, entschloß sich der Senat, während die Beratungen im Landtag noch schwebten, zu einer Eingabe an den Minister, worin er einmal die Verpflichtung der Schwesteruniversitäten nachzuweisen suchte, trotz des Wortlauts ihrer Statuten den Juden Zulassung zu gewähren, dann aber doch wieder dringend dazu riet, dem Geiste der neuen Zeit gemäß alle Anstöße aus den Statuten der Universitäten zu entfernen, „damit, was für eine, auch für alle gelte". Zur besonderen Begründung dieser Forderung wies der Senat auf die Bestimmung in den Statuten der philosophischen Fakultät hin, wonach jedes ihrer Mitglieder über jedes in der Fakultät vertretene Fach lesen dürfe: ein ähnlicher Grundsatz finde sich in den Statuten aller Fakultäten; für keine Fakultät aber sei er wesentlicher als für die philosophische, die recht eigentlich das System der Erkenntnis darstelle und daher auch in ihren äußeren Gesetzen das Band, das alle Wissenschaften umschlinge, nicht gefährden dürfe; die Fakultät würde dieses Recht nicht preisgeben und darum von sich aus ihre jüdischen Mitglieder niemals beschränken; geschehe es aber, so sei damit ein wesentlicher und allgemeiner Grundsatz der Statuten durchbrochen.

Von allen diesen Argumenten wollte Eichhorn nichts wissen. Er hatte sich bereits ein besonderes Verfahren ausgedacht und schob daher die Erledigung der Anfrage des Senats vorläufig hinaus. Er ging dabei gerade von der Klausel aus, die der Senat wegzuinterpretieren versucht hatte, und die, wie wir nun wohl sagen dürfen, in seinem eigenen Ministerium in das Gesetz hineingebracht war. Es komme, ließ er durch den Regierungsbevollmächtigten zurückmelden, zunächst auf eine gründliche Erörterung an, ob die bestehenden Statuten der Universität der im Gesetze ausgesprochenen Zulassung der Juden entgegenständen oder sie gestatteten. In der Tat ging er nun sehr gründlich vor. An jeder Landesuniversität wurden nicht bloß der Senat, sondern alle vier Fakultäten und in diesen wieder jeder Ordinarius zur Meinungsäußerung aufgefordert. Die Einzelvoten sollten gesammelt und in einem Gesamtvotum jeder Fakultät vereinigt, das ganze Material aber den Senaten übergeben und von diesen mit einem Obergutachten durch Vermittlung der Kuratoren dem Ministerium eingesandt werden. Die theologischen Fakultäten, die ja von dem Gesetz so wenig wie die juristischen berührt wurden, sollten nur in bezug auf die Zulassung jüdischer Dozenten zur Universität überhaupt beraten, die juristischen außerdem noch untersuchen, ob die jetzige Ausschließung der Juden aus ihrem Kreise auch für die Zukunft zu befürworten sei oder nicht.

Leider ist bei dieser Enquête nicht jeder Ordinarius zu Worte gekommen; denn die Fakultäten sahen mehrfach von Einzelvoten ab; aber die Auffassungen, die damals über die für die Entwicklung unserer Universität so bedeutungsvolle Frage in dem Schoße unserer Korporation herrschten, spiegeln sich dennoch bereits in den Fakultätsvoten mit außerordentlicher Treue wieder. Die Theologen waren keinen Augenblick im Zweifel, daß nie und nirgends Juden in die Lehrerschaft der Universität eindringen dürften. Auch die einzelnen hatten aus ihrem Herzen keine Mördergrube gemacht; ein jeder von ihnen gab dem Gutachten, das Twesten als Dekan entworfen (er hatte eins von Neanders Hand zugrunde gelegt), noch sein besonderes Placet, mit einer in dieser Fakultät wirklich seltenen Einmütigkeit.[1] Sie deduzierten dies aus den Statuten selbst, zwar nicht aus ihrem Wortlaut (der nichts gegen die Zulassung der Juden sage), wohl aber aus ihrem Geiste; sie fanden es schon in dem ersten Paragraphen des ersten Abschnittes ausgesprochen, der es als den Zweck der Universität bezeichne, die allgemeine und besondere wissenschaftliche Bildung gehörig vorbereiteter Jünglinge fortzusetzen und sie zum Eintritt in die verschiedenen Zweige des höheren Staats- und (nicht: oder) Kirchendienstes tüchtig zu machen. In dieser Kopula entdeckten sie den Sinn des Gesetzes, die gegenseitige Durchdringung nämlich von Staat und Kirche, die in der Geschichte wie in unserm ganzen Leben zu tief begründet sei, als daß sie durch jene Abstraktionen — in welche einige Zeitgenossen beide zu trennen liebten — aufgehoben werden könnte. In diesem Geist müsse jede Wissenschaft gepflegt werden. Es könne, so heißt es unter anderm, der philosophischen Fakultät nicht gleichgültig sein, ob jemand die mathematischen Wissenschaften im Geiste eines Newton oder jenes berühmten Mathematikers lehre, der bei Erforschung der Gesetze des Weltgebäudes der Hypothese einer ordnenden Gottheit nie bedurft zu haben erklärte; ebensowenig, ob jemand als Lehrer der medizinischen und Naturwissenschaften seine Schüler an eine materialistische, bzw. hylozoistische Ansicht gewöhne oder den Glauben an eine unsterbliche Seele wenigstens nicht als Torheit verspotte. In analoger Weise beleuchteten sie die Bedeutung der Sprachwissenschaften für die ganze Richtung des Urteils und der Gesinnung, und wiesen für die Geographie auf das Beispiel eines Mannes hin, der zu „den größten Zierden der Universität" gerechnet werde. Sie forderten eher eine Verschärfung der Statuten in diesem Sinne als ihre Verflachung. Neander aber ließ es sich nicht nehmen, noch einen Ausfall auf die jüdischen Literaten zu machen, die jetzt

1) So Hengstenberg schon zu dem Gutachten Neanders: „Ganz mit dem obigen Voto übereinstimmend", und Nitzsch: „Sowohl nach meinen Begriffen von Nationalität als von Hochschulen kann ich das Dasein des fraglichen Gesetzes nur beklagen, welches die Lebensbeziehung beider zur Religion und Religionsgemeine neutralisiert". Und der sanfte Strauß fügte hinzu: „Mit Spectabili durchaus einverstanden".

an der Spitze der negativen, frivolen, atheistischen Richtungen ständen, und Zeugnis gegen die flachen Urteile abzulegen, die sich im Vereinigten Landtage hätten hören lassen.

Auch die juristische Zunft hatte sich ihre judenfeindliche Haltung, die schon in dem Handel mit Gans so scharf hervorgetreten war, ungeschwächt erhalten. Die gleichen Motive, die sie damals und 1838 bei der Feststellung der Sponsionsformel verwandt hatte, brachte sie auch jetzt vor: die Unmöglichkeit, einen Juden zum Doktor des kanonischen Rechts zu kreieren, das ihm stets ein Buch mit sieben Siegeln bleiben werde; den Widerspruch zwischen der Aufnahme in die juristische Fakultät und in das Spruchkollegium gegenüber dem Ausschluß von den obrigkeitlichen Ämtern des Staates; vor allem aber den entschieden christlichen Charakter des Rechts, der Rechtsentwicklung und der Rechtsgeschichte, welcher, ähnlich wie bei der Theologie, eine Trennung des Wissens von der Gesinnung verbiete. Diesen durchaus christlichen Charakter nahmen sie, wie ihre theologischen Kollegen, auch für das Ganze der Universität in Anspruch; deren Argumenten glichen die ihrigen; sie selbst redeten mehr wie Theologen als wie Juristen, und sie standen darin mit einer Ausnahme — es war die Stimme Heffters — alle beieinander.

Auch die medizinische Fakultät begrüßte das Privileg, das ihr durch das neue Gesetz eingeräumt war, nicht eben mit Freude. Schlemm meinte, man dürfe jedenfalls die Zahl der jüdischen Dozenten einschließlich der Ordinarien nicht über ein Achtel der Gesamtzahl anwachsen lassen, und war, wie auch Schultz-Schultzenstein, für Ansetzung einer Probezeit; auch Hecker konnte die stärksten Bedenken nicht unterdrücken. Aber in ihrer Gesamtheit bekannte sich die Fakultät doch zu dem durch das Gesetz sanktionierten Prinzip der Nichtberücksichtigung konfessioneller Unterschiede, sofern sie sich nicht gegen die Grundprinzipien des Staates selbst wendeten. Sie erklärte darum eine Änderung der Statuten für überflüssig und verlangte nur gleichmäßige Ausgestaltung des neuen Verhältnisses an sämtlichen Universitäten. Die philosophische Fakultät endlich wiederholte im wesentlichen das Senatsgutachten vom Sommer 1847[1], und kaum anders lautete das Geleitwort, das der seit dem Herbst regierende Senat am 7. Februar 1848 den sämtlichen Voten mit auf den Weg gab.[2] Am 15. Februar war Ladenberg als Kurator endlich in der Lage, diesen Stoß von Akten dem

1) Im Sommer waren im Senat nicht weniger als sechs Mitglieder der Fakultät gewesen: Böckh als Rektor, Trendelenburg als Prorektor, Lachmann als Dekan, ferner als Senatoren Magnus, Weiß und Dieterici; von den anderen Fakultäten Neander, Homeyer, Müller, Heffter und Hecker.

2) K.-M. Gen. IV. 2. I; U.-A. Sen.-Prot. Litt. G. Nr. 1. Vol. XIII: Acta betr. die Proff. ord. u. extraord., Litt. P. 1. IV; Theol. Fak. Litt. G. Nr. 1. Vol. II; Jur. Fak. Litt. G. Nr. 1. Vol. II; Philos. Fak. Litt. G. Nr. 7. Vol. II; Philos. Fak. Litt. G. Nr. 1. Vol. I.

Herrn Minister zu übergeben. Aber es ging damit wie mit den anderen Reformanläufen jener Jahre: der Märzsturm knickte sie in der Blüte, und prinzipiell wenigstens ward auch die Judenfrage im Sinne des modernen Preußens geregelt.

Rudolf Virchow. Seine Entwicklung bis zur Revolution.

In den Fakultäten war, das sieht man immer aufs neue, am Vorabend der Revolution von revolutionärem Geist nichts zu spüren; und wir müssen stets über ihre engeren Grenzen hinwegsehen, wenn wir an unserer Universität den Tendenzen begegnen wollen, die nun bald gewaltsam nach Luft und Licht drängen sollten. In der jungen Dozentengeneration aber treffen wir wieder auf Vorstellungen, die in ihrem Radikalismus von dem realistischen Sinn und der mit Skepsis gepaarten Objektivität heutiger Tage ebensoweit entfernt waren, wie die Anschauung von dem christlichen Staat, die in den beiden obersten Fakultäten vorherrschte. An niemand wird dies deutlicher als an Rudolf Virchow, dessen Entwicklung gar nicht zu verstehen ist ohne die Berührung mit dem starken Brausen, das dies Jahrzehnt deutschen Lebens in Staat und Kirche erfüllte. Dadurch vor allem unterscheidet er sich von dem engverbundenen Dreigestirn aus der Müllerschen Schule, Brücke, du Bois-Reymond und Helmholtz, neben denen er als der vierte Meisterschüler Johannes Müllers in diesen Jahren genannt zu werden pflegt. Virchow selbst hat Müller stets in erster Linie als seinen Lehrer genannt, und gewiß darf er, wenn einer, als ein Fortführer seiner Methoden und Entdeckungen gelten. Dennoch kann er in den Jahren des Werdens weder ihm noch jenen Dreien, die ihrerseits zu dem Meister in engem Verhältnis standen, nahegekommen sein. In den Briefen an seinen Vater, die uns einen ganz intimen Einblick in die Studien und Stimmungen des jungen Forschers gewinnen lassen, erscheint der Name Müllers nur an ein paar Stellen, und die Art, wie Virchow noch im Juli 1843, beim Abschluß seiner Studienzeit, von „dem berühmten Physiologen Müller“ spricht, der ihn als Dekan promovieren werde, zeigt ganz deutlich, wie fremd er selbst ihm gegenüberstand.[1] Drei Jahre später, als er eben Prosektor in der Charité geworden war, trat er sogar gegen Müller auf, indem er sich für die Erhaltung der Sammlung pathologisch-anatomischer Präparate bei der Charité einsetzte, welche jener dem anatomischen Museum anzugliedern wünschte.[2]

Sein Verhältnis zu Müller und Schönlein.

Auch zu Schönlein gewann Virchow, wieviel er seinen Vorträgen verdanken

1) Rudolf Virchow, Briefe an seine Eltern, herausgegeben von Marie Rabl, geb. Virchow (1906), S. 72.

2) An den Vater, 25. Mai 1846, Briefe S. 108. „Das Ministerium“, schreibt er, „sieht die Angelegenheit von dem Müllerschen Gesichtspunkt aus an, und ich muß versuchen, denselben etwas zu verrücken, wenn nicht meine Stellung in Zukunft nach dieser Seite eine vollkommen abhängige sein soll“.

mochte, kein rechtes Verhältnis; er hatte vielmehr als Charitéchirurg dauernd gegen den Einfluß des durch seine Stellung als Vortragender Rat im Ministerium mächtigen Geheimrats zu kämpfen. Schönleins Schützlinge waren seine Assistenten Heintz und Remak. Sie stellte er Virchow geradezu entgegen, als der Militär-Medizinalstab diesem im Herbst 1844 die neu eingerichtete Station an der Charité für chemische und mikroskopische Untersuchungen übertragen wollte; und es gelang ihm wenigstens, seine beiden Kandidaten für die eigene Klinik zu behalten, während Virchow den andern Instituten in dem großen Krankenhaus zugeteilt wurde, wo Jüngken und besonders der Prosektor Robert Froriep bereitwillig seine Dienste in Anspruch nahmen. Es war dies aber kein bloß persönlicher Konflikt, sondern zugrunde lag die alte nie ganz geschlichtete Rivalität zwischen den in der Charité konkurrierenden Behörden, dem Kultusministerium, dem sie unterstellt war, und dem Militär-Medizinalstab, der sich von alters her das Recht gewahrt hatte, sämtliche Assistentenstellen mit den Zöglingen des Friedrich-Wilhelms-Instituts zu besetzen. Es ist seltsam genug, daß gerade Virchow, der bald darauf der fanatische Gegner des preußischen Militärstaates werden sollte, den er dann am liebsten mitsamt seiner Medizinalverfassung von der Erde vertilgt hätte, als deren Vorkämpfer gegen die Zivilärzte herausgestellt wurde. Er war damals der Liebling und Verzug der Generalärzte. Als am 3. Mai 1845 Görckes Geburtstag gefeiert wurde, ward dem Dreiundzwanzigjährigen die Festrede übertragen. Er machte daraus ein förmliches medizinisches Glaubensbekenntnis, mit schonungslosen Angriffen auf alle Gegner der neueren Richtung; aber Eck, der Direktor des Instituts, der sie vorher durchsah, hatte alles stehen lassen, Sätze, die Virchow selbst, wie er schreibt, vielleicht bei einem andern gestrichen haben würde, wenn er in Ecks Stellung gewesen wäre. Der alte Wiebel, der, wie sein Kollege Lohmeyer, der Festsitzung nicht hatte beiwohnen können, befahl ihn zwei Tage später zu sich und ließ sich die Rede vorlesen. Beide machten dem jugendlichen Verfasser die größten Elogen; Wiebel lud ihn bald darauf zum Tee ein und drückte sein Bedauern darüber aus, daß Virchow die Ansichten, die er in der Rede ausgesprochen, nicht auch praktisch prüfen könne; man müsse ihm dazu in der Charité Gelegenheit geben. Wenige Wochen darauf, am 2. August, dem Tage des fünfzigjährigen Stiftungsfestes des Instituts, trat Virchow abermals als Festredner auf, vor den bedeutendsten ärztlichen Notabilitäten des Landes. Alles war verdutzt oder geblendet durch die Neuheit und Kühnheit seiner Behauptungen (es waren die Ergebnisse seiner Forschungen über die Venenentzündung); er selbst aber meinte, er habe die Leute nie für so dumm gehalten, als ihm an diesem Tage klar geworden sei.[1]

Als Charitéchirurg.

---

1) An den Vater, 27. August 1845. „Die alten Militärärzte", schreibt er u. a., „wollten aus der Haut fahren ob so neuer Weisheit; daß das Leben so ganz mechanisch konstruiert

Proselitor in der Charité.

Das Jahr war noch nicht vorüber, als schon eine neue Aussicht an ihn herantrat: Froriep, der nach Weimar gehen wollte, bot ihm seine Stelle an. Wieder fand Virchow Schönlein auf seinem Wege und Remak als seinen Rivalen; und abermals wandte sich das Blatt zu seinen Gunsten. Das Kuratorium schlug ihn allein vor; zwei Greifswalder Professoren, die zufällig in Berlin waren, erklärten dem Kultusminister, daß kein anderer die Stelle haben dürfe; und Geheimrat Schmidt, von Eichhorn zum Gutachten aufgefordert, sprach sich, im Gegensatz zu seinem Kollegen Schönlein, mit voller Überzeugung eben dahin aus. Auch die Generalärzte wollten nur Virchow haben; sie ermunterten ihn gleichzeitig zur Habilitation, die ihm auch seitens des Dekans Hecker angetragen wurde, während Schmidt ihm 150 Taler für eine Reise nach Prag und Wien verschaffte. Virchow selbst zweifelte nicht, daß er auf diesem Wege es in wenigen Jahren zum Extraordinarius bringen würde; wetteifernd sah er sich von beiden, sonst sich bekämpfenden Behörden in die Höhe gehoben. Er ließ es sich gefallen. Aber er hatte in ihrem Kampf längst seine Stellung gewählt. Sie führte ihn auf die Seite des Ministeriums. Eben damals veröffentlichte Geheimrat Schmidt, Virchows „liebevoller Gönner“, wie dieser selbst ihn gegen seinen Vater nannte, auf eigene Verantwortung, aber im direkten Auftrage seines Ministers, die genannte Schrift über die Reform der Medizinalverfassung Preußens: fünf Denkschriften, eine so radikal wie die andere, voll zukunftsreicher Ideen über das Studium und die Ausgestaltung des gesamten Medizinalwesens.[1] Virchow sah darin noch nicht alle seine Wünsche erfüllt, aber er erkannte an, daß sie eine so große Annäherung an dieselben enthielten, wie von diesem Gouvernement nur irgend erwartet werden könnte. „Das Militär-Medizinalwesen“, schreibt er, „muß aber in seiner jetzigen Gestalt untergehen, wenn diese Vorschläge zur

Privatdozent.

werden sollte, schien ihnen vollkommen umwälzerisch, wenigstens ganz unpreußisch; da müßte doch so eine Art von Heiligenschein drum bleiben, damit man ein wenig geblendet würde und die Dinge nicht klar ansehen könne“.

1) I. Die Klassifikation des Medizinalpersonals. II. Die medizinischen Studien. III. Das medizinische Prüfungswesen. IV. Das Militär-Medizinalwesen. V. Die Armen-Krankenpflege. „Gott mag es den früheren Vertretern der zivilärztlichen Interessen vergeben“, so lesen wir in der IV. Denkschrift u. a. (S. 157), „daß sie sich die erste Heil- und Unterrichtsanstalt der Monarchie mit ihren täglich 900 Kranken, exklusive einiger klinischer Stunden, aus der Hand winden ließen, so weit aus der Hand winden ließen, daß nur der Militärarzt kompetent ist, sogar in der Gebäranstalt Assistent zu sein: allerdings der beste Beweis für die Unzertrennlichkeit der Geburtshülfe von der medizinisch-chirurgischen Wissenschaft, den man finden kann“. Die Vorrede ist vom 16. April 1846; im Mai erfolgte die Entscheidung zu Virchows Gunsten. — Unter den „Reformen vor der Revolution“, die in Preußen so wenig fehlten wie einst in Frankreich, ist der Anlauf auf dem Felde des Medizinalwesens eine der bedeutungsvollsten. Erfolg hatte sie so wenig wie die andern, weil der alte Staat (genau wie in Frankreich) zur Durchführung unfähig war oder seiner Natur nach sie gar nicht wollen konnte; daher ist er auch heute darin nur insoweit fortgeschritten als solche Reformen seiner Natur gemäß sind.

Tat werden, und das ist nicht mehr als billig!" Seine Position war jetzt derart, daß er eigentlich nur noch persönlich mit dem Militär-Medizinalwesen zusammenhing; Froriep selbst war niemals Militärarzt gewesen. An jener Stelle fährt er fort: „Mein Übergang zum Zivil-Medizinalstab ist jetzt beinahe förmlich proklamiert". Daß es vieler Kämpfe bedürfen würde, um die alte Institution zu stürzen, sah er voraus und war entschlossen, sich daran zu beteiligen; es sei, meinte er, eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Schmidt, der ihm seine ganze Existenz verschafft und ihm ein unverdientes Lob in seiner Denkschrift gegeben habe[1]; in dem Verein für wissenschaftliche Medizin, in den er kürzlich gewählt war, ward bereits (es waren meist jüngere Ärzte) in außerordentlichen Sitzungen darüber beraten.

Wachsendes Ansehen.

Vorläufig aber blieb alles beim Alten und Virchow nach wie vor im Genuß seiner Stellung wie in der Gunst der Generalärzte. Man nannte nun schon seinen Namen in weiteren Kreisen; an seinen pathologisch-anatomischen Kursen nahmen auch ältere und hochangesehene Ärzte teil; als Gründer einer neuen Zeitschrift, die er mit seinem Freunde Reinhardt zusammen herausgab, und deren erster Band im folgenden Frühjahr erschien, des „Archivs für pathologische Anatomie und Physiologie", durfte er sich als einen der Führer der medizinischen Reformpartei betrachten.

Jugendarbeiten.

Denn die stürmische Energie, mit der er jedes Ding angriff, die Unermüdlichkeit, die er überall bewies, am Seziertisch wie im Krankensaal, wo alle Patienten für den „kleinen Doktor" schwärmten, die Kühnheit seiner Hypothesen, die Genauigkeit seiner Methoden und die Schärfe seiner Beweisführung mußten ihm wohl die Herzen gewinnen; die Jungen wie die Alten zog er in seinen Bann. Dabei füllten ihn alle Obduktionen, Krankenbeobachtungen und der Eifer für die Reform seines Standes nicht aus; sondern, wie in seiner späteren Zeit, richtete er seine Gedanken auf Probleme, welche weit abseits von seinem Fache lagen. Auf der Universität waren es, wie es bei jungen Leuten in damaliger Zeit noch vorkam, faustische Ideen von weitestem Horizont: der Wille, „eine allseitige Kenntnis der Natur von der Gottheit bis zum Steine" zu erlangen. So schreibt er dem Vater, indem er ihm einen Aufsatz sendet, wie es scheint, historischen Inhalts, vielleicht die Abhandlung über die Karthause von Schivelbein, die 1843 in den Baltischen Studien erschien. An der gleichen Stelle weist er auf frühere Arbeiten hin, die er dem Vater zum Abdruck übersandt hatte, darunter eine, die sich mit der Urgeschichte des pommerschen Landes und seiner Bewohner bis hinab zum Jahr 1000 beschäftigte.[2] Im Jahre darauf aber verteidigte er bei der Promo-

Geschichtliche und urgeschichtliche Studien.

1) An den Vater, 13. August 1876, Briefe S. 110. In der Denkschrift Schmidts habe ich die Stelle nicht finden können.

2) 22. Februar 1842, Briefe S. 47. Diese scheinen ungedruckt zu sein, lassen sich wenigstens nicht identifizieren mit den drei historischen Arbeiten, die vor zehn Jahren aus den Baltischen

tion als letzte These, über die Eiszeit in Pommern, eine Abhandlung, in der er die eben erst aufgestellte Gletschertheorie von Agassiz auf seine heimische Provinz übertrug.[1] Wir erkennen bereits die Richtung auf das zweite große Arbeitsfeld, das Virchow seit seiner Rückkehr nach Berlin angebaut hat, die anthropologischen Forschungen, die in der letzten Epoche seines Lebens fast den Hauptplatz eingenommen haben; sie umspannten später die Welt, aber auf dem Boden der Heimat sind sie erwachsen.[2]

Politische Richtung.

In jenen historischen Aufsätzen nehmen wir aber auch Tendenzen wahr, die schon auf das dritte Feld der Betätigung dieses rastlosesten aller Gelehrten hinführen: politische Urteile, die in die elegant geführten Darlegungen hineingestreut sind und, nicht zugunsten einer objektiven Würdigung, längst vergangene Epochen unter das Licht der Tagesfragen stellen. Es waren Angriffe auf das Mönchtum, die träge Faulheit und Genußsucht bei den einen, die grausame Kasteiung des Fleisches bei andern Orden, und das Lob der Reformation, welche endlich diesen faulen Krebsschaden aus dem gesunden Staatsleben entfernt und die toten Schätze weniger Faulenzer in die befruchtenden Kanäle der Volkswirtschaft zurückgeführt habe: Ansichten, die Virchow gleichfalls auf dem Boden der Heimat gewonnen hatte. Denn die pietistisch gefärbte Orthodoxie, die den Adel und die Pastoren Hinterpommerns bereits großenteils sich untertänig gemacht hatte (es waren die Jahre, in denen Virchows größter politischer Gegner sich ihr unterwarf), hatte doch auf die unteren Schichten, zumal die städtische Bevölkerung, nur wenig abgefärbt; auch der Vater Virchows, der griesgrämige Stadtkämmerer Schivelbeins — ein ewig nörgelnder Herr, der mit seiner unpraktischen Art, die ihn stets in Geldverlegenheit erhielt, sich und den Seinen das Leben sauer machte —, war hierin mit dem Sohn, soviel er sonst an ihm zu tadeln und auszusetzen fand, eines Sinnes.

Auf dem Berliner Boden mußte diese Geistesrichtung die reichste Nahrung finden. An Virchow können wir recht den Einfluß ermessen, den die reagierende Kirchenpolitik des Königs, die, ohne es eigentlich zu wollen, sich auf die Partei Hengstenbergs (sowie im Staat auf die Bureaukratie) angewiesen sah, auf die allgemeine Stimmung, zumal in seiner Hauptstadt, ausübte. Der alte Pietismus,

---

Studien in Sonderdruck herausgegeben wurden. (Zur Erinnerung an Rudolf Virchow. Drei historische Arbeiten Virchows zur Geschichte seiner Vaterstadt Schivelbein. 1903.). In demselben Briefe bittet er den Vater, ihm die paar plattdeutschen Liederchen, die man daheim bei der Ernte und ähnlichen Gelegenheiten spreche, aufzuschreiben; er wollte sie einem Sammler solcher Volkssprüche geben.

1) Auch sie ist Manuskript geblieben.

2) Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie nennt er in seiner Meldung zur Reifeprüfung (Ostern 1839) als seine Lieblingsstudien. Briefe S. 5.

der drei Generationen zuvor wirklich eine regenerierende Kraft für die protestantische Kirche beider Konfessionen gewesen, war längst tot, und am wenigsten konnte ihn der Bund mit der Orthodoxie, den seine Erneuerer eingegangen waren, wieder erwecken. Er war so, wie ihn die Herren von Gerlach und ihre geistlichen Brüder, die Junker und die Pfaffen, bekannten, nur eine Spielart, und nicht die geistvollste, der Romantik, und mit dieser die Lebensform einer verhältnismäßig kleinen Schicht von Herrschenden und Herrschenwollenden — sehr im Gegensatz zu dem Pietismus des 18. Jahrhunderts, der eine Form des noch ungebrochenen protestantischen Gemeindelebens gewesen war. Indem jetzt die romantische Weltanschauung überall verblaßte und abstarb, wurden die Versuche der Regierung, die Gesellschaft auf das Dogma neu zu verpflichten und den Staat selbst an die erstarrenden Formen zu binden, weithin als heuchlerische Anmaßung und Herrschsucht gedeutet, als die Absicht, das alte Willkürregiment, den von überallher umstürmten Absolutismus dadurch aufrechtzuerhalten, die Religion als instrumentum regni zu benutzen. Und nur um so weiter griff die Aufklärung um sich, um so zerrüttender wirkte sie ein auf die kirchliche Weltanschauung, welche die vom Staate adoptierten Philosophen weder zu ersetzen noch auch nur zu verteidigen vermochten.

Wieviel kraftvoller war doch der Widerstand, auf den die neuen Meinungen innerhalb der katholischen Kirche stießen, welche in eben diesen Jahren zu neuen und unerhörten Siegen emporwuchs. Mit leichter Mühe schob sie, soviel davon in sie hineingedrungen war, hinaus; und die Pilgerzüge, die sich bereits auf allen Straßen des Westens bewegten und die alten Wallfahrtstätten zu Aachen und zu Trier, ja sogar die nur in der Springprozession zu erreichenden Heilsgüter von Echternach aufsuchten, offenbarten den verblüfften Gegnern, wie tief die klerikale Weltanschauung noch in den Massen steckte. Eine solche Kirche konnte allen Angriffen, sei es der Wissenschaft oder des spottenden Unglaubens, Trotz bieten. Alle Strömungen des Jahrhunderts kamen ihr zu Hülfe: die Romantik, welche, obschon auf protestantischem Boden erwachsen, über das kirchliche Weltalter einen verklärenden Schimmer geworfen hatte, ebenso wie der politische Liberalismus und der die Tiefe aufsuchende soziale Reformeifer. In ihren Händen wurden das alles Waffen, um sich die Freiheit, d. h. die Unabhängigkeit vom Staate, zu erkämpfen, Stein und Mörtel, um den in seinen Fundamenten unerschütterten Bau in sich und mit dem Zeitalter fester zu verbinden. Einzig die Aufklärung blieb ihr wesensfremd und feindlich. Aber gerade von dorther wuchs ihr die größte Kraft zu: durch die unbeugsame Hartnäckigkeit, die sie den auflösenden Tendenzen des Jahrhunderts entgegensetzte; allen Ängstlichen und Bedrohten erschien sie nun als der Felsen, an dem die wilden Wogen der Zeit machtlos zerschellen mußten. Sie selbst aber brauchte den Kampf mit den Machthabern im Staat, die bereits in ihrem Schatten Schutz

suchten, nicht zu scheuen; ihre Führer durften selbst Demagogie treiben und mit allen ihren Forderungen sich auf den breiten Grund des Volkswillens stellen — weil sie den Demos noch in der Hand hatten: während in der protestantischen Welt die Massen mehr und mehr in Staat und Kirche den Händen ihrer Regenten entglitten.

Seit der Mitte des Jahrzehnts war die Wandlung allgemein sichtbar geworden. Mit Schrecken bemerkte Böckh, wie rasch das reiche Erbe altpreußischer Gesinnung in der Berliner Bevölkerung vertan war. „Die Stadt Berlin", so schreibt er zu Neujahr 1847 seinem Bruder, dem Staatsminister in Karlsruhe, „hat sich lange wenig bei den neuen Ideen beteiligt, aber seit kurzem hat sich bis in die unteren Stände hinab die Stimmung gänzlich verändert. Es ist alles Vertrauen und alle Achtung gegen die Regierung verschwunden, und so kann es nicht lange mehr bleiben, wenn der Staat nicht in seinen Grundfesten untergraben werden soll". Dabei ließ der politische Liberalismus die Menge im allgemeinen noch kalt; auch den Verhandlungen des Vereinigten Landtags schenkte der Berliner Weißbierphilister nur geringe Teilnahme: aber die kirchlichen Konflikte, der Druck, den das neue Regiment auf die religiöse Überzeugung ausübte, regten ihn auf. Als im Sommer 1845 die Berliner Geistlichen für ihre verfolgten lichtfreundlichen Brüder eintraten und, wie auch der Magistrat, sich fürbittend an den König wandten, stand, wie Virchow schreibt, ganz Berlin hinter ihnen: die königtreusten Leute, die besten Preußenherzen; Männer, die unter dem alten König auch in der Kirche die altpreußische Zucht verfochten hatten, ja Ratgeber der reaktionärsten Maßregeln gewesen waren, wie der alte Eylert, hatten mitunterzeichnet. So war es ja auch gewesen, als König Friedrich Wilhelm II. mit dem Religionsedikt die Geister der Toleranz und des Fortschritts verletzt hatte. Und wie weit man von jener Zeit abgekommen sein mochte, als gutprotestantische Gläubigkeit und vernunftgemäßes Denken ihr harmloses Bündnis geschlossen hatten, wieviel auch die deutsche Aufklärung im Weiterschreiten von dem Charakter eingebüßt hatte, den sie in Kants und Herders Zeitalter besessen, als sie den Genius der Nation zu seinen erhabensten Schöpfungen emporgetragen hatte, so war doch bei all ihrem Unvermögen, positive, die Masse bezwingende und ihre Anhänger einigende Werte zu schaffen, ein ureigenes Stück von dem, was den deutschen Protestantismus ausmacht, in ihr lebendig geblieben: die Wahrhaftigkeit, welche furchtlos und ungeblendet durch das Licht der Erkenntnis unbekannten Zielen hoffend und glaubend zustrebt und in der Unterwürfigkeit unter die Glaubensformen abgestorbener Kulturen statt des Glaubens vielmehr Kleingläubigkeit, Selbstbetrug und Gewissenlosigkeit zu sehen sich für berechtigt halten darf.

Auch in die Charité hatte der von dem König gepflegte Geist seinen Einzug gehalten, mit den Diakonissen von Kaiserswerth, welche im Sommer 1843 als

Krankenschwestern eingesetzt wurden: zum größten Unwillen der Generalärzte selbst; Wiebel, der ganz in dem rationalistischen Zeitalter aufgewachsen war, sagte den jungen Chirurgen geradezu, die Frauen seien gesandt, um sie zu moralisieren, er werde sie aber beschützen. Es schien dann wirklich einen Moment, als ob Eichhorn, der überhaupt nicht gern an die Sache herangegangen war, sie zurückziehen würde. Unterdes aber war Pastor Fliedner selbst vom Rhein herbeigekommen; und er und sein Freund Bodelschwingh, „die alte Betschwester", wie Virchow schreibt, setzten es, von der Gunst des Königs und der Königin getragen, durch, daß die frommen Frauen blieben, die nun am 15. Juni feierlich introduziert wurden. Die Aufregung darüber in der Charité war so groß, daß man bereits sagte, der Direktor wolle abgehen und der Militär-Medizinalstab werde alles Anrecht darauf verlieren, die ärztlichen Stellen in der Charité zu besetzen; die Existenz des Institutes selbst schien bedroht.

Wendung zum Radikalismus.

Virchow hatte für seine Person längst allen Respekt vor dem alten Wahn verloren. Zu Weihnachten 1840 hatte er den Eltern noch ein Bild des Herrscherpaares verehrt — fünf Jahre später trug er ihnen schon fast sozialistisch lautende Ansichten vor, wie sie nur wenige Radikale damals bekannten. Je näher die Revolution kam, um so turbulenter wurde seine Stimmung. Im Februar 1848 erhielt er vom Ministerium den Auftrag, gemeinsam mit Geheimrat Barez die Hungerdistrikte Oberschlesiens zu bereisen, um die Seuche, die das Elend zur Folge gehabt, zu studieren. Da trat ihm nun der ganze Jammer einer kulturlosen, geistig und leiblich verkommenen Arbeiterbevölkerung entgegen. Er wollte alles nur dem herrschenden System, der Pfaffenwirtschaft und einer starrköpfigen und beschränkten Bureaukratie zur Last legen. Schon war er auf dem Heimwege, als ihn die Nachrichten von dem Beginn der Unruhen in Berlin trafen und eilig nach Hause trieben. Auch ihn fand der Ausbruch geradeso unvorbereitet wie alle Welt; erst nach Jahren hatte er ihn erwartet. Er hatte nicht einmal gewünscht, daß es zum Äußersten kommen möge, da er, wie er dem Vater nach der Heimkehr schrieb, der Bevölkerung nicht die Ruhe und Ordnung zutraute, welche die französische Umwälzung charakterisiert habe. Nun aber ergriff auch ihn der Taumel. Am Nachmittag des 18. März half er beim Barrikadenbau und befand sich während des Kampfes hinter der Barrikade, welche die Friedrichstraße von der Taubenstraße sperrte; teilgenommen hat er doch nicht, da er nichts als eine Pistole besaß und es zum Handgemenge hier so wenig kam wie an den meisten andern Orten. Fortan nahm die Revolution alle seine Sinne gefangen. Er hatte keinen andern Gedanken, als daß aus der ungeheuren Erschütterung die ganz rote, die sozialdemokratische Republik hervorgehen müsse. In dieser Stimmung schrieb er im Mai den Bericht über seine Reise nieder. Der Schlußabschnitt zeigt, wie er sich damals die Zukunft unseres Vaterlandes dachte: womöglich Ablösung

In der Revolution.

der polnischen Untertanen vom preußischen Staat und ihre Vereinigung mit ihren slavischen Brüdern, zum mindesten aber Einführung aller kulturellen Errungenschaften und Freiheiten in Schule, Kirche und Gesellschaft bis zur Assoziation der besitzlosen Arbeit mit dem Kapital des Staates oder der Geldaristokratie oder der kleinen Besitzer.

Virchow hat später gemeint, daß die politische Gegnerschaft zwischen Johannes Müller und ihm zur Zeit der Revolution die gegenseitige Achtung nicht verringert habe; sowie er von sich selbst bekennen zu können geglaubt hat, daß er, wenn er auch Politik und Medizin nebeneinander getrieben, dennoch stets unverbrüchlich daran festgehalten habe, der Wissenschaft ihre volle Unabhängigkeit von der Politik zu wahren. Letzteres ist insofern gewiß richtig, als Virchow seinen politischen Ansichten auf seine Obduktionen und jegliche pathologisch-anatomische Beobachtungen und Experimente keinen Einfluß gestattete. Wenn er aber darunter seine Wissenschaft in ihrem weiteren Umfange, als Heilkunde und in ihrer sozialen Bedeutung, verstehen will, so waren vielmehr für ihn, wenigstens in seiner ersten Berliner Epoche, Politik und Medizin untrennbar ineinander verflochten. Er war damals auch als Arzt durch und durch Parteihaupt und wollte nichts anderes sein; in diesem Sinne gründete er mit Reinhardt sein „Archiv" und mit Leubuscher im Sommer 1848 die Wochenschrift „Medizinische Reform", als deren Ziel er die demokratische Organisation der öffentlichen Gesundheitspflege proklamierte. Sein medizinisches Glaubensbekenntnis ging damals (es sind seine eigenen Worte) in seinem politischen und sozialen auf. „Als Naturforscher", schreibt er dem Vater, „kann ich nur Republikaner sein, denn die Verwirklichung der Forderungen, welche die Naturgesetze bedingen, welche aus der Natur des Menschen hervorgehen, ist nur in der republikanischen Staatsform wirklich ausführbar". Die „geistige und leibliche Befreiung des Menschengeschlechtes" erschien ihm damals als gemeinsame Aufgabe, als das Ziel der Geschichte. Wenn also Johannes Müller den „Volkstribun" von 1848 acht Jahre darauf nach Berlin zurückrief und ihm eine Provinz seines weiten Reiches abtrat[1], so geschah es, weil Virchow seitdem ein anderer geworden war, auch politisch, vor allem aber als Forscher.

Die Würzburger Jahre.

Denn, vergessen wir es nicht, die große Zeit Virchows fällt in die Würzburger Jahre. Dort wuchs er sich zu dem ersten pathologischen Anatomen seiner Zeit aus; dort hat er den Satz „Omnis cellula a cellula" ausgesprochen;

1) Schönlein hat sich wohl nicht widersetzt, aber auch nichts getan, um Virchow zurückzugewinnen; und wiederum war es Remak, politisch sein Gesinnungsgenosse, den Virchow auf seinem Wege fand und verdrängte. Ebenso hat Schönlein 1849 nichts getan, um Virchow in Berlin zu halten (vgl. dessen Notiz in der Medizinischen Reform vom 1. Juni 1849, S. 260, und die Anmerkung zu der Gedächtnisrede auf Schönlein, S. 93).

die Grundlagen zu seinem größten Werk, der Zellularpathologie, und eine Fülle bahnbrechender Untersuchungen in seinem Archiv entstanden in diesen Jahren, in denen er seine von allen Nebengedanken frei gewordene Kraft ganz auf Beruf und Wissenschaft gerichtet hielt.

Brücke, du Bois-Reymond und Helmholtz; ihr Verhältnis zu Virchow.

Reaktionäre waren auch die drei andern, die wir nannten, gewiß nicht; auch sie begrüßten die große Umwälzung, die ihrem Lehrer wie der Anfang vom Ende erschien, als das Morgenrot einer freieren und glücklicheren Zukunft. Aber ihre Stellung zur Wissenschaft war von vornherein eine andere als die Virchows, den sie von Johannes Müller eher hinwegbrachte, während jene sich ihm aufs engste verbunden fühlten. Auch Helmholtz, wie vor ihm Reichert, war ein Zögling des Friedrich Wilhelms-Instituts, in das er ein Jahr vor Virchow aufgenommen war; zwei Semester vor ihm gewann er den Doktorhut. Sie müssen also einander begegnet sein. Ob sie sich aber damals gekannt haben? In ihren Briefen, ihren Biographien findet sich davon keine Spur. Und ebensowenig in Helmholtz' Lebensgang irgend etwas von dem Widerspruchsgeist, dem wachsenden Ingrimm Virchows gegen das Institut, dem sie beide angehörten, und alles, was damit im Staatsleben irgendwie zusammenhing. Die mancherlei Unbequemlichkeiten, die das Zusammenleben mit unsympathischen Stubenkameraden mit sich brachte, ertrug Helmholtz mit gutem Humor. Manchmal packte ihn wohl ein Anfall von Ärger über Gott und die Welt, wie alle, die in das Institut, dem die akademische Freiheit mangelte, aufgenommen waren; besonders dem geistlosen Auswendiglernen von Muskeln über Muskeln, gebrauchten und ungebrauchten Rezepten war er gram. Aber er tröstete sich mit seinem geliebten Klavierspiel oder dem Besuch von Theater und Konzerten, und er vertiefte sich um so ausschließlicher in die Studien, die ihn nun bald zu gleichstrebenden Jünglingen, dem liebenswürdig behaglichen Brücke und dem immer eifervollen du Bois-Reymond hinführten. Schon 1841 waren sie vereinigt und zugleich die Lieblingsschüler des Meisters ihrer Wissenschaft.

Am nächsten stand diesem du Bois-Reymond, der bereits 1840 Müllers Famulus geworden war. 1841 ward er an Stallmanns Stelle sein Amanuensis, und schon in diesem Jahr begann er über die tierische Elektrizität, einen Lieblingsstoff Müllers, zu arbeiten: das Thema seiner Dissertation und in der Weiterführung die Basis seines Ruhmes und der Inhalt seiner Lebensarbeit. Alle drei aber waren ihrem Lehrer darin verwandt, daß sie die Wissenschaft nur um des Wissens willen trieben und alle und jede Beziehung zu andern außer ihr liegenden Absichten von sich fernhielten. Du Bois gab sich seiner Aufgabe so ausschließlich hin, daß er die Venia docendi, die er im Juli 1846 bekam, jahrelang unbenutzt ließ; einen Ruf nach Königsberg auf Burdachs Lehrstuhl, als Nachfolger Brückes, den er schon 1849 hätte bekommen können (denn er war an

erster Stelle vorgeschlagen), ließ er vorübergehen, um sich seinem großen Werk, dessen erster Band im Jahr der Revolution erschienen war, ungeteilt widmen zu können; so ersetzte Helmholtz den dritten im Bunde, der damals nach Wien ging. Du Bois aber hatte, als er 1854 in Berlin zum Extraordinarius vorgeschlagen wurde (drei Jahre, nachdem er in die Akademie aufgenommen war), noch niemals an der Universität gelesen; nur als Lehrer der Anatomie an der Akademie der Künste, wo er wieder Helmholtz abgelöst, hatte er, dessen Schüler später alle Lehrstühle der Physiologie in Deutschland und darüber hinaus besetzt haben, seine vielbewunderte Vortragskunst geübt.

Virchows methodische Grundsätze waren dieselben, welche jene drei zu ihren Erfolgen führten; um ihretwillen konnte er, wie gesagt, sich mit demselben Recht Müllers Schüler nennen: genaues Beobachten, exaktes Experimentieren, Isolierung des Objekts von nebensächlichen und von außen hineingetragenen Einflüssen, Fernhalten jedes a priori konstruierten oder aus Einzelheiten vorschnell abgeleiteten Systems — das alles gilt geradeso auch für ihn. Der Unterschied liegt in der Zielsetzung. Virchow wollte die Medizin in keinem Moment von ihrem Zwecke trennen. „Nach unserer Anschauung", so definierte er die „wissenschaftliche Medizin" in dem Programm, das sein Archiv eröffnete, „involviert der Begriff der Medizin, der Heilkunde, ohne weiteres den des Heilens, obwohl es nach der neuesten Entwicklung der Medizin so scheinen könnte, als wenn es darauf eigentlich nicht ankäme. Mediziner kann daher nur derjenige genannt werden, der als den letzten Zweck seines Strebens das Heilen betrachtet". Von hier aus steht er der Physiologie mit Abneigung, ja fast feindlich gegenüber; er will sie als Vorbereitung und Grundlage der Medizin anerkennen, aber nur in Verbindung mit der Pathologie, als pathologische Physiologie sie in den Bereich der wissenschaftlichen Medizin aufnehmen; dann freilich sei sie die eigentliche, theoretische, wissenschaftliche Medizin, als die Lehre von den krankhaften Verrichtungen, die Feste der wissenschaftlichen Medizin, an der die pathologische Anatomie und die Klinik nur Außenwerke seien. Er verwirft geradezu den Begriff der „Wissenschaft an und für sich", der absoluten Wissenschaft, die nur um ihrer selbst willen getrieben sein wolle; sie ist ihm eine Phrase, ein Nichts; nur durch ihre Träger, die Menschen, sei die Wissenschaft ein Etwas. Auf dieses Streben nach absoluter Wissenschaft führt er es zurück, daß die Physiologie (so sagt er) dezennienlang der Medizin fremd geblieben sei, daß die medizinischen Anschauungen aller physiologischen Grundlagen, die Physiologie aller medizinischen Erfahrungen entbehrt habe. „Die wahre Wissenschaft", so schreibt er in einem seltsamen Durcheinander der Gedanken, „besitzt die Fähigkeit des Könnens, und es ist ein allgemeines Gesetz, daß alles, was wirklich kann, auch will und zu einer Realität des Seins ringt. Es kommt aber nichts zu einer realen Erscheinung als im Leben, und wie die allgemeine philo-

sophische Anschauung der Zeit die Richtung auf das Transzendentale weggeworfen hat, so hat auch der Standpunkt der absoluten Wissenschaft in der Medizin keine Herrschaft mehr. Gewiß, es tut der Würde der Wissenschaft keinen Eintrag, wenn sie den Kothurn verläßt und sich unter das Volk mischt; aus dem Volke wächst ihr neue Kraft zu". Wir sehen, es ist schon die Ineinssetzung von Demokratie und Heilkunde, zu der diese Gedanken hinführen; sie atmen bereits den Geist der Revolution. Virchow führt die Spaltung zwischen praktischer und wissenschaftlicher Medizin, die er aufgehoben wissen will, geradezu auf das Fernhalten der Revolution von Deutschland zurück und will sie daher nur hier wahrnehmen; Frankreich und England hätten die Einheit, weil sie die Revolution vollbracht, niemals aufgegeben.

Auch darin ist er ein anderer geworden. Sätze, wie diese, würde er in späteren Jahren nicht wiederholt haben; und die Arbeiten, die ihm seinen Weltruhm verschafft haben, beweisen, daß der Unermüdliche doch wohl die Wissenschaft um ihrer selbst willen getrieben und geliebt hat. Aber verkennen läßt sich freilich nicht, daß die Problemstellungen der Physiologie in der Tat unmittelbarer an die allgemeinen Naturwissenschaften heran und in sie hinein führen als die der pathologischen Anatomie und sich in gleichem Maße von der eigentlichen Heilkunde und ihren praktischen Zwecken entfernen. Wie es übrigens du Bois-Reymond selbst um die gleiche Zeit in der Vorrede zu seinem Meisterwerk, dem Programm der neuen physiologischen Schule, verkündigt hat: „Die Physiologie wird ihr Schicksal erfüllen und endlich aufgehen in der großen Staateneinheit der theoretischen Naturwissenschaften".

Wie leicht der Übergang für einen Physiologen zu finden war, zeigt uns das Beispiel von Hermann Helmholtz, den sein mathematisch-physikalisches Genie zu der Enthüllung des Grundgesetzes der modernen Naturwissenschaften führte, während er noch Eskadron-Chirurg bei den Gardedukorps in Potsdam war. Das war es ja, was von seinem Standpunkt aus Schultz-Schultzenstein der neuen Schule vorwarf: daß sie die Physiologie zur Physik stempele. Darauf beruhte die Stellung dieser Jünger der Berliner Schule, die sie über den Meister selbst hinaushob: daß sie die streng mechanisch-kausale Auffassung der Lebensvorgänge als leitendes Prinzip der Forschung zur Herrschaft brachten; wie es wiederum du Bois-Reymond in jenem Programm definierte: „eine analytische Mechanik der Lebensvorgänge, die Zurückführung der Lebenserscheinungen auf Anziehung und Abstoßung der kleinsten Teilchen an der Hand der mathematischen Analyse".[1] Darum war neben Müller vor andern Magnus ihr Lehrer, dem Helmholtz auf den Lehrstuhl der Physik unserer Universität gefolgt ist, und dem er in der Akademie die Gedächtnisrede gehalten hat. Während Virchow in dem

1) Siehe Engelmanns Gedächtnisrede in den Abhandlungen der Kgl. Pr. Ak. d. Wiss., 1898.

Verein der Berliner Ärzte für wissenschaftliche Medizin für sein doppeltgewandtes Ziel tätig war, gründeten sie die Physikalische Gesellschaft; und während jener in seinem „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie“ seine Forschungsergebnisse und Forderungen vortrug, legten sie in der Zeitschrift „Fortschritte der Physik“ ihre Entdeckungen nieder.

Damit aber kamen sie an die Grenze heran, hinter der die tiefsten Probleme, der Freiheit und des Bewußtseins, lagen, und vor der auch sie auf ihrem Wege haltzumachen sich gezwungen sahen — sei es mit einem „Ignorabimus“ oder mit dem Versuch, an ihrer genaueren Festsetzung mitzuarbeiten. Hier hat Helmholtz, der durch seinen Vater, den alten Fichtianer, den Freiheitskämpfer von 1813, von früh an auf jene Grenzlinie hin und über sie hinweg gewiesen war, tiefer gegraben als seine Freunde je gelangten. Indem er mit einer unübertroffenen Vorsicht und Beharrlichkeit, alle Philosophie ausstoßend, die innerhalb der Erfahrung liegenden Probleme bis an die Grenzen ihrer Erkennbarkeit verfolgte, hütete er sich doch ebenso ängstlich, diese zu überspringen; auch jenes Wort einer definitiven, den Zweifel selbst ausschließenden Resignation würde ein Helmholtz nie ausgesprochen haben. Eben dadurch wurde er zurück zu Kant geführt. Niemals war er so verwegen, die Sphäre der sittlichen Freiheit den in der Natur obwaltenden Gesetzen zu unterwerfen; aber er ließ sich auch niemals die Freiheit beschränken, diese Gesetze so weit zu verfolgen, als sie seinem Verstehen offenlagen. „Wir können aber den Mechanismus der Materie nicht dadurch besiegen, daß wir ihn wegleugnen, sondern dadurch, daß wir ihn den Zwecken des sittlichen Geistes unterwerfen. Wir müssen seine Hebel und Stricke kennen lernen, um sie nach unserem eigenen Willen regieren zu können, und darin liegt die große Bedeutung der physikalischen Forschung für die Kultur des Menschengeschlechtes und ihre volle Berechtigung begründet“: so sprach er in seinem Königsberger Vortrag über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten. Den Glauben an die sittlichen Zwecke der Menschheit ließ er sich nicht rauben; und er durfte es, weil die Furchtlosigkeit, mit der er gottgegebene Kraft an die Lösung seiner Probleme setzte, selbst wieder in sittlicher Energie und in dem Bewußtsein der Freiheit wurzelte.

Jedoch haben wir kaum ein Recht dazu, des Mannes, der in der Geschichte unserer Universität — und mögen Jahrhunderte darüber hingehen — eine der leuchtendsten Gestalten bleiben wird, an dieser Stelle zu gedenken: weil er damals noch gar nicht zu ihren Lehrern zählte und ihr nicht einmal direkt als Schüler angehört hat. Als er nach Berlin zurückkam, stand er auf der Höhe des Ruhmes: Königsberg, Bonn und Heidelberg waren dessen Stätten geworden; hier waren die Werke geschaffen, die seinen Namen über die Erde hin getragen haben; auch das Gesetz, das er den Freunden in der Physikalischen Gesellschaft zuerst verkündigt, ist erst in diesen Jahren nach seiner weltumfassenden

Bedeutung recht gewürdigt worden. Diese drei Hochschulen, Heidelberg vor allem, haben noch größeren Anspruch als wir, ihn unter ihren Heroen zu verehren, und so ist ihm denn auch von Heidelberg her das würdigste Denkmal gesetzt worden.[1]

---

1) So hat auch auf Brücke Wien viel mehr Anrecht als Berlin, obschon dieser Berliner von Geburt war, an der Berliner Universität fast ausschließlich studiert hat, in Berlin Doktor geworden (November 1842), Müllers Assistent (1843) und Privatdozent (Dezember 1845) gewesen ist. Denn der Wiener Periode gehören die Werke an, die seinen Weltruhm begründen; seine ganze Lehr- und Forschertätigkeit war von 1849 bis an sein Ende (1892) an Österreichs Hauptstadt geknüpft.

Lauer. Anders steht es mit Gustav Adolf Lauer (1808—1892), Kaiser Wilhelms I. langjährigem Leibarzt, der von seiner Habilitation (1845) ab, seit 1880 als ordentlicher Honorarprofessor, in der Chronik der Universität geführt worden ist. Für unsere Universität ist er dennoch ein Außenstehender gewesen; seine Wirksamkeit gehört ganz dem Friedrich Wilhelms-Institut und dem Militär-Medizinalwesen an, dessen Reorganisator er wurde; wissenschaftlich ist er nur wenig hervorgetreten. — Letzteres gilt auch von Heinrich Friedrich Ludwig Ebert (1814—1872), 1845 habilitiert; 1867 Extraordinarius; sein Gebiet waren Frauen- und Kinderkrankheiten; auch als Lehrer hat er wenig bedeutet. — Gleich ihm ein Berliner und fast ganz in Berlin gebildet war Karl Gustav Theodor Simon (1811—1857), als Praktiker, Lehrer und Schriftsteller regsam und von nicht geringem Einfluß; seine Verdienste liegen auf dem Felde der Dermatologie.

Ebert.

K. G. Th. Simon.

Zweites Kapitel.

Revolution und Reaktion.

1. Der Senat und die Studentenschaft.

Friedfertigkeit des Senats.

Das Semester, das mit den Barrikadenkämpfen im März 1848 ein so blutiges Ende nehmen sollte, begann sehr ruhig, und auch in seinem Verlauf deutete zunächst nichts auf die Stürme hin, welche die Zeit in ihrem Schoße trug. Die Spannung zwischen Ministerium und Universität war geblieben, und die Gegensätze waren kaum gemildert; aber der aufreizende Reformeifer des Ministers, der die ersten Jahre der neuen Regierung so unruhvoll gemacht hatte, war an dem passiven Widerstand der Fakultäten erlahmt oder hatte einer milderen Praxis Platz gemacht; und im Senat war, nachdem er mit seinem unter Stahls Führung im Sommer 1846 unternommenen Anlauf, die Berufungen ganz an die Fakultäten zu bringen, gescheitert war, die konservative Haltung, die er immer beobachtet, noch stärker geworden; man liebte sich nicht, aber man ging sich aus dem Wege.

Disziplinierung Michelets.

Bezeichnend hierfür ist die Haltung, welche der Senat in dem Disziplinarverfahren einnahm, das Michelet im Januar 1847 durch seinen unzeitgemäßen Bekennermut sich zugezogen und unter dessen Folgen er fortdauernd zu leiden hatte. Den Anlaß dazu hatte er durch einen Artikel in der Vossischen Zeitung gegeben, worin er sich seiner Glaubensgenossen von der französisch-reformierten Gemeinde in Königsberg annahm, die ihrem freisinnigen Prediger Detroit in seinem Streit mit dem Konsistorium (er hatte das Apostolikum aus der sonntäglichen Liturgie weggelassen) treu geblieben waren und lieber ihre Kirche geschlossen hatten, als daß sie den an die Stelle ihres Hirten Gesetzten sich aufdrängen ließen. In seiner Darstellung des Vorganges hatte Michelet, der mit gewohnter Hitze für Gedankenfreiheit und die von den Vorfahren ererbten Privilegien seiner hugenottischen Brüder focht, die Tatsachen nicht ganz richtig wiedergegeben; er hatte von der „Schließung der Kirche“ gesprochen und dadurch den Anschein erweckt, als sei diese durch die kirchliche Behörde selbst vorgenommen worden, während sie nur Folge und Wirkung ihres Eingriffs in die Rechte oder in die Ansprüche der Gemeinde gewesen war. In dem dreimaligen Verhör, das zunächst Eichhorn ganz persönlich, danach Ladenberg und Lehnert mit ihm vornahmen, versteifte er sich auf jenen Ausdruck, in dem er nur eine gramma-

tische Inkorrektheit anerkennen wollte, und ließ sich durch kein Einreden davon abbringen. Eine Fürbitte, die der Senat für den Kollegen einlegte, fruchtete nichts; unter Verleugnung seiner ganzen Vergangenheit wandte Eichhorn, hinter dem der König selbst stand, die volle Schärfe des Gesetzes gegen den verruchten Hegelianer: am 15. April 1847 ward Michelet seiner Ämter an der Universität wie am Französischen Gymnasium mit Entziehung der Pension entsetzt.[1] Es schien ein neuer Fall de Wette werden zu sollen. Freilich, das Gesetz gab Eichhorn recht: das Gesetz vom 12. April 1822, dessen Entstehung aus der Reaktion jener Jahre, deren Höhepunkt es bezeichnet hatte, wir kennen gelernt haben, Tzschoppes Machwerk, die Kabinettsordre des verstorbenen Königs, welche alle Lehrer und Geistlichen der ministeriellen Willkür ausgeliefert hatte und gegen Eichhorns besten Freund, Friedrich Schleiermacher, ganz persönlich gerichtet gewesen war.[2] Indessen gründete der Minister sein Urteil gar nicht im Sinne jenes Gesetzes auf die Kirchen- und Staatsgefährlichkeit des Artikels, sondern stützte sich nur wieder auf das Mißverständnis oder das fahrlässige Urteil Michelets, das dieser übrigens in dem Verhör bereits bedauert und halb zurückgezogen hatte; indem er so dem Vorwurf der Gewissensbedrängung auswich, häufte er auf den Angeschuldigten die härtesten Anklagen der Leidenschaft und Leichtfertigkeit, ja sogar des Mangels an strenger Wahrhaftigkeit — ein Vorgehen, das mindestens ebenso zweideutig genannt zu werden verdient, wie die Versuche Michelets, sich herauszureden, gewesen sein mögen. Jedoch war es noch nicht das letzte Wort dieser Regierung, die immer halb nahm und halb gab, halb begnadigte und halb verdammte. Denn der König bestätigte zwar das Urteil, suspendierte aber die Vollstreckung auf so lange, als der Beklagte keinen Anlaß zu neuem Einschreiten geben würde. Und so erhielt Michelet, aber mit diesem Zusatz, eine bloße Verwarnung.

Am 15. Mai 1847 brachte Böckh die Verfügung des Ministers im Senat zum Vortrag. Was hätte näher gelegen, als diesen Vorgang (in den Wochen, da der Vereinigte Landtag beisammen war und ein Beckerath und Georg von Vincke für Freiheit und Recht im Staate fochten) zu benutzen, um gegen ein Edikt zu protestieren, welches die Lehrer der Jugend noch unter das Maß persönlicher Verantwortlichkeit herabdrückte, das der absolute Staat seinen Verwaltungsbeamten gönnte! In der Tat entschloß sich der Senat[3] nach langer und eingehender Debatte zu einer Immediatvorstellung, worin er auf die Gefährdung der Lehrfreiheit, sowie Freiheit der Professoren als Schriftsteller und als Redner der Universität

1) Seine Gehälter betrugen zusammen 1100 Taler, wozu noch seine in den letzten zwei Jahren bis auf 500 Taler gesteigerten Kolleghonorare kamen. Vermögen besaß er außer dem Ersparten nicht.

2) Siehe Bd. II, 1, S. 144 ff.

3) Gegen zwei Stimmen, wohl die Lehnerdts und Neanders.

hinwies.[1] Auch dem Minister sollte in demselben Sinne berichtet werden; ja, man beauftragte sogar die Kommission, welche beide Schriftsätze zu entwerfen hatte, eine Abänderung des bestehenden Disziplinarverfahrens gegen die Professoren und ihre Gleichstellung mit den übrigen Beamten in Erwägung zu ziehen, da ihre exzeptionelle Stellung ihre Ehre beeinträchtige. Ein Erfolg war diesen Vorstellungen nicht beschieden. Der König erklärte durch Kabinettsordre vom 11. Juni 1847, daß es bei der getroffenen Entscheidung bleiben müsse; und sein Minister lehnte unter Hinweis hierauf mit gewohnter Schroffheit jede Beantwortung der eingehenden, von Böckh selbst verfaßten Eingabe des Senats ab. Noch einmal versuchte der Rektor persönlich, jedoch im Auftrage des Senats, Michelet zu einer Immediateingabe zu bewegen, worin er seine Reue über seinen Fehlgriff aussprechen möge; der König selbst hatte auf diesen Ausweg hingedeutet. Auch das war umsonst. Michelet verstand sich — und wer möchte es ihm heute verargen! — nur zu einem Rekursgesuch, und dies wies wieder der König ab. Und so blieb das Damoklesschwert über dem tapferen, aber unbesonnenen Mann hängen, zur unverdienten Unehre für ihn und für die Universität — bis die Revolution es hinwegnahm.[2]

Ruhige Haltung der Studentenschaft vor Ausbruch der Revolution. Eindruck und Tendenz der akademischen Reden Böckhs.

Wie unter den Professoren, ging es auch in der Studentenschaft in den letzten Jahren vor der Revolution und bis an die Schwelle des großen Ereig-

1) Für den letzten Punkt trat besonders Böckh als Professor der Eloquenz ein, dessen Programme und Reden seit Jahren in der Presse beider Parteien als Äußerungen der liberalen Opposition ausgedeutet wurden; wie sie denn in der Tat regelmäßig (nur in feinerer, geschliffenerer Form, als es Raumer in der Akademie gelang) schon in der Themenstellung Proteste waren gegen die Einengung der wissenschaftlichen Freiheit durch die Regierung. Zeitweise hatte dies zu scharfer Spannung zwischen ihm und dem Ministerium geführt. Ein Fackelzug, den die Studenten dem gefeierten Lehrer im November 1843 zu seinem Geburtstag bringen wollten, ward verboten; und als sie im Jahr darauf ihre Ovation in Form eines Ständchens erneuerten, führte ein Zeitungsbericht über die Ansprache, die Böckh dabei gehalten, sogar zu seiner Vernehmung, die unmittelbar aus dem Kabinett befohlen war. Eine öffentliche Erklärung, in der Böckh die Wiedergabe seiner Worte als verzerrt bezeichnete, hatte den Frieden wiederhergestellt; aber es ist verständlich, daß er nach solchen Erfahrungen weitere Anfechtungen besorgte und sich daher vom Senat, und zwar durch die Hand des Universitätsrichters, ausdrücklich bescheinigen ließ, daß die neue Rede für den 3. August, die er bereits vorbereitet hatte, und die des Protestes der Universität gegen die Karlsbader Beschlüsse und der Entsetzung de Wettes Erwähnung tat (vgl. Bd. II, 1, S. 99f.), nichts enthalte, was ihn mit den von dem Herrn Minister ausgesprochenen Grundsätzen in Konflikt bringen könnte. — Siehe die Personalakten im K.-M., Zentralbureau, Litt. B 37; vgl. Hoffmann, S. 114 ff., 330 f.

2) Die Amnestie vom 19. März hätte wohl genügt, um das Dekret zu annullieren. Und Graf Schwerin, der vermutlich hierin wie in andern Stücken den alten Räten folgte (seit dem 7. April war auch Lehnert im Ministerium), hätte es am liebsten dabei gelassen; es war ein hartes Stück, den König in dieser von ihm so persönlich und aus seinem eigensten Empfinden heraus betriebenen Angelegenheit umstimmen zu müssen. Aber Michelet ließ nicht nach und erreichte in wiederholten Eingaben schließlich, daß die Suspension auch formell zurückgezogen wurde (8. Juni 1848). — Die gesamten Akten im U.-A. Phil. Fak. U. 19. Dazu die Senatsprotokolle Litt. G. Nr. 1. Vol. XIII und die Sitzungsprotokolle der Philos. Fak. Litt. G. Nr. 7. Vol. II.

nisses auffallend ruhig zu. Daß sie ohne Anteil an den Ideen der Zeit gewesen, soll damit nicht gesagt sein. Die Ideale, zu denen die alte Burschenschaft sich bekannt hatte, waren nicht erloschen, sie hatten sich nur schärfer ausgebildet und voneinander geschieden; auch die Radikalen vom Schlage der Kriege und Schauenburg waren nicht ausgestorben, und das Mißtrauen der Kommilitonen gegen die Regierung, die zwischen den sich bekämpfenden Strömungen ihren schwankenden Weg ging, die Gleichgültigkeit und Abneigung gegen ihre halben Reformen und romantischen Velleitäten waren nicht geringer als in der Berliner Bürgerschaft: aber die Aufwallungen, die wir früher parallel zu den Konflikten des Senats und der Fakultäten mit dem Ministerium in ihr wahrnahmen, hatten sich in den letzten Jahren gelegt; zu allgemeinen Demonstrationen war es seit Lachmanns Rektorat nicht mehr gekommen. Die Studentenschaft war im ganzen so ungegliedert geblieben, wie seit der Auflösung der Arminia unter Altenstein; die paar Verbindungen, die sich seit einigen Jahren aufgetan, fristeten im verborgenen ein kaum beachtetes Leben; sie waren wesentlich landsmannschaftlichen Charakters und zumeist kaum mehr als Kneipgesellschaften; Senat und Universitätsgericht ließen sie unbehelligt, sei es, daß sie ihnen wirklich unbekannt blieben, oder daß sie als harmlos betrachtet wurden. Diese Apathie, die wir in allen Kreisen der Berliner Bevölkerung bemerken, dauerte noch an, als die Revolution jenseits der Alpen und des Rheins Staat und Gesellschaft bereits aus den Fugen hob; wir haben mehr als ein Zeugnis dafür, daß der Taumel, der die akademische Jugend Berlins im März 1848 fortriß, ganz plötzlich, ohne sich vorher angekündigt zu haben, über sie kam.

Erinnerung an 1813.

Erinnern wir uns an dieser Stelle des Anblicks, den uns Berlin und seine Universität in dem Jahre der Erhebung gegen die französische Knechtschaft darboten, so wird uns der Gegensatz deutlich, in dem das „tolle Jahr" zu dem glorreichsten in der Geschichte unserer Hochschule steht. Damals hatte sie die Führung gehabt. In ihr hatte sich das heilige Feuer entzündet und ihre größten Lehrer waren seine Priester gewesen; mit Wort und Tat waren sie, als Freunde und Genossen der nationalen Helden, die Führer in dem Kampf für des Vaterlandes Freiheit geworden; die ganze Universität, Professoren und Studenten, waren von dem einen Geist durchdrungen gewesen. Jetzt aber, da das alte Preußen abermals zusammenbrach, ward auch die Universität von der allgemeinen Verwirrung erfaßt und folgten die einzelnen Gruppen, Lehrer wie Schüler, jeder Richtung, welche die wildflutende Strömung einschlug.

Eindruck der Pariser Revolution.

Es war die Explosion in Paris, welche auch in Berlin die Geister weckte und die politische Schlafsucht, in der der Polizeistaat die Bevölkerung festgehalten hatte, verscheuchte; von dem Moment ab, wo die Regierung die zurückgehaltenen Depeschen durchließ und in der Staatszeitung selbst publizierte — Ministerwechsel, Thronwechsel, Umsturz des Thrones und Erklärung der Republik,

alles an einem Tage, dem 28. Februar —, war der Bann gebrochen und sah alle Welt auch den eigenen Staat vor Krieg und Revolution gestellt. Dennoch ging die erste Märzwoche fast vorüber, bevor das Erdbeben, das die Rheinlande und den Süden Deutschlands sofort ergriffen hatte, das Zentrum des preußischen Staates erreichte. Den Anstoß gab ein neues Hervortreten des Königs selbst: die Ansprache, mit der er am Vormittag des 6. März die vereinigten Ausschüsse der Provinziallandtage, die seit dem Januar getagt hatten, in die Heimat entließ; indem er die Periodizität des Vereinigten Landtags, um welche die Stände im Sommer vergebens petitioniert hatten, verhieß, wähnte er den Ansturm noch hemmen und die Bewegung zu dem von ihm gewünschten Ziel hinleiten zu können. Es war eine Erklärung ganz in dem Stil, den Friedrich Wilhelm liebte. Aller Akzent war auf das vaterländische Empfinden, auf die Gefahr eines neuen Krieges mit dem revolutionierten Frankreich, auf das Beispiel der Väter und die Jugendtaten der Alten gelegt. Als müsse der Krieg in jeder Stunde ausbrechen! Ein neuer Aufruf an sein Volk: „Lasset alle Parteien ruhen, sehet nur auf das Eine, was Not tut, wenn wir mit Ehren und Segen aus dem Sturm hervortreten wollen, den unsere Einmütigkeit, unsere Haltung, unser Beispiel unter Gottes gnädigem Beistand allerdings beschwichtigen kann. Schart Euch, wie eine eherne Mauer, in lebendigem Vertrauen um Euren König, um Euren besten Freund!" Dabei aber nichts als die Übertragung des Rechtes, das die vereinigten Ausschüsse schon besaßen, auf den Vereinigten Landtag, und das Versprechen, ihn im Moment der Gefahr zu berufen, sobald die Maßregeln, welche der König für Preußens und Deutschlands Sicherheit ergreifen müßte, den Beistand seiner getreuen Stände erfordere, spätestens dann, wenn der allgemeine Ruf zu den Waffen erschallen werde. Und das alles, nachdem die meisten der kleinen Regierungen bereits vor zum Teil radikalen Forderungen kapituliert, der Bundestag selbst die Trikolore angenommen und die liberalen Wortführer der Nation von Heidelberg her ein deutsches Parlament auf Grund direkter Wahlen gefordert hatten!

Entlassung der vereinigten Ausschüsse.

Noch am Abend des Tages brachte die Staatszeitung den neuen Erguß der königlichen Beredsamkeit zur allgemeinen Kenntnis, und alsbald trat man in verschiedenen Kreisen zusammen, um eine Antwort oder Manifestation — wozu ja die Ansprache fast aufgefordert hatte — zu vereinbaren. So auch eine Gruppe von Studenten, mit denen sich Schüler von der Gewerbeakademie und der Kunstakademie vereinigten.[1] Da man in der Stadt einen geeigneten Raum nicht

Erste Zeltenversammlung, 6. März.

1) Junge Künstler und Studenten nennt Wolff in der „Berliner Revolutions-Chronik", I, S. 14, Studenten und Polytechniker Karl Ludwig Ägidy in der anonym erschienenen Gegenschrift gegen Heinrich Leos ebenfalls anonym veröffentlichte „Signatura temporis", S. 96. Man wird vielleicht beide Angaben vereinigen können. Ägidys eigene Schrift ist, obschon sonst eine Hauptquelle für die Vorgänge in der Berliner Studentenschaft, mit Vorsicht zu benutzen. Das

fand, zog man hinaus zu den Zelten in einen Saal, der schon einmal, im August 1845, als Versammlungsort für eine Demonstration gegen die Regierung, einen Protest zugunsten der Lichtfreunde, gedient hatte.[1] Doch war die Absicht der Studenten keineswegs auf einen Protest gerichtet; sie wollten vielmehr eine Kundgebung des Dankes für die nationalen und freiheitlichen Hoffnungen veranstalten, denen die Erklärung des Königs Raum gegeben habe. Schon aber hatten sie nicht mehr die Führung. Gleich anfangs hatten sich Schriftsteller von Profession unter sie gemischt, die Herren Löwenberg und Löwinson, Schaßler und Oppenheim, oder wer es sonst sein mochte[2]: die Literaten von der „Zeitungshalle", welche auch bei Stehely und in den Lesekabinetten, wo die fremden Zeitungen auslagen, und die deshalb in diesen Wochen überfüllt waren (denn die einheimische Presse wagte unter dem Druck der Zensur sich kaum zu rühren), das große Wort führten. Jetzt waren sie aus ihrem Hauptquartier, der Redaktion ihres Blattes in der Oberwallstraße, ausgebrochen, um die akademische Jugend als Vorspann für ihre radikalen Absichten zu benutzen. Bei ihren Jahren und mit ihrer überlegenen Dialektik gelang es ihnen ohne Mühe, die Versammlung, bei der sich gewiß noch andere, nichtakademische Elemente eingefunden hatten, zu dem Gedanken einer Adresse zu bestimmen, in der nach dem französischen Muster (denn Nachahmung war ja alles in dieser Revolution) dem König die Wünsche des jungen Deutschlands vorgetragen werden sollten: eine „Adresse der Jugend" sollte es werden; und auch die Arbeiter hofften sie zu gewinnen. Recht im Gegensatz zu dem vaterländischen Ton in den Reden der Gegner und in der Ansprache des Königs legten sie alles Gewicht auf die freiheitlichen Forderungen, die sie im Sinne der internationalen Demokratie formulierten. Die Versammlung wurde schließlich so aufgeregt und die von einem lärmenden Chorus unterstützten oder bekämpften Anträge so toll, daß die national Gesinnten den Saal verließen, wo nun die Zurückbleibenden, darunter gewiß auch mehr als einer der jungen Akademiker, eine Kommission zur Abfassung der Adresse wählten.

---

gleiche gilt von einer handschriftlichen Quelle, die mir durch die Güte des Besitzers, Herrn Sanitätsrat Dr. Paul Börner in Erfurt, zugänglich gemacht wurde. Es ist eine Geschichte der Berliner Studentenschaft von der Hand seines Vaters, des Studiosus Paul Ludwig Börner, der zu den ganz Radikalen zählte und von diesem Standpunkt aus, unter Benutzung mancher Literatur, u. a. auch der Ägidyschen Schrift, 1851 seine Erinnerungen in einem dicken Bande aufgezeichnet hat; leider bricht er bereits mit dem Zug zum Friedrichshain am 4. Juni ab. Für die Stimmungen und den Stimmungswandel unter den Studenten ist die Erzählung sehr wertvoll; auch sind die Schilderungen farbig und charakteristisch.

1) Es war das Zelt Nr. 1.

2) Genannt werden sie in den erwähnten Berichten nicht. Da aber Dr. Löwenberg die Versammlung des nächsten Abends leitete und mit Dr. Schaßler und Dr. Löwinson in der dort erwählten Adreßkommission war, so darf man sie vielleicht als anwesend voraussetzen; auch Dr. Oppenheim trat in den späteren Versammlungen stark hervor.

Die nationalen Studenten unter Führung Ägidys wollen dem König einen Fackelzug bringen.

Doch gaben die ausgewanderten Studenten ihren Plan nicht auf, sondern suchten ihn jetzt innerhalb der Universität zu verwirklichen; schon am nächsten Morgen trat deshalb eine Anzahl von ihnen aufs neue zusammen. Ihr Führer war der Ostpreuße Karl Ludwig Ägidy, der sein reichbewegtes Leben als Lehrer an unserer Universität beschlossen hat. Schon damals hatte er, so jung er war, eine politische Vergangenheit. Im Herbst 1842 an seiner Heimatsuniversität immatrikuliert, Mitglied der Hochhemia, einer Verbindung mit burschenschaftlichen Idealen, der unter andern der Minister Hobrecht, Julian Schmidt und Robert von Keudell angehörten, war er 1843 als Teilnehmer an einer studentischen Demonstration für die Preßfreiheit konsiliiert worden und nach Heidelberg gegangen, wo er sich besonders an Gervinus anschloß. Seit Michaelis 1845 war er in Berlin, immer noch mit seiner staatsrechtlichen Dissertation beschäftigt, daneben aber, und vielleicht in höherem Grade, als Korrespondent der Deutschen Zeitung tätig, wofür Gervinus ihn gewonnen hatte. Es mochte damals wenige ältere Semester an der Universität geben, wenige auch, die so wie Ägidy über die Fragen, welche die Zeit bewegten, nachgedacht hatten, und gewiß niemand, der es ihm an vaterländischer Begeisterung zuvortat. Nehmen wir hinzu, daß ihm auch die volltönenden Worte so wenig fehlten wie seinen Gegnern, so erklärt sich die Rolle, die der kleine Mann von Anbeginn der Revolution unter seinen Kommilitonen gespielt hat. Mit ihm verbunden waren Rudolf Elvers, der Sohn des Rostocker Juristen, Hubers Biograph, ferner Friedrich Eggers, Fontanes geistreicher Freund und Tunnelgenosse, und ein Studiosus juris von Bojanowski, der am Nachmittag des 18. März im Straßenkampf am Oranienburger Tor gefallen ist, eines der wenigen Opfer, welche die Berliner Studentenschaft dem Dämon der Revolution hat bringen müssen. Diese Vier erscheinen unter einer Eingabe an Rektor und Senat, worin sie namens der an jenem Vormittag versammelten Kommilitonen um die Einräumung der Aula für eine allgemeine Studentenversammlung baten, um am Freitag, dem 10. März, als dem Geburtstage der Königin Luise, Sr. Majestät dem König einen solennen Fackelzug darzubringen, „aus Anlaß" [wir hören Ägidy!] „der durch die Königliche Thronrede vom 6. März erweckten frohen vaterländischen Hoffnungen und zur freudigen und festlichen Aussprache dieser Hoffnungen". Jedoch schon am nächsten Tage sahen sich die guten Jungen genötigt, ihr Gesuch „aus überwiegenden Gründen", wie sie sich ausdrückten, zurückzunehmen; sie waren durch den Widerspruch, den sie in einer großen Studentenversammlung gefunden, dazu gezwungen worden. Und in der Tat, müssen wir sagen, war eine solche Demonstration in diesem Moment, wo die revolutionäre Bewegung schon über die Ufer zu treten und die Grundlagen der Monarchie zu unterspülen drohte, nicht mehr zeitgemäß. Es war eine Zeit des Forderns geworden, und nicht des Dankens; man hätte, wie die Antragsteller selbst einsahen, statt einer Ovation wahrscheinlich einen Volksauflauf hervor-

Ziehen den Antrag zurück.

Zweite Zeltenversammlung, 7. März.

gerufen. An demselben 7. März, wo die Vier dem Rektor ihre Eingabe überreichten, legten die Literaten unter den Zelten einer neuen Versammlung zwei Adreßentwürfe vor. Sie war bereits weit besuchter als die erste und trug einen ganz andern Charakter; die Studenten, die daran teilnahmen, verschwanden unter den Hunderten von Bürgern und älteren Akademikern, die sich eingefunden hatten. Der Gedanke einer „Adresse der Jugend“ wurde fallen gelassen und der radikale Ton, den die Herren von der Zeitungshalle einzuschlagen gewünscht, durch die Versammlung selbst gemildert; die Adresse, die man einer Deputation von zehn Mitgliedern (darunter wieder die Herren Löwenberg, Schaßler und Löwinson) zur Überreichung an Se. Majestät anvertraute, glich nun im wesentlichen den Forderungen, welche den kleinen deutschen Regierungen abgetrotzt waren. Zu gleicher Zeit zirkulierte in der Bürgerschaft ein Antrag an die Stadtverordneten, ihrerseits sich mit einer Adresse an den Thron zu wenden. Diese, über die am 9. März in öffentlicher Sitzung verhandelt wurde, war gemäßigter; der Appell des Königs an die vaterländischen Empfindungen, der Hinweis auf die Gefahren eines Krieges gegen den Erbfeind im Westen, der in der Zeltenadresse kaum berücksichtigt war, fand ein volleres Echo; aber auch hier legte man den Ton auf die liberalen Forderungen, ohne die der Sturm, er komme von Westen oder von Osten, nicht bestanden werden könne.

Studentische Forderungen.

So mischten sich nun auch die Studenten in den allgemeinen Chor ein. Das Universitätsarchiv bewahrt mehrere Anschläge, auf denen ihre Wünsche verzeichnet waren; der Pedell Schade hatte sie abgenommen und dem Universitätsrichter übergeben. Darunter, in zwei Exemplaren, eine Einladung vom 9. März zu einer allgemeinen Versammlung auf den nächsten Abend im Auditorium Maximum, um den Senat zu bestimmen, „daß auch er die allgemeinen Wünsche des Volkes bei Sr. Majestät dem Könige bevorworten möchte“. Ein anderer, undatierter Anschlag forderte die Kommilitonen zur Teilnahme an einer der Versammlungen unter den Zelten auf. Daneben aber hatten die jungen Herren auch ihre besonderen Anliegen. Diese offenbart uns ein dritter Zettel, wieder undatiert und, wie die andern, ohne Unterschrift: „Nieder mit Eichhorn!! Von seiten der Universität beantrage man vollständige Lehr- und Lernfreiheit. Keine Honorare mehr! Keine Promotionsgebühren mehr!! Freie Erziehung! Nochmals: nieder mit Eichhorn!“

Studentenversammlung am 10. März.

Die auf den 10. März angesagte Versammlung kam wirklich zustande; allerdings nicht im Auditorium 6, denn dies hatte der Rektor schließen lassen; man fand aber ein anderes offen, in dem soeben gelesen war und noch einige Lampen brannten. Sie soll aber sofort, und zwar durch die Wingolfiten, gesprengt worden sein.[1]

---

1) Vgl. die Geschichte des Berliner Wingolf; Berlin 1850, S. 71. Ihr Sprecher, Olshausen, habe es durch den Hinweis auf die Ungesetzlichkeit der Versammlung bewirkt. Lachmann schreibt am 16. April, zu einer Zeit, wo die große Mehrzahl bereits zur Besinnung gekommen war, im Hinblick auf die Stimmung dieser Tage: „Anfangs mußte man freilich entsetzliche Redens-

Desgleichen am 11. März.

Schon am nächsten Tage kam man abermals zusammen; diesmal im Auditorium Nr. 6, das der Rektor, der nun ordnungsgemäß darum angegangen war, bewilligt hatte; jedoch in der Mittagsstunde, denn für den Abend hatte Müller es im Interesse der Hausordnung verboten. Ein älterer Mediziner, namens Pistor, hatte das Gesuch gestellt. Auf der Tagesordnung standen nur die eigenen Forderungen, wie allgemeines Petitions- und unbedingtes Versammlungsrecht, Aufhebung oder Verminderung der Honorare, Aufhebung der Promotionsgebühren für Mediziner, Beseitigung des eximierten Gerichtsstandes und ähnliches.[1] Nur solche Angelegenheiten hatte der Rektor gestattet, und nach seinem Bericht an den Senat wären sonst keine zur Sprache gekommen; doch lassen die andern Berichte keinen Zweifel zu, daß auch die politischen Fragen diskutiert worden sind, und daß sich danach die Parteien schieden. Der Adresse an den Senat, für welche die Gemäßigten sich einsetzten, stellten die Radikalen den Antrag auf eine Adresse an den König entgegen, worin der Anschluß der Studierenden an die unter den Zelten formulierten Forderungen des Volkes ausgesprochen werden sollte. Als ihre Sprecher traten unter andern auf Edmund Monecke, der sich bald als einer der größten Heißsporne bekannt machen sollte (ein Philologe, Schüler Lachmanns), ferner der junge Mediziner Paul Börner und ein gewisser Kotelmann, der sich schon unter den Zelten durch seine großen Worte bemerkbar gemacht hatte.[2] Von der andern Seite hielt wieder Ägidi das Banner seiner Partei hoch; neben ihm wird Bernhard Abeken aus Braunschweig genannt.

Dritte Zeltenversammlung, 9. März.

Unterdes ging draußen die Bewegung weiter fort. Unter den Zelten war es am 9. März zu einer neuen Versammlung gekommen, an der schon wieder Hunderte mehr, auch wohl aus den breiteren Schichten der Bevölkerung, teilnahmen. An tapferen und lauten Worten fehlte es auch hier nicht; die Beschlüsse aber fielen relativ gemäßigt aus. Und zwar war es die Adreßkommission selbst, welche die Diskussion dahin gelenkt hatte. Der Grund lag in einer Unterredung mit dem Polizeipräsidenten, Herrn von Minutoli, der die Herren in dem Redaktionsbureau der „Zeitungshalle" persönlich aufgesucht hatte; er hatte gedroht, daß jeder Versuch, die Adresse unmittelbar, etwa in einem allgemeinen Zuge zum Schloß hin, vor den

---

arten für voll nehmen und ihnen den größten Eifer und gelegentlich Grobheiten entgegensetzen. Mir ist es gerade nicht sauer geworden: denn ich habe mich mit Studenten, sobald sie nur mit mir zu tun haben wollten, jederzeit ganz gut zu behaben gewußt. Das Schlimmste war anfangs fast die grauenhafte Vorstellung, die sie vom Senat und Universitätsgericht und Ungerechtigkeiten bei Examinibus hatten: nach und nach haben sie's dann eingesehen. Zum Glück hab ich mit Medizinern nicht zu tun: freilich medizinische Fakultäten und Examina zu verteidigen wäre Sünde". — Karl Lachmanns Briefe an Moriz Haupt, herausgegeben von J. Vahlen, S. 192.

1) Senatsprotokoll vom 15. März: Müllers Bericht; Wolff, I, S. 42; Polizei-Präsidial-Akten, betr. Volksstimmung usw., Geh. Präs.-Register Litt. V. Nr. 54: Bericht Minutolis an Bodelschwingh, 12. März; auch Börner.

2) Ein Berliner. Wolff nennt ihn einen Theologen. In das Album aber hat er sich als Philosophen eingetragen.

König zu bringen, mit Gewalt, und wenn selbst Blut fließen müsse, verhindert werden würde; auch war die neue Versammlung nur unter der Bedingung, daß hierüber allein verhandelt werde, gestattet.[1] Dies Wort hatte genügt, um den Leitern der Versammlung Zügel anzulegen. Die Adresse ward, angeblich mit 6000 Unterschriften, den Stadtverordneten ausgeliefert, mit der Bitte, sie an den Stufen des Thrones niederzulegen. Am 11. März kamen die Väter der Stadt zu einer zweiten öffentlichen Sitzung zusammen. Hier war die Stimmung noch viel gedämpfter als draußen unter den Zelten. Vergebens versuchten die Stadtverordneten Berends und Nauwerck, der nun wieder Gelegenheit fand, öffentlich gehört zu werden, eine schärfere Tonart hineinzubringen; der Adreßentwurf, den eine Kommission nach achtstündiger Beratung zustande gebracht, fand gegen ihre beiden Stimmen fast debattelos die Billigung der Versammlung; die Überreichung der Zeltenadresse aber wurde abgelehnt, denn als Briefträger wollte man sich nicht gebrauchen lassen. Der Magistrat hatte sich noch am 7. März gegen jede Vorstellung bei dem König erklärt. Jetzt zeigte er sich doch bereit, an der Überreichung der Adresse teilzunehmen. Als aber die gemischte Deputation am 13. März im Schlosse erschien, fand sie verschlossene Türen; erst für den folgenden Tag ward ihr eine Audienz in Aussicht gestellt. Auch die Literaten hatten es noch auf diesem Wege versucht. Für sie endete er jedoch bereits im Kabinett; Herr von St. Illaire verwies sie in seiner Antwort vom 13. März auf den postalischen Weg: er bürge dafür, daß ihre Petition sicher zu den Händen Sr. Majestät gelangen solle; es dürfte, fügte er schalkhaft hinzu, ihnen und ihren Kommittenten diese Art der Beförderung um so mehr genügen, als sie selbst anerkennten, daß unmittelbar darauf eine irgend in das Materielle eingehende Eröffnung von Sr. Majestät nicht erfolgen könne und von ihnen auch nicht erwartet werde.

Beratungen der Stadtverordneten.

Schicksal beider Adressen.

Es war der Montag der Revolutionswoche, der erste schöne Frühlingstag im Jahr, und das herrliche Wetter mochte die Hunderte, die sich in den Nachmittagsstunden von neuem unter den Zelten zusammenfanden, ebenso hinausgelockt haben wie ihr revolutionärer Eifer oder die Neugier, von den Erfolgen der Deputation des Volkes von Berlin zu hören. Aber sie warteten vergebens. Die Literaten hatten es vorgezogen, zu Hause zu bleiben. Sie betrachteten ihre Mission nach der Antwort St. Illaires als erledigt; sogar der Vorschlag, den Auftrag in die Hände ihrer Kommittenten zurückzulegen, war von der Mehrheit der Kommission abgelehnt worden. Allerdings waren sie auf die Gefahren einer weiteren Verfolgung ihres Weges aufmerksam gemacht worden. Schon im Laufe

Vierte Zeltenversammlung. 13. März. die Literaten bleiben zu Hause.

1) Wolff, I, S. 18. Dazu ein Brief des Dr. Paul Foerster aus Breslau an seinen Bruder Franz (den berühmten Juristen, zuletzt Ministerialdirektor im Ministerium Falk) vom 22. März. Ich verdanke ihn mit einer Reihe anderer Briefe meinem Freunde, dem Oberlandesgerichtsrat Reinhart Foerster in Hamm.

des Sonnabends hatten die DrDr. Löwenberg und Löwinson eine Vorladung auf das Polizeipräsidium erhalten, wo ihnen Polizeirat Lüdemann eine Vorlesung hielt über die Folgen, die für sie selbst aus der ferneren Abhaltung von Volksversammlungen oder aus den mit Überreichung einer Adresse zusammenhängenden Schritten hervorgehen könnten: sie waren für alles und jedes verantwortlich gemacht worden. Offenbar, diese Herren sind schuldlos gewesen, wenn acht Tage später die preußische Krone im Staube lag.

Absichten der Regierung.

Über die Absichten der Regierung war bisher kaum etwas in die Öffentlichkeit gelangt: außer den Verheißungen vom 6. März nur erst eine Kabinettsordre vom 8., welche Zensur- und Preßfreiheit, entsprechend dem Bundestagsbeschluß vom 3. d. M., in Aussicht stellte. Die Sendung des Generals von Radowitz nach Wien, der Vertrag, den dieser am 10. mit der österreichischen Regierung geschlossen hatte, die auf Einführung einer Verfassung drängenden Berichte des Gesandten am Bundestage, des Ostpreußen Graf Dönhoff, waren ebenso Geheimnis des Kabinetts geblieben wie der bereits feststehende Entschluß des Monarchen, den Vereinigten Landtag zu einem bestimmten Tage (27. April) einzuberufen, und der Plan eines Fürstenkongresses in Potsdam; erst am 14 März erfuhren dies beides die städtischen Adreßdeputierten aus dem Munde des Königs selbst; und was dieser dabei von der Erhaltung der nach alter teutscher Ordnung gegliederten Stände und von der althergebrachten Grundlage der Standschaft vorbrachte, lag noch weitab von den konstitutionellen Prinzipien und dem, was in dem übrigen Deutschland erreicht war oder gefordert wurde. Wie weit aber auch Friedrich Wilhelm schon damals zu gehen bereit sein mochte, war er dennoch entschlossen, sich nichts abdringen zu lassen und jeder öffentlichen Manifestation entgegenzutreten; was er gewähren würde, sollte ganz aus königlicher Gnade kommen.

Die ersten Unruhen, am Abend des 13. März.

Von dem Ernst dieser Absicht konnten sich die Zeltenbesucher überzeugen, als sie am Abend des 13. März durch das Brandenburger Tor in die Stadt zurückfluteten und die ganzen Linden hinauf bis hin zum Schloß auf Patrouillen und Piketts von Kavallerie und Infanterie stießen, die alle öffentlichen Gebäude und die königlichen Palais besetzt hielten. Man braucht nicht zu leugnen, daß unter den Einziehenden manche Lärmmacher gewesen sind; auch Gesellen und Arbeiter mögen mehr als an den früheren Tagen mitgezogen sein[1], solche, die gerade von der Arbeit kamen oder die nach der Sitte der guten alten Zeit am Montag, wie man sagt, blau gemacht hatten. Aber nicht minder steht es fest, daß die von nun an stündlich zunehmende und bald ganz allgemeine Erbitterung der Bevölkerung durch das vielfach unmotivierte und lediglich brutal zu nennende Vorgehen der Soldaten, welche ihre Offiziere kaum bändigen konnten oder auch wollten, erklärt werden muß. Gejohlt und gepfiffen mag schon am ersten Abend sein, Steine sind

1) Daß bis zum Freitag wesentlich die besseren Klassen unter den Zelten vertreten gewesen sind, ist festgestellt.

aber vor Dienstag abend schwerlich geworfen worden, und das Blut, welches schon am ersten Abend floß, haben vielleicht durchweg Unschuldige vergossen.[1] Unter den Verletzten waren auch Studenten, so ein Herr von Wedelstädt, der an der Stechbahn in die Attacke geriet, welche die Gardedragoner dort auf einen Volkshaufen machten; nur dadurch, daß er dabei stürzte und die Pferde über ihn hinweggingen, kam er mit ein paar blauen Flecken und dem Verlust seines Hutes davon.[2] Am folgenden Abend gab es, nach einem ganz ruhigen Tage, dieselben und noch schlimmere Szenen. Wieder kam dabei ein Student zu Schaden: Leo Rückert, ein Sohn des Dichters, der selbst in eben diesen Tagen dem ungeliebten Berlin auf Nimmerwiedersehen den Rücken wandte und sich in die Einsamkeit von Neuseß zurückzog[3]; auch er war, so versicherte er wenigstens, ganz unschuldig: ein Leutnant, der eine Patrouille führte, habe sich über die weißen Mützen geärgert, die er und ein Freund getragen, und Befehl gegeben, die beiden

Verwundung zweier Studenten.

1) Nach dem Polizeirapport auch Frauen und Schüler. — Für die hier vorgetragene Auffassung dürfte mehr als ein Zeugnis sprechen. Ich verweise z. B. auf das durch den Justizrat Bergling mit den Anwohnern der Brüderstraße gemeinsam aufgesetzte Protokoll über die Gewalttätigkeiten der Gardekürassiere am 14. März abends, Wolff, I, S. 74 (das Original Geh. St.-A. Rep. 77. D. I. Vol. 2). Wertvoll ist auch ein Bericht des Polizeipräsidenten v. Minutoli an Bodelschwingh vom 15., mit kaum verhüllter Beschwerde über die Militärbehörden, durch die er sich ganz beiseite gedrängt sah (Polizeiakten Litt. V. Nr. 54). Er hatte am 14., nach den Vorgängen an der Stechbahn, es als wünschenswert bezeichnet, kein Militär aufzubieten, weil Unruhen nicht zu erwarten und die Einwohner gereizt wären. Da der Gouverneur aber gegen den König sich dahin geäußert, daß er gegen Abend Patrouillen ausschicken werde, hatte Minutoli schriftlich gebeten, wenigstens nicht vor 8 Uhr damit vorzugehen. Dennoch und, wie er ausdrücklich schreibt, trotz der friedlichen Haltung des Publikums waren schon um 7 Uhr starke Abteilungen der Kürassiere durch die Straßen gezogen. „Später wurden ohne alle Veranlassung, und meiner Bitte zuwider, einzelne, sogar stark bewohnte Straßen, wie auch das Schloß, so völlig abgesperrt, daß kein Mensch hinaus- oder hineinkommen konnte und eine gänzliche Stockung des Verkehrs und ein Zusammendrängen des Publikums entstand — bis, wie es schien, fast die ganze Garnison unter den Waffen war“. Dadurch, so urteilt der Polizeipräsident, kam es zu der Aufregung und zu Exzessen: sie wären nicht erfolgt, wenn keine militärischen Maßregeln getroffen worden wären. Mit Recht bemerkt er am Schluß, daß die Erbitterung der Bevölkerung auf ihn zurückfalle, und daß alle seine Bemühungen um die Beruhigung der öffentlichen Stimmung dadurch vereitelt würden.

2) Sein Bericht an Rektor und Senat vom 15. März im U.-A., Acta betr. die im März 1848 ausgebrochene Volksbewegung, Litt. V. Nr. 35. Er schätzte die Ansammlung auf etwa 100 Personen, die wohl meist der gebildeten Klasse angehört hätten. „Es verhielt sich alles ruhig, nur daß ab und zu, wenn das Militär eine schnellere Bewegung machte, einige Straßenjungen schrien“. Von Aufreißen des Straßenpflasters und Steinewerfen, wovon der Berichterstatter der Weserzeitung wissen will, war hier jedenfalls keine Rede. Er selbst sei mit seinem Bruder (einem Referendar aus der Provinz, der bei ihm zu Besuch war) ausgegangen, um eine Besorgung zu machen. — In den Polizeiakten (Geh. Präs.-Reg. Litt. R. Nr. 187) wird unter den Verhafteten an diesem Abend der ältere Bruder aufgeführt. Ebd. als unter den Linden durch einen Säbelhieb verwundet ein Studiosus Dönhof.

3) So konnte er seine durch übertreibende Gerüchte schon geängstigte Gattin persönlich beruhigen; denn der Hieb, den Leo abbekommen hatte, war leicht gewesen. Dieser selbst war mit seinem älteren Bruder Heinrich in Berlin geblieben, in der den Eltern eng befreundeten Familie des Geheimrats John, des Zensors.

niederzuwerfen; Rückert erhielt dabei einen Hieb ins Gesicht, während der andere sich flüchten konnte.[1]

Die Studenten fordern Waffen.

Der Rektor hatte noch am Montag ein neues Gesuch Pistors um Einräumung eines Auditoriums zu einer Studentenversammlung abgelehnt und am Dienstag durch Anschlag die Kommilitonen ermahnt, sich von den Straßentumulten fernzuhalten. Diesen Vorgängen gegenüber war aber seine Macht zu Ende; er mußte es geschehen lassen, daß am Mittwoch mittag die Studenten — übrigens, wie immer, nur ein Bruchteil; es mochten etwa 200 sein — vor der verschlossenen Aula zusammenkamen, um ihren Herzen Luft zu machen. Da sie mit ihren Studentenkarten, wenn sie sie vorzeigten, nur ausgelacht wurden und die Universitätsbehörden nichts vermochten, wollten sie zur Selbsthülfe greifen; sie sandten zum Rektor um die Erlaubnis, sich bewaffnen zu dürfen.

Die alte Bürgerwehr.

Es war die Losung des Tages: Volksbewaffnung. So hatte es schon in der Zeltenadresse gestanden, und so wurde es seit Tagen in der Stadtverordnetenversammlung gefordert. In der Beschränkung (und so meinte man es) auf die Bürgerschaft, d. h. auf die Zahl der eingeschriebenen Stadtbürger und Schutzverwandten, gar kein so unerhörter Gedanke. Eine Berliner Bürgerwehr, zu Fuß und zu Pferd, hatte es schon in der Franzosenzeit gegeben; die Eroberer selbst hatten sie nach Art ihrer Nationalgarde organisiert; und sie hatte über den Krieg hinaus, in dem sie mehrfach Verwendung, sogar gegen fremdes Militär, gefunden hatte, bestanden; ihre Posten haben damals am Gittertor unserer Universität geschildert. Dann aber war sie in Verfall geraten, gerade das Postenstehen hatte dazu beigetragen; die Bürger hatten sich die Last durch Lohnbediente abnehmen lassen und waren schließlich froh gewesen, als der Magistrat die Stadt mit 7000 Talern loskaufte und dafür die Sorge für die öffentliche Ruhe den Gensdarmen überließ. In den letzten Jahren aber, seit den Unruhen von 1846, war die Sache wieder populär geworden. Der König selbst interessierte sich für die Idee, daß der Bürger, der Besitzer, den Frieden, an dem seine Wohlfahrt hänge, persönlich schirme; und so war bis in die jüngste Zeit zwischen Magistrat, Polizeipräsidium und Gouvernement über die Bildung von bürgerlichen „Schutzkommissionen" verhandelt worden. Freilich sollten diese Bürgerpatrouillen unbewaffnet bleiben, sie sollten die Tumultuanten durch Zureden zu besänftigen suchen, bevor Polizei und Militärgewalt einschritten. Da hatte sich aber die Frage erhoben, wie sie selbst beschützt werden könnten, sobald die Sache zum Ernst geriete, gegen die Tumultuanten sowohl wie gegen die bewaffnete Macht, wann das Zeichen zum Angriff gegeben, wer die Aufruhrakte verlesen solle, und wie überhaupt das Zusammenwirken der Bürger mit den

Frühere Verhandlungen über Bürgerpolizei.

1) Brief der Mutter vom 21. März bei K. Beyer, Friedrich Rückert, S. 223. In den Universitätsakten findet sich nichts Näheres. Der Tag steht aber nicht ganz fest. Nach dem Senatsprotokoll vom 15. April wäre der Vorfall auf den 13. März anzusetzen. Der Text folgt der Angabe Varnhagens (S. 280), mit dem Börner übereinstimmt.

Polizeikommissarien und eventuell den Soldaten zu denken sei; und da über alles dies keine Einigung zu erzielen war, hatte der Magistrat, erst am 22. Januar des Jahres, die Konferenzen abgebrochen. Jetzt, unter der Drohung der Revolution, kam man wieder darauf zurück. Gleichzeitig mit der Bürgeradresse wurde den Stadtverordneten eine Petition überreicht, auch sie von höchst achtbaren Mitgliedern der Bürgerschaft unterzeichnet, worin auf die Einführung von Schutzkommissionen, denen aber Waffen zu geben wären, gedrängt wurde. Dieselbe Kommission, der die Adresse überwiesen war, berichtete in der Sitzung vom 11. März auch über diese Frage, und zwar in durchaus zustimmendem Sinne; sie hatte ihren Auftrag sogar dahin erweitert, daß sie die Herstellung der Bürgerwehr selbst in Vorschlag brachte, und fand dafür überwiegend die Zustimmung der Versammlung. Es lag schließlich nur an der ungeschickten Fragestellung des Vorsitzenden bei der Abstimmung (jedoch kann es auch Absicht gewesen sein), wenn davon abgesehen wurde und nur die Wiederaufnahme der Verhandlungen über unbewaffnete Schutzkommissionen durchging.

Wiederaufnahme derselben; man beschließt die Errichtung unbewaffneter Schutzkommissionen.

Die Aufregung, die sich darüber sofort in der Versammlung und im Publikum äußerte, erhielt durch die Vorgänge vom 13. und 14. März neue Nahrung, und die Studenten folgten nur wieder der allgemeinen Strömung, als sie am Mittwoch dem Rektor ihre Bitte um Bewaffnung vortrugen. Da sie hier kein Verständnis für ihre Wünsche fanden (Müller konnte ihnen nur raten, ihre Klagen zu sammeln und sie dem Senat einzureichen), wandten sie sich nach außen, zunächst an die Kommandantur. Hier war der Empfang, wie sich denken läßt, nicht gerade der freundlichste, zumal da die Abgesandten in Begleitung zahlreicher Kommilitonen kamen, die sich, mit anderem Volk untermischt, vor den Fenstern drängten, während jene drinnen ihre Wünsche vorbrachten; der junge Börner, der unter den Deputierten war[1], mußte sie erst bitten, sich zu entfernen, bevor die Offiziere, zu denen sich auch der Polizeipräsident gesellte, sich auf weitere Erörterungen einließen. Mittlerweile erschien auch ein Professor, der den Kommandanten, General Ditfurth, über den Charakter der Deputierten aufklärte, die gar nicht als Vertreter der Studentenschaft zu betrachten wären, worauf der General sofort einen schärferen Ton anschlug. Auch General von Pfuel, der Gouverneur, kam; er war milder, aber das Anerbieten der Studenten wies er ebenso zurück, mit der Bemerkung, daß eine Bürgerbewaffnung gar nicht beabsichtigt werde. Als dann Minutoli dem einen von ihnen eine schwarz-rot-goldene Kokarde abnahm und sich den Namen notierte, mochten sie froh sein, als sie die ungastliche Stätte verlassen durften. In die Universität zurückgekehrt, fanden sie eine ganz andere Versammlung vor, die Parteigänger Ägidis, die dieser mit einer Rede für gesetzliche Reformen begeisterte. Nun wurde beschlossen, die Stadt-

Vom Rektor abgewiesen, wenden die Studenten sich an Kommandantur und Stadtverordnete.

1) Er nennt noch Schade, Pfefferkorn und einen „Hamburger" (vielleicht Karsten). Schade ist Oskar Schade, der bekannte germanische Philologe.

verordneten zu beschicken und sich ihnen für etwa zu bildende Schutzkommissionen zur Verfügung zu stellen; auch der Rektor wurde deshalb noch einmal aufgesucht.[1]

Senatssitzung am 15. März; den Studenten wird das Versammlungsrecht und die Aula eingeräumt.

Müller hatte soeben eine Senatssitzung abgehalten, in der er über die Vorgänge der letzten Tage, insbesondere den Antrag der erstgenannten Deputation berichtet hatte; und der Senat hatte, allerdings unter scharfem Protest des Universitätsrichters, eingewilligt, daß den Studenten fortan das Versammlungsrecht gewährt werde, da sie andernfalls außerhalb der Universität zusammenkommen würden: jedoch dürfe nichts Politisches diskutiert werden; auch müsse jedesmal die Genehmigung des Rektors eingeholt, die Tagesordnung diesem mitgeteilt und ohne Genehmigung des Senats kein Beschluß ausgeführt werden.[2]

Die Regierung lenkt ein.

Auch an den verantwortlichen Stellen war man mittlerweile zu der Überzeugung gelangt, daß auf dem bisherigen Wege nicht weiter zu kommen sei. Das von 36 Bürgern aus der Brüderstraße unterzeichnete Protokoll über die Gewalttat der Kürassiere, das der Justizrat Bergling bei dem Oberbürgermeister und dem Stadtverordnetenvorsteher, dem Kommandanten und dem Minister des Innern persönlich vertrat, verfehlte nicht des Eindrucks; strengste Untersuchung wurde verheißen. Auch eine andere Deputation, die gegen Mittag auf der Kommandantur erschien, wo sie die Minister des Innern und des Krieges antraf, wurde gut aufgenommen; beide Minister zeigten sich mit der Bildung von Schutzkommissionen einverstanden; Bodelschwingh bemerkte, daß schon das Landrecht die Bürger dazu berechtige: das Militär werde erst dann einschreiten, wenn die Bürger nicht mehr imstande seien, die Ruhe aufrechtzuerhalten. Am Nachmittag erschien eine Bekanntmachung, von

1) Ich folge hier im wesentlichen dem Bericht Börners, der als Augenzeuge wohl Glauben verdient. Jedoch hält es schwer, für jeden Zug des Bildes einzustehen. Ägidis Erzählung ist sehr summarisch und verwischt die Vorgänge; so berichtet er manches zum 15. März, was zweifellos zum 16. gehört. Müller verlegt in seinem Bericht an den Senat vom 16. die Deputationen der Studenten zum Kommandanten (so auch Schultz, Die Berliner Märztage, S. 21) und zu den Stadtverordneten auf den Vormittag dieses Tages. Jedoch ist jedenfalls für die Kommandantur der 15. gesichert durch die protokollarische Aussage eines Studiosus juris Romanus von Grabowski und drei adliger Genossen von dem gleichen Tage in den Polizeiakten (Litt. V. Nr. 54).

2) Sehr bemerkenswert sind Lehnerts zu Protokoll gegebene Einreden: die Aufregung würde durch die Versammlungen nur gesteigert; die Teilnehmer seien überhaupt die Minderzahl der Studenten, die Mehrzahl bestreite ihnen geradezu das Recht, sich als Vertreter der Studentenschaft zu geriren; die Ausschließung politischer Diskussionen sei unmöglich; es würde kaum Gegenstände zur Beratung geben, denn über akademische Angelegenheiten heutzutage zu beraten sei, wenn nicht lächerlich, so doch mindestens völlig unfruchtbar, da die Staatsbehörden mit wichtigeren Dingen beschäftigt seien. Er riet, die Studenten in wohlmeinender, aber ernster und entschiedener Ansprache zur Ruhe und Besonnenheit zu ermahnen, und wies zum Schluß auf die gefährlichen Konsequenzen hin, die ein Verhandeln mit ihnen wie mit einer Korporation haben könne. — Auch über Wedelstädt und Rückert ließ Lehnert sich in ungünstigem Sinne aus: sie seien nach polizeilicher Mitteilung an den Tumulten beteiligt gewesen. Und ähnlich Müller über Wedelstädt. Von Rückert behauptet gleiches Varnhagen, und die Mutter schreibt von dem heißen Blut des Sohnes. Dennoch, glaube ich, wird man sie milder beurteilen müssen. Im Senatsprotokoll ist jener Passus wieder durchgestrichen.

dem Gouverneur und dem Polizeipräsidenten unterzeichnet, die von der Einleitung des Untersuchungsverfahrens sprach und zur Vereinigung der ehrenhaften Bürger für Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe aufforderte. Aber das Militär wurde nicht zurückgehalten; das Schloß war am Abend, obgleich der König fern war (er war am Dienstag nach Potsdam gefahren), wieder dicht besetzt, die Durchgänge (sonst stets dem Publikum offen) waren gesperrt und die Piketts der Infanterie vor die Portale auf den Schloßplatz vorgeschoben. Die Folge war ein neues Anwogen der Masse. Vergebens versuchten beherzte Bürger, mit weißen Binden um den Arm, die Aufgeregten zum Auseinandergehen zu bewegen; Geschrei, Insulten, auch Steinewerfen nahmen mit jeder Minute zu — und das Ende war, daß die Truppen, Infanterie und rasch herbeigeholte Kavallerie, vorbrachen und die Menge über den Schloßplatz fort in die einmündenden Straßen hineinpreßten. Von einem Gefecht, wie Leopold von Gerlach es nennt, kann nicht gesprochen werden, mag auch der Ruf nach Waffen und Barrikaden erschollen und mögen an den Straßenecken ein paar Brückenbohlen und Tonnen aufgeschichtet oder hier und da aus den Häusern Blumentöpfe und Steine auf die Soldaten geworfen sein; es war nichts als ein wildes, wirres Laufen der vom Todesschrecken gepackten waffenlosen Menge, in die nun — zum erstenmal — die Kugeln der Verfolger einschlugen. Wie alles kam und verlief, ist durchaus unsicher und wird bis ins einzelne vielleicht niemals festgestellt werden; aber man erhält den Eindruck, daß der Gouverneur, der für seine Person gewiß für gelindes Vorgehen war, die Regimenter und die kommandierenden Offiziere ebensowenig in der Hand gehabt hat, wie der Magistrat und die Bürger die Volksmenge, in der an diesem Abend der Janhagel vielleicht dominierte.

Straßenkrawall am 15. abends.

Trotzdem blieb man oben bei der einmal eingenommenen Haltung. In einer Konferenz am Morgen des 16. März im Ministerium des Innern, an der außer dem Minister der Gouverneur und der Kommandant, der Oberbürgermeister und der Stadtverordnetenvorsteher teilnahmen, wurde die Einrichtung bürgerlicher Schutzkommissionen beschlossen; und die Stadtverordneten, die darauf zur Sitzung zusammentraten, beeilten sich, ihre Zustimmung zu geben. Aber statt der Waffen erhielt diese Bürgerpolizei Stäbe in die Hand von anderthalb Fuß Länge („Ballkellen" taufte sie sofort der Berliner Witz) und als Abzeichen ihres Amtes weiße Armbinden mit dem Aufdruck „Schutzbeamter". Volksansammlungen, auch das Durchziehen der Straßen in Trupps waren verboten; wer sich widersetzen würde, ward mit Verhaftung bedroht: so konnten es die Berliner auf den Plakaten an den Straßenecken lesen, die vom Gouverneur und dem Polizeipräsidenten unterzeichnet waren. Daß aber die Schutzkommissionen dies Recht haben sollten, war nicht gesagt; nur daß ihre eigene Bedrohung unter Strafe gestellt war. Auch das Militär sollte selbständig nur dann, wenn es angegriffen oder das Privateigentum direkt bedroht würde, einschreiten, sonst nicht eher, als bis die

Einrichtung der Schutzkommissionen.

Schutzkommissarien darum bitten würden, und nicht ohne daß zunächst die Aufruhrakte verlesen und Signale mit Trommeln oder Trompeten in langgezogenem Ton und möglichst langen Zwischenräumen gegeben wären.[1] Schon die erste Abendstunde lieferte die Probe auf das Exempel. Zwar um das Schloß her war alles still; der König, den die Nachrichten aus Wien, von dem Siege der Revolution und dem Sturz Metternichs, nach Berlin zurückgetrieben hatten, hielt einen Kronrat ab: wohl die Sitzung, in der die Entschlüsse, die Preußens neues Zeitalter herbeiführten, erwogen und vorbereitet wurden. Zwischen Opernhaus und Universität aber sammelten sich neue Volkshaufen und führten zu einer Stauung des Verkehrs. Den Anlaß dazu soll das Gerücht gegeben haben, daß einem in den letzten Tagen erschossenen Studenten ein feierliches Begräbnis bereitet würde; das Zusammenströmen der Studenten, die eine neue Versammlung in der nun vom Senat freigegebenen Aula abhalten wollten, mag dazu mitgewirkt und die Aufregung vermehrt haben. Es heißt nun, daß ein Schutzkommissarius, von der Menge bedrängt, sich an den Führer einer vom Gießhaus her kommenden Halbkompagnie, Hauptmann von Cosel, hülfesuchend gewandt habe. Ganz sicher läßt sich auch hier die Situation nicht feststellen. Genug, daß statt der Stäbe der Bürger abermals die Gewehre der Soldaten in Aktion traten: auf ihrem Marsch zum Palais des Prinzen von Preußen beim Blücherdenkmal angelangt, dicht umdrängt von der Menge, schwenkten sie mit der Front gegen die Brücke und machten sich Luft durch Pulver und Blei. Die Wirkung war vollständig: aus nächster Nähe getroffen, wälzten sich zwei Passanten in ihrem Blute; entsetzt stob das Volk auseinander, und in wenigen Minuten war der Platz wie gefegt.[2]

Die Bluttat vor der Universität am 16. März.

1) Eine ausführliche Instruktion für die Bürgerschutzkommissionen vom 17. März, von dem Magistrat dem Minister des Innern eingereicht, im Geh. St.-A., Rep. 77. D. I. Vol. 2. Vgl. Wolff, I, S. 85.

2) Daß das Einschreiten der Truppe auf das Ersuchen der Schutzkommissarien zurückzuführen ist, wird mehrfach bezeugt. Nach den Aufzeichnungen Nobilings (Preuß. Jahrbb. CX, S. 278) war es ein Einzelner, der Bezirksvorsteher und Fuhrherr Wolff aus der Mittelstraße, Führer einer der Schutzkommissionen. Er, „ein taktloser Mann“, habe „unnötige und sehr grobe Händel“ mit der Volksmenge angefangen; deshalb von dieser arg bedrängt, habe er im Kastanienwäldchen den Hauptmann von Cosel, der mit einer Hälfte seiner Kompagnie nach dem Palais des Prinzen marschiert sei, um Hülfe ersucht. Damit stimmt überein der Bericht eines Augenzeugen, des Herrn von Beguelin, an den Gouverneur vom 17. März, der den Vorfall aus nächster Nähe beobachtet hat. „Ich war“, so schreibt er u. a., „etwa 20 Schritte weiter vorwärts gelangt, als der kommandierende Offizier dreimal an die Menge mir unverständliche Worte richtete und ebenso oft die Trommel rühren ließ. Diese Aufforderungen folgten sich jedoch mit einer solchen Geschwindigkeit, daß ich, obwohl mich sehr beeilend, kaum 100 Schritt von der Kolonne entfernt war, als mit dem Aufhören des dritten Trommelschlages bereits Feuer auf die Menge gegeben wurde. Hierbei erlaube ich mir die ergebenste Bemerkung, daß die Menge der Aufforderung durch Trommelschlag ohne weiteres Folge leistete, hier also offenbar wider die Bekanntmachung, mithin also gesetzwidrig gehandelt worden ist“ usw. Der Schreiber erbot sich zur eidlichen Erhärtung seiner Aussage. — Den Namen des Hauptmanns nennen auch Schultz, Hohenlohe und Gerlach in seinem später geschriebenen Bericht, der im übrigen die Situation falsch, gerade umgekehrt, erzählt. Auf Gerlach beruht Heinrich Leo in seiner Signatura temporis, die hier, wie überall, eine freilich wohlgefügte

Gleichzeitige Aula-Versammlung: die Majorität bewilligt den Eintritt in die Schutzkommissionen.

In der Aula war es bereits zu stürmischen Debatten gekommen. Von den Stadtverordneten war die Botschaft gebracht, daß sie die Hülfe der Studentenschaft gerne annehmen würden; freilich war hinzugefügt, daß es ohne Waffen geschehen müsse; man lud sie ein, sich den Schutzkommissionen der Bürger anzuschließen. Das war ja nun etwas ganz anderes als verlangt und gewünscht war, und so unstudentisch wie möglich, für die Opposition der willkommenste Stoff: statt mit ihren Schlägern und Säbeln, mit denen sie auf der Mensur so manche „Blutige" empfangen oder ausgeteilt hatten, sollten die Cives academici Seite an Seite mit den Philistern, die „Ballkelle" in der Hand, aufziehen! Dennoch gelang es denen um Ägidi, die Widersacher zurückzudrängen; eine große Majorität erklärte sich dafür, das Anerbieten anzunehmen.

Senatssitzung.

Auch Rektor und Senat waren an diesem Nachmittag, noch vor der sonst üblichen Stunde, beieinander; Müller hatte aus Anlaß des Antrages der Studenten, der tags vorher nach Schluß der Sitzung an ihn gelangt war, die Kollegen aufs neue berufen. Auch bei ihnen fiel der Beschluß, den eine neue Abordnung aus der Aula vortrug, auf günstigen Boden. Müller machte sich sofort mit Böckh als Prorektor, dem Senator Hecker und dem Universitätsrichter auf den Weg, um sich von dem Minister, der nicht zu umgehen war, die Ermächtigung zu holen. Die Zurückbleibenden setzten unterdessen den Gouverneur und den Polizeipräsidenten von dem Wunsche der Studentenschaft in Kenntnis. Nach einer halben Stunde waren die Abgeordneten wieder mit der Vollmacht zur Stelle, und der Rektor sprach jetzt gegen Ägidi und Elvers, die als Vertreter ihrer Kommilitonen aus der Aula herbeigerufen wurden, die Genehmigung ihres patriotischen Anerbietens seitens des Senates aus.[1]

Dies wird kurz nach 6 Uhr gewesen sein, noch vor der Bluttat auf dem Opernplatz, die um $^3/_4$7 erfolgte. Daß neue Unruhen zu erwarten waren, ließ sich bereits aus der Menge des Volkes vor der Universität schließen; daher erklärten

---

Kette von Irrtümern und falschen Vorstellungen ist. Die beiden Erschossenen, ein Buchhalter, der auf seinem Heimwege aus dem Geschäft den Platz kreuzte, und ein Arbeiter, fielen in der Nähe des Prinzessinnenpalais; letzterer starb erst in der Nacht in der Klinik in der Ziegelstraße, der Buchhalter sofort. Polizeiakten, Litt. R. Nr. 187. Vielleicht ist noch ein dritter, als unbekannt bezeichneter Toter hinzuzurechnen. Vgl. Schultz, S. 23.

1) Ägidis Erzählung bleibt sehr verworren; aber mit Hülfe des Senatsprotokolls und anderer Akten glaube ich den Vorgang hergestellt zu haben. Der Gouverneur und der Polizeipräsident wurden nach Einholung der ministeriellen Ermächtigung erneut in Kenntnis gesetzt. Von dem Stadtverordnetenvorsteher, Herrn Fournier, lief noch abends ein Schreiben an den Rektor ein, wonach der Magistrat Schwierigkeiten mit der Aufnahme der Studenten in die Schutzkommissionen gemacht hatte, da die Stäbe und Binden nur für die Bürgerschaft bestimmt waren; doch gab der Oberbürgermeister nachträglich seine Zustimmung, nachdem der Rektor am 17. vormittags ihn persönlich aufgesucht hatte. — Zu welcher Abordnung Müller das von Ägidi zitierte bekannte Wort: „Sie werden dem Unheil nicht mehr vorbeugen; es ist unaufhaltsam" gesagt hat, wird aus dessen Erzählung nicht klar; vermutlich schon zu denen, welche ihn nach der Senatssitzung am 15. aufgesucht hatten, und zu denen Ägidi und Elvers gehört haben werden (Ägidi sagt, es seien drei gewesen).

Trendelenburg, Magnus und Lachmann sich bereit, am Abend noch einmal zur Universität zu kommen und im Sprechzimmer anwesend zu bleiben, um bei etwaiger Verwundung von Studenten die nötigen Anordnungen treffen zu können.

Zug der Studenten zum Cöllnischen Rathaus; Mitwirkung als Schutzbürger.

Während nun die Senatoren nach Hause gingen, setzte die „Aula" ihre Beratungen fort; man beschloß, sich bei den Stadtverordneten, die man im Cöllnischen Rathaus vermutete, zum Eintritt in die Schutzkommissionen zu melden. Alles schien geordnet, als von der Straße her die Schüsse ertönten und die Versammelten in unbeschreibliche Aufregung versetzten. Sofort benutzte die Partei, die für Bewaffnung eingetreten war, das Ereignis zu einem neuen Anlauf. Wirre Gerüchte durchschwirrten den Saal; 15000 Mann neuer Truppen, so hieß es, sollten morgen in die Stadt einrücken. Die Meldung kam, daß die Schutzkommissare selbst bei dem Militär um Hülfe gegen das Volk gebettelt hätten: mit solchen Feiglingen und Volksverrätern also sollten die Studenten sich verbünden! Dennoch behielten die Gemäßigten abermals die Oberhand. Man erneuerte feierlich den gefaßten Vorsatz und beschloß, in corpore auszuziehen. Es mochten 500 Kommilitonen sein, die nun in langem Zuge, zu zwei und zwei, die Taschentücher um den Arm gebunden, von der Volksmenge umwogt, sie selbst in lautloser Stille, den Weg zum Cöllnischen Rathause antraten. Nach der Hauptwache wurde ein Parlamentär gesandt; gewiß eine überflüssige Maßregel, denn der wachthabende Offizier hatte sich, im Gegensatz zu Herrn von Cosel, von Anfang an sehr besonnen gezeigt; aber die Aufgeregten glaubten an jeder Straßenecke mit Gewehrschüssen empfangen zu werden. Auf dem Rathause fanden sie die Stadtverordneten nicht mehr vor, wohl aber die Schutzkommissare des Bezirks, unter ihnen den Direktor vom Cöllnischen Gymnasium, den würdigen Dr. August, und wurden freudig willkommen geheißen. August lud sie in den Saal der Stadtverordneten ein, und bald war man über alles einig. Die Studenten wurden in Gruppen von 20 bis 40 Köpfen eingeteilt, deren jede sich einen Führer wählte; auf ihren Wunsch wurden ihnen die besonders gefährlichen Posten gegeben; sie zeigten sich in jeder Weise ernst, eifrig und anstellig.[1]

Eine Studentendeputation im Schloß.

Auch im Schloß glaubten die jungen Helden sich melden zu müssen. Hier aber war der Empfang ihrer Deputierten, deren einer sich eine schwarz-rot-goldene Kokarde an den Hut gesteckt hatte, viel frostiger und dem in der Kommandantur ähnlich; sie sahen sich mit sichtlicher Geringschätzung behandelt und wurden eher als Helfershelfer der Revolution denn als Beschützer der öffentlichen Ordnung angesehen. Auch der Rektor erschien dort noch am Abend um 9 Uhr. Ihn hatte der König persönlich befohlen, damit er ihm über die Vorgänge an

Audienz des Rektors.

der Universität und über das Verhalten der Studierenden Bericht erstatte. Müller

1) Bericht Augusts an Bodelschwingh, 17. März. Geh. St.-A., Rep. 77. D. I. 3. Vol. 2.

konnte den Geist derselben nur als einen guten schildern, verhehlte aber dem Monarchen nicht die allgemeine Erbitterung, die gegen das Militär herrsche.

Der Rest des Tages ging ungestört vorüber. Wo sich Gruppen auf den Straßen bildeten, gelang es den Schutzkommissaren stets, sie durch gütliches Zureden auseinander und nach Hause zu bringen. Um 11 Uhr herrschte überall tiefe Stille.

Ruhe am 17. März.

Und dies Gepräge zeigte auch der folgende Tag. Von den Absichten des Königs, die über die Bitten der Stadtverordneten weit hinausgingen und kaum hinter dem Inhalt der Zeltenadresse zurückblieben, war noch nichts durchgesickert; während die Nachrichten aus Wien den völligen Zusammenbruch des Metternichschen Systems an den Tag brachten und auch die Depeschen aus Süddeutschland nur von Siegen der liberalen Sache zu melden wußten. Daß dadurch die Wucht des öffentlichen Willens, sein Druck gegen die absolute Krone wachsen mußte, bedarf keines Wortes; immer stärker wurde die allgemeine Spannung und Erwartung. Dennoch war das Straßenbild an diesem Tage völlig friedlich. Die Truppen wurden zurückgehalten, und die Schutzkommissionen, die sich um 5 Uhr an den ihnen angewiesenen Punkten[1] einfanden, hatten leichte Arbeit; also daß der Minister des Innern dem russischen Gesandten, Herrn von Meyendorff, versicherte, er könne getrost nach Petersburg schreiben: in Berlin sei die Sache abgemacht. Ähnliches telegraphierte er schon um 5 Uhr dem Regierungspräsidenten in Köln, durch den es in die Kölnische Zeitung kam.[2]

Es schien in der Tat, als ob Preußen ohne Erschütterung, von der Hand des Monarchen selbst geführt, auch diese Reform, wie die von 1807, vollenden und in das Fahrwasser der nationalen und freiheitlichen Politik hineingleiten sollte.

Übergewicht der Partei Ägidis.

Die Studenten fühlten sich glorreich. Von allen Seiten ernteten sie Lob und Anerkennung. Auch Bodelschwingh, dem sie ebenfalls sich in ihrer neuen Würde zu präsentieren für nötig hielten, kam ihnen mit Wohlwollen und Vertrauen entgegen.[3] Als sich am Nachmittag die Reserven der studentischen Schutzkommissionen in dem ihnen dazu eingeräumten Auditorium versammelten[4], versuchten die Radikalen die Gemüter noch einmal mit ihren Phantastereien in Verwirrung zu bringen. Aber die Mehrheit blieb fest; sie ließ sich weder zu

1) In der angeführten Instruktion vom 17. März sind sie sämtlich verzeichnet.

2) Wolff, I, S. 100. Den vollen Wortlaut des Telegramms veröffentlichte nach dem Konzept Rachfahl in den Preuß. Jahrbb. a. a. O., S. 462.

3) Ich kann mich hier freilich nur auf Ägidis Angaben (S. 109) stützen, der sie unter dem 17. März macht. Da er zugleich des Prinzen von Preußen gedenkt, der dabei zugegen gewesen sei und sich im Gegensatz zu dem Minister mißtrauisch über die Trikolore geäußert habe, so könnte er immerhin den Vorgang vom vorigen Abend im Schloß im Auge gehabt und die Dinge wieder durcheinander gemischt haben.

4) Der Magistrat hatte am Vormittag 150 Stäbe und Binden für die Studenten bereitgestellt. Es waren drei Abteilungen von je 50 Mann vorgesehen, denen als Sammel- und Standquartiere die Universität, die Akademie und das Cöllnische Rathaus dienten. Man sieht auch hieraus, daß die große Masse der Studentenschaft sich von allem zurückhielt.

einer Demonstration für die Befreiung der Polen durch einen Zug vor das Schloß verlocken, noch durch das Gerede irritieren, das der kommunistische Prophet Kuhlmann, der Eingang gefunden, vollführte; auch die plötzlich auftauchende Kunde von dem Abfall der Rheinlande vermochte sie nicht von dem Wege der Ordnung abzubringen. Sie schritten vielmehr abends in einer neuen Aulaversammlung — denn alles schien zu glücklichem Ende gebracht zu sein — zu einer Erklärung ihres Verhaltens, die durch Akklamation beschlossen wurde: eine Verwahrung gegen die Unterstellung, daß sie sich von der ganz Deutschland bewegenden Reformation lossagen wollten, oder daß ihnen Freiheit und Vaterland weniger am Herzen lägen als ihren Gegnern; gerade die Begeisterung für diese Ideale habe sie geleitet, wenn sie den Straßentumulten entgegengetreten seien; die Beruhigung der Hauptstadt sei die erste Bürgschaft für den Sieg der Reformen. Wieder wurden drei Kommilitonen ausgewählt, um dies Manifest vor den König zu bringen.[1]

Das Patent vom 18. März.

Und schon war dieser, von seinem Minister beraten, am Werk, eine Erklärung zu erlassen, welche allen diesen Wünschen in einem nie gehofften Maße Erfüllung verhieß. In der Nacht vom 17. zum 18. März arbeitete Bodelschwingh die Proklamation aus, welche Preußen aus den engen Schranken des Territorialstaates und des patriarchalen Regimes herauszuführen bestimmt war. Ein deutscher Bundesstaat und ein deutsches Parlament, und konstitutionelle Verfassungen für alle deutschen Länder; ein Bundesheer nach dem Maße der preußischen Wehrverfassung unter einem Bundesbanner und einem Bundesfeldherrn; Bundesflagge und Bundesflotte; ein Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten staatsrechtlichen Ursprungs zwischen den Fürsten und ihren Ständen wie zwischen den Regierungen selbst; ein allgemeines deutsches Heimatsrecht und volle Freizügigkeit in dem gesamten deutschen Vaterlande; Niederlegung aller Zollschranken auf deutschem Boden und ihre Ausdehnung bis an die gemeinsamen Grenzen; zur vollen Einheit des Marktes ein die Freiheit der Gedanken sicherndes gemeinsames Preßgesetz; die Berufung des Vereinigten Landtages schon zum 2. April: Alles unter dem Hinweis auf Deutschlands Macht und Ehre — das war die Botschaft, die König Friedrich Wilhelm IV. seinem Volke und der ganzen Nation zu verkündigen sich anschickte. Dazu, schon vom Tage zuvor datiert, ein Gesetz über die eigene Presse, das ihr kaum noch andere Schranken setzte, als die im Strafgesetz errichtet waren. Beide Erlasse aber nicht vom König allein gezeichnet, sondern mit ihm von dem gesamten Staatsministerium, den Prinzen von Preußen an der Spitze. Es war die Verwirklichung der Gedanken, an welche die letzte Generation ihre beste Kraft gesetzt; der Ziele, denen die Träume ihrer Jugend gegolten hatten;

---

1) Daß Ägidi der Spiritus rector auch bei diesen Vorgängen gewesen ist, die er ausführlich erzählt, und die ganz in seiner Art waren, ist wohl als sicher anzunehmen; auch die Deputation zum König hätte er gewiß geführt.

der radikale Bruch mit dem alten Staatssystem und das Bekenntnis zum nationalen Staat: es war die Revolution. Daß das Ministerium nicht bleiben konnte, war wohl schon jetzt die Überzeugung des leitenden Mannes; alle Mitglieder desselben hatten gleich am 17. ihre Portefeuilles dem König zur Verfügung gestellt, und die unbeliebtesten Räte der Krone, Eichhorn, Thile, auch wohl Savigny, waren bereits als Opfer ausersehen. Aber auch Bodelschwingh wollte nicht bleiben; er wollte das neue Recht, das er gründete, durch seinen Abgang persönlich bestätigen. Gleich am Morgen des 18. erhielt, eiligst auf das Schloß beschieden, Graf Arnim von Boytzenburg, der zum Premierminister ausersehen war, Einsicht in das Dokument, und erklärte sich bereit, das Amt zu übernehmen. Und so spielen sich nun, immer rascheren Laufs, alle die Ereignisse ab, welche diesen Tag in der Geschichte unseres Volkes unvergeßlich gemacht haben: die Audienz der kölnischen Deputation, der der König sagen kann, daß, was sie von ihm fordere, bereits erfüllt sei; die Publikation des Preßgesetzes; die Extrablätter und Plakate, welche vorweg auf das Patent hinweisen; der Empfang der städtischen Behörden noch um 1 Uhr; der immer sich mehrende Andrang der jubelnden und dankenden Bürger; unaufhörlich erschallen die Vivats auf den Monarchen, der zur Seite seines Ministers auf den Balkon des Schlosses hinaustritt; jener winkt, dieser spricht zum Volke, verkündet, was der König getan; immer stärker schwillt und dringt das Gewirr der Stimmen zu ihnen empor — und dann: in knapp eine halbe Stunde zusammengedrängt die Krisis, in eine Spanne weniger Minuten gepreßt die Katastrophe; und das Knattern der Gewehre, der Donner der Kanonen, der Feuerschein von den da und dort aufsteigenden Bränden, der den Abendhimmel weithin rötet, stellen die Illumination dar, durch welche noch am Mittag Magistrat, Stadtverordnete und Schutzbürger den Tag der Einführung Preußens in seine neue Epoche zu feiern beschlossen hatten.

Die Katastrophe.

Die Legende der Reaktion.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese erschütternden Vorgänge mit allen Rätseln, die sie bis heute umgeben, zu schildern. Aber wir dürfen doch nicht an der Tatsache vorübergehen, daß die vielgestaltige Legende, die sich an sie geknüpft hat, und deren Ursprung in dieselbe Stunde und bis in das Schloß, ja bis an die Stufen des Thrones zurückreicht, heute endgültig beseitigt ist.[1] Niemals wird man noch wiederholen dürfen, daß der Aufstand von langer Hand vorbereitet, daß die Dächer der Häuser vorher abgedeckt und Steine auf den Böden gehäuft, die Wände durchgeschlagen, die Treppen mit Rasenstücken belegt gewesen seien; daß Tausende von Polen, Franzosen, Italienern, Juden, die Emissäre der europäischen Revolution, der Abschaum aller Länder, den Kampf auf den Barrikaden angestiftet und geleitet hätten.[2] Auch das ist nicht richtig, daß

1) Durch Felix Rachfahls grundlegende Forschung (Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution, und seine daran sich schließenden Publikationen). Nur daß er in seinem Buch den Gegnern fast noch zuviel einräumt.

2) Zu dem französisch redenden Friseurgehülfen, auf den Rachfahl das Pariser Revolutionskontingent reduziert (er wurde am Abend des 18., als er, in der Meinung, der Kampf sei zu Ende,

die Massen, die in jenen Stunden den Schloßplatz füllten, zwei, dreimal sich abgelöst, daß zu Anfang wohl wirklich ruhige Bürger dagewesen, dann aber schlimmes Gesindel, ein tobender Pöbelhaufen an ihre Stelle getreten sei. Ein Ab- und Zuströmen wird man annehmen dürfen, aber von einem Vordrängen des Proletariats kann keine Rede sein; bis zuletzt und an den Portalen des Schlosses selbst waren es (darin stimmen die besten Gewährsmänner überein[1]) überwiegend gut gekleidete, ehrbare Bürger, welche vielfach erst die sich verbreitende Kunde von den Konzessionen des Königs herbeigezogen hatte, nicht um zu remonstrieren, sondern um mit zu danken und zu jubilieren. Um die mit einem Schlage einsetzende Explosion zu erklären, hat man in einer Demonstration, die einer der Literaten geplant hatte, den Keim und Anlaß des Aufruhrs entdecken wollen.

Wönigers Demonstrationsplan.

Aber einen harmloseren Literaten als den Dr. August Theodor Wöniger, der sich schon in der lichtfreundlichen Bewegung wichtig gemacht hatte, gab es in ganz Berlin nicht; und das „Volk", das er zu einem Zuge nach dem Schloß zu verführen hoffte, waren die Schutzbürger selbst, die Vertrauensmänner ihrer Bezirke und des Magistrats, dem man doch wirklich keine revolutionären Gelüste nachsagen kann. Sie hatte er am Freitag abend in einem ihrer Quartiere, in der Köpenicker Straße, aufgesucht und die dort Versammelten wirklich zu einer großen „Friedensmanifestation" durch eine Adresse, die dem König eine Deputation überreichen würde, beredet. Sämtliche Schutzbürger sollten daran teilnehmen; während der Übergabe und bis zur Antwort sollten sie, mehrere Tausend stark, mit Stab und Binde dekoriert, schweigend auf dem Schloßplatz verharren. Vier Forderungen waren aufgestellt: Zurückziehung der Truppen; Organisation einer Bürgerwehr; Gewährung unbedingter Preßfreiheit; Einberufung des Vereinigten Landtages. Das war alles: nicht entfernt soviel als Friedrich Wilhelm und seine Minister in derselben Stunde zu bewilligen bereit waren. Zwei andere Punkte, der Rücktritt der Minister und Berücksichtigung der arbeitenden Klassen, waren als zu weitgehend abgelehnt worden. Auf diese Bedingungen

---

auf dem Heimwege zu seinem Meister war, von den Soldaten aufgegriffen), kann ich noch einen wirklichen Franzosen, d. h. einen aus Frankreich Gebürtigen, hinzufügen, der unter die nach Spandau gebrachten Gefangenen, ich weiß nicht wie, geraten war, einen Fabrikanten aus Mülhausen im Elsaß, Jean Jacques Großheinz. Auch ein Mann mit polnischem Namen findet sich darunter.

1) Um nur einen zu nennen, so schreibt Dr. Foerster am 19. März (früh morgens um 5 Uhr), daß er, als er am Mittag auf den Platz gekommen sei, eine Masse ca. 6—7000 eleganter Hüte gesehen habe; der ganze Platz sei „dicht gedrängt" gewesen. Die Bürger waren, wie er schreibt, aufgefordert worden, in anständiger Kleidung sich vor dem Schloß zu versammeln. Dazu fügt er am 23. März hinzu: „Sonnabend, als ich auf den Schloßplatz um 1 Uhr komme, höre ich, daß eine Deputation des Magistrats zum König gehen wollte, und daß man wünsche, die Demonstration durch anständig gekleidete Menschen auf dem Schloßplatz unterstützt zu sehen. Also ich lief nach Haus, um den Frack anzuziehen". Er war dann bei der Katastrophe wieder auf dem Platz. Und von dem Zusammenstoß mit den Dragonern schreibt er (am 19.): „Nun lief das enthusiastische Frackpublikum auf die Dragoner zu und ermahnte sie, sich freiwillig zurückzuziehen. Der General sprengte aber die Masse auseinander" usw.

hin wollten, so hieß es in der Adresse, die natürlich Herrn Dr. Wöniger zum Verfasser hatte, Sr. Majestät untertänigste, zu Schutzbeamten erwählte Bürger und Einwohner den wahren Frieden ihrer Stadt garantieren. Denn unser Volk empfinde es tief und stark, daß es reif und mündig sei, mitzusitzen im Rate seiner Fürsten: „Gewähren Sie uns dies, und das ganze Volk wird ein einziges Schutzbeamtentum sein — ein Schutzbeamtentum für die Freiheit des Vaterlandes, die Sicherheit des Thrones und die Wohlfahrt aller". Aber in einer zweiten Versammlung, die noch an demselben Abend im Cöllnischen Rathaus zustande kam, hatten Männer wie der Gymnasialdirektor August sich gegen den ganzen Plan auf das stärkste ausgesprochen, und am Sonnabendvormittag gelang es den unausgesetzten, flehentlich vorgebrachten Bemühungen des Magistrats und der Stadtverordneten, Wönigers Gefolge von seinem „revolutionären" Beginnen ganz abzubringen; er selbst sprach zuletzt auf dem Schloßplatz dagegen. Alles ward auf die Teilnahme einer Anzahl Schutzbürger an der Audienz beschränkt, die Se. Majestät den städtischen Behörden bewilligt hatte; und statt auf dem Schloßplatz warteten die andern im Sitzungssaal des Cöllnischen Rathauses das Ergebnis ab. Immerhin mögen in der entscheidenden Stunde Hunderte von Schutzbeamten auf dem Schloßplatz gewesen sein — mit ihren Binden und Stäben. Einen Bewaffneten hat niemand gesehen. Kein Stein ist auf die Truppen geworfen worden. Auch weiß man nichts von dem Gejohle und Gepfeife, welches der Pöbel an den Abenden vorher vollführt hatte; wäre es geschehen, wir würden sicherlich durch die Gegenpartei darüber unterrichtet sein. Nichts als das Bitten und Rufen, man möge das Militär entfernen, mischte sich in das Vivatgeschrei, mit dem man den Inhalt der Plakate, die Mitteilungen der aus dem Schloß zurückkehrenden Deputationen, das Erscheinen des Königs und seines Ministers auf dem Balkon begrüßte: immer lauter, immer allgemeiner, immer stürmischer, je mehr sich die Portale mit Soldaten füllten, und je stärker die Menge an sie herandrängte. Denn die Erbitterung gegen die Truppen teilte jeder, der da war, und in der ganzen Stadt ward nichts einmütiger gefordert, als daß sie hinweggeschafft würden. Wozu hatte man sie überhaupt herbeigeführt, nicht bloß die Berliner Regimenter, sondern seit 36 Stunden auch zwei Bataillone des ersten Garde-Regiments aus Potsdam, wenn der König wirklich seinem Volke Frieden und Freiheit geben wollte? Weshalb ließ man nicht den Durchgang durch die Schloßhöfe frei, sowie es immer und noch an diesem Vormittag gewesen war? Warum waren die Soldaten nicht in ihren Kasernen geblieben? Denn etwas Weiteres bedeutete der Ruf „Militär fort", „das Militär zurück" in diesem Augenblick nicht; nicht etwa seine Entfernung aus der Stadt oder die Errichtung einer Bürgerwehr, auf die man von selbst verzichtet hatte.[1] Die Entfernung aus Berlin

1) Bodelschwingh selbst hatte am 17. sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß man die Schutzbürger unbewaffnet gelassen habe.

verlangte man höchstens von den Potsdamer Bataillonen. Den Ausmarsch der Berliner Garnison, ja der gesamten in der Hauptstadt zusammengezogenen Truppenmacht hat erst der General verfügt, den der König mit der Unterdrückung des Aufstandes betraute.

Pfuel verläßt das Schloß.

Und damit rühren wir an den Zeitpunkt, in dem der Schlüssel der Situation zu suchen und der bis heute von allen der rätselvollste ist. Als General von Pfuel das Schloß verließ (es wird gegen ³/₄ 2 gewesen sein) und sein nahegelegenes Quartier aufsuchte, um, wie es heißt, sich umzuziehen und einen Brief zu schreiben, war die Menge bereits unruhig geworden und wird jener Ruf wohl schon gehört sein. Sehr arg kann es aber noch nicht damit gewesen sein, da der Gouverneur sonst seinen Posten im Schloß unmöglich verlassen haben würde; er selbst kann nichts Schlimmes befürchtet haben. Daß die Stimmung der Freude noch überwog, zeigte ihm der von allen Seiten ausgesprochene Dank, als er die Ungeduldigen zu besänftigen suchte und das Beste versprach. Nur eine knappe Stunde blieb er fort. Als er zurückkehrte, war die Lage nicht mehr zu retten. Man wird an Lafayette erinnert in der Schicksalsnacht von Versailles, in jener Frühstunde des 6. Oktober 1789, als er sich von den Nationalgarden, die er aus Paris herbeigeführt hatte, entfernte, um nach 36 Stunden unausgesetzter Aufregung bei seinen Verwandten, den Noailles, einen Moment der Ruhe zu finden. Auch damals hatte eine halbe Stunde genügt, um die Katastrophe zu vollenden. Damals war es wirklich der Pöbel gewesen, der Auswurf der Hauptstadt, der das Königsschloß mordlüstern überschwemmte und den Thron der Bourbonen in den Staub zog; denn die alte französische Monarchie war bereits in der Auflösung begriffen, das Heer zerrüttet und alle Bande der Scheu und Scham zerrissen. In Berlin hingegen war das Fundament der Krone, die Armee, in ihren stolzesten Regimentern vertreten, völlig unerschüttert geblieben; die Garden des Königs waren nicht bloß bereit, nein, sie brannten darauf, die Soldaten mehr noch als die Offiziere, das Bürgerpack, vor dem sie kapitulieren sollten, abzuschütteln und ihm die Insulten der letzten Tage noch besser heimzuzahlen. Aus ihrer Mitte, aus dem Schloß selbst her entwickelte sich das Unheil.

Die Militärpartei tritt hervor; Deutung ihrer Absichten.

Der Gouverneur kann kaum länger als eine Viertelstunde fortgewesen sein, als der König ihm das Kommando, das er nur acht Tage geführt hatte, entzog und es dem kommandierenden General des Gardekorps, von Prittwitz, übertrug. Wir wissen heute[1], wer Friedrich Wilhelm diesen Befehl entrissen hat: der Graf von Alvensleben, der letzte Finanzminister des verstorbenen Königs, dessen karge Hand die Universität so schwer empfunden hatte, der Führer der reaktionären Gruppe, die in den Konzessionen an den Liberalismus und die nationale Idee den Untergang Preußens sehen wollte; von ihm und seinen Freunden, dem

1) Durch zwei Zeugen aus entgegengesetzten Lagern, Gerlach und Nobiling; dazu Varnhagen.

General von Rauch, dem Grafen von Stolberg, und wer noch hinter ihnen gestanden haben mag, ward auch der Befehl durchgesetzt, der zugleich oder unmittelbar darauf erfolgt sein muß, den Platz vor dem Schloß zu säubern. Wir brauchen darum noch nicht zu glauben, daß dabei der Hintergedanke vorwaltete, den König noch in der letzten Stunde von seinen Konzessionen zurückzubringen, die absolute Krone zu behaupten; so wenig daran zu zweifeln ist, daß es auf dem Hintergrunde ihrer reaktionären Gesinnung geschah: es genügt zur Erklärung, daß sie zunächst die Ehre der Armee, wie sie sie verstanden, retten wollten; womit dann freilich das Übergewicht der Krongewalt über den Volkswillen, als den Grundgedanken der liberalen Forderungen, sofort festgestellt war: dem Geschrei von der Straße, das den Rückzug der preußischen Garden verlangte, setzten sie das „Vorwärts“ der Soldaten entgegen. Nun wissen wir, wieviel auch dem König daran lag, die Freiheit seines Willens im Geben zu behaupten; dem Zwange setzte auch er seinen Königsstolz entgegen. Und so vereinigten sich, wie so oft, Wille und Zufall (denn an diesen wird man glauben müssen), um die von beiden Seiten unerträglich gewordene Spannung zur Entladung zu bringen.

Seit Jahren hatten sich, wir sahen es, Mißverständnisse und Mißtrauen zwischen dem König und seiner Hauptstadt angesammelt und gehäuft; und noch die letzten Tage hatten den Bewohnern Berlins Anlaß genug gegeben, an dem guten Willen einer Regierung zu zweifeln, welche Schimpfworte und Steinwürfe mit Säbelhieben und Flintenschüssen erwidert oder gar hervorgerufen hatte. Nun aber hatte es für einen Moment den Anschein gewonnen, als sollten wirklich die vermorschten Fesseln des Polizeistaates, der sogar das Rauchen auf der Straße verbot, gelöst, Preußen auf die gleiche Stufe mit dem modernen Europa gestellt, die Verbindung mit der Gesamtnation angestrebt und das Volk endlich mündig erklärt werden. Mehr als die größten Optimisten je erwartet, war in Aussicht gestellt: nur eine Viertelstunde noch, so mußten die Abdrucke des Patents, die schon auf dem Wege von der Druckerei zum Schloß waren[1], angelangt und in jedermanns Händen sein. Da ritten die Dragoner, von dem neuen Gouverneur selbst geführt, von der Stechbahn her in die dichtgedrängte Menge hinein, da

1) Nobiling (a. a. O. S. 293), der sehr bald, nachdem die beiden Schüsse gefallen, den kleinen Schloßhof betrat, noch in der Hoffnung, vermitteln zu können, fand hier den Handwagen mit den Abdrucken eben angelangt. Die Proklamation wurde sofort verteilt und gelesen. „Das laute Verlesen ergriff alle mächtig; mehrere, u. a. der General von Etzel, weinten vor Freude. Alle glaubten, die Bestimmung Preußens, Deutschland zu sich heranzuziehen, die Politik nicht nur des heutigen Tages, sondern des großen Kurfürsten und des großen Friedrich würden nun erfüllt werden“. Für die Stimmung eines Teils der Generalität sehr interessant. Auch General von Wussow, der eben vom Rhein eingetroffen war, zählte zu dieser Gruppe. Auch an sie dachte Leopold von Gerlach, als er am Abend unter dem Kandelaber auf dem Schloßplatz zu dem Prinzen von Preußen sagte: er freue sich, daß es wieder zum Kampf gekommen wäre; die Feinde hätten wir wieder gegenüber und nicht, wie heute vormittag, unter uns. Worauf der Prinz bemerkte: der König habe jetzt das Recht, alle seine Konzessionen zurückzunehmen.

defilierten die beiden Kompagnien der Franzer aus dem nächsten Portal des Schlosses gegen die Breite Straße und die Lange Brücke hin, da knallten plötzlich an der Stelle, wo die Massen, von den Truppen gedrängt, sich am dichtesten stauten, die beiden Schüsse. Wer außer den Nächststehenden konnte ahnen, daß sie zufällig los- und in die Luft gegangen waren! Mußte man nicht glauben, daß sich der Vorgang vom fünfzehnten, der militärisch genau so eingeleitet war, wiederholt, und daß, wie am sechzehnten, die Kugeln in den dichtesten Haufen eingeschlagen hatten? Auch widersprach das Eingreifen der Truppen ganz und gar den Anweisungen, welche noch tags vorher von den Behörden gegeben waren. Weder waren sie angegriffen, noch hatten die Schutzbürger sie um Hülfe angerufen; diese vereinigten sich vielmehr, und gerade in dem Moment der Entscheidung, mit allem, was auf dem Platze stand, zu dem angstvollen, verzweifelten Ruf: „Militär zurück!“ Sie fielen den Pferden in die Zügel, sie waren drauf und dran, mit den Händen in die Gewehre zu greifen[1]; viele von ihnen zerrissen ihre Binden und zerbrachen ihre Stäbe.

Die Legende der Revolution.

Man hatte vergebens vertraut; alle Vorschläge waren Schein gewesen, Köderung, um die Opfer herbeizulocken; man war verraten: der König hatte auf sein Volk schießen lassen!

So trat zugleich mit den Barrikaden, die nun binnen einer Stunde zu Hunderten wie aus der Erde emporwuchsen, auch die Legende der Revolution ins Leben — die Legende, welche sofort Tausende und Abertausende in den Taumel des Kampfes gegen den König und sein Heer hineinriß und seinen Fortgang und Ausgang mit ihren Truggebilden noch dichter umsponnen hat als die Legendendichtung des Schlosses seinen Ausbruch. Die Wahrheit ist, daß der Berliner Straßenkampf weder durch Verrat hervorgerufen noch ein von einer politischen Partei vorbedachter und vorbereiteter, planmäßig und nach politischen Zielen geleiteter und durchgeführter Aufstand gewesen ist, sondern — ein Straßenkrawall größten Stiles.[2]

---

1) Nobiling (a. a. O. S. 283). „Unter ihnen befanden sich keine solchen Gestalten, wie sie ein paar Stunden später zu sehen waren. Alle gehörten den besten Ständen an; die Mehrzahl war eben erst als Schutzmänner tätig gewesen. Noch jetzt kenne ich viele von ihnen als ruhige, friedliche Männer und ausgezeichnete Bürger, einige sind Mitstifter des Treubundes“.

2) Unter den Polizeiakten (Litt. R. Nr. 187) findet sich die Erklärung eines Dr. Maaß vom 8. Juni, der vom 20. bis zum 22. März den Auftrag hatte, in der Neuen Kirche die Leichen sämtlicher Gefallenen öffentlich auslegen, rekognoszieren und demnächst einsargen zu lassen. Alle diese Szenen, so sagte er aus, legten ihm die Pflicht auf, „zu erklären, daß nach Abrechnung der [33] unbekannt gebliebenen Leute der größte Teil, ohne gefochten oder auch nur eine Idee geäußert zu haben, durch Zufall oder (ich geniere mich fast, mich dieses Wortes zu bedienen) durch Mißverständnis getötet worden sind, was mir die Angehörigen, Schlafwirte oder Rekognoszenten laut und öffentlich in jener Kirche vor den genannten beiden Predigern [Sydow und Müller] bekannten. Die protokollarische Vernehmung derselben kann in 48 Stunden die Wahrheit meiner Angabe herausstellen und damit zugleich klarmachen, ob wirklich hier eine Revo-

Die Aula-Versammlung am Vormittag des 18. März.

Auch das Verhalten der Studenten läßt sich nur in diesem Lichte begreifen: die Aula war, wie Ägidi, der Leiter der Versammlung, mit einem glücklichen Ausdruck sagt, ein Mikrokosmos der allgemeinen Bewegung. Schon am Morgen war sie wieder der Schauplatz ihrer rednerischen Kämpfe geworden. Die radikale Fraktion, so gering sie war (achtzehn an der Zahl, so behauptet Ägidi), hatte, fest geschlossen und als erste auf dem Platz, durch Vorwegnahme der Schriftführung sich in den eigentlichen Besitz der Verhandlung gebracht; fast alle ihre Mitglieder hatten sich in die Rednerliste einschreiben lassen. Aber vergebens ließen sie die Raketen ihrer revolutionären Beredsamkeit steigen: die Schlag auf Schlag eintreffenden Nachrichten von den Bewilligungen des Königs, Preßgesetz und Plakate, dämpften ihre Tiraden besser, als alle Gegengründe es vermocht hätten. Unter der Wucht eines oratorischen Faustschlages zerbrach Schinkels Adler, der das Rednerpult trug, und sogleich benutzte der radikale Redner selbst dies Ereignis, das doch nur von der Kraft seiner Fäuste zeugte, um es als Omen auf die Zertrümmerung des Hohenzollernadlers zu deuten, dem seine Philippika galt. Aber in demselben Moment wurde dem Vorsitzenden, der von der Majorität gewählt war, gemeldet, der König sei mit durchgreifenden organischen Veränderungen des Staatswesens beschäftigt, sie würden im Laufe der nächsten Stunden bekannt werden — und alsbald mußte der neue Demosthenes verwirrt und beschämt vom Katheder heruntersteigen. Als sich vollends das Gerücht verbreitete, die Minister Eichhorn, Thile und Savigny wären entlassen, „da flogen“, so erzählt unser freisinniger Widersacher der Revolution, „die Mützen hoch in die Luft. Die Jünglinge schüttelten einander die Hand und wünschten Glück; es waren Momente der reinsten Begeisterung; die Reformation hatte gesiegt!“ Auch Dr. Wöniger war, gleich anfangs, in der Aula erschienen und hatte zum Besuch seiner Schutzbürgerversammlung im Cöllnischen Rathhause eingeladen, war aber, wie die andern, vor den revolutionären Rednern, die übrigens dafür waren, kaum zu Wort gekommen. Jetzt, in dem allgemeinen Freudentaumel, ward sein Antrag aufgegriffen und bewilligt; man beschloß, jene Versammlung zu beschicken, und ebenso, an der Demonstration vor dem Schloß teilzunehmen — immerhin ein Beweis für die Harmlosigkeit dieses Planes. Das Häuflein der Radikalen hielt bereits das Spiel für verloren. Den tags vorher erwählten drei Deputierten wurde wiederum aufgegeben, die Erklärung der Studentenschaft baldigst vor den König zu bringen; und in frohester Stimmung eilte alles zu den Mittagstischen. Doch hatte man verabredet, schon um halb drei aufs neue zusammenzukommen; denn es galt für den Abend noch einmal, zum letztenmal, wie man wähnte, die Schutz-

---

lution oder nur eine Straßenemeute stattgefunden habe“. — Das also sind die Helden, deren Gräber heute von den „Genossen“ Jahr um Jahr am 18. März als die Ruhestätten ihrer Märtyrer bekränzt werden. Unter den Frauen, welche die Kugel traf (in ihrer Wohnung, Jerusalemer Straße Nr. 20), war (was schon damals viel bemerkt wurde) auch Fräulein Charlotte Dambach, die Schwester des Kriminalrats (46 Jahre alt); auch sie ist im Friedrichshain bestattet worden.

bürgerschaft zu übernehmen, da bei der allgemeinen Erregung immerhin Exzesse zu befürchten schienen.

Gleichzeitige Senatssitzung.

In der gleichen Stunde und wieder Tür an Tür mit den Kommilitonen tagte der Senat; denn es war am Freitag beschlossen worden, täglich, solange die Unruhen währten, mittags zusammenzukommen. Heute jedoch gab es kaum Wichtiges zu verhandeln[1]; man verabredete, daß auch an diesem Abend und ebenso am Sonntag einige Senatsmitglieder in der Universität anwesend sein sollten, und trennte sich dann, wie die Studenten, ohne Ahnung von dem, was die nächste Stunde bringen sollte.

Wirkung der Katastrophe auf die Studenten.

Unter den ausgelassensten Scherzen, so berichtet Ägidi, über das Martyrium dieses Morgens waren die Studenten auseinandergegangen. Um so furchtbarer das Entsetzen, das sie packte, als in der Stunde, der Minute fast, wo sie zum letztenmal an das Werk des Friedens Hand anlegen wollten, der Ruf, das Geschrei „Verrat, Verrat! Zu den Waffen!“ durch die Straßen gellte. Also hatten die Radikalen doch recht gehabt! Alles war nur Schein, Heuchelei, Lüge gewesen! Es gab nur noch eine Losung: Waffen! Waffen! Nun sollte das Omen mit dem Adler vom Vormittag zur Wahrheit werden: sie nahmen ihn und schmetterten ihn zur Erde, also daß er von neuem auseinanderbrach. Schon eilten einzelne hinaus, mit den Rappieren und Säbeln vom Fechtboden, den sie erbrachen, bewaffnet, um an dem Kampf des Volkes teilzunehmen; ihr Ziel war das Oranienburger Tor, um die Maschinenbauer, die harten Fäuste, die in Paris das Beste getan hatten, auf die Barrikaden zu rufen. Während die Friedfertigen, schon ganz in die Minderheit gedrängt und ihrer besten Freunde beraubt, nach Mitteln ausspähten, um die Windsbraut der Revolution zu beschwören. Der Name des Polizeipräsidenten, Minutoli, wird genannt. Ihn, den Freund der Bürger, will man anrufen, mit ihm vor den König treten und den Herrscher anflehen, die Truppen zurückzuziehen, sich seinem Volke zu zeigen. Drei Studenten werfen sich in einen Wagen. Bald von Bewaffneten umringt, gezwungen auszusteigen, suchen sie den Polizeigewaltigen in seiner Wohnung, im Schloß, treffen ihn endlich zu Hause an und bewegen ihn wirklich zu dem Gange. In voller Uniform, von den drei Studenten und bald von einer wachsenden Menge (Bürgerschützen, schon zum Kampfe gerüstet, darunter) begleitet, hier bedrängt und bedroht, dort bejubelt und gesegnet, aus

Letzter Versuch der Gemäßigten, den Sturm zu beschwören.

---

1) Vom Polizeipräsidium war ein Schreiben vom 17. März gekommen, das dem Senat „anheimstellte“, das Tragen schwarzrotgoldener Kokarden zu untersagen; vielleicht veranlaßt durch das Auftreten jenes Mitgliedes der studentischen Deputation vom 16. im Schloß, das seiner deutsch-patriotischen Gesinnung diesen Ausdruck gegeben hatte, oder, eher noch, durch den andern, dessen Namen Minutoli sich in der Kommandantur am 15. notiert hatte. Die Auffassung, die der Senat von dieser unzeitgemäßen Admonition hatte, bezeugt der kurze Satz des Protokolls: „In 14 Tagen soll das Schreiben des Polizeipräsidiums wieder vorgelegt werden“. Da aber war es nicht mehr nötig.

allen Fenstern angefleht, den König umzustimmen, einmal so in den Knäuel eingekeilt, daß der eine der Studenten hinweggerissen wird, gelangt der Präsident nach langen Irrfahrten (denn schon sperren Barrikaden die Straßen, Bewaffnete eilen vorüber, Schüsse werden gehört) endlich, an der Universität vorbei, zuletzt noch von einer Ulanenpatrouille geleitet, ins Schloß.[1] Es war der Moment, wo das erste Geschütz vom Schloßhof nach der Königsstraße abging; nicht lange, so hörte man seinen Donner jenseits der Brücke rollen. Wie hätte man in diesem Augenblick noch auf Frieden hoffen können! Wären die Truppen in den Kasernen geblieben, der Tag wäre (niemand sollte mehr daran zweifeln) so ruhig dahin gegangen wie der letzte: oder vielmehr, nur Dank und Jubel würde die Massen auf die Straßen geführt haben. Und wäre jener unselige Befehl an General von Prittwitz ungeschehen geblieben, so würde die Ausbreitung des Patentes keine andere Wirkung gehabt haben. Ja, auch jetzt noch hätten die Deputationen, welche in dieser Stunde im Schloß zusammenströmten, Recht behalten, als sie dem König unter heißen Treuschwüren zusicherten, daß alles geebnet sein werde, daß er im Wagen durch alle Straßen Berlins fahren könne, daß sich jedermann vor ihm neigen, ihn anbeten werde — sobald er den Truppen den Befehl zum Abmarsch in die Kasernen gebe. Es war dennoch zu spät. Der König konnte nicht mehr zurück. Was vorher Wunsch, Bitte, Forderung gewesen, war jetzt Drohung geworden: Ansage des Kampfes, Macht gegen Macht. Schon im Hinblick auf die Stimmung in der Garde, auf die Soldatenehre, auf seine Brüder, darunter der Thronfolger, der erste Soldat im Lande, in dem jene Gefühle am heißesten brannten, war es Friedrich Wilhelm verwehrt. Aber, wir wiederholen es, seine Königsehre selbst duldete es nicht: dem Zwange wollte auch er sich nicht unterwerfen.

Der König empfängt Rektor und Senat in ihren Talaren.

Dies sagte er auch zu Johannes Müller und seinen Kollegen, den Dekanen, welche, angetan mit ihren Talaren, die ihnen die Huld des Königs vor drei Jahren verliehen hatte[2], herbeigeeilt waren, um, wie alle Welt, den Rückzug

1) Ich folge hier Ägidi, dessen hochlebendige Schilderung, vom reichsten Detail unterstützt, den Vorzug vor den bei Wolff gedruckten Berichten unbedingt verdient. Wer die Studenten waren, bleibt ganz unsicher.

Geschichte der Talare.

2) Die Geschichte unserer Kleiderordnung ist ein Kapitel für sich, in dem sich aber, wie in allem andern, die geistigen und politischen Strömungen des allgemeinen Lebens abspiegeln. Die Einrichtungskommission hatte, wie wir wiederholen wollen (vgl. Bd. I, S. 283), für Professoren und Beamte, vom Rektor bis zu den Pedellen, eine sehr vornehme und feierliche Tracht vorgesehen: schwarze Galakleidung mit Degen für die Professoren und die oberen Beamten, dazu für jene bei feierlichen Gelegenheiten kurze schwarze Mäntel, von Seide für das Kollegium, von Sammet mit Goldstickerei für den Rektor, der außerdem noch eine doppelte schwere goldene Kette mit dem in Gold ausgeführten Brustbilde des Königs tragen sollte; für die Pedelle schwarze Tuchkleidung mit einem Schild auf der linken Brustseite, wie es die Unterbeamten bei den Gerichten und Regierungen trugen, zu feierlichen Gelegenheiten aber weiße Mäntel darüber und silberbeschlagene, von dem preußischen Adler in vergoldetem Silber gekrönte, 6 Fuß lange Stäbe. Leider war aber diese Pracht nur zum geringsten Teil verwirklicht worden. Die Mäntel fielen sogleich und allseitig. In seinem Statutenentwurf schlug Uhden (der hier, denn sein Kunstsinn hatte es wohl

der Truppen zu erbitten. Im übrigen hatte er — wie es seine liebenswürdige Art war — nur Gutes über die Studenten zu sagen: sie wären seine Freunde; das hätten sie in den letzten Tagen bewiesen; an diesem Morgen habe er den

anders gewünscht, vermutlich dem Willen Schuckmanns folgte) lediglich die Staatskleidung vor, und zwar nur für Rektor und Syndikus, dazu für jenen die goldene doppelte Halskette, deren Gewicht jedoch nicht besonders betont war; der Wunsch der Senatskommission, dem Rektor noch ein kurzes Mäntelchen (jetzt nur noch von Seide) umzutun, fand kein Gehör; ebensowenig die Bitte, den Professoren insgesamt ein Abzeichen an der Kleidung zu verleihen, um ihren Rang in der Gesellschaft gegenüber andern Staatsdienern hervortreten zu lassen; und nur die beiden Zepter für die Pedelle, die Breslau bereits bekommen, wurden konzediert. In der endgültigen Fassung der Statuten wurde auch die Kette nicht mehr als eine doppelte bezeichnet. Die Dekane, deren Hoffähigkeit der König ja verweigert hatte, waren überhaupt nicht bedacht worden. In den ersten Jahren müssen nun (nach den Akten zu schließen) die Professoren doch von dem allgemeinen Recht, als höhere Beamte den Degen zu tragen, Gebrauch gemacht haben; nur die Theologen ließen ihn, als Diener des Friedens, fort. Daraus ergab sich zunächst der Wunsch, den Rudolphi als Rektor am 2. März 1814 (als man schon an Siegesfeste denken konnte) dem Minister vortrug: den Theologen die Amtstracht der Berliner Geistlichkeit zu gestatten, wie es an anderen Universitäten meist der Brauch war. Dieser Vorschlag fand Anklang, und so erhielten die Theologen Talar, Kragen und Barett; der Talar durfte jedoch (so der ausdrückliche Wille Sr. Majestät) nur von wollenem Zeug und der Kragen ein aufrechtstehender sein; es ist die Tracht, die jedermann von Schleiermachers Bildern kennt. Bei den andern Fakultäten muß aber im Laufe der Jahre eine große Verwilderung eingetreten sein, so daß nach einer entrüsteten Bemerkung Beckedorffs die „willkürlichsten und nachlässigsten Trachten“ zum Vorschein kamen; der Degen war gewiß längst in die Ecke gestellt und die Eskarpins in den Schrank gehängt. Unsere Professoren folgten damit nur einem allgemeinen Zuge, wie sich bei der Eröffnung der brandenburgischen Provinzialstände am 3. Oktober 1824 herausstellte, als bei der kirchlichen Feier einige der Rittergutsbesitzer nicht in der vorgeschriebenen Uniform erschienen waren. Es war die Zeit, da der Kronprinz Einfluß auf die Regierung gewann, der sich gerade für die Erneuerung der Stände interessierte. Auf ihn wird es darum zurückzuführen zu sein, wenn, bereits am dritten Tage darauf, ein scharfer Befehl aus dem Kabinett diese Unschicklichkeit rügte und sämtlichen Beamten und Rittergutsbesitzern vorschrieb, bei feierlichen Gelegenheiten und vor dem Angesicht Sr. Majestät nicht ohne die ihnen zukommende Uniform zu erscheinen. Dies traf nun auch die Universität, und so war der Monat noch nicht vorüber, als aus dem Ministerium ein Schreiben einlief, welches außer für den Rektor auch für die Dekane und die Pedelle eine angemessene Amtskleidung nach dem Vorbilde der älteren Universitäten als wünschenswert bezeichnete; gleichzeitig wurde für die Kette die Erneuerung der Vergoldung befohlen — was (denn sie ist leider im Innern nur von Silber) sich später noch wiederholt hat. An der Universität ward diese Anordnung mit widerstrebenden Gefühlen aufgenommen; denn wie Rudolphi, der damals wieder Rektor war, dem Regierungsbevollmächtigten vorstellte, erschien der Korporation dies der Vergangenheit angehörige Kostüm für die jetzige Zeit nicht mehr passend und in einer großen Stadt, wie Berlin, sogar anstößig. Der Senat unterbreitete daher dem Minister den Vorschlag, es bei einer einfachen goldenen Stickerei auf den Kragen der Dekane der unteren Fakultäten beruhen zu lassen, während die theologische Fakultät ganz davon absehen zu dürfen wünschte; auch die Pedelle seien wohl durch ihre Schilder hinreichend ausgezeichnet. Altenstein aber, hinter dem Beckedorff, des Kronprinzen Gesinnungsgenosse, stand, gab sich nicht zufrieden. Die verschiedenfarbigen Mäntel der älteren Universitäten wollte auch er nicht; er kam aber auf die Vorschläge der Einrichtungskommission Humboldts zurück: ein schwarzer Sammetmantel für den Rektor, für alle übrigen Ordinarien ein Tuchmantel von derselben Farbe, für die Dekane noch Ketten, gleich der des Rektors, mit den Insignien ihrer Fakultäten. Hierfür behielt er sich allerdings die königliche Genehmigung vor; von sich aus befahl er nur die sofortige Anlegung der Hofkleidung

schönsten Hoffnungen gelebt; er sei fest entschlossen gewesen, die deutsche Bewegung zu seiner Sache zu machen, sich an ihre Spitze zu stellen; das sei nun alles vereitelt. Aber es würden noch schwerere Zeiten kommen; dann rechne er

---

für sämtliche Professoren (also auch die Extraordinarien), mit Schnallen auf den Schuhen und Kniegürteln, vergoldetem Degen und Dreispitz. Aufs neue bat der Senat, die drei Dekane mit den Mänteln und sie alle mit dem den Gelehrten, die ganz ihrer Wissenschaft lebten, fremdartigen Staatskleide zu verschonen, dessen Anschaffung schon um seiner Kosten willen (wohl 100 Taler) vielen sehr schwer fallen würde. Und dies scheint (denn die Akten brechen hier ab) den Minister, dessen innerste Neigung vermutlich die gleiche war, wirklich umgestimmt zu haben, obschon Beckedorff, der diesmal seine Sanftmut ganz vergaß, auf eine Rüge dieses „unpassenden Benehmens" und die Durchsetzung des Befehls drang. Ich möchte vermuten, daß dem König selbst an der umfänglichen und auch für die Staatskasse kostbaren Neuerung nicht soviel lag; er legte mehr Wert auf das Uniforme als auf die Uniform. Hatte er doch sogar 1817 den Königsbergern die Berliner Kleidung geben wollen, obgleich sie schon im Besitz eines, damals freilich sehr defekt gewordenen Purpurmantels für ihren Prorektor waren, und wollte er doch den Bonnern nicht einmal die „goldene" Kette bewilligen, die sie daher erst unter seinem Sohn erhalten haben. So dürfen wir also sagen, daß bei den Feierlichkeiten der nächsten Jahre das Kollegium zwar gleichförmiger (wie Rudolphi Altenstein versprochen hatte), aber doch nur im herkömmlichen Gesellschaftsanzuge aufgezogen ist.

Dies änderte sich unter der neuen Regierung. Friedrich Wilhelm IV. sprach es schon im Oktober 1842 als seine „längst gehegte" Absicht aus, für Berlin und Bonn nach dem Vorbilde der älteren Universitäten eine feierliche Amtstracht einzuführen. In Fluß kam die Angelegenheit durch das Säkularfest der Albertina im August 1844, bei dem deren Ordinarien zum erstenmal sämtlich im Talar auftraten. Für Berlin, als die Universität der Landeshauptstadt, hatte der kunstsinnige Monarch sich eine besondere, auszeichnende Tracht ausgesonnen: über dem Staatskleid (die Theologen über dem „alten lutherischen Unterkleid") den sog. Lutherrock, d. h. ein weites, vorn offenes Oberkleid in den Fakultätsfarben, bei den Ordinarien von Tuch, bei den Dekanen von Seide, bei dem Rektor nach Art der Mäntel von Halle und Greifswald lang und goldbestickt von Sammet; dazu für alle Professoren ein rundes Barett von schwarzem Sammet. Doch wollte der König zugeben, daß eventuell nur das Unterfutter in den Fakultätsfarben, die Außenseite aber schwarz gehalten würde. An der Universität war man über den neuen Huldbeweis des Monarchen ebenso unglücklich wie 20 Jahre früher. Besonders die Theologen klagten, daß sie damit ihres Predigertalars, und also ihres geistlichen Charakters beraubt würden: denn das geistliche Gewand bezeichne das Wesen der Kirche, zu der sie gehörten, und deren Fundament die Kenntnis des göttlichen Wortes sei; daran wollten sie festhalten, besonders jetzt, wo von verschiedenen Seiten versucht werde, Universität und Kirche zu trennen und den Professoren der Theologie einen ausschließlich wissenschaftlichen Beruf anzuweisen, gleich als wenn ihnen von Amts wegen das Wohl der Kirche und die Erfüllung der von dieser zu machenden Ansprüche gleichgültig bleiben dürften. Die übrigen Fakultäten begründeten ihre Abneigung mit dem Aufsehen, das man erregen würde, indem man die feierlichen Akte der Universität zu einem Ziel der Neugier herabwürdige, mit den hohen Kosten, die den schon jetzt schlechten Besuch der Feiern noch mehr herabbringen müßten, und anderen Einwänden. Zumal das Staatskleid stieß auf fast allgemeinen Widerspruch, der sich besonders gegen die „der Gesundheit des ihnen entwöhnten Geschlechtes schädlichen" Eskarpins richtete. Damit erzielten sie Eindruck; der Galafrack mit Schnallenschuhen und Degen ward gestrichen; er blieb nur für den Rektor. Auch von der ihr zugedachten Gardeauszeichnung, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ward unsere Universität befreit; und das Ende vom Liede war die Kabinettsordre vom 23. Juli 1845, welche die Festtracht für alle Universitäten gleichmäßig in den Formen vorschrieb, deren wir uns heute erfreuen; den Theologen wurde ihr alter Talar nur insoweit gelassen als sie ordinierte Geistliche waren. Die Einführung war für den 3. August 1845 bestimmt gewesen, scheint aber um ein Jahr aufgeschoben zu sein.

Müller berichtet darüber den Studenten.

darauf, daß die Studenten sich bewähren würden. So mußte es der Rektor nach der Rückkehr vom Schloß den Kommilitonen, soviele von ihnen noch in der Aula waren, von wilden Rufen häufig unterbrochen, berichten. Noch einmal begehrten sie stürmisch die Erneuerung des Versuchs beim König — als die Nachricht kam, daß am Oranienburger Tor ein Student im Kampf gegen das Militär gefallen sei. Hierauf von neuem die Forderung, man solle ihnen Waffen liefern; und wieder scholl es von allen Seiten: ad arma! Unten im Hof brachten Studenten, schon ganz verwilderten Blickes, einen Offizier, den sie aufgegriffen hatten. Er wurde den Rasenden entrissen, aber er mußte schwören, daß er nicht gegen das Volk kämpfen werde; die Herren vom Senat, immer noch in ihren Talaren, geleiteten ihn zur Hauptwache.

Es war alles vergebens gewesen. Das Wetter war niedergegangen; es mußte sich austoben.

Die Legende der Revolution und die Studenten.

Die Legende der Revolution hat ihren Glorienschein ganz besonders um die Häupter der Berliner Studenten gelegt. In den gutgekleideten jungen Herren, die auf den Barrikaden in der Regel den Befehl führten, wollte man oft Studenten erblicken; sie, die vor dem Ausbruch des Kampfes als die Hüter der Ordnung gefeiert waren, wurden nach dem Siege des Volkes als die Paladine der Freiheit gepriesen. Und sie ließen sich dies in den Tagen, da ganz Berlin auf den Straßenkampf wie auf die Geburtsstunde des neuen Preußens hinblickte und alle Welt am blutigen Spiel Anteil gehabt haben wollte, wohl gefallen und schwelgten in dem Hochgefühl, Retter der Freiheit und des Vaterlandes zu heißen.

Geringer Anteil der Studenten am Kampf.

Die Wirklichkeit hat auch hier ein anderes Gesicht. Wir dürfen schwerlich annehmen, daß sich mehr als hundert von ihnen auf den Barrikaden haben sehen lassen[1], dann nämlich, wenn wirklich die Kugeln flogen; denn an dem Bau der Barrikaden hatte jung und alt geholfen, viele auch beim Dachabdecken, Steinewerfen und anderer Arbeit, die sie nicht direkt in die Schußlinie brachte. Dabei waren es keineswegs lediglich die Radikalen; sondern, wie so viele ehrsame Handwerksleute, die niemals an Aufruhr gedacht hatten und respektvoll Front machten, wenn eine Prinzessin vorüberfuhr, wurden auch Studenten von Ägidis Partei durch die Wut über den heimtückischen Verrat, an den jedermann glaubte, in den Wahnwitz eines Kampfes mit hineingerissen, der ohne Plan und Waffen begann, und in dem alle Chancen auf seiten des Militärs lagen. Einer

Tod v. Bojanowskis.

von ihnen war der junge Bojanowski, der noch vor acht Tagen einen Fackelzug dem König zu Ehren hatte arrangieren wollen, und in dem wir den ersten Blutzeugen der Revolution aus den Reihen unserer Kommilitonen zu sehen haben;

1) So sagt u. a. Paul Börner. Es werden eher noch weniger gewesen sein. Die Renommisterei nach dem Siege fiel auch Dr. Foerster auf die Nerven: „Man wird dadurch“, schrieb er seinem Bruder Franz am 23. März, „ordentlich veranlaßt, nur demjenigen zu glauben, daß er sich einer Lebensgefahr ausgesetzt, der eine Wunde aufzuweisen hat“.

denselben, dessen Tod sie zum Abbruch aller Hoffnungen und in den Kampf hineintrieb. Er fiel bei der Artilleriekaserne am Oranienburger Tor; unter dem Säbelhieb eines Offiziers, dem er mit seinem Rappier zu Leibe wollte, brach er tödlich verwundet zusammen: er selbst aus einer Militärfamilie, Sohn oder Enkel eines königlichen Flügeladjutanten.[1] Der Führer der Studenten, die dorthin geeilt waren, um die Fabrikarbeiter aufzurufen, was ihnen auch bei einer Anzahl gelang, war ein Schweizer, der schon in der Aula durch seine revolutionären Kraftworte sich hervorgetan hatte und bis zum August, wo ihm die Universität gesperrt wurde, das Haupt der radikalen Partei geblieben ist: Johann Georg von Salis aus dem uralten Graubündner Dynastengeschlecht, vom Hause Seewis, der Enkel des Dichters, ein Mensch voll innerer Glut und wirklicher Redegewalt, hochgewachsen, im Schmucke seiner dunklen Locken eine imponierende Erscheinung.[2] So völlig hatte der Zorn über den Verrat diejenigen, welche eben noch Gegner gewesen, in eins verschmolzen. Es war die Gegend, wo zum erstenmal ein Geschütz die Arbeit machte: eine einzige Kartätschenladung befreite die bedrängten Artilleristen und fegte die Straße bis zu den Linden hin rein.[3] Unschuldig zu Tode gekommen ist der Studiosus juris Hermann von Holtzendorf, der Sohn eines Gutsbesitzers in der Uckermark, Neffe des Direktors August vom Cöllnischen Realgymnasium und ein Enkel Professor Fischers, des Physikers, der einst der Lehrer des Königs gewesen war. Er war, schon am Nachmittag, mit einem Vetter, dem Schulamtskandidaten Georg Zelle, seinen Verwandten zu Hülfe geeilt, die im Cöllnischen Rathaus (denn darin war das Gymnasium) wohnten. Schon schien alle Gefahr abgewandt, als, noch in später Abendstunde, gerade hier der erbittertste Kampf entbrannte. Als nach Mitternacht die große Barrikade im Hintergrunde der Breiten Straße von den Potsdamer Grenadieren erstürmt

Tod Hermann von Holtzendorfs.

1) Nach einer Angabe des Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen in seinen Memoiren, denen hier einmal ausnahmsweise zu trauen ist; denn sonst gibt es wohl in der ganzen Memoirenliteratur keinen Schriftsteller, der sich von den Tatsachen, über die er berichtet, so unabhängig gemacht hätte. Im Album hat B. seinen Vater als General eingetragen.

2) Stephan Born, der ihm nähergetreten war, erzählt von ihm in seinen Erinnerungen gelegentlich des Zuges zum Friedrichshain am 4. Juni, an dem sie beide Ansprachen hielten: „Für den Studentenverein sprach Gaudenz von Salis, ein Enkel des Dichters, mit hinreißender Glut. Ich habe ihn in der Schweiz einige Jahre darauf wiedergesehen. Die Flügel schienen ihm beschnitten. Er ist früh gestorben. Es haben manche von uns nach den schönen Tagen heißen Kampfes sich in die darauffolgenden Jahre stillen Furchenziehens im Gleichmaß des Alltagslebens nur schwer gefunden". Erinnerungen eines Achtundvierzigers, S. 138. In den Akten heißt er Johann Georg.

3) In der Königsstraße fiel auf einer Barrikade, aus einem Geschütz getroffen, Lewin Weiß, der ebenfalls als Student aufgezählt wird, es aber gar nicht gewesen ist, obschon auch Lachmann ihn so nennt. Im Album ist sein Name nicht zu finden. In der Spenerschen Zeitung vom 22. März wird er als „Dr. Weiß, gewöhnlich der Philosoph Weiß genannt" bezeichnet. Er soll ein Danziger gewesen sein. Wie aber der beste Kenner der Lokalgeschichte Danzigs, Herr Dr. Simson, mir gütigst mitteilte, ist er auch dort nicht nachweisbar. Vielleicht ward er nur deshalb den Studenten zugezählt, weil seine Leiche nach der Universität gebracht war.

Tod des „Philosophen" Lewin Weiß.

wurde, suchten die Verteidiger in der Wohnung des Direktors, wo schon Verwundete lagen, Zuflucht. Den einen gelang es, von hier mit Hülfe einer Magd des Hauses sich an einem Seil aus dem Fenster herabzulassen; andere, die sich unter dem Dach auf dem Boden verkrochen, wurden von den nachstürmenden Soldaten massakriert, die auch in die Zimmer des Direktors eindrangen und den Mann, der eben noch alles getan hatte, um den Frieden zu erhalten, selbst am Leben bedrohten. Sie wußten nicht, daß sie einen der besten preußischen Patrioten vor sich hatten, einen Krieger von 1813, Inhaber des Eisernen Kreuzes, den Dichter des Liedes der Rache auf die aus Rußland Heimkehrenden, welche „Gott geschlagen mit Mann und Roß und Wagen", und der Festhymne, welche unsere Studenten vor 30 Jahren beim Reformationsfest in der Aula gesungen hatten. Er sah den Degen des Offiziers in seinem Gesicht und fühlte das Blut herabrieseln. Nur dadurch, daß er den Rasenden das Kriegszeichen, es von seiner Brust reißend, entgegenhielt und ihnen zurief, daß er für das Vaterland und den König gefochten, noch ehe sie lebten, daß er Kriegessitte kenne, daß ihre Grausamkeit und Mordlust einen Schandfleck auf das preußische Heer werfe, entging er dem Tode; aber sie schleppten ihn und seinen halberwachsenen Sohn mit sich fort. Andere rissen die beiden Neffen aus den Armen der weinenden Frauen und Kinder. Der junge Zelle kam mit einem Bajonettstich davon; Holtzendorf aber, den die Wütenden wegen seines Vollbartes für einen Hauptdemokraten halten mochten, ward draußen auf der Straße durch einen Schuß zu Boden gestreckt.[1]

Diese zwei jungen Edelleute sind die einzigen Studenten gewesen (gegenüber den 41 Söhnen unserer Universität, die in dem Feldzuge von 1813 und 1814 für des Vaterlandes Freiheit starben), welche in der Revolution ihr Leben haben lassen müssen.[2]

Anteil der Radikalen.

Auch die Radikalen, so glühend ihr Tyrannenhaß war, sind keineswegs sämtlich auf die Barrikaden gestiegen. Börner erlebte (er selbst erzählt es mit liebenswürdiger Naivität) den Moment seiner größten Gefahr in dem Ehebett eines Berliner Bürgers, der ihm diesen Zufluchtsort gewährte, als sich die schweren Tritte eines Unteroffiziers auf der Treppe des Hauses hören ließen, in das er geflüchtet war; vom Todesgrauen geschüttelt, verkroch sich das junge Blut unter dem Deckbett, als der rauhe Krieger die Tür zum Zimmer öffnete —

---

1) Der Bericht Augusts, Mitte April geschrieben, bei Wolff I, S. 182. Neu und vollständig wieder abgedruckt, mit einem Brief St. Illaires an August (denn dieser hatte den Bericht dem König selbst unterbreitet), durch Friedrich Meusel in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung Nr. 12 vom 20. März 1904.

2) Verwundet werden kaum viel mehr sein. Drei, die im Schloßlazarett lagen, Schartow, Biedenweg und v. Bülow (dieser, der spätere Gesandte am päpstlichen Hof, als Einjährig-Freiwilliger auf Seite der Truppen) wurden auf Ersuchen des Rektors am 19. von dort nach der Klinik in der Ziegelstraße gebracht (Polizeiakten Litt. V. Nr. 54). Bojanowski starb nach dem Album am 6. April; nach Wendland, a. a. O., bereits Ende März.

zum Glück, ohne hineinzutreten; mit einem „Nun, hier ist ja wohl keiner?“ ging er wieder treppab, und Börner konnte bald wieder zu der Revolutionsarmee auf dem Alexanderplatz stoßen.[1]

Gefangene Studenten.

Nehmen wir hinzu, daß in der Liste der Gefangenen etwa 10 oder 11 Studenten zu finden sind, von denen dieser oder jener noch unschuldig dazu gekommen sein wird[2], so sind dies alles neue Zeugnisse dafür, daß die übergroße Mehrzahl unserer Studenten sich weit vom Schuß gehalten hat; sowie ja nach dem Zeugnis des Universitätsrichters sich auch vorher an den Verhandlungen nur eine kleine Minorität beteiligt hatte.

Am Siege aber — denn als Sieg wurde der Ausgang allgemein empfunden und durfte es, trotzdem die Truppen an jedem Ort die volle Oberhand behauptet

1) Daß die Literaten von Profession, zumal die ganz roten, das rote Blut nicht fließen sehen mochten, hat uns einer von ihnen, Dr. Max Schasler, in seinen Memoiren selbst verraten (Über ein halbes Jahrhundert. Erinnerungsblätter eines alten Burschenschafters, Jena 1895, S. 35, 4. Kapitel: Polizeiliche Ausweisungen 1848—51). Er schreibt: „Von Interesse für mich war dabei die Erfahrung, daß meine früheren Rütligenossen mit ihrem titanenhaften Liberalismus (in Theorie) sich weder am 18. März hatten sehen lassen, noch später irgendwie praktisch ihren Liberalismus zum Ausdruck brachten“. Doch hat er selbst („ein kleiner hagerer Mann mit Knebelbart und Brille“, so kennzeichnet ihn der Polizeibericht) auch nicht eben den Gipfel des Heroismus erklommen. Ich entnehme dies dem genannten Brief seines Freundes Dr. Paul Foerster, der, ohne Gewehr, sich auch nur in der geschilderten Weise, mit Steinewerfen, Volksreden und Kirchenglockenläuten um die Revolution verdient gemacht hatte. Dieser war abends von der Jerusalemer Straße zu den Barrikaden der Markgrafenstraße gegangen. „Als ich“, so schreibt er, „in einer eben herumkroch und in einem Wagen steckte, kroch zufällig von der andern Seite Schasler herum, wir freuten uns unsäglich, uns wiedergefunden zu haben, und blieben nun beisammen, eilten in ein Eckhaus, um das Dach für einen Angriff auf etwa hinzukommendes Militär vorzubereiten. Um 2 Uhr kamen wir nach Haus, ohne im eigentlichen Kampfe gewesen zu sein“. Gerade so nennt Born (S. 26) es auffallend, wie gering die Zahl derjenigen gewesen sei, die, obgleich sie als Führer der literarischen Opposition vor 1848 als kommende Männer angesehen wurden, im Revolutionsjahr sich in irgendeiner Weise hervorgetan hätten. Er erinnert an Bruno Bauer, an Max Stirner und den Kreis lärmender Persönlichkeiten in ihrer Umgebung, die durch ihren offenen Umgang mit emanzipierten Weibern die Blicke auf sich zogen. Nur Edgar Bauer habe man in den ersten Monaten auf der revolutionären Bühne gesehen. Edgars Rolle war übrigens, wie wir hinzufügen dürfen, auch nur wesentlich passiv; er wurde im August von seinen Charlottenburger Mitbürgern, die bis zum letzten Arbeiter in der Revolution königstreu blieben, fürchterlich durchgeprügelt. — Schasler war 1845 unter Trendelenburgs Rektorat und an dessen eigenem Widerspruch mit dem Habilitationsgesuch gescheitert, was er ihm nie vergessen hat.

2) Dies ist mehr als einem passiert. Z. B. dem Wingolfiten Ohnesorge und dem Jäger des Ministers von Bodelschwingh, die den gräßlichen Marsch nach der Spandauer Zitadelle am Morgen des 19. März mitmachen mußten, auf dem die pommerschen Grenadiere vom 2. Regiment die eng zusammengepreßten, hungernden und frierenden Gefangenen mit Bajonett und Kolben bearbeiteten, als trieben sie auf ihren heimischen Äckern eine Schafherde vor sich her. Auch einen unserer Dozenten, den Dr. Eisenstein, hatten sie in einem Haus an der Ecke der Friedrich- und Krausenstraße aufgegriffen. Dieser war mit seinen Sympathien gewiß auf seiten der Revolution, aber nach seinem eigenen Bericht (bei Adalbert Roerdanz, Gefangene Berliner auf dem Transport nach Spandau usw., Protokollierte Aussagen usw.) am Kampf in keiner Weise beteiligt gewesen, was andere (z. B. Ludwig Pietsch, der nur in seinen Memoiren nichts davon erwähnt) von sich durchaus nicht in Abrede stellten; denn dies galt in jenen Tagen als Ehre.

hatten, weil man kämpfend erlangte, was den Bittenden versagt war, den Abmarsch der Truppen — wollten alle teilhaben. Die Einrichtung der Bürgerwehr war jetzt unausbleiblich geworden: nicht bloß zum Schutz der Errungenschaften, die nun — auch das ein sofort einsetzender Zug der revolutionären Legende — allgemein als das Ergebnis des Barrikadenkampfes angesehen wurden, sondern um die elementarsten Maßregeln bürgerlicher Ordnung und Sicherheit zu gewährleisten. Noch am 19. trat sie ins Leben; der König selbst gab von der Schloßterrasse her, gleich nach dem Friedensschluß, seine Zustimmung; aus dem Zeughaus wurden an diesem und den folgenden Tagen die Waffen hergegeben. Die Institution blieb nicht auf die Bürger und die Schutzverwandten beschränkt; neben ihnen bildeten sich sogenannte fliegende Korps aus den Kreisen, die an dem Kampf teilgenommen hatten oder jedenfalls an dem Siege und an dem Schutz der „jungen Freiheit“ Anteil haben wollten. So am 20. März die Mitglieder der Universität, der Akademie der Künste und des Handwerkervereins; auch die jungen Kaufleute, die Zöglinge des Gewerbeinstituts, der Bauschule, die Schüler der obersten Klassen der Gymnasien bildeten besondere Abteilungen, die aber dem Kommando der Bürgerwehr unterstellt waren, während die drei erstgenannten Korps ihre eigenen Befehlshaber hatten. Eine Stellung ganz für sich erhielten nach ihrer Befreiung die Polen, als polnische Legion, auch diese gutenteils Studierende der Universität, an ihrer Spitze als Zweitkommandierender Professor Cybulski. Den Befehl über die Bürgergarde übernahm, von den Hauptleuten einstimmig dazu erwählt, der Polizeipräsident, Herr von Minutoli, in diesen Tagen fast die gefeiertste Persönlichkeit in der Stadt; die Waffenmacht der Universität aber führte Se. Magnifizenz der Herr Rektor in höchsteigener Person, dem als alter Freiheitskrieger Senator Hecker zur Seite trat. Sie war in Riegen und Rotten abgeteilt, in denen Lehrer und Studenten gemischt zusammenstanden, die Riege zu 120 bis 150, die Rotte zu 20 bis 30 Köpfen. Führer waren in der Regel Studenten; so ward Salis, der Held vom Oranienburger Tor, über eine Riege gesetzt, und Edmund Monecke Kapitän einer Rotte, der stärksten von allen, in der sich die Crême des Radikalismus, die „revolutionäre Familie“, wie Ägidi sie getauft hat, zusammenfand; der Heckerhut, den sie trugen, schwarzer Kalabreser mit breit herabwallender roter Feder (denn durch die Kopfbedeckungen unterschieden sich die Rotten, wie die Verbindungen durch ihre Mützen), offenbarte schon von weitem den Freiheitsdurst und Tyrannenhaß, der darunter brannte.[1] Zum Rottenführer hatte es auch der Universitätsrichter gebracht, unter dem Lachmann und vermutlich noch andere Kollegen dienten. Der Zutritt war in das Belieben der einzelnen gestellt; und so schlossen sich diejenigen, welche sich bereits näherstanden, aneinander. Be-

Einrichtung der Bürgerwehr.

Das fliegende Korps der Universitätsangehörigen.

1) Leider muß ich gestehen, daß auch unser verehrter Kollege Adolf Lasson, als er Mitte Mai, 16jährig, von seinem mecklemburgischen Gymnasium an unsere Universität kam, sich dieser Rotte angeschlossen hat.

sonders bemerkt wurde dies bei den Korporationen, die sich nun nicht mehr zu verstecken brauchten und unter den Waffen wie bei den Verhandlungen zusammenhielten — sehr zum Unwillen der Radikalen, die zumeist, wie man schon damals sagte, „Kamele“ waren und also als die Vorläufer unserer Freistudentenschaft anzusehen sind. Als Waffen waren zunächst nur Kavalleriesäbel ausgehändigt worden, leider vielfach ohne Koppel und Gehenk, so daß die sonderbarsten Phantasiebandeliere zu Platz kamen; doch wurden bald Gewehre und später sogar Büchsen geliefert.

Stillstand des Unterrichts.

An Kollegbesuch war unter solchen Umständen fürs erste nicht zu denken. Zum Glück war das Semester so gut wie zu Ende; vom 20. März ab waren alle Auditorien geschlossen, und nur die Aula blieb, im Alleinbesitz der Studenten, die Stätte ihrer geistigen Ringkämpfe. Eine Gefahr für ihre Mitwirkung an der Sicherung und dem Ausbau der „Errungenschaften“ lag in dem Umstand, daß für die Auswärtigen mit den Vorlesungen auch der Wechsel zu schwinden drohte: denn es war anzunehmen (zumal bei der Stimmung der Provinzen, die zunächst noch, wenigstens im Osten und auf dem Lande, vielfach antirevolutionär war), daß viele freiwillig oder von den Eltern gemahnt nach Hause streben würden. Vor 35 Jahren, so sahen wir, hatten unsere Professoren Geld aufgebracht, um ihren Studenten die Ausreise nach dem Hauptquartier in Breslau oder nach ihren heimischen Standorten zu ermöglichen. Jetzt war umgekehrt das Verbleiben der Kommilitonen in Berlin erwünscht, und mancher Taler mag deshalb in die Taschen bedürftiger Freiheitskämpfer geflossen sein.[1]

Die Schreckensnacht vom [illegible] März.

Jedermann kennt die Ansprache, die der König in Potsdam am 25. März, nach seiner Ankunft aus Berlin, an seine Offiziere von der Garde gerichtet hat, und den Eindruck, den er damit auf sie machte: daß er niemals sicherer gewesen sei als in diesen acht Tagen unter dem Schutz der Bürger seiner Hauptstadt, und daß er eine solche Anhänglichkeit der Berliner an seine Person nicht für möglich gehalten habe. Aber es ist wahr: Friedrich Wilhelm sprach damit nur aus, was buchstäblich richtig war. Wenn in den ersten 48 Stunden die Erregung immer noch hohe Wellen schlug, so war die Triebkraft hierfür nicht mehr revolutionäre Energie, sondern ganz im Gegenteil, trotz der Triumphartikel in den Zeitungen, das Gefühl zitternder Angst vor einer neuen Hinterlist, wie man es nannte, neuen Anschlägen der Reaktionäre. Die Kunde kam, daß Prinz Wilhelm, der seit dem 19. März fort und wie vom Erdboden verschwunden war (er war noch in Spandau), in der Nähe laure und 15000 Mann gegen die Stadt heranführe, ja daß die Russen selbst schon vor den Toren stünden — und alsbald wandelte sich die Siegesfreude in starres Entsetzen; denn man hatte wohl

1) So wenigstens erzählt Börner; er führt es auf einen Senatsbeschluß zurück, wonach den einzelnen 5 bis 10 Taler gewährt seien. Im Senatsprotokoll steht davon nichts, vielleicht sind solche Spenden auf Privatwohltätigkeit, wie 1813, zurückzuführen.

Gewehre erhalten, aber noch keine Munition, oder Donnerbüchsen, deren Hähne auf kein Zündhütchen paßten. Zumal die zweite Nacht wurde — kaum daß die Lichter von der Illumination, durch die man an diesem wie an dem vorigen Abend die junge Freiheit gefeiert hatte, erloschen waren — eine Nacht des Schreckens. Blinder Feuerlärm vermehrte die Verwirrung; in allen Kirchspielen tönte der Allarmruf und gingen die Glocken; in den Vorstädten begann man schon wieder mit dem Bau von Barrikaden; bis zur Morgenstunde hin waren die Patrouillen der Bürgerwehr und der fliegenden Korps auf den Beinen. Man fühlte sich ganz isoliert und verlassen; denn über die Spree reichte die Herrschaft der Revolution gegenüber Charlottenburg nicht hinaus; und sie endete am Kreuzberg gegenüber den Bauern von Teltow, die genau so fühlten wie die Charlottenburger und die Spandauer. Erst als der König am 21. März mit seinem Umritt durch die Straßen Berlins in den Farben der Revolution den Siegern bewies, daß er ihnen nicht an den Kragen, sondern auf dem Wege, den er mit seiner Proklamation vom 18. begonnen, weiterschreiten wolle, kehrte größere Ruhe in die Gemüter ein und begann man an die gewonnene Freiheit zu glauben. Im übrigen war die Stadt von dem Moment des Sieges ab ganz in Schwarz-Rot-Gold getaucht.

Triumph des Schwarz-Rot-Gold.

Die Damen trugen die teuren Farben an den Hüten oder in Rosetten an der Taille, die Männer in Schleifen, Uhrbändern und Kokarden; Buden waren auf den Straßen errichtet, wo die Abzeichen feilgehalten wurden; aus den Fenstern, von den Dächern, wohin man schaute, wehten die deutschen Fahnen, die höchste seit dem 21. auf dem Schloß, oben am Gerüst, das die noch im Bau begriffene Kuppel umkleidete; auch auf dem Altan der Universität war von Ägidis Leuten eine Trikolore aufgesteckt, als Reichsfahne durch den Doppeladler kenntlich gemacht, neben der bald noch zwei andere wehten. Sogar der alte Minister von Kamptz hatte endlich sein deutsches Herz entdeckt; man sah ihn mit einer großmächtigen Kokarde am Hut unter den Linden auf und ab spazieren; er habe sie sich, so sprach die böse Welt, aus den Demagogenakten herausgelöst.

Hochgefühle der Studentenschaft.

Vor allem unsere Kommilitonen schwammen in dem Strom nationaler Wonne und freiheitlicher Hochgefühle. Niemals haben die Berliner Studenten gloriosere Tage erlebt. Wo sie erschienen mit ihren Kommißsäbeln, jauchzte das Volk ihnen entgegen. Ihre beiden Parteien wetteiferten, so verschieden ihre Gefühle und Ziele sein mochten, sich im Glanz der Waffen und in der Würde der Vaterlandserretter darzustellen. Die Häupter des Staates selbst streuten ihnen Weihrauch und buhlten um ihre Gunst, kamen zu ihnen, wie zur Audienz, in die Aula.

Graf Schwerin in der Aula am 20. März.

Zuerst, schon am 20., der neue Kultusminister, Graf Schwerin. Vom Katheder aus stellte er sich den Kommilitonen in seiner neuen Würde und zugleich als alter Burschenschafter vor. Er sprach von der hohen, aber schweren Mission, die der König ihm anvertraut habe, und wie wenig er auf seine Aufgabe vorbereitet sei; daß er aber hoffe, ihr gerecht zu werden. Als er dann zum Schluß

mitteilen konnte, daß ein neuer Justizminister an Savignys Stelle in Ministerialdirektor Bornemann gefunden, daß auch Camphausen, der Führer der rheinischen Liberalen, nach Berlin berufen sei, war der Begeisterung kein Ende. Schwerin war kaum fort, als der Polizeipräsident und Bürgergeneral von der Straße her um Hülfe schickte für das Palais des Prinzen von Preußen, das der Volksjustiz zum Opfer zu fallen drohte; denn das „Volk von Berlin“ machte Miene, an das Haus des verbannten „Freiheitsfeindes“ Feuer zu legen; der Bürgerwehrposten auf der Rampe vermochte dem Andrang der Menge nicht zu wehren und zog ab. Sogleich stürzten alle, noch ohne Waffen, hinaus; Böckh, der gekommen war, um noch seine Vorlesung zu halten, führte sie, denn Müller war nicht zur Stelle, über die Straße; doch war das Palais schon wieder besetzt und durch Plakatschilder geschützt, die es zum „Nationaleigentum“ erklärten. Die Studenten waren noch auf dem Platz vor der Universität, als eine neue Sensation nahte: die Polen waren vom König für frei erklärt worden und kamen nun, von dichten Volksmassen begleitet und von brausenden Ovationen umwogt, die Linden herauf; unter ihnen manche Studenten und, wie zu vermuten, auch Kollege Cybulsky, an der Spitze aber in bekränztem, rotweiß ausgeschlagenem Wagen die beiden Helden ihrer Nation, Libelt und Mieroslawski. Vor der Universität, wo die Studenten sich aufgestellt hatten, machten sie halt; an der Hauptwache erwies die Bürgerwehr die Honneurs; Gruß und Rede, Freundschaftsschwüre und Bundestreuversicherungen wurden ausgetauscht. Dann ging es, mit einer Ehrengarde aus der Bürgerwehr unter dem Bankier Hirschfeld und in Begleitung zahlreicher Studenten, weiter zum Schloß; und in dem Hof, wo der König 24 Stunden vorher die Feldmütze vor den Leichen seiner rebellischen Untertanen abgezogen hatte, erwies er jetzt dieselbe Ehre den geschworenen Feinden seines Volkes, die schon keinen anderen Gedanken im Herzen trugen, als ihre Nation von der seinen loszureißen und dies Preußen samt Deutschland und Frankreich, in dessen Sprache ihr Führer heute seine Huldigung darbrachte, in den Krieg gegen ihre moskowitischen Bedränger zu hetzen. Auf dem Rückwege wieder bei der Universität angelangt, sahen sie sich abermals von den Studenten begrüßt; man führte sie zur Aula hinauf, und neue Reden knüpften das Band der Freundschaft fester. Kein Hauch von Mißtrauen trübte diese Feierstunde; so wenig, daß sogar Ägidi, dem bereits 14 Tage später die Binde von den Augen gerissen war, die Schleusen seiner Beredsamkeit zu Ehren der slawischen Gäste öffnete.

Die Studenten beschützen das Palais des Prinzen von Preußen.

Ovationen für die freigelassenen Polen.

Was aber wollte das alles sagen gegen den Moment, als nun am Tage darauf der König selbst als Herold des nationalen Gedankens zu seinen Studenten hinüberkam! Sie waren, so wird berichtet, am Vormittag gegen 10 Uhr im Kastanienwäldchen (wo Böckh einst seine Landsturmkompagnie exerziert hatte) mit Exerzitien und mit Einübung eines Volksliedes beschäftigt, als sie die Aufforderung erhielten, schleunigst in die Aula zu kommen. Hier erwartete sie, in Gegenwart

[illegible]

des Rektors und des Senators Hecker, diese beiden mit umgeschnalltem Säbel, der Herr Minister, um ihnen, was bevorstehe, persönlich zu verkündigen: daß der König demnächst, geschmückt mit den deutschen Farben, in den Straßen erscheinen werde und darauf rechne, daß die akademische Jugend sich um ihn scharen werde. Aber Graf Schwerin tat noch mehr. Er halte es, so begann er seine Anrede, für seine Pflicht, die akademische Jugend, welche sich in den letzten Tagen für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung so wohl bewährt habe, von den Maßregeln in Kenntnis zu setzen, welche Se. Majestät im Geiste des Fortschritts zu nehmen gedenke. Und nun wies er, im Sinne des Patentes vom 18. und der neuen Proklamation, die bereits gedruckt wurde und am Nachmittag an allen Straßenecken klebte, auf den Gang hin, den diese Politik des Fortschritts nehmen werde: daß der König sich an die Spitze des konstitutionellen Deutschlands stellen wolle; daß er die Freiheit unter dem Schutz der konstitutionellen Monarchie nicht nur für Preußen anstrebe, sondern für ganz Deutschland; daß er daher die schleunige Bildung eines deutschen Parlaments anzubahnen beschlossen habe und sich auch hier an die Spitze des Fortschritts stellen werde; und daß er dabei auf den Schutz und Beistand seines treuen Volkes rechne. Mit einem Hoch auf den deutschen, den wahrhaft deutschen König und auf die Verantwortlichkeit der Minister schloß der konstitutionelle Graf seine Rede. Man kann sich denken, wie groß der Jubel war, mit dem die jungen Helden des Fortschritts das Wort vom deutschen König aufnahmen, und wie stürmisch das Hoch, das danach ihr Sprecher auf den Minister, den „Volksfreund“, ausbrachte.

Es mochte nun eine halbe Stunde vergangen sein, als man vom Schloß her den Herrscher und sein Gefolge herankommen sah. Als Vortrab die Herren vom persönlichen Dienst Sr. Majestät, der Generaladjutant von Neumann und der Graf Oriolla, mit ihnen drei Minister, der des Auswärtigen, Graf Heinrich von Arnim, der des Krieges, General von Rohr, und der vom Kultus, Graf Schwerin, sämtlich zu Pferde und mit den deutschen Farben geschmückt; mit ihnen ritt als Vertreter des erkrankten Justizministers Assessor Friedberg, der etwas ängstlich im Sattel gewesen sein soll. Es folgte zu Fuß ein Bürgerschütze mit der Trikolore, die der König vor dem Abmarsch aus den Händen des Dr. Stieber, desselben, der später in den Annalen der Berliner Polizei eine so markante Figur geworden ist, empfangen hatte; Stieber selbst war mit einem Stadtverordneten im Zuge. Unmittelbar vor dem Pferde des Königs, ihm die Bahn bereitend, ging der Bezirksvorsteher, Fuhrherr Wolff aus der Mittelstraße, eben der, der als Schutzbürger das Unheil am 16. abends, an ganz der gleichen Stelle, verschuldet hatte. Danach der König in der Uniform des ersten Garderegiments mit einem breiten schwarz-rot-goldenen Band um den Arm, und ihm zur Seite, barhäuptig und im Schmuck seines feierlich herabwallenden Vollbartes ein Barrikadenheld, der Tierarzt Urban; dieser hatte auf, vielleicht auch hinter der

großen Barrikade am Alexanderplatz kommandiert: jetzt trug er ein großes Pappschild vor sich her, auf das eine Kaiserkrone gemalt war. Das Ganze eine Maskerade, wie Berlins Straßen sie vor- und nachher nicht wieder gesehen haben.[1]

Die Studenten waren dem Zuge nach der Wache, wo er haltmachte und der König seine erste Ansprache hielt, entgegengestürmt, und aus ihren Reihen erscholl nun der Ruf: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!“; was der König sofort, und so auch später noch mehrmals, mit kaum verhehltem Unwillen zurückwies. Beim Opernhaus schloß sich der Polizeipräsident der Kavalkade an, die nun in die Behrenstraße einbog, der sie bis zum Ende folgte, um dann die Linden wieder heraufzuziehen. Zwischen Universität und dem „Nationaleigentum“ wurde zum zweiten Male haltgemacht, neben dem bereits geweihten Platz, der für das Denkmal des größten preußischen Königs bestimmt war. Hier stand die Streitmacht der Universität (soviel davon zur Stelle war) unter ihrem Rektor-Kommandeur, ihren Riegen- und Rottenführern, und hier vernahmen die Schwertgegürteten aus dem Munde ihres Königs, was er für Deutschland wünsche und tun werde. Es waren Worte, wie sie dem Romantiker auf dem Thron so leicht entquollen; rauschenden Tones und gefühlsmäßig geformt, wie es das leicht aufwallende Empfinden der akademischen Jugend gern hat. Und es mußte unsern Kommilitonen wohl gefallen, als ihr König ihnen sagte, daß in ihnen eine große Zukunft stecke, daß sie den größten Eindruck auf das Volk machten, daß sie noch am Ziel ihres Lebens dieses „großen, unvergeßlichen, entscheidenden“ Tages eingedenk sein würden; man begreift den stürmischen Beifall, mit dem sie diese prunkende und schmeichelhafte Rede aufnahmen. Uns aber muß es auffallen, daß die Rede des Königs inhaltlich von dem, was Graf Schwerin in der Aula gesagt hatte, weit abwich. Kein Wort war darin von dem konstitutionellen Staate, dem deutschen König. Es war eher das Gegenteil, wozu Friedrich Wilhelm sich bekannte, wenn er sagte, daß die Farben, die er trage, nicht sein wären, daß er nichts damit usurpieren, keine Krone, keine Herrschaft, nichts als Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit und Ordnung wolle. Wie zum Schwur erhob er dabei seine Rechte gen Himmel. Gleichwie in alten Zeiten mächtige Fürsten und Herzöge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des ganzen Volkes gestellt hätten, so wolle auch er tun; und er glaube, daß die Herzen der Fürsten ihm entgegenschlagen und der Wille des Volkes ihn unterstützen werde. „Merken Sie sich das, meine Herren“, so schloß er, „schreiben Sie es auf, daß ich nichts usurpiere, nichts will als deutsche Freiheit und Einheit. Sagen Sie es der abwesenden studierenden Jugend; es tut mir unendlich

1) Urban ging zunächst zu Fuß; auf dem Weitermarsch aber ließ auch er sich ein Pferd aus dem königlichen Marstall geben, eine Schimmelstute von wahrhaft ehrwürdigem Alter, die „Sonntag“, auf der Maler Hensel, der es uns erzählt, in seiner Jugend seine ersten Reitübungen gemacht hatte.

leid, daß sie nicht alle da sind. Sagen Sie es allen". Es war dasselbe, was er während des Zuges mehrfach durch Mienen und Gebärden zum Ausdruck gebracht hatte, und alles lag ihm daran: die Ablehnung der Kaiserkrone war es, der Krone aus der Hand der Revolution; sowie er sie im Jahr darauf abgelehnt hat, als sie ihm von dem nationalen Parlamente selbst angeboten wurde. Es war die Unterströmung, die seine Politik in jedem Moment hatte, und die seine konstitutionellen Minister kaum aus den von ihnen unterschriebenen Proklamationen fernzuhalten vermochten. Den Studenten aber werden diese Unterschiede kaum zum Bewußtsein gekommen sein; sie standen, wie die meisten, die es sahen und hörten, unter dem berauschenden Eindruck des Momentes; mit brausendem Hochruf auf den königlichen Redner schlugen sie ihre Waffen aneinander. Die meisten schlossen sich jetzt dem Zuge an, der über den Schloßplatz bis zum Alexanderplatz und zurück am Cöllnischen Rathaus vorbei durch die Breite Straße ging, die Stätten des heißesten Kampfes — an ihrer Spitze mit dem „Reichsbanner", zwei Kommilitonen mit gezückten Säbeln zur Seite, der zwerghaft kleine Ägidi.[1]

Die Studenten wachen im Schloß und im Palais des Prinzen von Preußen.

Auch zur persönlichen Bewachung des Königs und seines Hauses wurden von Anfang an neben den Künstlern, die Maler Hensel befehligte, die Studenten herangezogen. Jene waren in der Brandenburgischen Kammer, diese im Schweizer Saal untergebracht. Börner hat in ergötzlichen Farben das Treiben in diesen Wachtstuben geschildert, den glänzendsten vielleicht, die jemals einer Wachmannschaft gewährt worden sind. Auch ist niemals für das leibliche Wohl besser gesorgt worden, und hat es niemals einen ungezwungeneren Wachtdienst gegeben. Das Symbol der Wache, so erzählt unser Berichterstatter, war die stärkende Biertonne; gegen die Gaben des Gambrinus bildeten, aus der Schloßküche geliefert, Berge belegter Butterbrote und reichlich fließender Morgenkaffee ein heilsames Gegengewicht; und die Rauchfreiheit, die auf den Straßen hergestellt war, ward bei dem Genuß königlicher Zigarren auch in den Räumen des Schlosses gestattet. Der König selbst, so berichtet Börner, erschien einmal unter den feuchtfröhlichen Gesellen und ließ sich von den Barrikaden erzählen. Auch die Professoren taten ihren Dienst. Und keiner von ihnen wurde freudiger aufgenommen als der sonst so gestrenge Lachmann, der, wie in seinen gelehrten und ungelehrten Gesellschaften, so auch hier mit unvergleichlichem Humor der Kneiptafel präsidierte; oder er las wohl, wenn Stille eingekehrt war, den Kommilitonen mit seiner tiefen und klaren Stimme Geibels neue Dichtung, König Sigurds Brautfahrt, vor. „Durch die hohen Fenster" — so gibt Börner die Stimmung dieser Stunde wieder — „fiel das Abendrot mit reichem Golde hinein, in der großen Halle war alles still, selbst der Posten war leise hineingetreten, und die alten Ahnenbilder der Hohen-

1) So erzählt wenigstens Börner, und es würde der Situation entsprechen. Wolff spricht nur von drei Studenten, nennt keine Namen; nach seinem Bericht sind die drei bereits von der Wache ab mitgezogen.

zollern schienen erstaunt auf die Verse zu lauschen, die im Maße der Nibelungen kräftig durch die königlichen Gemächer tönten: — schon hatte er geendet, und noch lange saßen wir träumend da".[1]

Das eigentliche Hauptquartier der Studenten war aber das Palais des Prinzen von Preußen. Auch dort war Lachmann häufig zu finden. Mehr aber noch ist Doves Name mit diesem Platz verknüpft, den er sich buchstäblich erobert hatte, als er den „Professor" König, einen Rektor aus Pommern, den ins Revolutionäre übersetzten Ahlwardt jener Tage, der in dem „Nationaleigentum" ein Bittschriftenbureau für das Volk eingerichtet hatte, durch zwei Mann und einen Gefreiten nach der Königswache, und gleich hinterdrein seinen Kollegen, einen Herrn von Normann, durch das gleiche abgekürzte Verfahren nach der Universität verbringen ließ. Auch er ein Kneippräside von unverwüstlichem Humor. Rottenführer Lehnert sekundierte ihm dabei und bewies, daß auch hinter seiner Amtsmiene am grünen Tisch das frohe Burschenherz nicht erkaltet war.[2]

Allgemeine Anerkennung der Revolution.

Daß die Revolution gesiegt hatte, der Polizeistaat beseitigt war, wurde jetzt von allen Parteien anerkannt. Die Anhänger der alten Regierung und jeder andern Ordnung des öffentlichen Wesens als der, welche im Werden begriffen war, gaben ihr Spiel verloren. So an unserer Universität Männer wie Stahl, Gelzer und Huber, denen das Berliner Pflaster zu heiß wurde, und die es darum vorzogen, der Entwickelung der Dinge einstweilen von außen zuzusehen. Auch Hengstenberg hielt in seiner Evangelischen Kirchenzeitung in den ersten acht Tagen den Atem an, um dann freilich seine Stimme von neuem und mit rasch wachsender Stärke zu erheben; Huber gab seinen Janus, vielleicht die gediegenste und bestgeschriebene politische Zeitschrift der Epoche, ganz auf; seine Ideen ließen sich zur Zeit am wenigsten verwirklichen. Den Siegern dagegen kam es kaum zum Bewußtsein, daß der König schon vor dem Aufruhr mehr bewilligt, als irgend jemand von ihm erwartet hatte. In den Zeitungen und Proklamationen dieser Tage wird des Patentes vom 18. März so gut wie nicht gedacht, um so mehr aber der „Errungenschaften", der „glorreichen Nacht des Kampfes",

1) Auch Paul Heyse gedenkt in seinen Erinnerungen der Nächte im Schloß (S. 89): wie er mit den Freunden Roquette und Fritz Eggers Verse auf Endreime gesucht habe, um den Schlaf abzuwehren.

2) Die frohen Tage gingen im Palais des Prinzen von Preußen schon im April zu Ende; im Schloß aber duldete man den Schutz durch die akademische Jugend bis Anfang August. Leider darf der gewissenhafte Chronist nicht verschweigen, daß der gute Ton, der, solange die Senatsmitglieder an der Studentenwehr teilnahmen, bewahrt blieb, nach deren Austritt sich merklich verschlechterte. So mußte der Rektor am 3. Juni im Senat über eine Beschwerde der königlichen Intendantur berichten, wonach die Studenten während des Wachtdienstes zwei Bilder durchstochen oder gar durchschossen hatten. Die Täter, die man unter der Rotte Monecke suchte, blieben leider unbekannt.

welche die Fesseln zerrissen habe; und gerade diejenigen, welche jetzt Stillstand auf dem Wege der Revolution, Herstellung der Ruhe und Ordnung predigten, wanden die dichtesten Lorbeerkränze um die erkalteten Stirnen der „gefallenen Helden", der „Märtyrer der Freiheit", der „Vaterlandserretter". Dieser Eindruck war so stark, daß sogar ein so besonnener Mann wie unser Lachmann sich ihm unterwarf. „Gott spare Euch", schreibt er dem Leipziger Freund am 22. März, „einen solchen Weg durch so viel Blut, aber bei uns mußte es sein". Der junge Ägidi, der seine halbe Lungenkraft verbraucht hatte, um den Aufruhr abzuwehren, dichtete jetzt zwei patriotische Lieder, deren Ertrag er für ein Denkmal bestimmte, das den gefallenen Kommilitonen im Universitätsgarten errichtet werden möge. Und die städtischen Behörden von Charlottenburg und Spandau veröffentlichten, im stärksten Widerspruch zu den Tatsachen und der Gesinnung ihrer Mitbürger, Erklärungen, in denen sie jede Unbill gegen die Gefangenen als böswillige Verleumdung ableugneten; die Charlottenburger wiesen noch dazu auf ihre eigenen Gefallenen hin und beeilten sich, wie die von Spandau, durch Kollekten für die Witwen und Waisen der teuren Helden der Revolution ihrem Schmerz Ausdruck zu geben; offenbar besorgten sie die Rache der Berliner. So war es nun einmal in diesen Tagen: vom König bis zum Bürger herab fürchtete sich jeder vor dem andern.

Neues Hervortreten der Bewegungspartei.

Alle Parteiunterschiede schienen ausgelöscht zu sein. Leider jedoch dauerte dieser glückliche Zustand kaum 48 Stunden; schon am Dienstag traten die Gegensätze wieder hervor. Es war die Frage des Begräbnisses der bei dem Straßenkampf Umgekommenen, woran sie sich aufs neue entzündeten. Das Komitee, welches sich für die Bestattung „unserer Toten" gebildet hatte (wie es in dem Aufruf, den unter andern auch Professor Dove unterschrieben, hieß), hatte eine gemeinsame Leichenfeier für Bürger und Soldaten vorgeschlagen. Dann aber konnten, wie es auch ausgesprochen war, die Kameraden der letzteren von dem Geleit nicht ausgeschlossen werden, was fast schon mit der Rückkehr der Truppen das gleiche war. Und wirklich wurde auch diese bereits angeregt, und zwar von einer Seite, von der wir es am wenigsten erwarten würden. Kein Geringerer als der Tierarzt Urban, der Rebellenhäuptling vom Alexanderplatz, benutzte die vertrauliche Nähe, in die ihn der Umritt durch die Straßen Berlins zum König brachte, dazu, diesen darum anzugehen; mit so überströmender Gewalt ergriff ihn im Schloß sein neuerwachtes Preußengefühl, daß er sich dem König zu Füßen warf und um die Erlaubnis flehte, persönlich die alte Garnison, zunächst das Alexander-Regiment, in die Stadt zurückführen zu dürfen. Der König hatte keine Ursache, dagegen zu sein; er schrieb sofort seine Zustimmung nieder. Und der Magistrat hatte bereits eine Proklamation drucken lassen, worin die Rückkehr der Berliner Regimenter, in Begleitung der Studenten, der Handwerker- und Gesellenvereine, dazu eine gemeinsame Begräbnisfeier und die Vereidigung der Armee auf die

deutsche Verfassung, alles in Einem, verkündigt wurde, und alle Befehle waren gegeben, als man vor dem rasch ansteigenden Widerspruch der öffentlichen Meinung doch wieder scheute und schleunigst alles zurückzog.[1] Denn die Erinnerung an die Mordszenen war noch zu frisch und die Erbitterung über die Soldaten zu groß, um eine Feier zuzulassen, die als ein Unrecht gegen die gefallenen Bürger und fast als das Eingeständnis aufgefaßt werden konnte, daß der Kampf gar nicht um die hohen Güter der Freiheit gegangen, sondern wirklich nichts als ein Mißverständnis, ein böser Zufall gewesen sei. So die Argumente, die am Abend des 21. März in einer Versammlung im Hotel de Russie vorgebracht wurden, wo die Bewegungspartei wieder zu Worte kam und auch die Herren von der Zeitungshalle wieder auftauchten. Es war dieselbe Versammlung, in der Max von Gagern, der Führer einer süddeutschen Gesandtschaft, der soeben von Dresden herübergekommen und in demselben Hotel abgestiegen war, auftrat, um, mit dem Patent des Königs vom Morgen des 18. März in der Hand, sein und seiner Brüder bundesstaatliches Programm, das darin enthalten sei, unter allseitigem Beifall zu entwickeln.[2] Eine Deputation, die zum Schloß geschickt wurde, wo sie mit einer studentischen Abordnung, die zu dem gleichen Zwecke gekommen war, zusammentraf, ward von dem Ministerpräsidenten Graf Arnim dahin beschieden, daß der Befehl zum Einrücken der Truppen bereits zurückgenommen sei und die Regierung im übrigen alles dem Bestattungskomitee überlasse; eine Unterredung mit dem Polizeipräsidenten endete ebenso unbestimmt. Unterdessen aber waren auch die Versuche des Bestattungskomitees, im Schlosse wie im Kriegsministerium und in den Militärlazaretten etwas über die gebliebenen Soldaten zu erfahren, gescheitert — und wie hätte man glauben und zugeben können, daß es hier überhaupt nur 18 Tote gab statt der Hunderte, von denen man fabelte! Und da nun die Militärbehörden zu verstehen gaben, daß sie selbst ein gemeinsames Begräbnis gar nicht wünschten, so behielt die Partei, welche sich von vornherein dagegen erklärt hatte, ihren Willen.

Begräbnisfeier.

Auch so noch war die Feier als ein Akt des Friedens und der Versöhnung gedacht, wenigstens zwischen dem König und seinem Volk. Sonntagsstille in

1) Vgl. Wolff, I, S. 305ff. und die dort herangezogene Literatur. An der Tatsächlichkeit dieser Vorgänge, die in den Rahmen der von Heinrich von Arnim inspirierten Politik jener Tage völlig hineinpassen, zu zweifeln, liegt kein Grund vor. Die Aktion wäre danach schon im Polizeipräsidium gescheitert, wo man über die Stimmung der Bevölkerung besser unterrichtet war, als im Schloß.

2) Nach Börner ist Gagern mit einem seiner Mitgesandten, dem hessisch-darmstädtischen Kriegsminister Graf Lehrbach, vom Rektor selbst eingeführt, auch unter den Studenten in der Aula erschienen und hat in einer Rede, die er ablas, die Einigung Deutschlands unter einem Fürsten gefordert. Monecke sprach ihm den Dank der von seinen Ausführungen begeisterten Kommilitonen aus. Dann ergriff Lehrbach das Wort: Taten, so sagte er, verlange die Zeit von der Jugend. Säbelgeklirr begleitete die hohen Gäste beim Verlassen der Aula.

allen Straßen. Kaum ein Laden war geöffnet, alle Amtsstuben geschlossen; selbst die Zeitungen feierten, oder sie erschienen schwarzumrändert. Umflorte Fahnen, schwarzgekleidete Frauen, höchster Ernst in den Zügen aller der Tausende, die durch die Straßen wogten und die Fenster füllten. Der König selbst brachte dem Genius der Revolution von neuem seine Huldigung dar, als er, umgeben von seinen Ministern und Adjutanten, unbedeckten Hauptes von dem Balkon über dem Schloßportal gegenüber der Breiten Straße die 183 Opfer des Aufruhrs grüßte, welche seine Bürger unter dem Geläute aller Glocken und den Klängen des altprotestantischen Grabgesanges von der Neuen Kirche her zu ihrer Ruhestätte, dem neu angelegten Park vor dem Landsberger Tor, begleiteten. In dem unabsehbaren Zuge hatte die Universität ihren Platz hinter der Geistlichkeit, die, vollzählig und aus allen Konfessionen, den Särgen unmittelbar folgte: die Professoren in ihren Talaren, so viele nicht, wie Lachmann[1], es vorzogen, hinterdrein in ihrer Rotte mit den Studenten und, wie diese, mit dem Säbel in der Faust zu marschieren. Mit dem Lehrerkollegium ging, dem Rektor zur Seite, der greise Alexander von Humboldt, der jedoch seine Kammerherrnuniform zu Hause gelassen hatte. Die Studenten, von denen viele mit Mitgliedern des Handwerkervereins und der Bürgerwehr Spalier bildeten, zogen wieder aller Augen auf sich. Unter allen Särgen war keiner reicher geschmückt als der Hermann von Holtzendorffs; eine Kokarde in den drei Farben deckte die Wunde, die ihm mitten im Herzen saß.

Notwendigkeit des Fortschreitens der Revolution.

Auch dieser Rausch ging vorüber. Und alsbald offenbarte es sich, daß die Feier, so grandios sie gestaltet und so tief die Ergriffenheit war, die sich aller Welt bemächtigt hatte, nur eine neue Farce gewesen war. Die Bewegung ging genau dort weiter, wo sie am Abend des 21. März haltgemacht hatte. Denn sie trug ihre Kraft in sich und war überhaupt erst in ihren Anfängen. Sie wäre auch dann fortgeschritten, und zwar auf ähnlichen Wegen wie diejenigen, die sie nun einschlug, wenn es gar nicht zum Barrikadenkampf ge-

---

1) An Moriz Haupt, 22. März, abends 1/4 auf 8: „Eben komme ich, ziemlich beschwert mit einem massigen Kommißsäbel, hungrig wie ein Wolf, von der Leichenfeier zurück. Überall Ruhe und Ordnung wie sonst nie, alles ohne Polizei und ohne Militär, und eben deswegen. Morgen früh um 9 ist Appell, wo sich dann zeigen wird, was die Rotte Lehnert, deren erstes ausgerufenes Mitglied ich bin, tun wird". — In der Nationalzeitung vom 1. April, der Nummer, mit der sie ins Leben trat, eiferte ein damals vielgenannter Herr Volkmar gegen die Professorenmäntel, als einen den „Publizisten der Gegenwart anwidernden" Zopf aus der Zeit des Absolutismus. Er war offenbar farbenblind, denn er hatte in dem Zuge nur „blutrote Mäntel" gesehen. „Wäre ich", so schließt er, „uniformierter Professor, so würde ich bei den Ministern beantragen, folgendes Gesetz zu erwirken: § 1. Die Uniform der Professoren wird abgeschafft. § 2. Alle vorrätigen Exemplare werden an die Kunstkammern, Antiquitätenkabinette usw. abgeliefert". Er berief sich darauf, daß ja auch der Advokatenmantel „seit Menschengedenken zu seinen Vätern versammelt sei". Tempora mutantur.

kommen wäre; ja, sie hätte sich Bahn gemacht, auch wenn die Truppen nicht abmarschiert, die Bürgerwehr gar nicht organisiert und alle jene Szenen der Demütigung und aufgeputzter nationaler und freiheitlicher Demonstrationen, denen der König sich unterwerfen mußte, ungeschehen geblieben wären. Oder will man glauben, daß Friedrich Wilhelm, wie es seinem Bruder am Abend des 18. wohl durch den Kopf gegangen war, seine Konzessionen vom Vormittag hätte zurückziehen können? Bis wieweit hätte er dann zurückgehen sollen? Bis zum 6. März? Oder bis vor den Vereinigten Landtag, oder gar über seine Regierung zurück auf den Standpunkt, der einem Alvensleben und Kamptz genehm sein mochte, seinen eigenen Idealen aber, seiner ganzen Vergangenheit und allen seinen Träumen und Hoffnungen diametral entgegengesetzt war? War dies gegenüber der Lage Preußens, Deutschlands, der europäischen Revolution, von der die deutsche ja nur ein Teil war, auch nur denkbar? Es war vielmehr, wie wir sagen müssen, unmöglich, unmöglich selbst dann, wenn Friedrich Wilhelm das Patent, in dem er Preußen und Deutschland in die nationalen Bahnen hineingewiesen, nicht hinausgegeben hätte. So oder so — die Losung für Preußen war gegeben: seine Isolierung war unmöglich geworden, seitdem die Revolution Deutschland ergriffen hatte: es konnte den Aufgaben nicht mehr ausweichen, welche die gärende Zeit aus ihrem Schoße hervortrieb. Denn sie waren nicht bloß auf Preußen beschränkt, noch auf Deutschland, sondern sie umspannten den europäischen Horizont, und sie berührten Lebensfragen selbst des Staates: sein Verhältnis zu Rußland und Österreich mehr noch als das zu Frankreich; die inneren Probleme ebenso wie die äußeren; die auf der Oberfläche schwimmenden, überall diskutierten, wie auch immer formulierten liberalen Forderungen und die aus dem Grunde emporsteigenden, sich erst leise ankündigenden Strömungen des kirchlichen und sozialen Daseins — Kräfte und Tendenzen, welche durch den alten Staat in die Tiefen gebannt und wie erstorben gewesen waren, und wiederum solche, welche die Gesellschaft von oben nach unten umwühlen und in neue, unerhörte Formen gießen wollten.

Die Bürgerwehr [illegible] Monats

Freilich, dem Berliner Bürgerwehrmann trat das alles nur undeutlich ins Bewußtsein. Ihm drückte bei dem Postenstehen der „Kuhfuß“ die Schulter schwerer als solche Sorgen; ihn bekümmerten die allzuvielen Freistunden, die der Dienst ihm in der Werkstube oder im Geschäft bescherte, und die sofort fühlbare und wachsende Stockung im Handel und Gewerbe; der Friede seines Hauses selbst ward gefährdet durch das viele nächtliche Patrouillegehen, das ihn zuweilen bei der Revision der Weißbierstuben länger aufhielt, als seiner Ehehälfte lieb war. Wie rasch die Stimmung gerade in der Berliner Frauenwelt umschlug, konnte Lachmann schon nach wenigen Wochen feststellen, als er in einem Posamentiergeschäft sich eine Kokarde erstehen wollte. „Besser weres doch, es were nich, mit die Freiheit“, meinte die Frau im Laden, die ihm

das nationale Abzeichen aussuchte: „so zutrauensvoll“, schreibt er, „ohne daß sie irgend wußte, ob ich ihrer Ansicht wäre“.[1] Die Gute mochte an dem Ausfall in ihrer Tageskasse die Schattenseiten der jungen Freiheit verspürt haben. Und wie sie dachten Hunderte der kleinen Gewerbtreibenden und Tabagisten, die ihre beste Kundschaft in den Kasernen und den Offiziershäusern gehabt hatten. Im Umsehen bedeckten sich die Adressen, die um die Rückkehr des Militärs baten, mit Tausenden von Unterschriften. So stark und allgemein war diese Strömung, daß die Bewegungspartei völlig ohnmächtig dagegen war. Auch bei den Stadtverordneten machte sie sich in stürmischen Debatten Luft. Vergebens beschwor Nauwerck seine Kollegen, den Einzug der Truppen nicht eher zuzugeben, als bis die Polizeigewalt in die Hände der Kommune gelegt sei und die Bürgerwehr mindestens eine Stärke von 40000 Mann erlangt habe; er erreichte nicht einmal für den ersten Antrag die Majorität, mit dem zweiten gewann er unter 93 Anwesenden ganze 8 Stimmen. Schon hatte die Bürgerwehr selbst, der Minutoli die Frage in den Sektionen durch ihre Hauptleute hatte vorlegen lassen, ihren Willen kundgetan; einstimmig hatten die Kompagnieführer zurückgemeldet, daß ihre Mitbürger die Last des Sicherheitsdienstes mit dem Militär zu teilen wünschten. Nur von der Wiederkehr der Regimenter, die gegen das Volk gekämpft hatten, wollte niemand etwas wissen; statt ihrer wünschte man als Garnison das 20. und 24. Regiment herbei, in denen besonders viele Berliner dienten; zumal die Vierundzwanziger, die, von Magdeburg herbeigezogen, bereits vor den Toren Berlins, zu Schöneberg im Quartier lagen, wurden willkommen geheißen; denn sie sollten in Magdeburg, wie von dorther geschrieben war, eine besonders bürgerfreundliche Haltung beobachtet haben.

Stellung der Studenten dazu.

Minutoli hatte seine Frage auch dem neuen Kommandeur der Universitätswehr, Professor Hecker, vorgelegt, dem Johannes Müller seine Gewalt nach wenigen Tagen abgetreten hatte. Hecker aber hielt es nicht für geraten, die Studenten selbst deshalb anzugehen; er fürchtete wohl die Opposition der Rotte Monecke und erklärte dem Polizeipräsidenten ohne weiteres, daß die Majorität

1) An Haupt, 16. April. „Sie ließ sichs denn auch wohl gefallen“, fährt er fort, „daß ich ihrem Satze beschränkend widersprach. Gleich nachher in der Gesetzlosen spielte Encke und sein Bruder Oberstlieutenant ein gräulich reactionäres Lied auf, grade wie ich es neulich von Ihro Exexcellenz Eichhorn (eicht ihm so) auch hörte, alles sei Nachäffung (ich sagte, bewährte Erfindungen, wie Barricaden, könne man samt dem Namen nachmachen, gab aber natürlich andres zu), von einigen Franzosen sei alles ausgegangen. Die Frau Eichhorn nahm noch ein paar Juden und Studenten dazu, und warf mir bitter *cameraderie* mit den Studenten vor. Das Wunderbare ist mir aber nur daß bei widersprechendsten Ansichten einer den andern durchaus nicht zu fressen Lust hat, und nicht bloß aus dem Abscheu vor vergiftetem Fleisch. Republikaner giebt es beinah nicht mehr, und die übrigen zwei Parteien sind innerlich wie sie gewesen sind, wenn auch die Sätze zum Theil anders lauten und jeder in seinem Sinne viel freier spricht. Das Vertrauen ist dem Deutschen so natürlich, daß man immer wieder dazu kommt, wie schwer es einem auch in 33 Jahren gemacht ist“.

der Kommilitonen für die Herbeiziehung der Truppen sei. Damit mochte er Recht haben; aber das Verfahren erschien doch zu summarisch und das Eingeständnis der eigenen Ohnmacht, das darin lag, war für das gesteigerte Bewußtsein der waffenfrohen akademischen Jugend allzu demütigend, als daß es nicht allgemeines Mißfallen hätte erwecken müssen. Sofort hatten Monecke und seine Gesellen Oberwasser. In der Aula kam es zu höchst stürmischen Szenen. Vergebens versuchten Minister und Polizeipräsident durch persönliches Eintreten die Erbitterten zu beschwichtigen; als Graf Schwerin ein paar Worte des Bedauerns äußern wollte, donnerte ihn ein Mitglied der Rotte Monecke, ein Sohn des Ostens, Feinberg mit Namen, dermaßen an, daß der Minister mit der Bemerkung, sein Amt erlaube ihm nicht in die Debatte einzugreifen, den Saal verließ; fortan mied er die ungastliche Stätte.[1] Zu einer Beschlußfassung ließ es die Uneinigkeit der Versammlung nicht kommen; aber die Protesterklärung, welche Monecke und Genossen in der „Zeitungshalle“ brachten, bewies durch die große Zahl von Unterschriften, die sie fand (126), wie tief die Empörung des akademischen Kriegsvolks über die Eigenmächtigkeit seines Kommandanten war. Mit Heckers

1) Letzteres aus Börners Bericht, der dabei auch von sich selbst ausführlich erzählt. Er weicht aber von einer gelegentlichen Erwähnung dieser Vorgänge in einem Bericht des Senats an Ladenberg aus dem August bedeutend ab, insofern als danach Minutoli und Schwerin an zwei verschiedenen Tagen in der Aula aufgetreten sind, während er Alles in eine Versammlung zusammenzieht. — Den Namen des petulanten Jünglings schreibt Börner nicht aus; er bezeichnet ihn nur mit den Buchstaben Fn. Doch kann dies kein anderer sein als eben Feinberg. Dieser wird in den Zeitungsberichten über den Barrikadenkampf als einer der Hauptthelden geschildert, recht eigentlich als der Feldherr und Führer des Kampfes in der Königsstraße, wo man ihn hoch zu Roß, mit einer Polenmütze auf dem Kopf, einen krummen Säbel schwingend, an der Spitze der Kämpfer gesehen haben wollte. Er heißt hier aber allgemein nicht Feinberg, sondern Feenburg. Und so nannte er sich selbst oder auch, um sein Slaventum zu markieren, Feenburg-Tongorski. In das Album unserer Universität dagegen hat er sich zweimal (1844 und nach Ablauf seiner Matrikel im Januar 1848 noch einmal) als Stud. med. Robert Oskar Feinberg aus Mitau (oder, wie er das zweite Mal schreibt, Mitovo) eingetragen. Sein Vater, Sußmann Feinberg, war Kaufmann oder, wie Robert Oskar das zweite Mal schreibt, Fabrikant. Er selbst war in Berlin Christ geworden; vermutlich haben daher seine Vornamen vor der Taufe anders gelautet. Weiteres erzählt über ihn Rudolf Genée in den „Zeiten und Menschen“ (S. 65, 71, 104f.) Auch er nennt ihn Feenburg und Tongorski. Er war mit ihm im Winter öfter in einer Konditorei der Taubenstraße zusammengetroffen und hatte sich an seinem spaßhaften Renommieren belustigt. Als er ihn dann am 19. März in der Königsstraße wiederfand, fiel Feinberg ihm gleich mit dem Ausruf „mein Bruder“ um den Hals. Desselben Stils ist, was Genée später von seinem Freund Gustav von Szepanski, dem Führer des Berliner Studentenkorps, das Mitte April nach Schleswig-Holstein ging, über diesen Barrikadenhelden hörte. Feinberg hatte sich jenem Korps angeschlossen, bei dessen Bildung er mitgewirkt hatte, nach seiner eigenen Angabe als Adjutant Szepanskis, was dieser jedoch energisch bestritt. Aber er hatte den Kriegsschauplatz bald wieder verlassen, angeblich wegen eines Schusses ins Knie, von dem nur leider seine Kameraden nichts bemerken konnten, und der ihn nicht hinderte, in Berlin sofort seine alte Rolle wieder aufzunehmen. Man sieht daraus, was man von seinem Heldentum am 18. März in der Königsstraße zu halten hat. Über seine weiteren Schicksale s. u. Er war übrigens der einzige Ausländer, den Genée in den Revolutionstagen traf; sonst hat auch dieser weder Franzosen noch Polen gesehen.

Befehlshaberschaft war es nun auch zu Ende; Lehnert ließ sich herbei, sie provisorisch zu übernehmen.

ng des
giments.

Schon am Nachmittag des 30. März rückte das 24. Regiment von Schöneberg her ein, und da zeigte es sich, wie richtig der Polizeipräsident die Stimmung seiner Berliner berechnet hatte. Von einem feierlichen Empfang hatten Magistrat und Stadtverordnete abgesehen, aber alle Welt war hinausgeströmt, um die Brüder im Waffenrock einzuholen. Zweitausend Mann der Bürgerwehr bildeten in Abteilungen von je zwanzig Mann vor den Toren Spalier. Unaufgefordert waren mit ihren Fahnen die Maschinenbauer gekommen, ebenso die Künstler, das Gewerbeinstitut und andere von den Fliegenden; nur die Studenten fehlten. Auch der Kommandant von Berlin, General von Ditfurth, war mit seinen Offizieren hinausgeritten, bis zum Botanischen Garten, wo das Regiment Aufstellung genommen hatte. Eine Ansprache des Oberst Erhardt, fortan gemeinschaftlich mit den Bürgern Ruhe und Ordnung wahren zu wollen und den neuen Geist entwickeln zu helfen, wurde mit brausendem Hurra aufgenommen. Und nun ging es unter klingendem Spiel die Chaussee entlang. Voran zu Pferd der Polizeipräsident, hinter ihm die Fahnen der Arbeiter. Danach Held Urban an der Spitze eines Zuges Bürgerwehr, und hinterdrein das Regiment: Arm in Arm Soldaten und Zivilisten, die Hüte und die Helme mit Tannenzweigen und frischem Grün geschmückt; Musik und Gesang und Hurrahochs von allen Seiten, und ringsumher eine stets anschwellende Menge, also daß kaum die Helmspitzen der Soldaten sichtbar blieben. Zwei Bataillone vom 9. Regiment und die dritten Ulanen erhielten folgenden Tags, jene am Stettiner Bahnhof, diese am Frankfurter Tor, einen ähnlichen Empfang. Vorgänge, recht geeignet, um es uns deutlich zu machen, wie tief den Berlinern das Preußentum doch noch in den Knochen saß, wie schwer sie hatten gereizt werden müssen, um auf den Barrikaden ihr Heil zu versuchen, und wie fern sie im Grunde noch von den Ideen waren, welche die Literaten in ihren Organen verbreiteten.

lung der
beiter.

Am auffallendsten erscheint uns daran die Teilnahme der Arbeiter. Denn wenn heute irgendein Satz Geltung hat, so ist es der, daß diese das eigentliche Gros der Barrikadenkämpfer gestellt und daß in erster Linie die sozialen Gegensätze in dem Zusammenstoß am 18. März sich entladen haben. Aber diese Vorstellung ist eben nicht richtig oder muß wenigstens bedeutend eingeschränkt werden. Von einem Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, wie er in Frankreich und England bereits bestand, war in dem damaligen Deutschland noch kaum die Rede. Das Hauptkontingent der Kämpfer, und so auch der Toten vom 18. März stellten die Gesellen, und das Verhältnis, in dem diese zu ihren Meistern standen, war noch das der Zunft; sie selbst wollten Meister werden, wie jene Gesellen gewesen waren; es waren, wie ein Achtundvierziger, einer der Führer der Berliner Arbeiter, Stephan Born, ganz richtig gesagt hat, zwei Altersstufen,

keine zwei Klassen. Auch im Handwerkerverein waren bis dahin unter der Leitung des Dr. med. Rieß und des alten Burschenschafters Präsident Lette viel eher politische als soziale Tendenzen wirksam gewesen, mehr der Wunsch, es den höheren Schichten gleich zu tun, als sich gegen sie abzuschließen; und nur ganz leise, halb verborgen hatten einige Mitglieder, wie der frühere Buchdrucker Born und der Goldschmied Bisky, sozialistisch gerichteten Ideen Eingang zu schaffen versucht. Daß die Gesellen, die Jungen, die nichts als sich selbst einzusetzen hatten, am Kampf stärker beteiligt waren als die Meister, welche ihre Familie und ihr Geschäft daheim hatten, ist verständlich genug; so war es auch bei der Universität, wo auch nur Studenten fochten, während die Dozenten, schon die jüngeren, weit größeren Respekt vor den Kugeln zeigten; die Erbitterung gegen die Soldaten war aber am 18. März und in den Vortagen, wie bemerkt, ganz allgemein. Gewiß werden eigentliche Proletarier, Arbeitslose und Herumtreiber dabei gewesen sein; man wird sie besonders unter den 33 Unerkannten der Totenliste zu suchen haben. Aber gerade von den Maschinenbauern stehen nur wenige darauf; und dies stimmt zu der sicheren Angabe, daß nur eine geringe Zahl von ihnen am Kampf teilgenommen hat; es waren wohl meist diejenigen, welche Salis und seine Freunde mit sich fortrissen: während andere den Artilleristen sogar dabei geholfen haben, ihr Geschütz zur Aufstellung zu bringen, das am Oranienburger Tor auf der Stelle den Kampf entschied. Allerdings bestand bereits ein Gegensatz zwischen den Fabrikarbeitern und den Berliner Kleinbürgern, welche die Masse der Bürgerschaft ausmachten, ein Gegensatz, der etwas von einem sich ausbildenden Klassenbewußtsein in sich trug; aber an den Widerstreit zwischen Kapital und Arbeit darf dabei nicht gedacht werden. Zu ihren Arbeitgebern standen die Arbeiter vielmehr noch in einem vertrauten, patriarchalischen Verhältnis; zu dem alten Borsig sahen sie wie zu ihrem Vater auf, und ihre Abneigung galt, wo etwa Reibungen vorkamen, mehr den Werkmeistern, die aus ihren eigenen Reihen hervorgegangen waren, als den Fabrikanten.[1]

So die Anfänge. Aber auch hier folgte im Fortschreiten der Revolution bald die Abwandlung. Schon vor Ende des Monats regten sich in der Berliner Arbeiterschaft, die sich von allen Seiten, von der Regierung wie von den Parteien, umworben sah, ungewohnte soziale Hoffnungen und Wünsche. Einen

1) Ein beredtes Zeugnis für diese Auffassung bietet eine Petition der Arbeiter sämtlicher Maschinenfabriken vor dem Oranienburger Tor vom 23. März, dessen Original, von den Werkmeistern eigenhändig unterzeichnet, unter den Akten des Ministeriums des Innern liegt (Geh. St.-A. Rep. 77. D. I. Vol. 2). Überreicht wurde sie durch einen Herrn Louis Cahnheim, der auch ihr Verfasser gewesen sein mag. Es war die Bitte, den gefallenen Soldaten ein ebenso feierliches Begräbnis wie den Barrikadenkämpfern zu gewähren. Sie würden, so erklärten sie, jedenfalls, wenn das Leichenbegängnis durch ihren Bezirk gehe, folgen; und sie knüpften daran den Wunsch, recht bald „unsere Soldaten, Arm in Arm mit ihnen“, zurückführen zu können. In der Tat sind sie mit ihren Fahnen bei der Bestattungsfeier im Invalidenpark am 28. März zugegen gewesen.

starken Anstoß gab die Arbeitslosigkeit, die unter der steigenden wirtschaftlichen Stockung rasch um sich griff. Dazu kam die Proklamierung des freien Assoziationsrechtes durch den Erlaß vom 6. April, der ja nur bestätigte, was seit dem 18. März unabwendbar und schon im Gange war, dennoch aber explosionsartig wirkte. Hatten bis dahin sich erst zwei Vereine gebildet, der Politische Klub, der auf die Versammlung im Hotel de Russie am Abend des 21. März zurückging, und der Konstitutionelle, der seit dem 28. März die gemäßigteren Elemente in sich faßte, so schossen jetzt, ebenso wie die Zeitungen, Klubs aller Art empor, wie Pilze aus der Erde; aus allen Klassen, von jeder Partei wurden Forderungen an den Staat und die Gesellschaft angemeldet. An den Versammlungen unter den Zelten, die wieder begonnen hatten, nahmen Tausende teil, ebenso an denen vor dem Schönhauser Tor, im Tivoli und in den größeren Sälen der Stadt; und überall erschienen auch Gesellen und Arbeiter, oft zu Hunderten, von den Buchdruckern und Maschinenbauern bis zu den Kanalarbeitern und den Tagelöhnern herunter. Auch unter sich begannen sie sich zu organisieren. Alle Momente, die seitdem für die soziale Bewegung charakteristisch geworden sind, wurden bereits diskutiert: von dem Anspruch auf höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit bis zur Organisation der Arbeit und der Vernichtung des Kapitals; neben die Akademiker, die Literaten traten schon Führer aus ihren eigenen Reihen. Ihre Forderungen waren noch mäßig genug, und sie zeigten sich dankbar, wenn sie bewilligt wurden; dann marschierten sie wohl in geschlossenem Zuge, ein Musikkorps an der Spitze, mit ihren eigenen oder auch einer schwarz-rot-goldenen Fahne vor die Häuser ihrer Arbeitgeber, um ihnen ein Vivat zu bringen; täglich sah man solche Umzüge in den Straßen. Aber sie kamen auch, wenn ihre Fabrikherren ihnen die Zulage verweigert hatten oder auf der alten Arbeitszeit bestanden, und drohten dann wohl, alles zu zertrümmern; erst wenn ihnen ihre Wünsche erfüllt waren, brachten sie ihr Vivat aus und zogen ab zu ihrer Fabrik oder Herberge.[1] Auch die Ereignisse außerhalb der preußischen Hauptstadt wirkten auf die Ausbreitung und Vertiefung der allgemeinen Erregung ein: der so unerwartet auflodernde Konflikt in Posen, die Erhebung Schleswig-Holsteins und alle Vorgänge in dem übrigen Deutschland, besonders die Beschlüsse des Frankfurter Vorparlamentes über den Termin und den Wahlmodus für den Deutschen Reichstag, wodurch die von dem zweiten Vereinigten Landtage schon vollzogenen Wahlen sofort umgestoßen und die Agitation durch die nun nötigen Doppelwahlen für Landes- und Reichsversammlung über die ganze Monarchie hin ausgebreitet wurde; man darf eben nicht die preußische Revolution von der allgemeinen deutschen trennen: in jedem Moment ist sie von dieser abhängig.

---

1) In den Akten des Polizeipräsidiums (Litt. V. Nr. 56) eine ganze Reihe von Rapporten. Dazu Wolff, II, S. 102ff.

Gustav Adolf Schlöffel und sein Prozeß.

In unserer Studentenschaft fand dies Alles seinen Widerhall. Die Radikalen, die anfangs jenen Propheten des Kommunismus ausgelacht hatten, wurden jetzt den sozialen Tendenzen zugänglich. Seit Ende März war unter ihnen ein Führer aufgetreten, der diese in ihrer extremsten Ausprägung predigte und manchen unter ihnen, so Edmund Monecke und selbst Salis, hinter sich herzog. Dies war Gustav Adolf Schlöffel, ein junger Mensch von 19 Jahren, Sohn eines Rittergutsbesitzers in Schlesien. Der Vater (ursprünglich Apotheker) war selbst solchen Meinungen ergeben und hatte vor Jahren schon einmal wegen Verdachts des Hochverrats gesessen. Von ihm hatte der Sohn seine Lehren. Das Rezept, nach dem sie den kranken sozialen Körper heilen wollten, stammte aus Fouriers Staatsküche; mit dessen Utopien waren bereits Briefe des Vierzehnjährigen angefüllt gewesen, die er dem Vater ins Gefängnis gesandt hatte. Jetzt war der Alte zum Vorparlament nach Frankfurt gereist, wohin er später als Deputierter zurückkehrte. Der Sohn aber war soeben von Heidelberg weggewiesen worden, nachdem er bei der Austeilung kommunistischer Flugblätter unter die Bauern des Odenwaldes betroffen und verhaftet gewesen war. Er war darum bei uns gar nicht immatrikuliert worden; aber das machte in diesen Wochen so viel nicht aus; Salis befand sich in dem gleichen Falle; auch Assessoren, Referendare und Doktoren dienten in der Studentenwehr, und niemand hinderte von Universitätswegen den jungen Hitzkopf, in der Aula seine extremen Lehren zu verfechten; überall war er zu finden, wo geschürt und gehetzt wurde. Er hatte nichts Geringeres im Sinne, als der deutsche Marat zu werden. Von diesem hatte er den Namen des Blattes „Der Volksfreund“ entlehnt, das er gleich in der ersten Aprilwoche gründete und unentgeltlich unter die Arbeiter verteilte, die er auf ihren Arbeitsplätzen selbst aufsuchte. Gerade an die niedrigste soziale Schicht, die Tagelöhner, machte er sich heran, und sie hörten auf diesen Propheten; in einer Volksversammlung des neugebildeten Arbeiterklubs trat er als ihr Sprecher auf; auch der „Volksverein zur Förderung der Arbeiterinteressen“ wählte ihn mit Salis und Monecke in den Ausschuß. Den Höhepunkt seiner revolutionären Laufbahn erreichte Schlöffel am 19. April, als er an der Spitze der Erdarbeiter vom Plötzensee gegen das Oranienburger Tor, das von der Bürgerwehr besetzt war, anrückte und als ihr Sprecher vom Polizeipräsidenten die Entlassung dreier Kameraden forderte, die am Tage vorher wegen Aufsässigkeit gegen die Baubeamten verhaftet waren. Minutoli gab befriedigende Antwort; aber bei der Rückkehr fiel Schlöffel der Bürgerwehr in die Hände, die ihn in die Kaserne am Oranienburger Tor brachte. Sofort sprangen die Genossen ihrem Führer bei; auf ihre Drohungen wurde ihnen Schlöffel herausgegeben; jubelnd hoben sie ihn auf ihre Schultern und geleiteten ihn in die Stadt. Zwei Tage darauf saß er im Kriminalgefängnis: eine neue Nummer des Volksfreundes hatte ihm den liberalsten aller Staatsanwälte, von Kirchmann, über den Hals gebracht. Er hatte

darin die große Wahldemonstration für die direkten Wahlen, welche die Radikalen für den 20. April, den Gründonnerstag, planten — 60000 Männer sollten vom Alexanderplatz vor das Schloß ziehen —, in seiner Weise empfohlen, in einem Stil, der seines französischen Vorbildes ebenbürtig war; es war, in Verbindung mit einem Glückwunsch an die Freischaren im badischen Seekreis, den dieselbe Nummer brachte, eine offene Predigt des Aufruhrs. Seitdem war seine Rolle in Berlin ausgespielt. Sein Prozeß endete mit seiner Verurteilung zu sechsmonatlicher Festungshaft, zu deren Verbüßung er nach Magdeburg überführt wurde. Noch im Oktober, drei Wochen vor dem Ablauf seiner Strafzeit, entfloh er, um an dem Freiheitskampf der Ungarn teilzunehmen; danach hat er sich eine Zeitlang bei den Seinen in Schlesien verborgen gehalten; die Nachricht von dem Aufstand in Baden aber rief ihn dorthin, und nun erreichte ihn sein Geschick: bei Waghäusel ist er gefallen. Seine Zeitung ward von Monecke weitergeführt, bis auch diesen im Juni der Arm des Staatsanwalts packte: eine Majestätsbeleidigung brachte ihm zwei und ein halbes Jahr Festung ein.[1]

Moneckes Verhaftung.

Die große Wahldemonstration vom 20. April.

Aus allem gewinnt man von neuem den Eindruck, daß die Radikalen, so viel Lärm sie machten, doch nichts vermochten. Die Majorität verblieb, unter Studenten wie Bürgern, den Ordnungsparteien. Das zeigte sich besonders bei dem Versuch, durch jenen Zug der 60000 vor das Schloß das Ministerium auf der Bahn der Revolution vorwärts zu stoßen. Er fiel völlig ins Wasser. Das Volkswahlkomitee, in dem beide Linken vereinigt waren (auch Salis, Monecke und Schlöffel waren darin) spaltete sich; selbst Nauwerck wollte nicht mittun. Bei den Stadtverordneten fand Friedrich von Raumer schärfste Worte gegen die schamlose Anmaßung einzelner, ihre Meinung für die der ganzen Nation auszugeben; er forderte die Behörde zum Schutze der Gesetze auf. Vergebens suchten die Demonstranten die Studenten durch das Anerbieten zu gewinnen, als Zugführer zu dienen. Als der jüngere Erman, der sich ganz der Bewegungspartei in die Arme geworfen, in der Aula dafür eintrat, erregte er einen solchen Tumult, daß es zu keiner geordneten Abstimmung kam; eine Gegenversammlung aber, unter Ägidis Leitung, erklärte sich mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität gegen die Teilnahme. Nicht anders war es bei den Maschinenbauern und in den Gewerken; auch Magistrat und Polizeipräsidium ließen sich in warnenden Anschlägen vernehmen; und als nun vom Ministerium eine Verordnung herauskam, welche den Zug untersagte und der Bürgerwehr die Befugnis gab,

1) Er hatte gehofft, sich noch mit Hülfe des Senats salvieren zu können, indem er um Bewilligung eines Postfreipasses nach Königsberg einkam, wo er sich zu habilitieren wünsche. Es stellte sich aber — abgesehen davon, daß von der Staatsanwaltschaft schon Nachricht über die Verhaftung gegeben war — heraus, daß er nicht mehr als vier Semester hinter sich hatte. Für die Naivität dieses Jünglings sehr bezeichnend. Den halben Freitisch, den er genossen hatte, büßte er nun gleichfalls ein.

jedem Auflauf und Versuch eines Widerstandes mit den Waffen zu begegnen, hätte es kaum noch ihres Aufgebotes bedurft; unsere radikalen Kommilitonen blieben mit Professor Erman nahezu die einzigen im Komitee, und statt der 60000 kamen vielleicht ebensoviele Hunderte auf dem Alexanderplatz zusammen, den die Bürgerwehr von allen Seiten abgesperrt hatte. Auch das Studentenkorps war, von dem Staatsministerium speziell darum ersucht, an diesem Tage vollzählig unter den Waffen. Es hatte schon wieder einen neuen Kommandeur, Professor Magnus, dem Lehnert nach seiner Berufung in das Ministerium das Amt abgetreten hatte.[1] Der Dienst begann mittags an der Universität mit einer Parade, der ersten seit dem Bestehen des Korps, wobei die Musik Arndts Vaterlandslied und das mit diesem überall gesungene Lied von „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ abwechselnd zu Gehör brachte und Magnus die Kommilitonen mit einer feierlichen Anrede zu jubelnden Lebehochs auf das deutsche Vaterland und auf ihn selbst begeisterte. Am Nachmittag bezog man ein Biwak im Kastanienwäldchen, bei dem unter frohen Burschenliedern Gambrinus das Regiment führte; von Zeit zu Zeit wurden Patrouillen in die Königstadt entsandt[2]; sie fanden aber den Feind nicht mehr: die Demonstranten waren abgezogen, um draußen vor dem Schönhauser Tor unter der einsamen Pappel ihrem Ingrimm Luft zu machen.

Die Studenten und die nationale Idee; Schleswig-Holstein, Polenfrage.

Diese Szene, die uns, wie so vieles in der Berliner Revolution, an Reuters unsterbliche Schilderung der Revolution in Rahnstädt erinnert, zeigt doch bei aller Komik, wo das Herz der Studenschaft war: bei der Idee, die aus der deutschen Revolution niemals ausgelöst werden darf und, so sehr sie mit den liberalen Tendenzen der Epoche verquickt war, dennoch immer ihr eigentümliches Leben und eine Kraft hatte, die unter Umständen jene zurückdrängte oder zerteilte, der Idee vom Vaterlande. Sobald diese Saite bei unseren Kommilitonen berührt ward, waren sie so gut wie einmütig, und nur die ganz Radikalen ließen auch dann wohl

1) Magnus' organisatorisches Talent, das sich in Fakultät und Senat so oft bewährt hatte, kam, durch die Ferien begünstigt, auch der bewaffneten Macht der Universität zugute. Der Kriegsminister hatte, schon unter Lehnert, mehrere hundert Büchsen mit Hirschfängern abgegeben, die Kommandantur ihre Schießstände in der Hasenheide zur Verfügung gestellt; Scheiben und Munition, Riemen für die Büchsen und Koppeln für die Seitengewehre verschafften ein paar hundert Taler, welche Graf Schwerin bewilligte. In der Hasenheide wurde auch exerziert. Appellplatz war das Kastanienwäldchen. Dorthin begaben sich täglich um die Mittagsstunde der Kommandant mit den Riegen- und Rottenführern, nachdem sie in der Aula den Dienst des Tages besprochen hatten. Einen besonderen Gegenstand ihrer Beratungen bildete der Entwurf von Statuten, die im Juni fertiggestellt waren.

2) Nicht alle waren willig. So weigerte sich die Rotte, bei der Böckh stand, nach der Parade gegen demonstrierende Arbeiter einzuschreiten, was jenem, wie er seinem Bruder schrieb, den Waffendienst so verleidete, daß er fortan zu Hause blieb. Am 20. März hatte er noch, nachdem er die Studenten zum Schutz des Palais des Prinzen von Preußen hinübergeführt, die Bewaffnung geleitet und war abends mit auf Wache gezogen.

noch das vaterländische Interesse hinter ihre Utopien zurücktreten. Für die Befreiung Schleswig-Holsteins waren Aller Herzen entbrannt, wenn auch nur Wenige an dem Zuge zur Eider teilnahmen. Als ihr Führer Gustav von Szepanski am Morgen des 7. April mit seiner Schar vom Kastanienwäldchen aufbrach — Feinberg in einer bestickten Bluse von grüner Seide, die ihm, so sagte er, von zarter Hand verehrt war —, gab ihnen das Korps mit dem Handwerkerverein (denn auch dieser hatte Mitkämpfer gestellt) bis zum Hamburger Bahnhof das Geleit, natürlich wieder unter den Klängen von „Schleswig-Holstein meerumschlungen". Schon am nächsten Abend hatten die Zurückbleibenden neue Gelegenheit, ihre patriotischen Gefühle ausströmen zu lassen, auf dem Festkommers, der für die Wiener Professoren und Studenten, die vom Frankfurter Vorparlament zurückkehrten, in der Villa Colonna veranstaltet ward; hier war es Salis, der auf Deutschlands Einigung, die das Fest symbolisiere, toastete; ihm antwortete im Namen der Wiener Aula Dr. Giskra. Nur die Polenfrage trübte den Einklang der Gemüter. Salis und seine Freunde zogen aus der nationalen Idee die Folgerung, daß, wie Deutschland den Deutschen, so Polen den Polen gehören müsse, und sie blieben damit nur auf der Linie, die der deutsche Liberalismus seit zwei Jahrzehnten innegehalten hatte; Schlöffel setzte in seinem Volksverein sogar den freilich nicht ausgeführten Beschluß durch, den Aufständischen ein deutsches Freikorps zur Hülfe zu schicken. Wieder war es Ägidi, der, wie im konstitutionellen Klub, so auch in der Aula für das Recht der Deutschen in der Ostmark, die auch seine Heimat war, focht und die Majorität hinter sich herzog. Es war ein harter Kampf: denn man stritt gegen die eigene Vergangenheit, gegen das, was man vor wenigen Wochen feierlich bestätigt und gepriesen hatte, gegen die Beschlüsse des Vorparlaments und den Kurs, den die Regierung selbst noch zu steuern dachte. Aber die Wucht der Tatsachen, der so plötzlich in Posen aufflammende Volkskrieg, korrigierte die leicht gebauten Theorien und eine irregeleitete Politik. Die Regierung selbst ward von ihren Versöhnungswünschen abgedrängt; sogar im politischen Klub traten Männer wie der Posener Ludwig Buhl und der Königsberger Wilhelm Jordan für das Werk der deutschen Kolonisation ein, und umsonst suchten Cybulsky und Remak, der sich als Pole bekannte, die Gunst der verlorenen Stunde zurückzugewinnen.

Demonstrationen gegen die Rückkehr des Prinzen von Preußen.

Reaktionär wollte dennoch niemand heißen. Als Versuch einer Reaktion aber ward der Wunsch des Königs aufgenommen, den Prinzen Wilhelm aus seiner englischen Verbannung zurückzurufen. Es war die Frage, welche, nachdem die Wahlen am 1. Mai vollzogen waren, den Brennpunkt der allgemeinen Erregung bildete. Die Gemäßigten hatten auch unter den Studenten diesmal einen sehr viel schwereren Stand. Unter dem Eindruck, den die Ankündigung von der bevorstehenden Rückkehr des Thronfolgers machte, konnten sie die Absendung einer Deputation an den Ministerpräsidenten nicht verhindern, die diesem

die Mißbilligung der Studentenschaft aussprach und ihm zu verstehen gab, daß er im Fall eines neuen Tumultes auf die Hülfe ihrer Kommilitonen nicht rechnen könne. Noch selbigen Tages (12. Mai) kamen in der Abendstunde von den Zelten her Tausende vor das Ministerhotel gezogen, darunter auch Studenten in Haufen, als Begleiter einer Abordnung, die dem Ministerpräsidenten den Standpunkt des Volkes von Berlin klar zu machen hatte. Stündlich wuchs nun die Aufregung; auch am folgenden, und mehr noch am dritten Tage, einem Sonntag, war der Platz vor den Zelten von Entrüsteten überfüllt: von allen Seiten regnete es Proteste, an allen Straßenecken klebten Plakate, aufreizende oder zur Ruhe mahnende, und überall ließen sich auch die Studenten vernehmen. Die Majorität verblieb dennoch allerorten den Gemäßigten; von den Maschinenbauern folgte kaum der zwölfte Teil dem Barrikadenkämpfer Schlosser Siegerist, alle andern traten für Aufrechterhaltung der Ordnung ein: aber für die Rückkehr des Prinzen wagte niemand zu reden. Vergebens bemühte sich Ägidi, den konstitutionellen Klub zurückzuhalten; auch dieser sandte eine Abordnung unter Führung von Robert Prutz an den Ministerpräsidenten, die mit besonders scharfen Worten die sofortige Zurücknahme des Erlasses forderte. Die Bürgerwehr war ebenso gespalten wie die Studenten, und eine Erklärung ihres neuen Kommandeurs, des Generals Aschoff und seiner Majore, für die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung mit allen Kräften sorgen zu wollen, betonte dennoch, daß sie den Antrag des Ministeriums zurzeit nicht zu billigen vermöchten. Als nun am Sonntag Nachmittag von den Zelten her neue Massen nach der Wilhelmstraße sich in Bewegung setzten, um noch einmal einer aus den Parteien gemischten Deputation (ihr Führer war Held, und mit Prutz auch Salis darunter) das Geleit zu geben, ließ Magnus sich bewegen, einige der zuverlässigsten Rotten zur Hülfe zu schicken; an der Stadtmauer entlang wurden sie durch die Hinterpforte in den Garten des Ministeriums geführt und nahmen auf dem Flur des Hauses Aufstellung. Unterdessen kam der Zug heran, das Tor ward von innen her geöffnet, und nun sahen die Demonstranten, die selber gar keine Waffen mitführten, sich Bewaffneten gegenüber. Einen Moment schien es, als ob es zu einer Szene wie am 18. März auf dem Schloßplatz kommen würde. Da rettete, so wird erzählt, der Führer der vordersten Rotte, Referendar Noeldechen, die Situation. Den Säbel in die Scheide stoßend, rief er in die andrängende Menge hinaus: „Ich bin unbewaffnet, wollt Ihr Unbewaffnete töten?“ — schob seine Kommilitonen zurück, und nach längerem Ringen schlossen sich die Torflügel; als sie sich wieder öffneten, waren die Studenten verschwunden. In Wirklichkeit hatten die Heranziehenden gar keine blutdürstigen Absichten, und der Auftrag, den ihre Deputierten, die nun ins Haus hineingingen, mitnahmen, bedeutete selbst schon ein Einlenken; denn sie wollten nichts weiter, als daß die Entscheidung über die Rückkehr des Prinzen der Nationalversammlung, die

in acht Tagen zusammentreten mußte, überlassen werde. Sie trafen aber Camphausen gar nicht daheim; er war nach Potsdam zum König befohlen worden, und statt seiner empfingen der Graf Schwerin und Herr von Auerswald die Abgeordneten des Volkes, die sie länger als eine Stunde bei sich behielten. Danach harangierte Schwerin vom Balkon her die Menge, die geduldig ausgeharrt hatte, und Held wiederholte mit seiner Stentorstimme, was der Minister gesagt hatte: es war lediglich der Ausdruck des Bedauerns, daß der Ministerpräsident nicht vorhanden sei und die Antwort daher bis Montag mittag verschoben werden müsse. Das Volk von Berlin aber gab sich unter dem Zuspruch seiner Führer zufrieden, zog in guter Ordnung nach den Zelten zurück und ließ seinen revolutionären Zorn wieder einmal in einer Resolution verpuffen. Am Montag, pünktlich um 1 Uhr, gab Camphausen den Abgesandten die ihm abverlangte Erklärung, nachdem sie bereits in einem Plakatdruck an alle Straßenecken geklebt war; sie hielt sich genau auf der Linie, die Robert Prutz bei der Audienz in der Wilhelmstraße angegeben hatte: der Prinz werde, so hieß es darin, frühestens in vierzehn Tagen, d. h. nach der auf den 22. d. M. festgesetzten Eröffnung der Volksvertretung, in das Vaterland zurückkehren, vorher aber, wie es nie anders die Absicht gewesen, seine volle Zustimmung zu der betretenen neuen konstitutionellen Bahn öffentlich kundgeben. Mit andern Worten — von einer Unterwerfung unter den Willen der Nationalversammlung war keine Rede, geschweige von einer Widerrufung der Rückkehr.

Für Magnus hatte nun freilich die Stunde ebenfalls geschlagen; auch er mußte den Befehl niederlegen, und mit ihm schieden wohl alle oder die meisten seiner Kollegen, soviele überhaupt noch ausgehalten hatten, aus dem Korps aus. Die Studenten wählten sich jetzt ihren Kommandeur aus den eigenen Reihen, den Stud. phil. Ernst Brandt, Sohn eines Ratmannes in Magdeburg, der erst Ende April immatrikuliert war, aber bereits in hohen Semestern stand und sich als Einjährig-Freiwilliger im 2. Garde-Regiment die erforderliche militärische Bildung angeeignet hatte; er hat bis Ende Juli, wo er nach Hause ging, sich redlich bemüht, die Disziplin unter den Kommilitonen aufrechtzuerhalten; über Monecke und seine Rotte jedoch vermochte auch er nichts.

Die „Vertrauensparade" vom 23. Mai: die schwarze Fahne auf dem Altan der Universität.

Daß die Regierung die öffentliche Meinung im Lande wie in der Hauptstadt wiederum richtig getroffen hatte, bewiesen die Erklärungen, die in den Zeitungen für den Thronfolger erschienen, und der sympathische, oft jubelnde Empfang, der ihm auf seiner Heimreise bereitet wurde. Und nicht anders war die Stimmung in den Kreisen unserer Studentenschaft; die Radikalen verloren sogleich wieder das kaum eroberte Terrain. Dies zeigte sich bei einem neuen Vorstoß, den sie zehn Tage später versuchten, gelegentlich der „Vertrauensparade" der Bürgerwehr vor dem König am 23. Mai, dem Tage nach der Eröffnung der Nationalversammlung. Vom Schloß bis zum Brandenburger Tor und auf beiden

Seiten der Linden standen mit ihren Fahnen die Bataillone der Bürger und die fliegenden Korps. Auch die Studenten hatten, vermutlich vor der Universität, ihre Stellung eingenommen; nur wenige Rotten hatten sich ausgeschlossen. Während nun der König, von den Prinzen und einer glänzenden Suite gefolgt, beide Fronten abritt, sah man plötzlich, vielleicht in dem Moment, wo der Herrscher vorüberkam, eine schwarze Fahne vom Altan der Universität herabwallen.[1] Der Täter war wieder kein Immatrikulierter und ein nachträglich Zugezogener, ein gewisser Rechenberg aus Königsberg, wo er das Studentenkorps geführt hatte, eine, wie sich später herausstellte, sehr unerfreuliche Persönlichkeit; in Berlin gehörte er dem Korps gar nicht an und besaß nicht einmal eine Aufenthaltskarte; gerade deshalb war er offenbar mit der Tat betraut worden; denn daß es sich um ein Komplott, um eine Demonstration Moneckes und seiner Freunde handelte, war jedermann deutlich. Sofort aber zeigte sich wieder, wie gering ihr Einfluß war: Studenten und Professoren stürmten die Treppen hinauf; der Rektor selbst nahm die Fahne fort, und die Studenten faßten in der Aula eine Resolution, welche die Demonstranten des studentischen Namens für unwürdig erklärten.

Der Zug zum Friedrichshain am 4. Juni.

Dennoch gaben die Radikalen ihre Sache nicht verloren, und die Stimmung war, zumal unter dem Eindruck der ersten Verhandlungen in der Singakademie und des Verfassungsentwurfs der Regierung, immer noch erregt genug, um ihren Einfällen gelegentlich Wirkung zu verschaffen. So am 4. Juni bei dem Zuge nach dem Friedrichshain, der von ihnen selbst als Gegenschlag gegen die Rückberufung des Prinzen inszeniert wurde, ein Bekenntnis zu der Revolution, die noch vor wenigen Wochen allgemein als die Quelle aller Errungenschaften anerkannt war. Es ist aber für die Abflauung der Märzstimmung sehr bezeichnend, daß ein Vorschlag, der sich als Erinnerungsfeier an die „Märtyrer der Freiheit“ gab, als eine Wiederholung des Zuges vom 22. März, bei der alle Parteien vereinigt, alle Herzen in Wehmut zerschmolzen waren, jetzt nur mühsam sich durchzusetzen vermochte. Als der Studiosus Dehnicke ihn in dem neugebildeten „Verein für Volksrechte“ vorbrachte, fand er kaum Unterstützung; der Präsident selbst, Jacobi, unser großer Mathematiker, der soeben seinen Übertritt zur demokratischen Partei vollzogen hatte, sprach dagegen: durch seine Dialektik, die den 18. März nur als Teilerscheinung der Revolution darstellte, denn deren Geburtsstunde sei vielmehr der 3. Februar 1847 und sie befinde sich seitdem in unablässigem Fluß, gewann er die Versammlung; Dehnicke selbst zog seinen Antrag zurück. Die Kommilitonen aber hatten für solche oratorischen Finessen kein Organ; sie sahen, daß damit ihre Rolle als Helden des Freiheitskampfes, in die sie sich eingelebt, vorüber sei, daß der Strahlenglanz ihres Ruhmes ver-

1) Daß es im Beginn der Parade geschehen, sagt das Senatsprotokoll.

bleichen werde; und so geschah es, daß die Radikalen, als sie die Idee in der Aula noch einmal aufnahmen und den Zug als eine Veranstaltung der Studentenschaft beantragten, die Mehrheit mit sich fortrissen: ein Komitee wurde eingesetzt und Einladungen an alle Behörden und Vereine ausgesandt. Und jetzt zündete der Gedanke. Die politischen Vereine gaben fast ausnahmslos ihre Zustimmung; sogar der konstitutionelle Klub erklärte in corpore mitgehen zu wollen. Die amtlichen Kreise freilich hielten sich zurück. Die Staatsdiener fehlten ganz; von Stadtverordneten und der Bürgerwehr machte nur mit, wer wollte; denn verwehrt wurde es keinem. Auch der Rektor stellte es im Senat in das Belieben der Kollegen; diese aber erklärten sofort, daß niemand von ihnen sich beteiligen werde; und so werden die Ordinarien wohl sämtlich, vermutlich auch Jacobi, daheimgeblieben sein. Nicht einmal die Nationalversammlung ließ sich gewinnen. Auf sie war die eigentliche Spitze des Planes gerichtet: die immer stärker anschwellende Opposition der östlichen Provinzen gegen die Hauptstadt sollte gebrochen werden; aber die Majorität ging über den Antrag zur Tagesordnung über. So ward die Huldigung ausschließlich eine Demonstration der Linken. Nur ihre Redner nahmen das Wort. Der Schlesier Graf Reichenbach sprach für seine Parteigenossen in der Nationalversammlung; für den demokratischen Klub Börner; im Namen der Studentenschaft mit besonderer Glut und Wirkung Salis; Agathon Benary im Namen des Volksklubs auf „das große deutsche Vaterland"; zuletzt noch auf die akademische Jugend Held, der in diesen Wochen auf der Höhe seines Einflusses stand. Nicht weniger als zwölf Redner ließen sich hören. Es war eine Verschwendung von Kraftworten ohnegleichen. Aber die Waffen hatte man wieder daheim gelassen; nur so war den Wehrmännern das Mitgehen erlaubt worden; und in voller Ordnung, wie man hinausgezogen war, kamen alle wieder zu Hause an.

Insultierung Arnims und Sydows.

Die Ohnmacht der Radikalen konnte nicht besser illustriert werden als durch diesen Kontrast zwischen Worten und Taten. Sie konnten nur noch auf die Hülfe der Gasse zählen. Diese fehlte ihnen freilich zunächst noch nicht. Als die Linke in der Nationalversammlung die Vertreter des Volkes selbst zur Anerkennung der Revolution durch die Erklärung zwingen wollte, daß die Kämpfer vom 18. März sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten, blieb sie in der Minorität, freilich nur mit 19 Stimmen. Auf der Straße aber fand sie Unterstützung. Der Minister von Arnim ward, als er aus der Singakademie heraustrat, von der Menge, die vor dem Portal auf den Ausgang der Verhandlungen gewartet hatte, umringt und unter schweren Insulten in das Kastanienwäldchen hineingedrängt. In der Aula war gerade Studentenversammlung, um über die Teilnahme an dem neuen Wartburgtage zu beraten, zu dem die Jenaer Germanen eingeladen hatten.[1] Sofort stürzten die Kommili-

Die Studentenversammlung zu Eisenach.

1) Es würde aus dem Rahmen der Berliner Universitätsgeschichte herausfallen, wollte ich die Eisenacher Verhandlungen in den Text verweben; darum sei nur soviel davon gesagt, als für

tonen die Treppe hinunter und entrissen den Bedrohten der tobenden Menge. Der Tumult setzte sich in der Aula fort, denn Salis und seine Freunde ließen sich durch die Anwesenheit des Ministers, der selber das Wort ergriff, nicht abhalten zu frondieren und sich für die Sache des „souveränen“ Volkes einzusetzen; wie sich später herausstellte, hatte wieder einmal die Rotte Monecke, der an diesem Tage die Bewachung der Singakademie anvertraut war, die Hand im Spiel gehabt. Gleiches widerfuhr dem Prediger Sydow, der am 22. März an den Gräbern der Gefallenen gesprochen, jetzt aber mit der Majorität gestimmt hatte; auch er

---

Berlin ein besonderes Interesse hat. Bei den Vorberatungen, die am 8. Juni begannen, waren die Berliner noch nicht vertreten; sie trafen erst am Pfingstsonnabend (10. Juni) mit der Masse der anderen Besucher ein, die von den mitteldeutschen Universitäten in hellen Haufen hergezogen kamen, während Berlin gleich den andern entfernteren Universitäten gewählte Vertreter sandte. Diese gehörten wohl in der Mehrzahl zu den Radikalen, welche die Gemäßigten offenbar überrumpelt hatten (falls überhaupt eine von den Gemäßigten anerkannte Wahl stattgefunden hat), darunter Salis, Börner, Rechenberg und der in diesen Monaten vielgenannte ältere Mediziner Voswinkel aus Hagen (Sohn eines Justizrats und Neffe eines Obertribunalrats); auch der junge Diesterweg, der ebenfalls genannt ist, wird der Linken zuzuzählen sein. Eingeladen war zu einer allgemeinen Studentenversammlung. Da aber nicht bloß gefeiert, sondern über die Reform des akademischen Wesens beraten werden sollte, erhob sich sofort die Frage nach der Form der Abstimmung — ob nach Köpfen (was eine Majorisierung der entfernten und gerade der größten Universitäten durch die mitteldeutschen, Jena, Leipzig, Halle und etwa noch Göttingen, bedeutet hätte) oder nach den Studentenschaften der einzelnen Universitäten und entsprechend ihrer Frequenz. Es versteht sich, daß Berlin neben Wien, München und Breslau ganz und gar für den zweiten Modus eintrat, der denn auch, wie er die Logik für sich hatte, am Sonntag zum Beschluß erhoben wurde. Dies war nun freilich nicht mehr eine allgemeine Versammlung, sondern eine Vertretung, ein Parlament oder, wie man später dafür sagte, ein Gesamtausschuß der deutschen Studentenschaft. Auf je 100 Studenten sollte ein Vertreter kommen. Damit war den großen Universitäten und zugleich den Radikalen das Übergewicht gesichert, zumal da von den kleinen Universitäten, wie Erlangen, Rostock, Kiel, überhaupt niemand gekommen war; Berlin erhielt 12 Deputierte; die Wiener, alles Koryphäen der „Aula“, glaubten schon ein übriges zu tun, als sie für die 5000 Studenten, die sie hinter sich zu haben angaben, 27 Stimmen beanspruchten; Leipzig erhielt 9, Breslau und München je 8, während Marburg sich mit 3 und Greifswald mit einem Vertreter begnügen mußten. Indessen ließ sich die Masse der Kommilitonen, die zu Hunderten von den nahegelegenen Universitäten herbeigekommen waren, doch nicht ohne weiteres beiseite schieben; und so einigte man sich am 11. Juni abends dahin, das Parlament zwar sofort zu konstituieren, es aber zugleich bis ans Ende der allgemeinen Versammlung zu vertagen, damit diese zunächst die Prinzipien der Reformen feststelle. Dadurch kamen hier am 12. und 13. Juni die gemäßigten Elemente zu Wort. Die Radikalen hatten einen Vorstoß versucht mit einer Adresse an Hecker, für die sie Stimmen sammelten. Da war es wieder Karl Ludwig Ägidi, der, plötzlich, am 13. Juni, wie ein Deus ex machina in der Versammlung auftauchend, den Streich parierte; seiner Beredsamkeit gelang es, auf eine von ihm eingebrachte streng konstitutionelle Adresse in der Nationalversammlung Hunderte von Unterschriften zu vereinigen, weit mehr als die Republikaner für sich gewannen. Auch in die Debatte über die Universitätsreformen griff er aufs glücklichste ein; vor allem war es sein Einfluß, der den § 11 der Tagesordnung, die Bildung von Studentenschaften an den einzelnen Universitäten, aus denen die Gesamtvertretung erst hervorgehen sollte, zur einstimmigen Annahme brachte. Unter seinen Widersachern stand Salis mit an erster Stelle; schon bei der Vorberatung am 10. und 11. Juni hatte er sich hervorgetan, und in dem Parlament, das am 15. Juni zusammentrat, ward er zum Vizepräsidenten gewählt.

mußte in der Universität Schutz suchen. Fünf Tage später führte die wachsende Erregung zu neuen Exzessen: dem Raube der Gittertore an den Eingängen der Schloßhöfe, die vom Hofmarschallamt angebracht waren, um der Bürgerwehr den Wachtdienst zu erleichtern — oder ihn unnötig zu machen, und der Erstürmung des Zeughauses in der darauffolgenden Nacht. Bei der Wegnahme der Schloßgitter waren wieder Mitglieder des Studentenkorps beteiligt: Studiosus Friedrich, ein Berliner, Sohn eines Sattlers, der sich schon immer sehr wild gebärdet hatte, und der Rottenführer Referendar Rasch. Letzterer hatte das Einhängen der Gittertore bemerkt und seine Kameraden in der Aula aufgefordert, das neue Attentat auf die Freiheit zu hintertreiben; aber nur Friedrich war ihm gefolgt. Beide führten den Volkshaufen, der die Gitter wieder aushob und sie, dem Widerstand der Bürgerwehr zum Trotz, nach der Universität brachte, wo sie, eine Quelle der Verlegenheiten für Rektor und Senat, mehrere Wochen hindurch liegen blieben. Jedoch durfte Friedrich sich seines Triumphes nicht lange erfreuen; noch am Abend stieß er in der Neuen Königsstraße bei einem Umzuge, den er unter Vorantragung einer roten Fahne mit ein paar Dutzend halbwüchsiger Burschen hinter sich und unter dem Rufe „Es lebe die Republik" durch die Straßen des Nordens machte, auf einen Trupp der Bürgerwehr, der den Haufen auseinander jagte.[1] Auch Held Feinberg, der eben erst aus Holstein zurückgekehrt war, fand an diesem Tage das Ende seiner revolutionären Laufbahn; bei einem Auflauf in der Leipziger Straße vor dem Kriegsministerium fiel er der Bürgerwehr in die Hände. Zunächst wieder freigelassen, wurde er schon am 16. Juni abermals festgenommen und nun vor den Richter gestellt. Hier kam er (in zweiter Instanz) mit neun Monat Festungshaft davon, die er in Magdeburg verbüßte; danach aber wird es ihm weniger sanft ergangen sein, denn er wurde nach seiner Entlassung an seine Heimatsbehörde ausgeliefert.

Raub der Gittertore vor den Schloßhöfen.

Feinbergs Ausgang.

Niedergang der radikalen Partei: Zeughaussturm.

Man sieht aber immer von neuem, wie wenig tief die revolutionäre Strömung in unserer Studentenschaft reichte; es waren stets dieselben Lärmmacher, und nur, wo die nationale Empfindung oder das studentische Selbstbewußtsein sich beleidigt glaubten, gelang es ihnen, ein größeres Gefolge hinter sich herzuziehen. Auch der Beschluß des Wartburg-Parlaments, an den Universitäten „allgemeine Studentenschaften", der Gedanke der alten Burschenschaft, neu ins Leben zu rufen, hatte in Berlin nur einen sehr geringen Erfolg. Eine solche wurde zwar gegründet und gab sich eigene Statuten, aber zu einer Ausdehnung des Einflusses der Demokraten, die darin sofort die Oberhand gewannen, an der Uni-

1) Auch der Stud. theol. et phil. Arnold, wie Friedrich ein Berliner Handwerkerssohn und wütender Republikaner, war mit im Zuge. Gegen Friedrich ward im Februar 1849 von der Staatsanwaltschaft Anklage auf Hochverrat erhoben, jedoch wegen mangelnder Beweise zurückgewiesen; einer Verurteilung wegen des Raubes der Schloßgitter entging er durch den Tod (1850). Im Album der Universität war er schon am 18. Juli 1848 gelöscht worden. Arnold scheint glimpflicher davongekommen zu sein; im Album ward er erst am 3. Februar 1849 gelöscht.

versität führte auch diese Organisation nicht. Und ebensowenig die Stiftung einer radikalen Burschenschaft, der Teutonia (am 12. Juli), in der Salis und Rechenberg nur wieder ihren engsten Anhang sammelten. Auch bei den greulichen Szenen am Abend und in der Nacht des 14. Juni vor und in dem Zeughaus hielt sich die Masse der Studentenschaft zurück. Von dem Korps waren höchstens hundert zur Stelle, und man sieht nicht recht, ob die Hülfe, die sie leisteten, von ihnen gefordert oder angeboten war; jedenfalls bestanden sie bei dieser Gelegenheit, wo zum erstenmal seit dem 18. März wieder die Schußwaffe in Kraft trat, die Probe ebenso schlecht wie die Bürgerwehr.

Erstarken der Regierung

Je mehr aber die Revolution auf die Straße hinabstieg, um so besser wurde die Stellung der Regierung; alles was an der Aufrechterhaltung der Ordnung interessiert war, für Geschäft und Eigentum fürchtete, wandte sich zu ihr zurück. In der gleichen Richtung wirkten die Vorgänge in Frankfurt: das Überwiegen der nichtpreußischen Elemente im Parlament, die Wahl eines österreichischen Erzherzogs zum Reichsverweser und die Bemühungen um die Ausgestaltung der Zentralgewalt, die in dem Versuch gipfelten, die Truppen aller Bundesstaaten ohne Rückfrage bei ihren Kriegsherren dem Reichsverweser und der Reichsverfassung eidlich zu verpflichten. Das preußische Selbstbewußtsein fühlte sich dadurch verletzt; bis tief in die bürgerlichen Schichten hinein reichte die Erbitterung über diese Vergewaltigung des Staates, den seine besten Traditionen zur Führung der Nation berechtigten. Mit Reaktion hatte diese Stimmung an sich nichts zu schaffen; auch aufrichtige Freunde der neuen Verfassung bekannten sich zu ihr: gerade diejenigen, welche an die deutsche Sendung eines liberalen Preußens glaubten, und das waren Männer, die zu den Führern des geistigen und politischen Deutschlands zählten; bis in die Ministerien hinauf und selbst in der Armee waren sie vertreten. Es war ihnen nicht verborgen, daß die wirkliche Reaktion diese Strömung für sich ausnutzen würde und der Träger der Krone selbst von ihr mitgerissen werden könnte; die Furcht hiervor beherrschte die weitesten Kreise, und den Straßenexzessen selbst lagen diese Besorgnisse oder gar bestimmte Anzeichen antirevolutionärer Absichten zugrunde: wie ja in der Tat Friedrich Wilhelm niemals aufrichtig Frieden mit den liberalen Tendenzen geschlossen oder seine eigenen Ideen von Deutschtum und Freiheit aufgegeben hat. Dennoch wuchs die preußische Strömung von Tag zu Tag. Der Rücktritt Camphausens änderte daran nichts. Die neuen Minister waren gewiß nicht weniger konstitutionell gesinnt, und die Reformvorschläge, die sie vor der Nationalversammlung vertraten, noch entschiedener liberal; aber in der Verwaltung zogen sie alle die Zügel straffer an, auch Hansemann, der durch seine Konstabler der Bürgerwehr den Polizeidienst abnahm.

[illegible]

Auch in dem Kultusministerium spürte man den schärferen Luftzug, sobald nach dem kurzen Interregnum von Rodbertus der in der Bureaukratie ergraute Herr

von Ladenberg, der alte Regierungsbevollmächtigte an der Universität, die Leitung, zunächst provisorisch, übernommen hatte.

Die Fahnenfrage; neue Agitation.

Die Rückwirkung auf unsere Alma Mater machte sich bald bemerkbar. Gelegenheit zu schärferem Eingriff bot dem neuen Chef der Unterrichtsverwaltung die Feier des 3. August. Schon in den letzten Tagen des Juli war es wieder zu Ausschreitungen gekommen. Den Anlaß hatte das Aufstecken schwarz-weißer Fahnen auf den Kasernen des 24. und 9. Regiments und auf der Artillerie- und Ingenieurschule gegeben — offenbar eine militärische Demonstration gegen den Beschluß der Nationalversammlung in Frankfurt über die Vereidigung der deutschen Truppen; auch die deutsche Kokarde, welche die Armee nach dem 18. März neben der preußischen hatte anlegen müssen, war von den Soldaten vielfach fortgeworfen worden, ohne daß die Offiziere dagegen eingeschritten waren. Von den Kasernen wurden die Fahnen, es hieß auf Befehl des Kriegsministers, wieder eingezogen; die auf der Artillerie- und Ingenieurschule aber ward, so wird wenigstens berichtet, gewaltsam entfernt. Die Studenten waren hier wieder mit ihren Herzen auf seiten des Volkes; und der Rektor wagte nicht einzuschreiten, als sie auf dem Altan der Universität an Stelle der beiden deutschen Fahnen, die bereits stark verwittert waren, zwei neue schwarz-rot-goldene Banner aufsteckten: ein Verbot wäre ihm als Feindseligkeit gegen die deutsche Einheitsbewegung ausgelegt worden. Im Ministerium aber nahm man ihm dies sehr übel. Ladenberg beschied Müller sofort zu sich und äußerte in starken Worten sein Befremden über die Laschheit der akademischen Behörden gegenüber den studentischen Exzessen; er bestand nicht geradezu auf der Entfernung der deutschen Fahnen, aber er forderte, daß für die bevorstehende Feier zwischen den beiden deutschen eine preußische Fahne aufgesteckt werde; er hörte auf keine Einwände des Rektors: um jeden Preis müsse es geschehen; er selbst werde dafür sorgen, daß keine Ausschreitungen dabei vorkämen. Übrigens handelte er dabei gar nicht aus eigener Initiative, sondern folgte einem Beschluß des Staatsministeriums, hinter dem der ausdrückliche Wille des Königs stand. Der Senat, dem Müller alsbald berichtete, wiederholte dem Ministerialverweser die von dem Rektor geäußerten Bedenken und verteidigte sich im übrigen gegen die Vorwürfe der Nachlässigkeit, auch durch den Hinweis, daß die Regierung selbst die Universität, deren Macht in der Hauptsache nur eine moralische sei, im Stich gelassen habe; erst auf eine schriftliche Anweisung ließ er sich zu dem befohlenen Schritte herbei. Die Folgen blieben nicht aus. Schon am 2. August abends drängten sich wieder unter den Linden lärmende Massen; wilde Gerüchte von einem Kampf in Charlottenburg erfüllten die Luft; schon wollte man Kanonendonner gehört haben. Letzteres war nun freilich eine Verwechslung; irgendwo vor den Toren war von einem Orchester eine Schlachtmusik exekutiert worden, und die dabei angebrachten Kanonenschläge hatten phantasiereichen Gemütern das Brüllen der Ge-

Ladenberg fordert Einschreiten des Rektors.

Die Schlacht von Charlottenburg, 2. August.

schütze vorgetäuscht. Aber eine Schlacht war in dem Nachbarorte wirklich im Gange; sie tobte vom Schlosse ab die ganze Berliner Straße entlang bis hin zur Grenze des Charlottenburger Polizeibezirks. 80 bis 100 Kommilitonen waren nachmittags auf sieben Torwagen zum Spandauer Berg hinausgefahren, um ihrem Freund und Führer Salis einen Abschiedstrunk zu weihen; denn dieser hatte endlich die Hoffnung aufgegeben, seine republikanischen Saaten in den steinichten Boden der norddeutschen Monarchie zu säen, und rüstete zur Heimfahrt in die freie Schweiz. Auf der Rückkehr gegen 10 Uhr vor der Kaserne auf dem Luisenplatz unter dem Gesange des Gaudeamus angelangt, machten sie halt, um den Zug neu zu ordnen. Sie führten auf dem vordersten Wagen eine deutsche Fahne mit sich, die ihnen der Wirt des Moskauer Gartens, wo der Kommers gefeiert worden, gegeben hatte. Kaum aber hatte der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt, als sie sich von Soldaten angegriffen sahen. Es waren Mannschaften des verhaßten 2. Garde-Regiments, denen sich noch Gardedukorps zugesellt zu haben scheinen. Der erste riß die Fahne vom Wagen. Sofort sprangen mehrere Studenten herab, um ihr Freiheitszeichen wieder zu erobern; und nun begann das Ringen, bei dem es nicht nur Püffe, sondern auch blutige Köpfe gab. Die Soldaten scheinen sich dann, auf Zureden ihrer Offiziere, zurückgezogen zu haben. An ihrer Stelle aber gaben die Charlottenburger den Studenten, welche den Philistern zum Trotz Arndts Vaterlandslied anstimmten, das Geleite; Arbeiter, Gesellen, Lehrlinge, alles war gegen sie. Sie riefen: „Hinaus mit den Barrikadenhelden! Wir wollen ihnen zeigen, daß wir Charlottenburger sind.“ Besonders schlimm erging es den Bedrängten in der Gegend des Hippodroms und an der Brücke, wo sie mit einem Bombardement scharfkantiger Chausseesteine empfangen wurden; erst als vom Großen Stern her sich Berliner in großen Scharen zeigten, um Hülfe zu bringen, ließen die Verfolger von ihnen ab.[1]

---

1) Benutzt wurden Berichte Brandts, der mit im Zuge und auf dem ersten Wagen war, des Kommandeurs des 2. Garderegiments, Graf Schlieffen, und des Majors von Herwarth (alle drei im K.-M., General. I 13, Vol. 1); ferner Berichte des Regierungsassessors Teßmer als Leiter der Polizei in Charlottenburg an den Berliner Polizeipräsidenten von Bardeleben und eines Studiosus Gsellius (beide unter den Polizeiakten, Geh. Preuß. Registr. K.-M. Nr. 51). Natürlich weichen alle so weit voneinander ab, daß ein klares Bild daraus zu entwerfen unmöglich ist. Nach Brandts Schilderung trifft die Studenten keine, nach der der Offiziere alle Schuld. Verhältnismäßig am objektivsten scheint der Assessor zu erzählen. Ganz verwischt sind die Vorgänge in den amtlichen Relationen, von denen die eine sogar von Teßmer mitunterzeichnet ist. Ich gebe nur soviel, als sich ungefähr festhalten läßt. Auch die Zahlen schwanken zwischen 50 und 200. Darin folge ich Brandt. Nach andern wären auch junge Künstler und sogar Arbeiter mit den Studenten gewesen.

Am 6. August wäre es bald noch zu einer Schlacht auf dem Kreuzberg zwischen den Berlinern und den Teltower Bauern gekommen. Die Berliner Demokraten hatten einen neuen Massenzug zum Denkmal der heiligen Allianz veranstaltet, als Gegenschlag gegen die Parade, die der König für diesen von den Frankfurtern zur Truppenvereidigung bestimmten Tag angeordnet hatte. Die Teltower aber hatten morgens (denn schon ließen sich die Berliner vor dem Hallischen Tor erblicken) den Berg besetzt und dem Schwarz-Rot-Gold der Hauptstädter das schwarz-

Lärmszene vor der Universität am 3. August.

Am andern Morgen punkt 9 Uhr, wie es vom Minister befohlen war, erschien der Rektor auf dem Altan der Universität, um die preußische Fahne, genau in der gleichen Größe wie die beiden deutschen, zwischen ihnen anbringen zu lassen. Aber was er vorausgesagt, geschah: vier oder fünf Kommilitonen waren gekommen, um zu helfen[1]; alle andern, auch die frömmsten und stillsten Gemüter, hielten sich fern. Um 12 Uhr, zur gewohnten Stunde, begann die Feier in der Aula. Die Staatsminister waren fast vollzählig und mit zahlreichen Räten erschienen: neben dem Kriegsminister erblickte man den Chef des Generalstabes, Generalleutnant von Reyher, beide in Uniform, während Auerswald und seine Kollegen den bürgerlichen Frack angelegt hatten; auch die Nationalversammlung war durch ihre Präsidenten, Grabow und Dr. Kosch, und durch mehrere Abgeordnete vertreten; von der Universität sah man fast nur Ordinarien, die außerordentlichen Professoren und Privatdozenten glänzten meist durch Abwesenheit. Während nun Johannes Müller seine Rede hielt — nach einer Einleitung über die Notwendigkeit und den Segen der freien Institutionen das Verhältnis der neuen Richtung in der Naturforschung zu der Philosophie und dem Empirismus der abgelaufenen Epoche erörternd —, begann im Vorhof ein wüstes Treiben: man warf mit Steinen beschwerte Stricke nach der schwarz-weißen Fahne hinauf, um sie daran herabzuzerren; einzelne machten Miene, zum Balkon hinaufzuklettern. Die Übeltäter waren nur wieder eine kleine Gruppe; auch wurde ihnen das Handwerk bald gelegt: aber die Sympathien waren diesmal nicht gegen sie; dies zeigte die schwarz-rot-goldene Fahne an, welche man am Gittertor befestigt hatte, darunter die Worte: das sei die Fahne der Berliner Studentenschaft — die auf dem Balkon neu aufgepflanzte sei durch den Rektor auf höheren Befehl dorthin gebracht worden.

Schriftwechsel zwischen Ministerium und Senat.

Im Staatsministerium wich man nun doch einen Schritt zurück; noch am Abend wurden sämtliche Fahnen auf den öffentlichen Gebäuden eingezogen. Im übrigen aber ging Ladenberg, von seinen Kollegen ausdrücklich dazu autorisiert,

weiße Banner entgegengestellt, schließlich aber doch die Vorsicht als den besseren Teil der Tapferkeit gewählt und den Rückzug angetreten. — Anstifter waren auch diesmal die Studenten, die zu der Vorversammlung am 4. August in der Villa Colonna eingeladen hatten; sie stellten dort den Vorsitzenden, Friedrich Wilhelm Schirrmacher aus Danzig (den späteren Historiker), neben dem Agathon Benary zur Leitung berufen wurde.

1) Man wird bei diesen an Gustav von Diest, Robert von Puttkamer (den späteren Minister) und ihre Freunde denken dürfen, die am 3. August öffentlich und zugleich in einer Eingabe an den Senat gegen die Demokraten auftraten. Diest hatte infolge eines Plakats, worin er gegen die Anmaßung der Gegner, sich als „Die Berliner Studentenschaft“ zu gerieren, protestierte, ein Pistolenduell mit Studiosus Goldschmidt auf dem Spandauer Berg auszufechten, das unblutig verlief. Auch kam es zu einer Reihe von Säbel- und Schlägermensuren. Vgl. Gustav von Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen, S. 107. Die Eingabe an den Senat ist von Puttkamer und den Theologen Paul Friedländer und Hermann Keipp unterzeichnet. Auch in der Spenerschen Zeitung erschien ein solcher Protest, unterzeichnet von dem Studiosus Pischon, dem Sohn des Pastors, den wir als Schleiermachers Amtsbruder kennen gelernt haben. Der Senat selbst erließ eine entsprechende Erklärung.

auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts. Er gab, schon am 4. August, dem Senat auf, darüber zu beraten, ob sich nicht der Schluß der Vorlesungen unter Verkürzung des Lehrstoffs baldigst herbeiführen lasse; den nicht einheimischen Studierenden müsse der Aufenthalt in den Ferien verboten, das Universitätsgebäude geschlossen werden; die Auflösung des Studentenkorps werde dann von selbst erfolgen. Von neuem rügte er den Mangel an Energie seitens der akademischen Behörden, dem die Zerrüttung der Disziplin größtenteils schuld gegeben werden müsse; und er forderte den Rektor auf, fortan um so ernster die ihm obliegenden Pflichten ins Auge zu fassen und sich die Folgen fernerer Nachsicht klar zu machen: die Regierung würde andernfalls zu den ernstesten Maßregeln greifen, und wäre es selbst die Auflösung der Universität.

Der Senat ließ sich mit der Antwort Zeit, also daß Ladenberg bereits ungeduldig wurde und mehrmals auf Beschleunigung drängte; als sie endlich erfolgte, trug jener noch einmal alle die Fälle vor, in denen die Universität seitens der Behörden im Stich gelassen war, und erinnerte dagegen an das Verhalten des Grafen von Schwerin und des früheren Polizeipräsidenten, die durch ihr Auftreten in der Aula den Übermut der Studenten erst großgezogen hätten; auch auf diejenigen Fälle wies er hin, in denen er bereits eingeschritten war, sowie auf die gute Haltung der großen Mehrzahl der Studenten, die Dienste, die im April und März von ihnen gefordert und geleistet wären, den Fleiß, den sie in diesem Semester gezeigt hätten; die Vorlesungen seien so gut wie nur je besucht worden.[1] Und Ladenberg, der ja die Gesinnungen der regierenden Korporation sehr wohl kannte und sich im Grunde mit den maßgebenden Männern eins wußte, war verständig genug, Entgegenkommen zu zeigen und die Haltung des Senats anzuerkennen. Seine Forderung, alsbald den Schluß der Vorlesungen herbeizuführen, machten die Ferien selbst unnötig[2]; indem die beiden Hauptportale geschlossen wurden, war auch den Aulaversammlungen der Riegel vorgeschoben; von dem Studentenkorps blieb ein kleiner Stamm bestehen, aber niemand durfte mehr aufgenommen werden, die Abreisenden mußten ihre Waffen abliefern, die

Ferienschluß.

1) Auch der Öffentlichkeit gegenüber, in der die Klagen des Ministers Widerhall fanden, verteidigte der Senat sich und die Studenten, und zwar durch Lachmanns Feder in dem neugegründeten Preußischen Staatsanzeiger, „zum großen Verdruß der Reaktionäre“, wie Lachmann an Haupt schreibt (Briefe, S. 199). Die Hauptagitatoren war man ja bereits los; im Album waren sie am 18. Juli gelöscht worden. Einer der Teilnehmer an der am 3. August verübten Aufwiegelei ward am 8. mit Relegation gestraft. Dies war ein Mecklenburger, der erst Ende Mai immatrikuliert war, der Sohn des Bürgermeisters Langfeldt von Güstrow, desselben, mit dem der Herr Rittergutsbesitzer Pomuchelskopp als „Fasan vom Großherzog“ auf dem Landtag zu Malchin ein für ihn selbst so fatales Abenteuer erlebte (Reuters Stromtid, 2. Teil, 21. Kapitel). Er wird wohl einer der Sünder gewesen sein, welche die preußische Fahne auf dem Altan der Universität nicht leiden wollten.

2) Das Schreiben des Senats war vom 10. August datiert; mundiert aber ward es erst am 12. und abgesandt gar erst am 15. abends, dem Tage des Semesterschlusses.

Schießübungen wurden fast eingestellt und die ihrer Agitatoren beraubte Schar führte ein völliges Stilleben. Am Schluß der Ferien gelang es, das Kommando in einem gemieteten Lokal auf dem Bauhof unterzubringen und dadurch das Auditorium Nr. 2 im Westflügel, das ihm eingeräumt war, für die Vorlesungen zurückzugewinnen. Die Waffen wurde man allerdings noch nicht los, denn der dem Kriegsminister vorgetragene Wunsch, sie in den Räumen über der Königswache niederlegen zu dürfen, ließ sich nicht erfüllen; aber da das Gesetz über die Neuorganisierung der Bürgerwehr, das der Nationalversammlung demnächst vorgelegt werden mußte, die Aufhebung der fliegenden Korps vorsah, so konnte man hoffen, daß das Wintersemester wieder ganz den Studien gehören werde. Wie ruhig alles bei uns geworden, zeigte sich darin, daß unsere Studentenschaft auf dem zweiten Studentenparlament in Eisenach Ende September gar nicht vertreten war.[1]

Die Oktober-Exzesse.

Der Beginn des neuen Studienjahres, in dem die Fasces academici Karl Immanuel Nitzsch anvertraut waren, brachte die Gemüter noch einmal in Wallung. Denn er fiel zusammen mit dem Ausbruch der Krisis, die nach ein paar Wochen stärkster Spannung mit dem Siege der Regierung über die Revolution ihren Abschluß fand. Der 15. Oktober, an dem Böckh, um der öffentlichen Meinung genug zu tun und einer Weisung der Regierung folgend, ausnahmsweise in deutscher Sprache die Festrede hielt, ging noch verhältnismäßig ruhig vorüber. Am nächsten Tage aber kam es zu einem schweren Zusammenstoß zwischen dem von den Demokraten schon ganz verhetzten Proletariat und der Bürgerwehr. Mit Not gelang es, das Waffendepot vor den Arbeitern, die in die Universität einzudringen versuchten, zu schützen. Hierbei, wie bei der Weigerung, die Aula zu einer Beerdigungsfeier für die erschossenen Arbeiter herzugeben, fand der Rektor auch bei den Kommilitonen Unterstützung. Aber es ließ sich nun nicht umgehen, das Korps in die Universität zurückzuverlegen und ihm von neuem

1) Rechenberg, hier wieder, neben Karl Schurz, einer der Wortführer, gerierte sich, obgleich er den Aufruf der demokratischen Fraktion „an das deutsche Volk“ als „Rechenberg aus Berlin“ mitunterzeichnete, doch nur als Vertreter Königsbergs, wozu er übrigens, da er dort längst gelöscht war, ebensowenig berechtigt war. — Ihn los zu werden, wurde dann aber der Universität noch schwer gemacht. Am 18. Oktober erschien jener Aufruf als Plakat an den Straßenecken, und der Senat hielt es für nötig, das Publikum durch die Zeitungen über das Verhältnis Rechenbergs zur Universität aufzuklären. Demungeachtet trug ein Aufruf zur Konstituierung der Berliner Studentenschaft, der acht Tage später am schwarzen Brett des Studentenkorps (es hing an dem einen Pfeiler des Gittertores) erschien, wieder Rechenbergs Namen. Und wenn es endlich gelang, den unbequemen Herrn aus der Universität herauszutreiben, so doch nicht aus der Stadt; da er an einer üblen Krankheit litt, auch über die nötigen Subsistenzmittel verfügte, war selbst die Polizei dazu nicht kompetent. Anfang November hatte er sogar die Dreistigkeit, um seine Immatrikulation nachzukommen und, als der Rektor sie ihm verweigerte, bei dem Ministerium eine, natürlich erfolglose, Beschwerde einzureichen. Danach scheint er das Feld geräumt zu haben; der Belagerungszustand wird es ihm verleidet haben. Im Juni 1849 tauchte er nochmal auf, und im Juni 1850 verfiel auch er dem Richter; er erhielt wegen schwerer wörtlicher Beleidigung des Staatsministeriums 6 Monate Festungsarrest.

ein Auditorium einzuräumen. Lange dauerte die Herrlichkeit doch nicht. Schon am 17. Oktober ward das neue Gesetz über die Bürgerwehr publiziert; am 21. gab Ladenberg dem Senat auf, das Korps aufzulösen und die Waffen abzuliefern. Dieselben kamen nun in das Zeughaus zurück[1]; aber die Auflösung, mit der der Senat den Universitätsrichter betraut hatte, zögerte sich, wie bei den andern fliegenden Korps, noch hin. Ohne Frage eine Folge der wieder ansteigenden Erregung. Der Kommandeur der Bürgerwehr, jetzt Major Rimpler, hatte den Senat aufgefordert, die Waffen an ihn herauszugeben, da ihm die fliegenden Korps durch das neue Gesetz untergeordnet wären, und beschwerte sich, nachdem ihm der Tatbestand angezeigt war, bei dem Minister — natürlich vergeblich. Es geschah dies im Zusammenhang mit Umtrieben in dem Korps selbst, das wieder bis auf 100 und mehr Mitglieder angewachsen war und mehr als früher die demokratischen Elemente, nach einer Erklärung des Rektors besonders Juden und Polen, an sich gezogen hatte; auch der neue Kommandant, ein Studiosus Wagener, Sohn eines Subalternbeamten, scheint sich auf ihre Seite geneigt zu haben.

Auflösung der Studentenwehr

Nun aber kamen die Ereignisse des November: die Erklärung des neuen Ministerpräsidenten Graf Brandenburg am 9. vor der Nationalversammlung, wodurch er ihre Vertagung und Verlegung nach der Stadt Brandenburg ankündigte, der Einmarsch Wrangels in Berlin am 10. und die Verhängung des Belagerungszustandes am 12. Damit war den Hoffnungen der Demokratie und den Besorgnissen des Senats ein Ende gemacht: mit der Bürgerwehr und allen fliegenden Korps ward auch das der Studenten seiner Dienste quitt erklärt; eine Verfügung des neuen Polizeipräsidenten, des dritten in dem „tollen" Jahre, Herrn von Hinckeldeys, genügte, um den Satz der altpreußischen Monarchie, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, auch den akademischen Bürgern wieder ins Bewußtsein zu bringen.

Die Novemberkrisis, letzte Aufwallungen u. der Studentenschaft

Freilich so ganz still ließen diese es sich doch nicht gefallen: im Widerhall mit der allgemeinen Erregung erhob die Berliner Studentenschaft noch einmal ihre Stimme; und wenn auch diesmal die Masse sich zurückhielt, so waren es doch nicht die Schlechtesten, welche den Knebel, den die Regierung der Öffentlichkeit anlegte, wegzudrücken versuchten. Der erste Gedanke war, den aus dem Schauspielhause herausgetriebenen Vertretern des Volkes die Aula anzubieten. Leider war diese zugesperrt, denn mit dem neuen Semester war die alte Hausordnung wieder eingeführt, und Rektor Nitzsch war nicht der Mann, um sich sein Recht als Hausherr schmälern zu lassen. So mußten die renitenten Kommilitonen ihre Versammlung, zu der sie auf den Vormittag des 11. November eingeladen hatten — natürlich ohne den Rektor in Kenntnis zu setzen —, wieder auf dem Vorplatz vor der Aula abhalten. Unterdessen aber waren, so erfuhr man,

1) Leider nicht alle, da es sich herausstellte, daß manche [illegible].

den Abgeordneten bereits das Schützenhaus und andere städtische Säle eingeräumt worden. Man setzte daher eine neue Tagesordnung fest, den Erlaß einer Adresse an die Vertriebenen, und war gerade im Begriff, die Diskussion hierüber zu eröffnen, als der Herr Rektor höchstselbst erschien und die Versammlung für ungesetzlich erklärte: er werde, sprach er, die Erlaubnis nicht eher geben, als bis ihm die Tagesordnung vorgelegt sei. Obschon sich nun ein Sturm des Unwillens über diese „Beschränkung des freien Versammlungsrechtes und die Wiedereinführung der Zensur“ erhob, fügten sich die Kommilitonen doch dem Vertreter der Macht. Sie setzten außer der Adresse noch als zweiten Punkt auf die Tagesordnung eine Erklärung über das freie Versammlungsrecht und wählten eine Deputation, welche dem Rektor diese Wünsche vorzutragen hatte. Nitzsch aber war so rückschrittlich gesinnt, daß er die Diskussion über den zweiten Punkt kurzerhand verbot und die über den ersten für eine Stunde aussetzte, da, wie er sich äußerte, seine Überzeugung von der Stellung der Nationalversammlung eine andere sei als die der Kommilitonen. Das war ja nun, wie einer der Abgewiesenen sich ausdrückte, „eine völlige Unterdrückung der Gesinnungsfreiheit, eine Gesinnungszensur, wie sie nur in den Zeiten des Absolutismus erhört war“.[1] Ihre Entrüstung durchbrach jetzt alle Schranken; einstimmig ward beschlossen, über das Bedenken des Rektors zur Tagesordnung überzugehen und der Nationalversammlung eine Loyalitätsadresse zu überreichen; mit ihrer Abfassung und Überbringung wurde dieselbe Deputation betraut, die sich dazu in die Portierloge verfügte. Unterdessen zog man Erkundigungen über den Verbleib der Abgeordneten ein und beschloß, der Deputation bei der Überreichung der Adresse das Geleit nach dem Schützenhaus zu geben. Über Weiteres schweigt leider die Historie; nur über den Schlußakt des Dramas verbreitet sie noch helles Licht, aus den Märtyrerakten des Universitätsgerichts: mit Karzer, Consilium abeundi und Exklusion, in einem Falle sogar mit Relegation dämpften Rektor und Senat die Geister der Empörung; unter dem Belagerungszustand ging alles glatt vonstatten, in wenigen Tagen war die Ruhe hergestellt.[2] Als im Sommer 1849 der Minister

1) Bernhard Endrulat in seiner Beschwerdeschrift an den Minister (s. u.).

2) Von Interesse sind die Namen der Bestraften, in denen wir wohl auch die Mitglieder der Deputation und Adreßkommission zu sehen haben: Bernhard Endrulat, Rudolf Dehnicke (der Anstifter des Zuges nach dem Friedrichshain vom 4. Juni), Felix von Stein-Kochberg, Karl Rudolf Friedenthal, Konrad Reinert, Friedrich Wilhelm Schirrmacher und Wilhelm Wehrenpfennig. Also fast durchweg Jünglinge, die sich später in Politik oder Wissenschaft betätigt und zum Teil ausgezeichnet haben. Stein war ein naher Verwandter des Ministers von Altenstein, ein Sohn seines Neffen und Geheimrats, der Urenkel der Freundin Goethes. Er und Endrulat waren Freunde Paul Heyses (s. dessen Jugenderinnerungen S. 59) und gleich ihm der Poesie beflissen. Friedenthal ist der spätere Minister, Wehrenpfennig Treitschkes Freund, Mitherausgeber der Preußischen Jahrbücher; Reinert war ein Schweizer, Sohn eines Regierungsrats in Solothurn, also ein engerer Landsmann von Salis. Am schärfsten ward der junge Stein-Kochberg bestraft, mit der Exklusion, nachdem er eben erst immatrikuliert war; das Consilium abeundi erhielten

den Senat aufforderte, darüber zu wachen, daß kein Student den Aufständischen in Baden zuziehen möge, konnte dieser ihn völlig beruhigen. In der Tiefe mochte es hier und da noch grollen: die Teutonia, Salis' und Rechenbergs Schöpfung, blieb am Leben und pflegte ihre demokratischen Ideale; sie mochte zuzeiten wohl bis 20 Mitglieder zählen; auch gab es ab und an ein paar unruhige Köpfe, die sich von den Debatten in dem demokratischen Volksverein berauschen ließen. Im ganzen aber senkte sich die erschlaffende Luft, die der stürmischen Bewegung des Revolutionsjahres allgemein folgte, auch auf die Berliner Studentenschaft herab und verlieh dieser wieder das Gepräge der Solidität und Gesetzlichkeit, das sie zur Genugtuung der Regierung und aller Freunde der Ordnung so lange Jahre vor anderen Hochschulen ausgezeichnet hatte.

2. Der Lehrkörper.

Spaltungen im Lehrkörper; allgemeine Beteiligung an der Bewegung

Die Wirkung der Revolution auf die Lehrer war noch größer als auf die Studenten. Wenn diese, soweit sie sich an dem öffentlichen Leben beteiligten (und das war, wie bemerkt, nur die Minderheit), durch die Revolution sich spalteten, so geriet die Lehrerschaft fast in Auflösung: von Hengstenberg und Stahl bis zu Virchow und Cybulsky kamen in ihr alle Strömungen, die in der gewaltigen Bewegung durcheinanderwirbelten, zur Geltung; kaum einer schloß sich, wenigstens in den ersten Monaten, vom öffentlichen Leben aus. Sogar Piper stand schwertgegürtet auf der Rampe vor dem Palais des Prinzen von Preußen Wache, unterzeichnete Adressen und ließ sich, wenn auch nicht unter den Zelten, so doch in den engeren Kreisen seiner Gesinnungsgenossen hören. Manch einer steuerte aus den Schätzen seines Wissens zur Aufklärung der öffentlichen Meinung bei: Riedel schrieb über die Geschichte der Bürgerwehr; Friedrich von der Hagen belehrte über den Ursprung der nationalen Farben, die er aus dem Wehrschild der alten deutschen Kaiser ableiten wollte; Helwing stellte die Wahlgesetze, die Ausführungsreglements und die wichtigsten Momente der Diskussion darüber durch den Landtag zusammen; Dieterici unterwarf das statistische Bureau den neuen Gedanken, indem er in den „Mitteilungen" das statistische Material in bezug auf die Wahlen verarbeiten ließ. Es tauchte sogar der Gedanke auf, eine aktenmäßige Geschichte der Märzrevolution (auf die wir noch heute warten) herzustellen, und kein Geringerer als Friedrich von Raumer wurde darum ersucht; aber er dankte. Die Jüngeren, wie Maercker, Minding, Marx, und in seinem Bericht über die oberschlesische Seuche auch Rudolf Virchow, suchten durch Flugschriften zu wirken. Dies waren besonders die Anhänger der

Dehnicke, Reinert und Endrulat, der seit Ostern auf der Universität war; unterschreiben mußten es Friedenthal und Wehrenpfennig, der ebenfalls (er kam aus Jena) erst seit wenigen Tagen Berliner Student war; Schirrmacher ward freigesprochen. — Die Relegation ward über einen Stud. jur. Nawrowski verhängt, der sich geradezu geweigert hatte, Büchse und Hirschfänger zurückzuliefern.

extremen Meinungen. Im Sinne der alten Regierung trat, zunächst wenigstens, kaum einer hervor, Hengstenberg etwa ausgenommen. Von Eichhorn rückten sie alle ab, auch diejenigen, welche, wie Gruppe, ihm früher zu Diensten gewesen waren. Der Regierung liehen im Wechsel der Ministerien manche ihre Feder, so von neuem Siegfried Hirsch und Rudolf Köpke. Vor allem aber rief die Wahlbewegung im April Professoren und Dozenten auf den Schauplatz: die Väter des deutschen Einheitsgedankens, wie Maßmann und Jakob Grimm, und die Stürmer und Dränger, wie Virchow und Adolf Erman. Der konstitutionelle Klub, der in diesen Wochen noch verschiedene Richtungen umschloß, stellte Keller, Jacobi, Dove und Raumer als Kandidaten für die eine oder die andere der beiden nationalen Versammlungen auf, dazu noch Nauwerck und Alexander von Humboldt. Dieser und Keller verzichteten, und von den anderen sind nur Grimm, Raumer und Nauwerck nach Frankfurt gekommen. Auch Wilhelm Adolf Schmidt erreichte einen Platz in der Paulskirche. Riedel und Daniels wurden in die Berliner Nationalversammlung gewählt. Die meisten aber erlagen, auch Michelet, so eifrig er seine Bewerbung für beide Parlamente betrieb. Den Höhepunkt des Wahlsturms bezeichnet der Kampf, den Jacobi, der Mathematiker, der für die preußische Nationalversammlung als Kandidat aufgestellt war, im Politischen Klub entfesselte, und der zu seinem Ausscheiden aus demselben und seinem Übertritt zur demokratischen Partei führte.[1]

Kandidaturen für die Parlamente.

Kämpfe um die Universitätsreform.

Für die Geschichte der Universität hat dies alles geringere Bedeutung als der Kampf, der über die mit der Revolution zugleich auftauchende und an allen deutschen Universitäten diskutierte Frage einer durchgreifenden Reform des gesamten Universitätslebens auch bei uns entbrannte; am frühesten begonnen, hat er am längsten gedauert, ist am heftigsten geführt worden und hat zu einer Spaltung geführt, in der jeder Dozent für oder wider Partei nahm.

Bildung einer Oppositionspartei unter den Extraordinarien und Privatdozenten.

Den Beginn machte eine Eingabe des Professor Marx vom 25. März, die zugleich im Namen anderer, ungenannter Kollegen gestellt war. Sie enthielt das

1) Im Zusammenhang hiermit steht sein Versuch, ein Ordinariat in der philosophischen Fakultät zu erlangen, was er Anfang Mai bei Graf Schwerin geradeswegs beantragte. Wissenschaftliche Gründe gab er nicht an: es sei ihm, erklärte er, unter den obwaltenden Zeitverhältnissen ein Bedürfnis, sich einer Korporation anzuschließen, und wünsche er, an dem unter des Ministers Leitung stehenden Reorganisationswerk mit seinen Erfahrungen teilzunehmen. Wirklich ließ Schwerin sich herbei, die Fakultät zu einer Begutachtung dieses Antrages aufzufordern. Das Protokoll von deren Sitzung am 8. Juni zeigt deutlich die Verlegenheit an, in welche sich ihre Mitglieder durch diesen Vorstoß des liberalen Kollegen versetzt fühlten. Auch die Motive, welche geltend gemacht wurden, sind für die Einzelnen und für die Gesamtstimmung charakteristisch. Für die Aufnahme erklärte sich außer Heinrich Rose niemand. Und das bei allem Hin und Her schließlich ablehnende Votum wurde bis zum 5. Juli, also bis nach dem Sturze Schwerins, hinausgeschoben. Ladenberg wies dementsprechend Jacobis Antrag zurück. — Mundt glaubte, seine Dienste dem Minister für das Reorganisationswerk ebenfalls anbieten zu können, und erreichte es in der Tat, daß ihm Einsicht in die Ministerialakten gestattet wurde.

Ersuchen, zu einer Versammlung der Extraordinarien und Privatdozenten für die Beratung ihrer Angelegenheiten, zunächst am 28. März, vielleicht auch für fernere Versammlungen, eines der größeren Auditorien, etwa Nr. 6, einzuräumen und einen Pedell mit dem Herumtragen des Zirkulars zu der Versammlung zu beauftragen. Der Gegenstand der Verhandlungen werde, wie sich verstehe, ein gesetzlicher sein und das Resultat ganz in gesetzlicher Weise Sr. Magnifizenz und dem Senat vorgelegt werden. Daß die Tagesordnung, die nicht mitgeteilt war, dem Senat wenig willkommen sein würde, war offenbar. Aber in diesen Tagen, wo die Studenten im Besitz der Aula waren, ließ sich ein solcher Wunsch der Kollegen nicht wohl ablehnen; und so bewilligte Müller den Antrag. Er selbst aber versuchte es, bevor noch die Versammlung stattgefunden hatte, mit einem Gegenschlag: er berief am 27. März den gesamten Lehrkörper in die Aula, auch er ohne eine Tagesordnung bekanntzugeben. Den Zusammengekommenen unterbreitete er den Vorschlag, eine Adresse an den König zu richten, in der sich die Versammlung für die Zusammenberufung des Vereinigten Landtages erklären würde; es war die Frage, die, wie wir wissen, damals alle Gemüter bewegte und einen allgemeinen Adressensturm dafür und dagegen entfesselte. Man kann aber nicht sagen, daß die Sache gut eingeleitet war. Sie machte den Eindruck, als sei es auf eine Überrumpelung der Opposition abgesehen. Eine Diskussion wurde nicht zugelassen und, auf Antrag Doves, nur die Erklärung für oder wider gefordert; die Adresse selbst war gar nicht vorbereitet und wurde zunächst einer Kommission zur Entwerfung anvertraut. Nun stimmten allerdings von 107 Dozenten 98 im Sinne des Vorschlages, und nur sieben, Adolf Erman als einziger der Professoren und die Privatdozenten Borchardt, Collmann, Maercker, Schoeller, Virchow und Walpers, dagegen, während zwei, Michelet und du Bois-Reymond, sich der Abstimmung enthielten. Als aber die Adresse am nächsten Tage auch den Studierenden zur Mitunterzeichnung vorgelegt wurde, stieß sie auf so viel Widerstand und offenen Tumult, daß der Rektor sie am Ende ganz zurückzog.[1]

Der Rektor versucht eine Gegenaktion.

Über den Verlauf der Versammlung der Extraordinarien und Privatdozenten am 28. März läßt sich leider wenig sagen; wie wir denn überhaupt für die Beratungen der Opposition auf die Angaben angewiesen sind, welche sie im Laufe dieser Kämpfe an den Senat oder das Ministerium gerichtet haben. Jedoch sieht man, daß die Opponenten sich den Fehlgriff Müllers sofort zunutze machten. Von dem Inhalt ihrer Beschlüsse teilten sie in einer neuen Vorstellung an den Rektor, vom 30. März, nichts mit. Sie sprachen nur zwei Bitten aus: einmal, daß in Zukunft bei politischen Äußerungen der „Universitätsgenossenschaft" vom Rektor die Gesamtheit der Dozenten ausdrücklich eingeladen werde, unter Angabe des Gegenstandes und Beratung in parlamentarischer Form; sodann, daß

Versammlungen der Opposition am 28. März und 15. April.

1 Wolff, I. S. 354 ff. Dazu die Akten.

Se. Magnifizenz sich bereit finden lassen möge, auf Antrag von mindestens zehn Universitätsmitgliedern unter Angabe des Gegenstandes beratende Versammlungen zu berufen. Das Schriftstück war von nicht weniger als 51 Extraordinarien und Privatdozenten unterzeichnet worden[1], darunter Männer von so konservativer Gesinnung wie Piper, Chlebus, Köpke, Georg Curtius und der jüngere Strauß — ein Beweis, wie peinlich das Vorgehen Müllers in weiten Kreisen empfunden worden war. Der Senat, der am 3. April über dies Gesuch beriet, ließ Marx, an den die Antwort allein gerichtet war, durch den Rektor erwidern, daß er mit dem ersten Punkt durchaus einverstanden sei. In bezug auf den zweiten bemerkte Müller, daß es nach Ansicht des Senates zur Abhaltung beratender Versammlungen der Mitwirkung des Rektors nicht bedürfe, da ein jeder dergleichen Versammlungen veranlassen und dazu beliebig einladen könne. Das hieß in Wahrheit eine Ablehnung dessen, was die Opponenten gefordert hatten; denn deren Antrag verleugnete die Prärogative des Senates und setzte sich, indem er den Begriff der Universitätsgenossenschaft aufstellte, in Widerspruch mit dem Geiste der Statuten, welche die korporativen Rechte, soweit Verwaltung und Rechtsprechung für die Universität in Frage kamen, nur der Gesamtheit der Ordinarien und ihrem Ausschusse, dem Senate, zubilligten.

Ihre Forderungen.

Über das, was die Extraordinarien und Privatdozenten an jenem Tage beraten oder vorbereitet haben, belehrt uns ein Schriftstück, welches der Senat erst im Juli, und zwar von seiten des Ministeriums, dem jene es mittlerweile unterbreitet hatten, erhalten hat: die Tagesordnung für die nächste Versammlung, die sie am Nachmittag des 15. April im Auditorium 21 abhielten. Es waren drei Propositionen, welche die am 28. März von ihnen erwählte Kommission (außer Marx die beiden Benary, Hotho, Gneist und Remak) hier vorlegte. Nach der ersten sollten fortan sämtliche Extraordinarien und Privatdozenten bei den Habilitations- und Promotionsprüfungen und allen sonstigen Fakultätsberatungen mit beratender Stimme, und ferner sechs von ihnen Erwählte ohne entscheidende Stimme zu den Senatssitzungen hinzugezogen werden. Dieser Antrag, so ward behauptet, verletze kein bestehendes Recht und könne auf administrativem Wege ohne Änderung der Statuten oder Appell an andere Instanzen sofort erledigt werden: es sei dringend zu wünschen, daß man damit bis zum 1. Mai fertig werde. Für die zweite Proposition ward die Abänderung der Universitäts- und Fakultätsstatuten doch für notwendig gehalten. Sie zerfiel in vier Punkte. Einmal sollte den Extraordinarien und Dozenten volle aktive Teilnahme an den Wahlen des Rektors, der Dekane und des Senats zustehen, auch den Studenten, besonders bei der Rektorwahl, eine gewisse Vertretung gestattet werden;

1) Nach einer späteren Behauptung der Opponenten wären es 55 gewesen: dann müssen vier nachträglich ihren Beitritt erklärt haben.

zweitens sollten die Extraordinarien und Privatdozenten das Stimmrecht in den Fakultäten haben, zumal soweit es Promotionen, Habilitationen und die Verleihung von Stipendien betreffe; drittens forderten die Antragsteller Freilassung der deutschen Sprache bei den Promotionen, Habilitationen und den akademischen Feierlichkeiten; und viertens verlangten sie für die Brüder und Söhne der Privatdozenten in bezug auf die Honorar- und Promotionsgebühren die gleichen Vergünstigungen wie für die der Professoren. Dies waren noch die zahmen Vorschläge; erst die dritte Proposition belehrt uns über die letzten Ziele, welche Marx und seine Freunde anstrebten. Allerdings wollten sie diese dem Senate noch nicht vorlegen, da sie in die Verfassung des Staates allzutief eindrängen und nur auf dem Wege ständischer Beratung und im Verein mit sämtlichen nicht bloß preußischen, sondern auch deutschen Universitäten und Regierungen zu erledigen sein würden. Als solche Punkte zählt die Tagesordnung folgende auf: gänzliche Aufhebung der Karlsbader Beschlüsse mit allen ihren Konsequenzen, namentlich der abnormen Stellung der Regierungsbevollmächtigten und Universitätsrichter gegenüber den Senaten; Unabsetzbarkeit sämtlicher Universitätslehrer im Verwaltungswege und Einführung eines Ehrenrates für Disziplinarfälle nach Analogie der Advokatur; Feststellung gesetzlicher Prinzipien über die Kumulation mehrerer Ämter neben der Professur; Revision der Bestimmungen über Promotionen und Habilitationen, Herabsetzung der Promotionsgebühren und Verknüpfung gewisser Rechte mit der Promotion, namentlich Wegfall der medizinischen Staatsprüfung und des Oberlehrerexamens für promovierte Doktoren; Beseitigung der Käuflichkeit der Doktorwürde auf sämtlichen deutschen Universitäten und Verhinderung der Anmaßung derselben durch gegenseitige Mitteilungen vollständiger Verzeichnisse aller rite Promovierten; Aufhebung der Universitätsgerichte, zum mindesten Änderung des Umfangs ihrer Befugnisse; Gleichstellung der Universitätslehrer mit allen Staatsbeamten rücksichtlich des Rechts auf Gehalt und Pension; Aufhebung oder Nichtaufhebung der außerordentlichen Professuren; Beibehaltung oder Nichtbeibehaltung der bisherigen Fakultäten; endlich eine veränderte Stellung der Privatdozenten. Über diese dritte Proposition wurden in dem Komitee selbst verschiedene Meinungen geäußert; und da auch eine Änderung der Etatsverhältnisse damit verbunden war, manche auch offenbar nur durch die Bundesgesetze zu erledigen waren, so begnügte man sich mit dem Antrag, „diese totale Revision der Statuten für jetzt auszusetzen, jedoch sogleich eine Kommission von ordentlichen, außerordentlichen Professoren und Privatdozenten zur Vorbereitung derselben niederzusetzen, die bisherigen Beratungen im Kreise der außerordentlichen Professoren und Privatdozenten fortzusetzen und die Resultate dieser fortgesetzten Beratungen jener Kommission von Zeit zu Zeit vorzulegen.“ An den Senat richtete das Komitee am Tage der zweiten Versammlung, jedoch, wie es scheint, noch vor derselben, ein Schreiben, worin es für die Zusicherung,

künftig die Beratung politischer Fragen seitens der Gesamtheit vorher anzukündigen, seinen Dank aussprach, dann aber die zweite Forderung vom 30. März um so bestimmter wiederholte: eben unter dem auch von uns hervorgehobenen Gesichtspunkt, daß dadurch das Recht, die Gemeinschaft der Universitätslehrer als eine solche und in amtlicher Form, mithin durch den zeitigen Rektor, zur Beratung dringender politischer Angelegenheiten einzuladen, nicht ferner dem Senate vorbehalten bleibe. Zwei Tage darauf berichtete das Komitee dem Senat über das Ergebnis der neuen Versammlung, und zwar genau in dem Sinne der Tagesordnung, die wir kennen lernten; wir schließen daraus, daß diese die Zustimmung der Versammlung gefunden hat. Diese Eingabe ist aber nicht mehr von Marx, sondern an erster Stelle von Gneist unterzeichnet worden, und außer von den sonst Genannten noch von Collmann; also muß dieser in jener Versammlung hinzugewählt und Gneist zum Vorsitzenden gemacht sein. Ich glaube darum nicht fehlzugehen, wenn ich in Gneist bereits den Verfasser jener Tagesordnung und von nun an den eigentlichen Führer der Opposition gegen die Ordinarien erblicke.[1]

Der Minister nimmt die Reform in die Hand; regt die Bildung einer Kommission aus den Ordinarien und Plenarsitzungen an.

Mit der Beantwortung dieser Eingabe ließ sich der Senat wieder lange Zeit; er gab sie am 5. Mai, nachdem er schon zweimal seitdem getagt hatte. Unterdes aber hatte sich die allgemeine Situation völlig verändert: der Minister selbst hatte Hand an die Universitätsreform gelegt. Die Verordnung vom 6. April über das freie Assoziationsrecht hatte ja bereits dem Verbindungswesen, welches die Bundesgesetze so streng verpönten, die seit den Karlsbader Beschlüssen unterbundene freie Bewegung wieder gesichert. Dem entsprach es, wenn Graf Schwerin, vielleicht einer Anregung folgend, die von Halle an ihn gekommen war, am 13. April die Verfügung erließ, daß bei der Immatrikulation der seit der zweiten Verfolgung der Burschenschaften eingeführte Revers über die Enthaltung von unerlaubten Verbindungen in Zukunft von den Studenten nicht mehr gefordert werden dürfe. Es folgte am 15. April die Aufforderung an sämtliche preußische Universitäten, Vorschläge über die Abänderung der Bundesgesetze von 1819 und 1834 zu machen, insbesondere über die Stellung des Regierungsbevollmächtigten und eine Umgestaltung der akademischen Gerichtsbarkeit: dem Regierungsbevollmächtigten möge in Zukunft die Stellung eines Kurators, wie sie vor 1819 bestanden, zu geben sein oder, falls auch hiervon abgesehen werden solle, ein besonderer Verwaltungsausschuß aus dem Senat gebildet werden; für den Universitätsrichter schlug der Minister die Rückbildung in die Stellung eines Syndikus vor, wie sie ursprünglich in unseren Statuten vorgesehen war, und dementsprechend die Um-

1) Leider hat sich im Nachlaß unseres berühmten Kollegen nichts von Akten oder Korrespondenzen über diese Episode seines Lebens vorgefunden; er scheint auf ihre Erhaltung keinen Wert gelegt zu haben.

gestaltung des Universitätsgerichtes. Auch er wollte die Beratung hierüber nicht auf den engen Kreis des Senates beschränkt sehen; er gab anheim, sämtliche ordentlichen Professoren daran teilnehmen zu lassen, um so jedem Gelegenheit zu geben, sich nach Befinden in einem Separatvotum zu äußern; zur Vorbereitung sollte der Senat aus sämtlichen ordentlichen Professoren eine Kommission wählen, an der jedenfalls der Rektor und der Universitätsrichter teilnehmen müßten. Der Senat zögerte nicht, dem Befehl des Ministers nachzukommen; schon am 20. April wurden die Mitglieder des Senates für die Kommission bestimmt: es waren der Rektor, der Prorektor Böckh, der Universitätsrichter (bereits der jüngere Lehnert), Heffter, Lachmann, Magnus und Trendelenburg; hinzugewählt wurden Dirichlet, Dove, Keller und Nitzsch.

Das Bonner Reformprogramm

Nun aber tat der Minister einen Schritt, der die Bahn der Reform abermals zu erweitern versprach. Den Anstoß dazu gab ihm eine Kundgebung, die ihm von Bonn aus zuging. Hier waren schon früher aus freiem Antrieb zehn befreundete Professoren zusammengetreten, um ihre Wünsche und Gedanken über die von der Zeit geforderte Universitätsreform auszutauschen. Es war bereits ein Entwurf vereinbart worden, der eben von einer Versammlung der ordentlichen Professoren beraten werden sollte, als der Erlaß des Unterrichtsministers vom 15. April eintraf. Man setzte hierauf der darin enthaltenen Aufforderung gemäß eine Kommission ein, um weitere Beschlüsse zu fassen; es waren Argelander, Böcking, van Calker, Kilian, Nöggerath, Plücker und Ritschl. Diese, die wir unter den genannten zehn gewiß mit zu vermuten haben, brachten als Vorarbeit ein Promemoria zustande, das sie zunächst durch den Druck einer weiteren Verbreitung zugänglich machten und dem Minister zusandten. Es war ein Programm, welches den Wünschen der Berliner Extraordinarien und Privatdozenten recht nahe kam. Auch die Bonner erklärten, daß zu einer durchgreifenden Umgestaltung eine vollständige Revision der gesamten Universitätsstatuten gehören würde, zu der sie ihrerseits, und zwar unter Zuziehung auch der übrigen Universitätsgenossen, der außerordentlichen Professoren und Privatdozenten, mitzuwirken mit Freuden erbötig seien; und sie bezeichneten ihre Wünsche und Vorschläge nur als das Minimum von Veränderungen, in welchen, wie sie fest vertrauten, eine freisinnige Staatsregierung in Übereinstimmung mit ihnen die Mittel erkennen werde, um die obersten Bildungsschulen des Vaterlandes vor der Gefahr zu bewahren, zu bloßen Abrichtungsanstalten herabzusinken, ihre Würde und Wirksamkeit zu heben und dadurch dem wissenschaftlichen Leben die ihm gebührende Stellung in dem Organismus des gesamten Staatslebens zu sichern. Diese Wünsche und Vorschläge waren: Abschaffung der außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und Wiedereinsetzung eines Kuratoriums, neben dem aber Rektor und Senat in allen Gesamtangelegenheiten der Universität die Leitung und Entscheidung haben müßten, anstatt der sehr

untergeordneten Mitwirkung, die ihnen bisher gegönnt sei[1]; Öffentlichkeit der Verwaltung und Mitwirkung der gesamten Korporation bei der Feststellung des Universitätshaushalts; Festsetzung von Normalgehältern und ihre Erhöhung nach dem Dienstalter; bindendes Vorschlagsrecht der Korporation bei Wahlen und Berufungen der Lehrer und Leitung der Verhandlungen im Zusammenwirken mit der Regierung; Einsetzung eines Plenums der Ordinarien für alle Angelegenheiten allgemeiner Natur und freigewählte Ausschüsse für die besonderen Geschäftskreise (Haushalt, Gerichtsbarkeit usw.); eine angemessene Vertretung der Extraordinarien und Privatdozenten im Plenum bei allen ihre Verhältnisse und ihre Rechte berührenden Angelegenheiten; Reform der akademischen Gerichtsbarkeit unter Zuziehung gereifter Studierender; das Recht freier Vereinigung der Studenten und Fortfall des „entsittlichenden“ Reverses bei der Immatrikulation; Anteil der Studierenden an der Wahl des Richterkollegiums und ihre Zuziehung zur Rechtsprechung, Erweiterung des Verteidigungsrechtes des Angeschuldigten durch Gestattung der freien Wahl eines Verteidigers aus der Zahl der Universitätsgenossen; Vernichtung der jetzigen Stellung und Kompetenz der Universitätsrichter; Abschaffung der Zwangskollegien und der qualifizierten Zeugnisse über den Besuch der Vorlesungen; Öffentlichkeit der Prüfungen; Zuziehung der Professoren zu den staatlichen Prüfungskommissionen; Hebung der Bedeutung der akademischen Grade.

Eingaben der Opposition an die Regiernng.

Die Berliner Extraordinarien und Privatdozenten hatten sich ebenfalls mit ihren Beschwerden an den Minister gewandt; sie hatten ihm von ihrer Forderung, an den Sitzungen von Fakultäten und Senat teilzuhaben, Mitteilung gemacht und insbesondere gebeten, nicht bloß dies zu genehmigen, sondern sie auch an den durch die Verfügung vom 15. April befohlenen Beratungen teilnehmen zu lassen. Der ersteren Forderung hatte der Minister (wie der Senat) die Unvereinbarkeit mit dem gegenwärtigen Zustand der Statuten entgegengestellt und sie späterer Erwägung vorbehalten. Die zweite Forderung hatte er insofern gebilligt, als er gestattete, sechs Extraordinarien dem Plenum und zwei der Kommission zuzugesellen; den Privatdozenten sollte die Mitwahl dieser Deputierten freistehen, die Teilnahme an den Beratungen aber versagt sein, da sie nicht als Beamte anzusehen seien. Diese Verfügung brachte Müller erst in der Senatssitzung am 10. Mai zum Vortrag. Es blieb aber nichts übrig als zu gehorchen; noch am selben Tage lud daher der Rektor „die verehrten Herren Kollegen“ ein, ihre Abgeordneten zu der ersten Kommissionssitzung am 15. Mai zu entsenden. Er erhielt keine Antwort. Statt dessen wandten sich die Trotzigen zum zweitenmal an den Minister.[2] Diesem erklärten sie zunächst, daß nach ihrer Auffassung von einer Statuten-

1) Man merkt hieraus, daß Bethmann Hollwegs Amtsführung nicht durchweg den Beifall des Bonner Kollegiums gefunden hatte.

2) Schreiben vom 17. Mai. Unter den unterzeichneten Komiteemitgliedern steht statt Remaks Name der Virchows. Remak wird also in der Versammlung hinausgewählt worden sein;

änderung durch ihre Forderung nicht gesprochen werden und dasjenige, was sie zunächst gewünscht, nur als ein Minimum von Ansprüchen bezeichnet werden dürfe, bei dem ein bereitwilliges Entgegenkommen des akademischen Senates hätte erwartet werden sollen; in den öffentlichen Blättern sei die Bescheidenheit ihrer Ansprüche sogar zum Gegenstand des Spottes geworden. Die Zulassung dritter Personen ohne Stimmrecht bei einer Verwaltungsbehörde falle ihres Erachtens lediglich in den Bereich der äußeren Dienstpragmatik. Noch weniger wollten sie die Ausschließung der Privatdozenten von einer solchen Beratung begreifen; in einer Zeit, in der ein Hohes Ministerium mit einfachen Arbeitern zu Rate gehe, werde der akademische Senat wohl auch keine Bedenken tragen, mit Universitätslehrern in Beratung zu treten, welche mit den ordentlichen Professoren in der Hauptsache, d. h. im Lehrberufe, gleichständen. „Was uns bewog", heißt es weiter, „diesen ersten Schritt zur Verständigung und Herstellung des Vertrauens zu urgieren, war der sichtbare Verfall der Universität nach innen und nach außen. Die Disziplin ist gänzlich aufgelöst, die Universität als solche in den Fragen des Tages meinungslos. Vor sechs Wochen konnte nicht einmal eine Meinungsäußerung über die Zusammenberufung des Vereinigten Landtages zustande kommen. Jetzt protestiert die Studentenschaft für und wider die Polensache! Die Studentenschaft protestiert gegen die Zurückberufung des Thronerben! Senat und Professoren schweigen! Eine solche geistige Ohnmacht haben die deutschen Universitäten früher nicht gezeigt. Es fehlen ihnen auch heute die geistigen Kräfte nicht, um sich an der Neugestaltung der Verhältnisse beteiligen zu können. Aber es fehlt das Vertrauen zu ihnen, wie schon der Umstand beweist, daß nicht ein einziges Mitglied der hiesigen Universität zur konstituierenden Versammlung erwählt ist.[1] Und einen großen Teil der Schuld trägt unzweifelhaft die Mannigfaltigkeit ihrer Verwaltungsformen, welche nur zu sehr geeignet sind, der Engherzigkeit, dem Mißtrauen, dem Eigennutz und der Intrige zu dienen". Gleichzeitig hatten die Opponenten, wie sie ihrem Chef mitteilten, auch gegenüber dem Staatsministerium ihrer Erbitterung einen womöglich noch kräftigeren Ausdruck gegeben, in Worten, wie sie nur aus der überhitzten Temperatur des Revolutionsjahres erklärlich sind.[2]

---

wie ich vermute, weil er Pole war, und infolge der Wendung, welche die Polenfrage durch den Aufstand genommen hatte.

1) Ein Irrtum: s. o. S. 258.

2) Der Raum fehlt mir, um dies Schriftstück wiederzugeben, das übrigens den Gedankengang der Zuschrift an den Kultusminister im wesentlichen wiederholt. Von besonderem Interesse darin ist die Schilderung des Eichhornschen Regiments und der Art, wie Senat und Fakultäten sich dessen Tyrannei gegenüber verhalten hätten. Durchaus einseitig, wie sich versteht, aber bezeichnend für die Erbitterung, welche die von uns geschilderten Vorgänge in diesen Kreisen hervorgerufen haben. Daran schließt sich folgender Passus: „Der akademische Senat und die Fakultäten verhielten sich diesen Ereignissen gegenüber teils stumm, teils zweideutig, in allen

Man sollte annehmen, daß seitens des Ministeriums auf diese Ungebühr sogleich die gebührende Antwort erfolgt wäre. Aber in jener Zeit war dies eine Sprache, welche in den höheren Regionen Eindruck machte. Das Ministerium war damals durch die Agitation, die wir schilderten, schwer beunruhigt und fühlte sich bereits nicht mehr sicher im Besitze der Gewalt. Dazu kam die Reformlust seitens der anderen Universitäten, zumal des Westens und des Südens. In Würzburg, Tübingen, München und Wien wurden Wünsche laut, welche über die Bonner Vorschläge und selbst die Forderungen der Berliner Opposition noch hinausgingen. Auch von der Frankfurter Nationalversammlung, wo Nauwerck diese Angelegenheit mit besonderem Eifer zu betreiben sich anschickte, war ein radikales Vorgehen zu erwarten, und ebenso drängte die Erregung in der Studentenschaft, die dann bald in der Versammlung zu Eisenach sich Luft machte, in die gleiche Richtung.

Das Bonner Programm wird von dem Minister dem Senat empfohlen.

So erklärt es sich, daß Schwerin in einer neuen Verfügung an den Senat, vom 9. Juni, noch einmal zurückwich. Indem er sich auf die letzte Eingabe der Opponenten ausdrücklich bezog (allerdings ohne sich, wie er selbst bemerkte, auf eine Aufzählung und eine Würdigung ihrer Gründe einzulassen), erschien es ihm nicht unrätlich, schon jetzt dies Gesuch näher zu erwägen, resp. zu berücksichtigen und dadurch die beabsichtigte Reform der Universitäten noch mehr, als es bisher schon geschehen, vorwärtszuführen. Zur Unterstützung dieser Auffassung wies er darauf hin, daß ihm von mehreren Universitäten ähnliche Wünsche vorgetragen seien, und legte insbesondere das Bonner Programm, von dem er schon am 2. Mai Mitteilung gemacht hatte, dem Senat aufs neue zur Einsicht vor. Die erweiterte Senatskommission hatte mittlerweile bereits eine Reihe von Sitzungen gehalten und immerhin einiges Entgegenkommen gezeigt; unter anderm hatte sie den Studierenden das Recht, sich auf Antrag verteidigen zu dürfen, zuerkannt, auch die Beschränkung der akademischen Gerichtsbarkeit auf die eigentlichen akademischen Disziplinarvergehen angenommen. Illiberal hatte sie sich überhaupt nicht bewiesen; in der fünften Sitzung, am 30. Mai, in der über

Fällen wenigstens ohne konsequente Energie. Von den praktischen Bemühungen des Senats für die Lehrfreiheit haben wir in den letzten zehn Jahren fast kein anderes Lebenszeichen gesehen als den hartnäckigen Widerstand, welchen er den gerechten Forderungen der Privatdozenten entgegensetzte, welche über Mangel an Hörsälen für ihre Vorlesungen klagten. Der Grundschaden dieser Verwaltung ist ihre oligarchische Grundlage. 100 Universitätslehrer mit einer übrigens ganz *gleichen Lehrtätigkeit* werden durch die Statuten grundsätzlich von jeder Mitwirkung an der Verwaltung ausgeschlossen. Senat und Dekane sind nicht Vertreter der Universität, sondern einer kleinen Zahl ausschließlich berechtigter Lehrer. Die akademischen Ämter wechseln nach einem Turnus oder nach Konnexionen, in beiden Fällen hauptsächlich als Einnahmequellen gedacht; und schon dies gegenseitige Zuspielen der lukrativen Würden könnte hinreichen, ihnen jede moralische Kraft zu nehmen. Zufrieden mit oligarchischen Privilegien haben denn auch diese Universitätsbehörden niemals die Fähigkeit oder den guten Willen gezeigt, die Studierenden aus ihrer isolierten Stellung an die Universitätslehrer heranzuziehen“ usw.

die Rektorwahl verhandelt wurde, hatten sich sogar Stimmen für die Beteiligung aller ordentlichen und außerordentlichen Professoren ausgesprochen, während andere die Teilnahme nur denjenigen zubilligen wollten, welche etwa zu Assessoren für den Senat und die Fakultäten erwählt wären.

Schärfster Protest des Senats

Der neue Schritt des Ministers erregte nun aber doch die größte Entrüstung. Der Senat empfand sein Verfahren, das ihn mit sich selbst in Widerspruch brachte, als einen Stoß in den Rücken und als eine Preisgebung gegenüber der Opposition. „Diese Widersprüche“, so erklärte er dem Minister, „sind so groß, daß es uns schwer wird, uns vorzustellen, wie so verschiedene Gesichtspunkte von einer und derselben Hohen Behörde haben ausgehen können, und daß wir gerne annehmen, sie seien aus den Ansichten verschiedener Referenten hervorgegangen. Wir sprechen es mit der schmerzlichsten Empfindung aus, daß wir in dieser Wendung der Angelegenheit einen äußersten Grad von Nachgiebigkeit seitens einer Hohen Staatsbehörde erkennen, welche die Geschicke der Universität bisher geleitet hat. Indem der Senat dem Anschein nach freie Hand zum Beschließen erhält, gibt die vorgesetzte Hohe Behörde, an der es lag, maßlose und unbegründete Forderungen in den gebührenden Schranken zu halten, die Leitung der Universitätsreform aus der Hand und ist im Begriff, diesen Gegenstand der Agitation zu überantworten. Gleichwohl aber will das Hohe Ministerium den Senat eine Entscheidung treffen lassen, die nicht dem Senat, sondern der Hohen Staatsbehörde zukömmt, eine Entscheidung, zu welcher der Senat nicht befugt ist, und welche ihn in eine falsche Stellung sowohl gegen die ordentlichen Professoren als gegen die außerordentlichen und Privatdozenten bringen würde“. Johannes Müller, dem der Senat die Abfassung dieses Protestes, wohl des schärfsten, der jemals in unserer Geschichte seitens der Universität gegen das Ministerium erfolgt ist, anvertraut hatte, unterwarf die Denkschrift der Bonner Kollegen mit ihrem Entgegenkommen gegen die Privatdozenten und Extraordinarien einer vernichtenden Kritik: sie hätten, so schrieb er, sich erst selbst näher erklären müssen, wie sie sich die Wirksamkeit dieser neuen Senatsglieder in denjenigen Angelegenheiten dächten, welche ihre Verhältnisse und Rechte nicht beträfen. Er wies auf die Folgen hin, welche eine solche Zuziehung der jüngeren Lehrer zu den Geschäften der Korporation haben würde, wie damit eine Majorität von 100 Privatdozenten und Extraordinarien gegen 59 ordentliche Professoren geschaffen würde; daß diese Majorität nicht anstehen würde, sich noch größere Vorteile zu sichern; sie würden die Berufungen jüngerer Lehrer an freigewordene Stellen durchsetzen; sie würden einander die Gewähr ihrer gegenseitigen Interessen sichern und nötigenfalls auch durch Zulassung neuer Privatdozenten zum Zweck ihrer Parteiinteressen sich verstärken können; wenn ihnen auch nur eine beratende Stimme gewährt würde, so würde dies der Agitation, den Parteibestrebungen und selbst der Verdächtigung ein weites Feld eröffnen. „Das Prinzip

der Majoritäten“, so lesen wir weiter, „ist auch in der Organisation und Tätigkeit wissenschaftlicher Korporationen maßgebend. Wenn dieses Prinzip jedoch seine sittliche Würde nicht einbüßen soll, so kann die Aufnahme in die Fakultät als Korporation nur von einer bestimmten Anerkennung der wissenschaftlichen Leistungen und Verdienste ausgehen, welche mit Recht in der Ernennung der auf Probe, freiwillig und ungerufen Lehrenden zum Professor oder angestellten Lehrer liegt. Sonst könnte es kommen, daß die dem Prinzip der Majoritäten völlig fremde Wissenschaft als dienende Magd in den Hintergrund des Fakultätsgetriebes gedrängt würde und vielmehr Parteibestrebungen den Vordergrund einer solchen Körperschaft einnähmen. Die Privatdozenten sind ein sehr wesentliches, lebendiges und notwendiges Element unserer Universitäten, welchem diese einen guten Teil ihrer Vorzüge verdanken. Der Lebenspunkt dieses Instituts liegt in einem ganz freiwilligen, nicht verlangten und nicht gerufenen, von jeder Verpflichtung freien und unabhängigen Anteil an dem Unterricht. Die wichtigsten Interessen der Privatdozenten sind demnach Lehrfreiheit und Perpetuität. Diese haben wir gegen das abgetretene Ministerium immer zu schützen verstanden, und wir werden sie auch in unseren Vorschlägen durch statutarische Bestimmungen wahren. Sobald aber den Privatdozenten diejenigen Rechte erteilt würden, die den angestellten oder berufenen Professoren zustehen, so würden sie eben nicht mehr Privatdozenten, sondern selbst Professoren sein, die sich von den andern Professoren nur dadurch unterscheiden, daß sie ohne die wissenschaftlichen Verdienste der letzteren zu diesen Rechten gekommen sind“. Anschauungen, denen man Konsequenz und Zusammenhang mit dem Wesen und Zweck der deutschen Universitäten nicht wird absprechen können. Durchaus folgerichtig war es darum auch, wenn Müller weiter fragte, worin sich diese Klasse von Lehrern von den unbesoldeten außerordentlichen Professoren unterscheiden würde, und ob die ungleichen Anforderungen, welche an die einen oder die anderen gemacht würden, mit einer solchen Stellung vereinbart werden könnten; ohne Zweifel würde damit der wissenschaftliche Gesichtspunkt bei der Aufnahme der Privatdozenten sich schwer auf die Dauer erhalten lassen, und es würde hierdurch die Integrität dieses Instituts in seiner früheren Bedeutung für die Verjüngung der Universitäten einen Verlust erleiden, der ihnen durch die Erteilung von Rechten nicht ersetzt werden könnte. So forderte denn die Zuschrift vor allen Dingen, daß dem Senat in diesen wichtigen Sachen nichts mehr „anheimgestellt“ werde, und trägt als Wunsch vor, daß das Ministerium in Zukunft leitende Grundsätze mit Stärke festhalten möge. Noch härtere Worte findet sie gegenüber dem Komitee, das nicht einmal sage, wieviel Professoren und Dozenten hinter ihm ständen, und dessen Schritte in deren Kreise keineswegs durchweg gebilligt würden. „Wir ersuchen“, so schreibt Müller, „auch das Hohe Ministerium, gegenüber den ebenso anmaßenden als egoistischen Bestrebungen von

Dozenten, welche ihre Kräfte und Ansprüche verkennen, und welche in widerlicher Analogie den Augenblick der Machtlosigkeit und Schwächung aller Autoritäten und zu Recht bestehenden Behörden benutzen, um ihnen übereilte und verwirrende Zugeständnisse abzutrotzen, Kraft und Energie entgegenzusetzen".

Abgang des Grafen Schwerin.

Das Konzept dieses Schreibens, dessen Schärfe auch darin seine Erklärung findet, daß dem Senat, wie zum Schluß bemerkt war, die gegen ihn gerichteten Angriffe der Opponenten in ihren beiden Eingaben an Kultus- und Staatsministerium bekannt geworden waren, ist von Müller am 17. Juni, das heißt fünf Tage nachdem der Senat darüber beraten, aufgesetzt worden; abgesandt ist es erst am 24. Juni abends 8¾ Uhr. Diese Daten sind nicht ohne Interesse. Denn sie umspannen zusammen mit der Verfügung des Ministers selbst die Krisis, die mit der Abstimmung über den Antrag Berends am 9. Juni anhob und mit dem Austritt Camphausens und Schwerins aus dem Ministerium am 25. Juni abschloß. Schwerin selbst wird daher diese Philippika gegen seine Geschäftsführung kaum noch gelesen, und nur die Räte, die seine Verfügung entworfen hatten, sie zu Gesicht bekommen haben. Man sieht, daß unsere Vorgänger bei aller Energie ihres Vorgehens doch auch die Diplomatie nicht verschmähten und ihre Schritte der allgemeinen Entwicklung der Politik anzupassen wußten.

Ladenberg tritt zwischen die Parteien.

Die Eingabe blieb, solange Rodbertus am Ruder war, unerledigt. Ladenberg aber ließ es, wie wir es bereits an ihm kennen, sich angelegen sein, seine Stellung nach beiden Seiten klar zu umschreiben. Er nahm sich seines Vorgängers und mehr noch seiner Räte nachdrücklich an und rügte den Ton, den sich der Senat in seiner Eingabe erlaubt hatte, mit strengen Worten. In der Sache aber gab er ihm recht; er fand es angemessen, daß er sich der Idee einer Universitätsgenossenschaft versage, und ließ die außerordentlichen Professoren und Privatdozenten über das Unpassende ihres Vorgehens noch viel stärker an als den Senat, gestattete ihnen jedoch im übrigen, ihre Beschwerden für sich zu verfolgen, und erklärte sich bereit, sie seinerseits anzuhören. Die Opponenten ließen sich das nicht zweimal gesagt sein. Sie beriefen sofort die Ihrigen aufs neue zu eigenen Konferenzen, zu denen sie auch die Studenten als Zuhörer einluden, und hatten sogar die Dreistigkeit, die Ordinarien selbst dazu aufzufordern: so etwa wie der Tiers État des alten französischen Königtums in Versailles im Juni 1789 die beiden oberen Stände zu sich eingeladen hatte. Natürlich ohne Erfolg, wenn auch der Rektor ihnen das Auditorium Nr. 6 aufs neue bewilligte und sogar die Teilnahme der Studenten in ihr Belieben stellte; so daß nun zwei Parlamente der Universitätsgenossenschaft unter demselben Dache nebeneinander tagten. Die erweiterte Senatskommission hatte ihre Beratungen noch im Juni beendigt, und am 5. Juli war das Plenum der Ordinarien im Senatssaal zum erstenmal zusammengetreten. Sie gaben dem Senat Vollmacht, die Opposition noch einmal zur Beschickung der Versammlung durch die bewilligten sechs

Neue Konferenzen der Opposition.

Zusammentritt des Plenums der Ordinarien.

Deputierten einzuladen, ein Schritt, den diese nur dazu benutzten, um der regierenden Korporation neue Sottisen zu sagen. Hierauf legte sich auch der Senat keinen Zwang mehr auf. Er bestritt den Gegnern das Recht, sich als die Vertretung ihrer Kollegen aufzuspielen, da sie, wie man wisse, nur noch ein Fünftel derselben hinter sich hätten; und er erklärte, daß ihr Vorgehen, durch das sie in Verbindung mit den „freiwillig und unverpflichtet der Universität in unbestimmter Anzahl zufließenden Lehrern“ in dem Augenblicke allgemeiner Erschütterung neue Rechte gewinnen wollten, der „tieferen sittlichen Begründung“ entbehre. Man versteht die Erbitterung, die aus dieser Wendung hervorleuchtet, wenn man, wie in demselben Schreiben angegeben war, hinzunimmt, daß jene Eingabe der Extraordinarien und Dozenten an das Staatsministerium bereits Mitte Juni in der Magdeburger Zeitung veröffentlicht war. Die Opposition bestritt nun zwar, daß dies mit ihrer Zustimmung geschehen sei, zögerte aber nicht, jetzt wirklich den Weg der Öffentlichkeit zu beschreiten, so daß nun auch das Berliner Publikum Gelegenheit hatte, sich an den Liebenswürdigkeiten, mit denen die jüngere Lehrerwelt ihre Oberkollegen regalierte, zu erbauen.

Höhepunkt des Konflikts.

Konzessionen der Ordinarien.

So konservativ nun die Ordinarien unserer Universität gesonnen waren, kamen sie dennoch den Wünschen der jüngeren Lehrer weit genug entgegen. Freilich an dem Grundsatz, die Privatdozenten von der Teilnahme an der Verwaltung und jeglichen Geschäften der Korporation auszuschließen, hielten sie fest, und noch weniger duldeten sie die Einmischung der Studenten. Den Extraordinarien aber wollten sie Rechte zubilligen, welche diese erst in neuester Zeit, und auch nur zum Teil erreicht haben. Sie folgten dabei im wesentlichen den Beschlüssen der Kommission, die jedoch in zahlreichen Versammlungen eingehend debattiert und in mehr als einem Punkte abgeändert wurden. Für die Fakultätsangelegenheiten wollten sie einen Ausschuß aus den Extraordinarien in jährlicher Wiederwahl bewilligen, der nach dem Antrag von Magnus von sämtlichen Ordinarien und Extraordinarien der einzelnen Fakultäten zu erwählen sei. und zwar, wie bereits die Kommission beantragt hatte, in der Weise, daß auf je fünf Ordinarien ein Vertreter der Extraordinarien kommen, niemals aber von diesen mehr als sechs und weniger als zwei in der Fakultät Sitz und Stimme haben sollten; ein Amendement Twesten, das der theologischen Fakultät, die ja nicht einmal die Fünfzahl erreichte, nur einen Extraordinarius hinzufügen wollte, fand nicht die Billigung der Versammlung. Ein Antrag, den Casper stellte, auf die Ausschließung der Extraordinarien von den Prüfungen ward mit großer Majorität (mit 29 gegen 9 Stimmen, d. h. wohl die Mediziner) abgelehnt; die Hinzugewählten sollten an allen Rechten der Fakultät Anteil haben. Ein anderer von Magnus auf die Mitwirkung des Plenums der Extraordinarien an der Wahl der Dekane ward ebenfalls verworfen; es blieb auch hier bei dem Vorschlage der Kommission, welche dies Recht nur den erwählten Beisitzern

zuerkannte. Auch zum Senat sollten die Extraordinarien Zutritt haben, so daß drei Beisitzer mit vollem Stimmrecht an demselben Termin, wie die Mitglieder aus dem Ordinariat, und zwar durch das gleiche Wahlkollegium der Ordinarien mit den Fakultäts- und Senatsbeisitzern, aus der Zahl der Extraordinarien gewählt werden sollten; von den drei außerordentlichen Beisitzern sollte dann einer alljährlich durch das Los in den neuen Senat übergehen, die beiden andern dagegen nicht wieder wählbar sein. An der Rektorwahl endlich sollten sämtliche außerordentlichen Professoren, jedoch nur mit aktivem Stimmrecht teilhaben.[1]

War schon hiermit eine Annäherung an die Forderungen der Opposition vollzogen, so trat dies fast noch mehr in den Zugeständnissen hervor, die man in der Veranstaltung von Versammlungen der Gesamtkorporation zu machen bereit war. Die Kommission hatte vorgeschlagen, Rektor und Senat das Recht beizulegen, in allen Angelegenheiten, welche die Universität in ihrer Gesamtheit oder einzelner Klassen beträfen, Versammlungen aller Universitätslehrer oder der allein beteiligten Klasse unter Bezeichnung des Gegenstandes zusammenzuberufen: eben das, was der Senat den Extraordinarien und Privatdozenten aus Anlaß der Versammlung vom 28. März bereits zugestanden hatte. Ebenso sollte jedem Professor und Dozenten gestattet sein, bei dem Rektor einen motivierten Antrag auf Berufung einer derartigen Versammlung einzureichen, unter Voraussetzung der Bestätigung durch den Senat. Die mit Stimmenmehrheit gefaßten Beschlüsse einer so einberufenen Versammlung sollten volle Geltung haben, falls sämtliche Mitglieder der Lehrerschaft oder der betreffenden Klasse gehörig eingeladen wären und wenigstens zwei Drittel derselben an der Versammlung teilgenommen hätten. Wenn aber diese zwei Drittel nicht erschienen seien, werde

---

1) Auch sonst kam es zu einer Reihe tiefgreifender Beschlüsse. So zur Forderung eines Verwaltungsausschusses und der Feststellung des Etats durch die Korporation selbst, ungefähr nach dem Maß des Rechts, das der Akademie der Wissenschaften darüber zustehe. Verwaltungsausschuß, Senat und Fakultäten müßten dabei zusammenwirken. Die Einsetzung eines Kurators ward abgelehnt, weil dadurch Sonderinteressen, Zwischenträgereien und persönliche Bevorzugung gefördert würden; Berlins Universität brauche den Kurator um so weniger, als sie außer Haus und Garten kein Grundvermögen besitze. Im Gehaltswesen wurden fixierte Stellen verlangt, vorbehaltlich eines besonderen Fonds für die Berufung von Zelebritäten. Diesen Abschnitt des Kommissions- und Generalberichts hat Böckh verfaßt; den über das Vokationsrecht Trendelenburg. In ihm begegnen wir zunächst wieder der alten Klage über die ungemessene Vermehrung der Lehrstellen: 111 Professoren, dazu 5 lesende Akademiker und 4 Lektoren, ständen 53 Privatdozenten gegenüber; die Kraft und Einheit des Unterrichts habe durch diese Zersplitterung unendlich gelitten. Darauf die Forderung, bei Beförderung von Privatdozenten gehört zu werden: nur als moralisches Gewicht, das der Willkür die Wage halten werde. In dem Abschnitt über das akademische Gericht, den Lehnert und, als Korreferent, Keller redigiert hatten, ward, unter völliger Aufhebung der Verordnung vom 18. November 1819, womöglich ein neues Gesetz, sonst aber die Herstellung des Edikts vom 28. Dezember 1810 gefordert. Den Studenten war in Disziplinarsachen das Recht der Verteidigung, bei polizeilichen Kontraventionen die Einlegung eines Rechtsmittels zugebilligt, und anderes mehr.

eine wiederholte Versammlung solche Beschlüsse bereits mit der Hälfte der Stimmen des betreffenden Teiles zu fassen haben. In allen Fällen, wo es sich um eine allgemeine Universitätsangelegenheit nicht handele, oder das Vorhandensein einer solchen von Rektor oder Senat nicht anerkannt würde, solle dasselbe dem Assoziationsrecht der Einzelnen überlassen bleiben, dann aber die gefaßten Beschlüsse nicht als Korporationsbeschlüsse gelten. Hier war es nun Twesten, der die Kollegen zu einer noch größeren Erweiterung der oligarchischen Verfassung zu bewegen suchte. Einmal durch den Antrag auf eine größere Beteiligung der Extraordinarien an dem Senat. Damit fand er keine Zustimmung: der Geschäftsgang, so war die Meinung, würde dadurch zu schwierig werden. Dagegen diskutierte man lange und eingehend über die Berufung von Plenarversammlungen. Der Antrag der Kommission auf die Berufung der gesamten Lehrerschaft durch den Senat fand Annahme in der Form, daß der Senat zwar genötigt sein solle, seine Propositionen bei ihrer Verwerfung durch das Plenum fallen zu lassen, an eine bejahende Abstimmung aber nicht gebunden sein dürfe. Sodann wurde, wiederum auf besonderes Betreiben Twestens, das Institut eines Generalkonzils, d. h. der Versammlung sämtlicher Ordinarien mit den bevorrechtigten Extraordinarien, der Verfassung eingefügt. Ein solches Generalkonzil oder Generalversammlung, wie dafür gesetzt wurde, sollte viermal im Jahre zusammentreten, und zwar an den letzten Tagen der Monate Februar, Mai, Juli und November. Der Rektor würde darin namens des Senates über den Stand der Universitätsangelegenheiten und über die Verwaltung des Senates, soweit als es ohne Nachteil für schwebende Geschäfte geschehen könne, Bericht erstatten und die Generalversammlung befugt sein, über alle Arten von Universitätsangelegenheiten reglementarische Bestimmungen für die Zukunft innerhalb der durch die Statuten gesetzten Grenzen zu erlassen, sowie über die Begründung dauernder Einrichtungen zu beschließen; auch könnten nur von dieser Anträge auf Abänderung der Statuten beschlossen werden. Dagegen sollte sie nicht befugt sein, einzelne von dem Senat innerhalb seiner Kompetenz getroffene Verfügungen abzuändern.[1]

1) Daneben waren noch außerordentliche Sessionen vorgesehen, die der Senat auf Antrag einer Fakultät berufen müsse. Von Interesse ist auch der Antrag, den bei den Senatswahlen im Abschnitt III § 16 der Universitätsstatuten gewählten Modus abzuschaffen und dafür das Prinzip der einfachen Majorität einzuführen. Von der alten Bestimmung heißt es: „Diese Bestimmung bringt es mit sich, daß es einer Minorität von nur wenigen Wählern möglich ist, einen der drei zu Wählenden in den Senat zu bringen, wenn die Minorität nur einig ist, nämlich, wenn nur 7 oder 8 Mitglieder der wählenden Körperschaft sich verabreden, eine Person mit drei zu bezeichnen. Es wurde hervorgehoben, daß diese Wahlart dem Wesen der korporativen Tätigkeit, welches auf die Herrschaft der Majorität gegründet sei, gänzlich widerspreche und der Minorität einen ungebührlichen Einfluß in der Verwaltung der Universitätsangelegenheiten sichere, der unter Umständen zum großen Nachteil der Universität ausschlagen könne. Von der andern Seite wurde geltend gemacht, daß die Vertretung der Minorität im Senat billig erscheine, und es wurde ein Statut in Schutz genommen, welches diese Vertretung zu sichern geeignet ist".

Jena ladet zum Universitätskongreß im September 1848 ein.

Der Senat wäre gewiß nicht so nachgiebig gewesen, wenn er nicht unter dem Druck der bewegten Zeit gestanden hätte.[1] Er hätte befürchten müssen, mit seiner Zurückhaltung gegenüber den Forderungen auf eine umfassende Reformation den meisten anderen deutschen Universitäten gegenüber isoliert zu werden. Denn die Wünsche der Berliner Extraordinarien und Privatdozenten wurden in wachsendem Maße von den offiziellen Vertretungen der deutschen Universitäten geteilt. Am 21. Mai war von Tübingen aus in der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine Beratung von Lehrern aller deutschen Hochschulen in Vorschlag gebracht und Jena als der zu einer Versammlung hierfür geeignete Ort bezeichnet worden. Diese Idee war in Jena selbst von dem Akademischen Reformverein, der sich aus Honorarprofessoren, Extraordinarien und Privatdozenten gebildet hatte, mit großem Eifer aufgegriffen worden, und ein Ausschuß desselben hatte auf den 3. September zu einer solchen Zusammenkunft förmlich eingeladen. Ihm hatte dann der Jenaer Senat die Sache aus der Hand genommen und seinerseits sämtliche Universitäten als Corpora aufgefordert, eine beratende Versammlung vom 21. bis 23. September zu beschicken, so zwar, daß eine jede von ihnen vier Deputierte, zwei davon aus den Mitgliedern der Fakultäten im engeren Sinne, die anderen beiden aber als Erwählte der übrigen Lehrer abordnen sollte, „damit“, wie es in dem Ausschreiben heißt, „die verschiedenen Interessen der beiden Klassen von Universitätslehrern gleich stark vertreten seien und die Lebendigkeit und Frische der jüngeren Generation nicht minder zu ihrem Rechte gelange als die reifere Erfahrung und Vorsicht“. In Berlin erregte diese Aufforderung begreiflicherweise wenig Vergnügen. Dennoch glaubte die Kommission, welche am 28. Juli darüber beriet, die Einladung nicht von vornherein abweisen zu dürfen; sie beschloß, zunächst noch andere preußische Universitäten zu befragen. Man wandte sich deshalb nach Halle, und alsdann nach Bonn und Breslau, mußte sich aber, da die Antworten unbestimmt und unbefriedigend lauteten, am Ende doch zu einem selbständigen Vorgehen entschließen. Am 8. August hielt Müller im Plenum über das Ergebnis Vortrag, in dem Sinne, daß man die Einladung abzulehnen habe, und erhielt hierfür die Zustimmung der Kollegen. Ein Vermittelungsvorschlag, für den Heffter und Heydemann eintraten, nach dem Vorgang von Greifswald zwei Ordinarien zu schicken, ohne ihnen jedoch eine bindende Vollmacht mitzugeben, ward gegen die Stimmen der beiden Antragsteller abgelehnt und Stahl mit dem Entwurf einer Antwort betraut. Sie deckte den Gegensatz der Berliner Politik zu den Absichten der Jenaer und ihrer Gesinnungsgenossen in seiner ganzen Schärfe auf. Denn es handelte sich dabei keineswegs bloß um innerakademische Dinge, sondern um den Zwiespalt zwischen der Politik des preußischen Staates selbst und der Frank-

Berlin lehnt ab.

[1] So bemerkt Böckh selbst in einer Zuschrift, die er im Juli des folgenden Jahres an den damaligen Rektor K. I. Nitzsch gerichtet hat.

furter Zentralregierung, den eben diese Wochen hervortrieben. Die Jenaer gingen darauf aus, eine Gesamtvertretung der deutschen Universitäten zu schaffen, deren Beschlüsse unmittelbar der höchsten deutschen Behörde vorgelegt werden sollten. Damit waren, wie Stahl ausführte, die bisherigen Verhandlungen Berlins gegenstandslos geworden, die Landesregierung umgangen und die ganze deutsche Universitätserziehung demselben Zentralorgan unterworfen, das soeben den ohnmächtigen Versuch gemacht hatte, Preußens Heer durch einen Eidschwur an sich zu ketten. Stahl unterließ nicht, in seinem Entwurf die eigene Reformfreundlichkeit zu betonen; aber er hob nicht minder hervor, daß durch jenen Anspruch das historische Recht der deutschen Universitäten verleugnet, ihr eigentümliches Wesen geschädigt und ihre Freiheit selbst gefährdet werden würde. „Durch ein Repräsentationswesen dieser Art", so heißt es in dem glänzend geschriebenen Exposé, „d. i. von solch rein zentralisiertem Charakter, wenn man es vom politischen Gebiete auf das Gebiet der Universitäten überträgt, würde die Selbständigkeit und eigentümliche Entfaltung der einzelnen Hochschule gefährdet, ihr Ansehen geschwächt, die Behauptung einer tieferen und besonneneren Erfassung des Universitätswesens gegenüber mancherlei flüchtigen Anregungen erschwert und so in einem Momente, in welchem man der Befreiung von manchen hemmenden Einflüssen sich erfreut, vielleicht der Freiheit der Universitäten eine bedrohlichere Macht heraufgerufen, als je dagewesen. Es liegt deshalb auch in der gegenwärtigen Einigung Deutschlands keineswegs ein Motiv für eine solche Zentralrepräsentation seiner Universitäten, so wenig als eine solche etwa bisher für die preußischen je gerechtfertigt gewesen war". Niemand wird verkennen, daß diese Worte eine tiefere historische und politische Einsicht verraten, als das Jenaer Programm erkennen läßt, daß in ihnen die Bahn vorgezeichnet war, auf der unsere Universitäten sich zu ihrer heutigen Höhe entwickelt haben, und von der die Jenaer sie hinweggedrängt haben würden.[1]

Im Ministerium war man über die Haltung der Berliner Ordinarien entzückt. Ladenberg billigte nicht nur jenes Schreiben in jeder Zeile, sondern sandte Abschriften davon an seine sämtlichen Universitäten, ließ es im Staatsanzeiger veröffentlichen und verbot jede offizielle Beschickung des Jenaer Kongresses; es müsse lediglich dem privaten Ermessen der einzelnen akademischen

1) Die Oppositionspartei verhielt sich in dieser Frage ganz passiv. Dagegen trat für den Kongreß eine neue Gruppe von Extraordinarien und Dozenten ein. Es waren die mehr rechtsstehenden und älteren, solche, die entweder Gneist und den Seinen untreu geworden waren oder sich von Anfang an zurückgehalten hatten. Die Eingabe, die sie deshalb an den Senat richteten, und in der sie baten, ihnen die Wahl von zwei Deputierten zu gestatten, trägt 38 Unterschriften, darunter Störig, v. Daniels, Petermann, Heyse, Gruppe, Piper und die übrigen Theologen. Obenan steht Georg Curtius, an den darum auch die Antwort des Senats gerichtet war, während Ernst seine Unterschrift nicht gegeben hat, offenbar im Hinblick auf seine Stellung bei Hof.

Lehrer überlassen bleiben, ob sie sich an der Versammlung beteiligen wollten oder nicht.

Unfruchtbarkeit des Kongresses.

Durch diese Haltung Preußens war der Jenaer Kongreß von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Von den preußischen Universitäten kamen wohl einzelne Professoren, auch Ordinarien; Bonn ließ sich sogar, der Einladung gemäß, durch vier Abgeordnete, zwei Ordinarien und zwei Extraordinarien, vertreten; aber auch diese mußten erklären, daß sie infolge jenes Ministerialreskriptes ohne Legitimation erschienen wären. Von den Berlinern waren Michelet und Richthofen auf eigene Faust gekommen; ein Versuch, den Martin Hertz unternahm (nachdem er Senat und Minister vergebens mit Petitionen behelligt hatte), seine Kollegen zur Wahl eines Vertreters zu vermögen, war gescheitert; niemand hatte sich eingefunden, er selbst blieb in Berlin. So mußte der Jenaer Professorenkonvent das Schicksal des Frankfurter Reichstages teilen: da sie Berlin nicht für sich gewannen, blieben ihre Reformpläne, so eifrig sie diskutiert wurden, und so gut sie durchdacht sein mochten, in den Rauch geschrieben. Die Herren gaben darum ihr Vorhaben nicht auf. Ihre Resolutionen übersandten sie der Nationalversammlung, allerdings ohne sich ihr direkt zu unterwerfen; sie schrieben für den September des nächsten Jahres eine zweite Versammlung in Heidelberg aus und beauftragten die Heidelberger Kollegen (an der Spitze Vangerow) damit, diesen Tag vorzubereiten; und in einer „Deutschen Universitätszeitung", die vom November ab erschien, suchten sie ihre Gedanken zu verbreiten. Als aber der Termin vor der Tür stand, waren es die Heidelberger Kommission und der Senat der Neckaruniversität selbst, die den Tag wieder abschrieben und die Schwesteruniversitäten ersuchten, erst im nächsten Jahr zu kommen: die badische Revolution, die Auflösung aller staatlichen Zucht im eigenen Lande machte es ihnen unmöglich, die Gäste bei sich zu sehen.[1]

Die preußische Professorenkonferenz im Berliner Senat im September 1849.

In derselben Zeit legte die preußische Regierung von neuem Hand an die Reform. Wie Berlin, so hatten auch die andern Landesuniversitäten, dem Erlaß vom 15. April 1848 entsprechend, über eine Neugestaltung ihrer Organisation beraten und ihre Beschlüsse dem Ministerium eingesandt. Ladenberg, der seit dem November seinem Ressort als Minister vorstand, ließ die Berichte durch Johannes Schulze, der wieder in seine alte Stellung eingerückt war[2], zusammen-

1) Die Einladung ist dann in der Tat im Sommer 1850 noch einmal ergangen, ward aber in Berlin kurz abgelehnt.

2) Während Eilers schon im Juni 1848 das Los seines Protektors hatte teilen müssen. Die Art seiner Entlassung bezeichnet den Grad der Erbitterung, der auch im Ministerium gegen ihn herrschte und besonders Ladenberg selbst beseelte: er ward mit der Hälfte seines Gehalts auf Wartegeld gesetzt und war genötigt, zur Erhaltung seiner zahlreichen Familie ein Pensionat (Freiimfelde bei Halle) zu errichten. Wiederholte Reklamationen halfen nichts; auch die Bemühungen des Geheimrat Pernice, dem Parteifreunde eine pädagogische Professur in Halle zu verschaffen, fuhrten nicht zum Ziel. Unter Raumer erhielt Eilers 100 Taler Zuschuß; Bethmann,

stellen und delegierte ihn als seinen Vertreter auf einer Konferenz der preußischen Universitäten, die er zum September, eben für die Tage einberief, da die Jenaer in Heidelberg sich hatten wiedersehen wollen. Wiederum erkennen wir die Übereinstimmung mit dem allgemeinen Gang der preußischen Politik: Ladenbergs Vorgehen entsprach der Unionspolitik des Königs, die Preußens Interessen mit den nationalen Forderungen zu vereinigen suchte. Daher kam der Minister den Wünschen der außerordentlichen Professoren und Privatdozenten weiter entgegen, als den Berliner Ordinarien lieb war. Der Senat zeigte sich höchst unwillig, als Ladenberg den Außerordentlichen das Mitwahlrecht für die zwei Vertreter, die Berlin für die Konferenz zu stellen hatte, gewährte und ihnen erlaubte, im Verein mit den Privatdozenten ihre Vorschläge gesondert einzureichen. Die Vorstellungen, die der Rektor Nitzsch dagegen erhob, machten jedoch auf den Minister keinen Eindruck, und der Erfolg gab ihm recht; die Befürchtungen der Ordinarien, von den jüngeren Kollegen überstimmt zu werden, erwiesen sich als ungegründet; Böckh und Trendelenburg wurden anstandslos gewählt; und als letzterer wegen seiner Wahl in die Erste Kammer zurücktrat, kam Lachmann an seine Stelle. Der Reformeifer der Opposition war in Resignation umgeschlagen; sie fiel bei den Wahlen nahezu aus; unter 61 Wählern, von denen für Böckh 46 stimmten, waren nur 17 Extraordinarien. Ähnlich war es bei den andern Universitäten. Nur Breslau und Halle hatten jede einen Extraordinarius geschickt; und als den Berlinern auf ihre Bitte vom Minister noch ein dritter, von ihnen direkt zu wählender Vertreter gewährt wurde, wählten sie den friedvollsten von allen, Helwing, der überdies kurz darauf in die Reihe der Ordinarien aufrückte und damit seines Lebens Sehnsucht erfüllt sah.[1]

Übrigens fanden die Wünsche der Extraordinarien bei den Beratungen, die am 24. September im Senatssaal der Universität ihren Anfang nahmen, auch jetzt noch weitgehende Berücksichtigung. Sie erhielten Anteil am Senat, an der Leitung der Seminare und der Benutzung der Institute zugebilligt. Von einer ständigen Mitwirkung bei den Fakultätsgeschäften sollten sie (zum Bedauern des Regierungskommissars) ausgeschlossen bleiben, jedoch immerhin gelegentlich, auf Erfordern der Fakultät, hinzugezogen werden. Die Privatdozenten wurden in ihre Schranken zurückgewiesen; innerhalb derselben ward ihnen aber freie Bewegung zugesichert; jede Überwachung durch die Fakultäten, speziell bei der Ankündigung ihrer Vorlesungen, sollte in Wegfall kommen.

---

der die ungerechte Behandlung des in wirkliche Not Geratenen anerkannte, gab noch weitere 300, aber von einer Wiederanstellung sah auch er ab. Unter solchen Eindrücken sind die Erinnerungen Eilers' geschrieben; sie sollten nicht bloß zur Rechtfertigung, sondern auch zur Anklage dienen.

1) Es geschah, nachdem er eine Berufung als Minister nach Lippe-Detmold abgelehnt hatte.

Das Ganze dieser Beratungen war als Vorarbeit für das neue Unterrichtsgesetz gedacht, das in der Verfassung von 1848 vorgesehen war. Da nun dies nicht zustande kam, blieben auch die Beschlüsse der Berliner Konferenz, wie die von Jena, was sie waren: „schätzbares Material“ für eine spätere Zeit; erst in den letzten Jahren sind einzelne dieser Wünsche und Forderungen unserer jüngeren Lehrer wieder erhoben und auch, mehr jedoch durch das Vorgehen der Regierung als der Senate, ins Leben gerufen worden.

3. Stilleben.

Allgemeine Beruhigung.

Und so wandte sich alles wieder zur Ruhe, zu einer Stille, wie sie an der Universität kaum in den Jahren vor der Julirevolution geherrscht hatte, als selbst ein Kamptz mit der Studentenschaft und den Professoren zufrieden gewesen war und Hegel mit dem Mohnsaft seiner Lehre von der Vernunftgemäßheit alles Bestehenden die aufgeregten Gemüter der akademischen Jugend besänftigt hatte. Und wie sehr auch im übrigen die Hegelsche Philosophie in Mißkredit gekommen war, schien dennoch die Stimmung, in der die maßgebenden Kreise der Universität den gewaltsamen Schluß der Revolution aufnahmen, jenem Dogma Recht geben zu wollen. Ihren Ausdruck fanden diese Gefühle in einer Zustimmungserklärung zu der Vertagung der Nationalversammlung, die, von mehr als 60 Professoren, meist Ordinarien, unterzeichnet, in den Zeitungen veröffentlicht und dem Könige unterbreitet wurde.[1] Auch Böckh, der sich längst voll Ekel von der Ochlokratie, in welche die Berliner Revolution ausgeartet war, weggewandt und sich in dem äußersten Winkel der Erde zu verbergen gewünscht hatte, gestand seinem Bruder, dem Minister in Karlsruhe, daß man unter dem Belagerungszustand wie im Himmel lebe, und er zögerte nicht, seinen Namen unter jenes Schriftstück zu setzen; sowie auch Friedrich von Raumer, der jetzt in Paris als Gesandter des Reiches weilte, sich beeilte, nachträglich sein Einverständnis durch die Zeitungen zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Eine Gegenerklärung, in Form einer Adresse an die Nationalversammlung, für welche sich wieder Dr. Martin Hertz lebhaft einsetzte, fand an der Universität nur geringe Beachtung. Rektor und Senat ließen es sich überdies nicht nehmen, dem König noch durch eine besondere Deputation ihr Treugelöbnis auszusprechen; Böckh selbst führte sie, da Johannes Müller, durch die Aufregungen seines Amtsjahres völlig erschöpft, auf Urlaub gegangen war. Es mochte auf höhere Anordnung zurückzuführen sein, daß das Gittertor vor der Universität geschlossen wurde; aber der Senat war sicherlich ganz damit einverstanden; und so ängstlich wurde fortan der Musensitz gehütet, daß Böckh noch im Sommer 1850 mit dem Antrage, die Sperre endlich aufzuheben, nicht durchdrang.[2]

1) Vgl. dazu Varnhagens Tagebuch zum 16. und 28. November.

2) Auf den Belagerungszustand vom November 1848 geht auch die Eingitterung der Königswache und der Torwachen zurück.

Scharfes Regiment des Senats über die Verbindungen.

Daß auch die Studentenschaft wieder gelernt hatte, den Mund zu halten, lehren die Protokolle des Senats: die wenigen Fälle, in denen dieser wegen Teilnahme an einem der radikalen Vereine oder der Mitarbeit an einer demokratischen Zeitung einzuschreiten hatte, verschwinden darin nach vier oder fünf Jahren ganz. Im Sommer 1850 löste sich das Kartell auf, das im Juli 1848 zwischen der Teutonia, Salis' und Rechenbergs Gründung, und zwei anderen Verbindungen, der Burschenschaft Franconia und der Landsmannschaft Normannia, geschlossen war. Die Franken gingen bald darauf ganz ein. Die Teutonen wahrten ihren demokratischen Charakter, aber ihnen ward drei Jahre später vom Senat ein gewaltsames Ende bereitet. Die Verbindung zählte damals 11 Mitglieder, von denen aber nur fünf immatrikuliert waren und deshalb allein gefaßt werden konnten. Ihr Sprecher, der Studiosus juris Körte, ein Enkel Thaers, ward mit dem Consilium abeundi bestraft, dessen Wirkung jedoch nachträglich auf ein Semester beschränkt wurde: drei seiner Verbindungsbrüder mußten das Consilium unterschreiben, der vierte kam mit einem Verweis davon. Dies geschah unter Stahls Rektorat, in der Höhezeit der Reaktion. Das Mißtrauen gegen jede freiere oder auch nur von dem strengen Herkommen abweichende Richtung war damals so groß geworden, daß sogar der Versuch einer Anzahl junger Historiker, sich zu einem fachwissenschaftlichen Verein zusammenzuschließen, nicht geduldet wurde, obgleich ein Privatdozent, der junge Wilhelm Wattenbach, die Leitung übernehmen wollte und die Sitzungen in einem Auditorium abgehalten werden sollten. Man mußte schon sehr hoch in der Gunst der regierenden Herren stehen, um die Erlaubnis zu erhalten, die Wissenschaft auf eigene Hand zu pflegen: es gelang nur den Schülern Hengstenbergs, die am Tage des Doktorjubiläums ihres Herrn und Meisters zu einem theologischen „wissenschaftlichen“ Verein zusammentraten: die Anerkennung der Offenbarung war Bedingung für den Eintritt. Auch der Wingolf, der sich schon in der Revolution als Hüter der Ordnung und der Königstreue bewährt hatte, war gern gesehen; Nitzsch war sein besonderer Gönner. Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich, daß die Korps, welche die Uninteressiertheit für jede über das rein studentische Wesen hinausgehende Tendenz zu ihrem Prinzip gemacht hatten, mehr und mehr emporkamen, während die Burschenschaften zurücktraten; wie wir dies auch an anderen Universitäten in jenen Jahren wahrnehmen. Bezeichnend hierfür ist, daß im Sommer 1855 die Landsmannschaft Normannia, die stärkste Verbindung an der Universität, sich als Korps auftat; mit den vier älteren, den Märkern, Vandalen, Westfalen und Neoborussen, trat sie schon nach einem Jahr dem Kösener Verband bei, der im Sommer 1855 gegründet war.[1] Übrigens erfreuten sich die Korps keineswegs des besonderen

1) Jedoch führte dies bei ihr selbst zu einer Spaltung, so daß seitdem zwei Verbindungen dieses Namens, das Korps und die Landsmannschaft, bestehen.

Wohlwollens eines hohen Senats: was ebenfalls verständlich genug ist: denn ihr Auftreten (wenn sie etwa bei den Studentenbällen, die seit dem Winter 1843 üblich geworden waren, die Leitung beanspruchten) war nicht dazu angetan, Frieden und Einigkeit unter den Kommilitonen zu erhalten; auch huldigten sie dem geselligen Prinzip allzusehr auf Kosten des Studiums, und die geringe Zahl ihrer Mitglieder stand in keinem Verhältnis zu der Häufigkeit, mit der sie vor das Universitätsgericht zitiert wurden. So suchte der Senat auch ihnen Zügel anzulegen. Jede Verbindung hatte (und so ist es ja bis heute geblieben) zu Anfang des Semesters eine Liste ihrer Mitglieder einzureichen. Eine direkte Anerkennung ward überhaupt nicht ausgesprochen. Der Senat beschränkte sich, nach Einreichung der Statuten, die einer genauen Prüfung unterlagen, auf die Erklärung, daß er für jetzt den Verein nicht untersagen wolle. Auch verhandelte er amtlich gar nicht mit den Verbindungen als solchen, geschweige mit dem Seniorenkonvent, von dem offiziell gar keine Notiz genommen wurde, sondern behielt es sich vor, irgendeinem beliebigen Mitglied Eröffnungen zu machen, die dann für die andern bindende Kraft hatten. So hoffte er, wie er einmal dem Minister berichtete, dem sich regenden Korpsgeist, der geeignet sei, den Mittelpunkt des Universitätslebens nicht in Fleiß und Studien, sondern in selbst ungesetzliche Nebendinge zu legen, einigermaßen zu steuern.[1] Verpönt war jedes Auftreten nach außen ohne ausdrückliche Erlaubnis, und die Senatsakten berichten von scharfen Strafen, die über Zuwiderhandelnde verhängt wurden.[2] Sehr mißfällig wurden die um diese Zeit üblich werdenden Aufforderungen der Verbindungen in den öffentlichen Blättern zur Teilnahme an ihren Stiftungsfesten oder die Todesanzeigen von im Duell gefallenen Kommilitonen bemerkt; auch dies ward unter Strafe gestellt[3], und die Polizei half fleißig bei der Aufspürung solcher Verbrechen.

Karl Otto von Raumer, der Minister der Reaktion.

Es war das System, das wir überall in der preußischen Verwaltung dieser Jahre beobachten, und durch das man den Geist der Revolution, die schon am Boden lag, vollends zu vertilgen hoffte. Der neue Minister, Karl Otto von Raumer, den die Novemberkrisis von 1850 an Ladenbergs Stelle gebracht hatte,

1) 21. Februar 1857, Antwort auf einen Erlaß vom 4. Dezember 1856, der an sämtliche Universitäten gerichtet war.

2) So gelegentlich des Stiftungsfestes der Vandalen im Hofjäger am 16. November 1857, das gegen das Verbot des Universitätsrichters stattgefunden hatte. Am schwersten hatte sich dabei, mit Renitenz und Verhöhnung der Pedelle und Polizeibeamten, ein Bonner Sachse vergangen, der dafür das Consilium abeundi erhielt und dazu noch auf 14 Tage in den Karzer wandern mußte: es war der Studiosus juris Friedrich Althoff.

3) So verfiel im Sommer darauf dem Richterspruch ein Heidelberger Vandale, der in der Kreuzzeitung seine Korpsbrüder zur Teilnahme an einem Kommers aufgefordert hatte. Dabei stellte es sich heraus, daß er verreist gewesen war. Er erhielt 5 Tage Karzer; der Richter hatte 8 beantragt: es war der Studiosus juris Friedrich Karl Hermann Lucanus.

war vielleicht an sich solchen Tendenzen eher abgeneigt; er war weniger Bureaukrat als sein Vorgänger und fern von der Rücksichtslosigkeit, mit der Eichhorn in die Selbstbestimmung der Fakultäten eingegriffen hatte; die Berufungen hat er diesen im wesentlichen überlassen, sowie er auch seinen Räten größere Selbständigkeit gewährte; dankbar hat dies besonders Johannes Schulze anerkannt. Freilich, er brauchte keine Konflikte mit der Universität zu fürchten, denn noch nie waren Senat und Fakultäten so eines Sinnes mit der Regierung gewesen.[1] Aber es ging ihm wie seinem königlichen Herrn, der, nachdem seine deutsch-freiheitlichen Ideale in der demokratischen Flut untergegangen waren, sich auf eben die Elemente zurückgedrängt sah, von denen er Preußen hatte befreien wollen, und die nun einmal dem Wesen und den Traditionen der Monarchie entsprachen. Raumers Liebe galt der kirchlichen Reaktion. Hier war er stets zu haben, ob es der katholischen oder der evangelischen Sache galt. Wie er in Bonn und Breslau die Gründung katholischer Geschichtsprofessuren zuließ, so hörte er bei der Besetzung protestantisch-theologischer Lehrstühle auf den Rat Hengstenbergs.

Die Theologische Fakultät. Herrschaft Hengstenbergs.

Dieser war jetzt in der Theologischen Fakultät und damit in der Landeskirche der Allmächtige. Ein Zeichen seines Sieges war bereits die Ernennung Otto von Gerlachs zum ordentlichen Honorarprofessor gewesen, dessen Habilitationsversuch an dem Widerspruch Marheinekes fast gescheitert war und zu dem schwersten Konflikt der Fakultät unter sich und mit dem Minister geführt hatte; im Februar 1849 einstimmig beantragt, wurde die Wahl alsbald bestätigt, nachdem die Fakultät jenem geistlichen Vorkämpfer der Reaktion bereits ein halbes Jahr zuvor, mitten in den Stürmen der Revolution, die Doktorwürde verliehen hatte. In Berlin waren Hengstenberg die Prüfungen und damit die Studenten ausgeliefert. Nur Männer, die dem staatlich approbierten kirchlichen Bekenntnis gehorsam waren, gelangten zur Habilitation, und für sie standen bald Lehrstühle oder Kanzeln zur Verfügung.[2]

---

1) An den Rektorwahlen zeigt es sich: auf Stahl folgte Encke, danach Mitscherlich, Ehrenberg, Trendelenburg, Rudorff. Demgegenüber die Rektoren der Neuen Ära: Dove, Böckh, Twesten (der mittlerweile weiter links gegangen war), Magnus, 1862 Beseler. Hengstenberg war von 1848 bis 1858 fünfmal Dekan, danach erst wieder 1864.

Habilitationen.

2) Vor allen ist Bachmann zu nennen, Hengstenbergs Biograph und engerer Fachgenosse, 1856 habilitiert, 1858 Ordinarius in Rostock. Ferner Bauh, ursprünglich Jude, Sohn eines Berliner Kaufmanns, habilitiert 1849, 1852 Pfarrer in Potsdam; David Erdmann, habilitiert 1853, 1856 Ordinarius und Pfarrer in Königsberg, gestorben als Generalsuperintendent Schlesiens. Im gleichen Jahre habilitierte sich Friedrich Wilhelm Schultz aus Friesack, Sohn eines Ackerbürgers, zuerst Bäckerlehrling. Daheim durch einen Pastor, seinen späteren Schwiegervater, vorgebildet, auf der Universität durch Hengstenberg entdeckt, erhielt er schon 1856, achtundzwanzigjährig, ein Extraordinariat in Breslau, 1864 das Ordinariat. Die wissenschaftliche Basis dafür waren alttestamentliche Studien, die den mosaischen Ursprung des Deuteronomiums befestigen wollten;

Neander stirbt. Berufung Lehnerdts.

Mit Neander, der im Juli 1850 starb, schied aus der engeren Fakultät das letzte Mitglied aus, das im gelehrten Schaffen seine Welt gefunden hatte. Niedner, für den die Majorität eintrat, eine melanchthonische Natur, ungeschickt und weltabgewandt, trocken, aber grundehrlich, von ausgebreitetem Wissen und stupendem Fleiß, konnte gegen Hengstenbergs schroffen Widerspruch nicht durchgebracht werden. Dieser wollte dem Leipziger Kollegen nicht diejenige Festigkeit in christlich-kirchlicher Gesinnung zutrauen, welche von einem Mitgliede der theologischen Fakultät verlangt werden müsse. Auch das politische Verhalten Niedners fand er verdächtig; derselbe hatte nämlich gegen das verfassungswidrige Vorgehen der sächsischen Regierung protestiert und, als er daraufhin suspendiert war, freiwillig, sogar unter Verzicht auf sein Gehalt, seine Professur niedergelegt. Ladenberg, in dessen letzte Monate die Verhandlungen über die Besetzung der Neanderschen Professur fielen, versuchte anfangs gegen Hengstenbergs Kandidaten, den Königsberger Lehnerdt, ein paar Einwendungen, gab aber bald den Widerstand auf, und Raumer, der die Verhandlungen zu Ende führte, bestätigte lediglich die Wahl eines wissenschaftlich wie politisch so unverdächtigen Mannes. In Königsberg hatte Lehnerdt als Lehrer und Prediger eine ausgebreitete Wirksamkeit gehabt; in Berlin blieb er auf dem Katheder weit hinter seinem großen Vorgänger zurück; und nicht einmal als Universitätsprediger gewann er eine Stellung, da er die Kanzel, die ihm zugesprochen war, den Privatdozenten überließ. Da nun Jacobi mit ihm in Königsberg tauschte und Reuter ein Jahr darauf nach Breslau entfernt wurde, war die Kirchengeschichte in Berlin so gut wie verwaist. Vatke hatte das Arbeitsfeld, auf dem er den Pflug so tief geführt hatte, längst aufgegeben und, soviel er im übrigen las und spekulierte, zuletzt auch die Feder ruhen lassen. Im Revolutionsjahr war er, obschon als Althegelianer nichts weniger als ein Revolutionär, noch einmal Gegenstand studentischer Verehrung gewesen; man hatte ihm im August einen Fackelzug gebracht und sogar, ebenso wie für Beneke, bei dem Minister um ein Ordinariat für ihn petitioniert. Größere Freude hatte ihm jedenfalls, obwohl er es entbehren konnte, die Verleihung eines Gehalts gemacht, das Ladenberg ihm im Dezember 1848 gewährte, „in Anerkennung

später hat er sich von der Gefolgschaft seines Lehrers frei zu machen versucht, sich dann aber wesentlich auf Lexikon- und Handbucharbeit beschränkt. Aus Königsberg kam 1854 als Extraordinarius Wuttke, ein Schlesier, Schüler von Branis, auch er lutherisch-konfessionell und ein eifriger konservativer Parteimann, wissenschaftlich so unfähig wie die meisten andern; er ging 1861 nach Halle. 1857 habilitierte sich Lämmer, der bereits im nächsten Jahre zugleich der Fakultät und dem evangelischen Glauben Valet sagte. Als er ausschied, besaß die Fakultät, von dem jüngeren Strauß abgesehen, nur noch einen Privatdozenten, Schneider, den Biographen Neanders, habilitiert 1854 auf Grund einer Arbeit über die Echtheit des Johannes-Evangeliums; er ward 1860 Seminardirektor in Neuwied. — Über die älteren Neanderschüler Jacobi, Chlebus, Schlottmann s. o. S. 114 f., Reuter S. 116, Neumann S. 117.

seiner vieljährigen verdienstlichen Lehrtätigkeit“ (die wissenschaftlichen Verdienste überging der Minister): das erste amtliche Geld, das ihm überhaupt zuteil wurde; es waren 200 Taler.[1] Unter Karl von Raumer blieben auch die Kathedererfolge für ihn aus. Allzu fest hatte Hengstenberg die Schlüssel zu den Kirchenämtern in Verwahrung, als daß es für die Aspiranten ratsam gewesen wäre, sich die glaubenzerstörenden Anschauungen des Extraordinarius anzueignen.

Frequenz der Fakultät.

Die Frequenz der Fakultät litt dennoch nicht. Denn den Rückgang, der im Herbst 1848 eintrat, teilte die Theologie mit den andern Fakultäten; es war die Folge der Revolution und der Cholera, die im Sommer als ein weiteres Übel des tollen Jahres aufgetreten war und im nächsten Jahr verstärkt zurückkehrte. Danach hob sich wieder, wenn auch unter Rückschlägen, die Gesamtzahl der Studentenschaft, besonders durch das Anwachsen der Juristen. Auch die Theologen gingen von neuem vorwärts; im Herbst 1858, zu Ende der Reaktionszeit, waren es wieder 321, gegen 241 im Winter 1848/49. Auffallen könnte nur das andauernde Fallen der Ausländerlisten; im Herbst 1848 kamen noch 73 Nichtpreußen, zehn Jahre später waren es 46, und im Sommer vorher gar nur 29 — gegen 151 zur Zeit von Schleiermachers Tod. Doch auch darin war das Verhältnis bei den andern Fakultäten im wesentlichen analog; man wird sagen müssen, daß die Universität seit der Mitte der vierziger Jahre überhaupt weniger vom Ausland aufgesucht wurde als in der Zeit, da Altenstein von Berlin als einer Weltuniversität hatte sprechen können.[2]

Die Juristische Fakultät. Neue Habilitationen.

In der Juristischen Fakultät lagen die Dinge nicht viel anders. Auch hier war die Losung, wenn nicht Rückschritt, so doch Stillstand. Was unter den Theologen Hengstenberg war, bedeutete unter den Juristen Stahl; nur daß dieser seine Erfolge auf dem Katheder wie auf der Rednerbühne der Ersten Kammer und des Herrenhauses, anders als sein theologischer Freund, weit mehr der eigenen glänzenden Dialektik verdankte als der Regierung, der er allezeit unbequem blieb. Bei seinen Kollegen, einem Keller, Homeyer und Rudorff, machten sich, wie glanzvoll ihre Namen waren, doch allmählich die Jahre geltend; und gegen Eindringlinge hielten die Herren Ordinarien ihre Phalanx enger geschlossen denn je. Der Nachwuchs innerhalb der Fakultät war niemals groß gewesen; in diesen Jahren aber starb er ganz ab. Johannes Merkel, der Germanist, Savignys Verehrer und jüngerer Freund, der sich 1850 habilitierte, ging schon im nächsten Jahr nach Königsberg. Als dann Häberlin nach Greifswald und Collmann — ins Gefängnis kam (dem Ärmsten war wegen seiner revolutionären Sünden der Prozeß gemacht worden), blieben Schmidt und Kohlstock, die sich wohl (wenn überhaupt) nur noch in den

1) Unter Falk sind ihm dann noch einmal 300 Taler hinzuverliehen worden.

2) Vgl. die Statistik der Universität, III, S. 495f. und 519.

Lektionskatalogen bemerkbar machten, die einzigen Anwärter auf eine Professur.[1] Im Februar 1855 gelangte Wilhelm Martens, und ein Jahr später Herbert Pernice, der grundgescheute Sohn des Hallenser Kurators, zur Habilitation; aber beide verlor die Fakultät bereits wieder zu Michaelis 1857: Martens, weil er katholisch wurde, Pernice durch seine Berufung nach Göttingen. Als dieser 1867 nach Berlin zurückkehrte, war er Sachwalter des Kurfürsten von Hessen geworden. Zum Glück hatte die Fakultät, als jene beiden sie verließen, wieder einen Ersatz bekommen, der ihres Namens würdiger werden sollte; Ostern 1857 hatte sich Franz von Holtzendorff habilitiert.[2]

Kaltstellung der Extraordinarien.

Auch die Extraordinarien hatten sich nicht eben der Gunst der oberen Götter zu erfreuen. Von Richthofen bemerkten wir dies bereits; er gab 1860 das Rennen endgültig auf, zog sich auf seine Güter zurück. Daniels erhob sich noch bisweilen zu neuen Hoffnungen, immer umsonst. Auch Berner klopfte wiederholt bei Fakultät und Ministerium an. Er durfte mit besserem Rechte als Daniels sich auf seine wissenschaftlichen Verdienste beziehen, auch auf einen Ruf nach einer süddeutschen Universität hinweisen; der Minister folgte dennoch der Fakultät, die sich, wie stets, gegen eine Ergänzung ihrer Lehrkräfte aussprach.

Rudolf Gneist.

Am meisten Ursache zu klagen hatte jedoch Rudolf Gneist, dem ein Lehrerfolg beschieden war, wie keinem zweiten an der Universität. Seine Listen wiesen Hunderte von Hörern auf; bis auf 800 war er in einzelnen Jahren gekommen; Tausende von Beamten, zum Teil in hervorragenden Stellungen und aus den besten Familien des Landes, nannten sich bereits seine Schüler; er selbst aber wartete noch immer auf das volle etatsmäßige Gehalt; nur das halbe, ein paar hundert Taler, hatte das Ministerium für den erfolgreichsten der Berliner Professoren in der Kasse. Einen Ruf, der ihm 1845 von auswärts, nach Kiel, angetragen war, hatte er ausgeschlagen; die Versetzung nach Greifswald, die ihm die Regierung im Sommer 1848 anbot, um den Lästigen los zu werden (er sollte dort in Ergänzung von Wilhelm Planck Kriminalrecht, Kriminalprozeß und römisches Recht lesen), wies er zurück, nachdem sein Gesuch, die Professur mit einer Anstellung am dortigen Appellationsgericht zu verbinden, abgelehnt war. Letzteres, obschon er in Berlin seit 1843 ein Kommissorium mit vollem Stimmrecht, zuerst am Kammergericht, danach am Obertribunal, innegehabt hatte; 1849 aber, d. h. sobald die Reaktion einsetzte, ward ihm auch dieses gekündigt. Begreiflich, daß er in einem erneuten Gesuch, das er am zehnten Jahrestage seines Extraordinariats, im März 1855, dem Minister einreichte, dieser Erfahrungen mit Bitterkeit gedachte und weniger bittend als fordernd auftrat: nach solchen Lehrerfolgen ihm noch immer das Gehalt zu versagen, so schrieb er, widerspreche

1) Vgl. II, 1, S. 499.

2) Ihm folgten dann noch um Ostern 1858 Munding (1860 ordentlicher Professor in Greifswald, später in Kiel) und Friedrich Julius Kuhns, geboren 1830, E.O. 1868, gestorben 1869

nach seiner Auffassung der traditionellen Achtung von Beamtenehre, Lehrberuf und Wissenschaft in Preußen, jedenfalls seinem Ehrgefühl und den Traditionen seiner Familie. Raumer überwies die Eingabe ordnungsgemäß der Fakultät. Diese aber erzeigte dem jungen Kollegen kein größeres Maß von Wohlwollen als die Regierung. Die Tatsache, daß die Zahlen seiner Zuhörer die der Ordinarien weit hinter sich ließen, machte auf sie keinen Eindruck; sie erschienen ihr im Gegenteil eher verdächtig, und das Zeugnis der akademischen Jugend, auf das sich Petent berufen, ließ sie nicht gelten. Denn aus der nackten Tatsache des äußeren Erfolgs lasse sich nicht entnehmen, ob es die höheren Eigenschaften eines Lehrers, die wissenschaftliche Tiefe und Gediegenheit, der Sporn zur Überwindung der nicht verschwiegenen Schwierigkeiten, die Entwickelung und Veranschaulichung der Rechtsregeln, oder das Gegenteil von diesem allen sei, was die große Menge in seine Vorlesungen ziehe. Ein sicheres Urteil lasse sich nur aus den Schriften gewinnen, durch die sich der Gelehrte vor dem größeren Publikum legitimiert habe. Dafür aber komme bei Gneist nur die eine Abhandlung über die formellen Verträge des neueren römischen Obligationenrechts in Vergleichsformen mit den Geschäftsformeln des griechischen Rechts in Betracht, über welche die Fakultät bereits am 19. Februar 1845 berichtet habe. Dies Urteil, dessen Wortlaut die Fakultät in ihr Gutachten von neuem einzurücken sich nicht versagen konnte, klang freilich mäßig genug. „Finden wir nun auch“, so heißt es darin, „den Inhalt dieser Schrift nicht in dem Grade neu und selbständig, welchen die Vorrede dafür anspricht, vermögen wir auch manchem ihrer Ergebnisse nicht beizustimmen, so können wir doch auch hier den Fleiß und die Gewandtheit nicht verkennen, welche schon in den Studentenarbeiten des Verfassers hervortraten“. Die späteren Schriften ließ die Fakultät überhaupt nicht gelten: es seien teils politische Broschüren, teils wenigstens nicht eigentlich und ausschließlich juristischen Inhalts, teils bloße in wissenschaftlichen Vereinen gehaltene und daher mehr schönwissenschaftliche Vorträge; und indem die Herren Ordinarien gegen ein für einen außerordentlichen Professor „nach den Umständen und Bedürfnissen“ angemessenes Gehalt keine Bedenken hatten, erklärten sie sich unter Hinweis auf einen ihrer früheren Berichte ausdrücklich gegen die von Gneist am Schluß seiner Eingabe ausgesprochene Forderung eines festen, gleich- und etatsmäßigen Gehalts, da dies der Sache nach auf eine Gleichstellung mit einer ordentlichen Professur — wie sie vor einigen Jahren mit Ungestüm sehr allgemein verlangt worden sei — hinauslaufe.[1] Das Ergebnis war eine Zulage von 200 Talern.

1) Eine solche Nivellierung, so heißt es weiter, der wohlbegründeten Stufenfolge des akademischen Lehramts sei aber, selbst bei einem noch so großen äußeren Erfolge und noch so langem Warten des einzelnen auf Erledigung einer ordentlichen Lehrstelle keineswegs begründet; denn das Gehalt der außerordentlichen Professoren könne überall nur die Natur eines Wartegeldes haben, mit welchem erprobte Lehrkräfte zu Kandidaten für ordentliche Professuren in ganz Deutschland in und außer Preußen präsentiert würden.

Man wird zugeben müssen, daß das Urteil der Fakultät, so hart es klang, und mochten auch (wir sind ja alle Menschen) nicht durchweg Motive sachlicher Natur im Spiel sein, wie es auf einer an sich richtigen Auffassung beruhte, so auch gerade inbezug auf Gneist nicht unberechtigt war. Der politische Akzent, den Gneist auf seine Vorträge legte, die Aktualität, die er ihnen zu geben wußte, warb ihm gewiß manche Zuhörer, wie es immer geschieht und damals auch Stahls Anziehungskraft mit erklärte; auch der Vorwurf, daß er der Fassungskraft der Studenten weniger zumute, als etwa Rudorff und Homeyer, mochte seine Berechtigung haben. Daß seine literarische Produktion streng wissenschaftlichen Stils bisher gering war, läßt sich vollends nicht leugnen, und ebensowenig, daß er bei den Problemen, die er zu lösen suchte, sich von politischen Rücksichten leiten ließ, worin übrigens manche seiner Gegner in der Fakultät, man braucht nur wieder an Stahl zu denken, nichts vor ihm voraus hatten. Ihm hatte das Jahr 1848 den Weg gewiesen, auf dem er seine großen literarischen Erfolge, seine ganze wissenschaftliche Stellung gewinnen sollte. Seine römisch-rechtlichen Forschungen hatte er seitdem fortgeworfen; nur vorübergehend, um die genannte Schrift zu verteidigen, ist er darauf zurückgekommen: während er auf dem Katheder das Pandektenkolleg volle dreißig Jahre vorgetragen hat. Er unterlag damit derselben Strömung, in die auch unsere Historiker, die Droysen und Duncker, Sybel und Häusser, und so manche jüngere nach ihnen, eben die Parteifreunde Gneists, gerieten. Gleich ihnen, und im Unterschied von Gans und den Junghegelianern, kam er von der historischen Schule her; auch er bezeichnete sich wohl als Savignyschüler, und gewiß mit größerem Recht, als wenn man etwa Hegelsche Einflüsse bei ihm feststellen will; ein philosophischer Kopf war er überhaupt nicht. Aber der Gegensatz gegen die echten Savignyschüler, die in dem Gutachten der Fakultät zu Worte kamen, war dennoch scharf genug: er lag eben in der politischen Tendenz und in den durch sie bestimmten praktischen, auf unmittelbare Gestaltung des Lebens gerichteten Zielen, von denen jene, solange sie forschten, geflissentlich sich fern hielten. So geschah es ihm wie den Historikern: indem seine politischen Absichten sich wandelten, modifizierten sich auch seine wissenschaftlichen Anschauungen, oder sie sind, mochte er selbst daran festhalten, durch eine objektivere Erkenntnis überholt worden. Jahrelang blieb seine Autorität unerschüttert, und noch heute darf niemand an seinen Büchern über englisches Rechts- und Verfassungsleben vorübergehen: er ist in diese weitverzweigte und den Deutschen bis dahin fremdartige Materie weiter als jeder seiner Zeitgenossen eingedrungen. Aber leugnen läßt es sich nicht, daß er, ähnlich wie Montesquieu, den er doch zu stürzen unternommen hatte, durch die Voreingenommenheit, zu der ihn seine praktisch-politische Tendenz führte, zu einer vollkommenen Anschauung der Dinge sich selbst den Weg verbaut hat. Wir können nicht einmal sagen, daß er sich von den Grundgedanken

Montesquieus völlig frei gemacht hat, so gewiß es ist, daß der französische Denker den Unterbau der englischen Staatsgewalt, das Selfgovernment, als dessen Entdecker Rudolf Gneist uns Deutschen gilt, nicht einmal gesehen hat. Wie Montesquieu, konstruierte auch Gneist, wo er zunächst hätte begreifen sollen: wenn jener den englischen Staat von dem Satz der Dreiteilung der Gewalten aus aufbaute, so sah Gneist ihn ganz unter dem Gesichtswinkel seiner Selbstverwaltung an. Und gleich Montesquieu meinte er die fremden Institutionen auf den Boden der Heimat verpflanzen zu können, ohne zu bedenken, daß dieser solche Vergewaltigung nicht dulden und seine Eigenart jenen aufdrängen werde; wie denn seine Kreis- und Landordnung des bureaukratischen Elements wahrlich nicht entbehrt und in ihrer Verbindung mit den in der Regierung und den Parteien vorwaltenden, zentralisierenden Kräften vielleicht mehr davon enthält, als die altpreußischen Kreise unter ihren eingesessenen Landräten jemals besessen haben.

Dennoch ist Rudolf Gneist dem, was die Zeit verlangte, gerechter geworden, als Stahl und seine Freunde, und darum auch in seiner Wirksamkeit über sie hinaus gewachsen. Keiner unserer Theoretiker hat auf seine Zeit so unmittelbaren Einfluß ausgeübt wie er. Und wenn Preußens Selbstverwaltung nicht alle die Züge trägt, die ihr Schöpfer ihr hatte aufprägen wollen, so ist eine andere Ideenreihe um so reiner und kräftiger verwirklicht worden, das ist die aus der Doktrin des Rechtsstaates von ihm abgeleitete Verwaltungsgerichtsbarkeit, die in noch höherem Grade als das eigenste Werk Rudolf Gneists angesprochen werden kann. Denn hier stand er trotz der modernen Einkleidung auf dem festen Grunde preußischen Staats- und Rechtsempfindens. Aus dem als Pflicht empfundenen Willen, das Recht zu handhaben, hatten die Hohenzollern von jeher ihre souveräne Gewalt über ihre Diener abgeleitet; niemals hatten sie ihre Machtvollkommenheit als Willkür aufgefaßt, mochte auch oft genug, und mit der Erweiterung der staatlichen Aufgabe und des Anteils der Regierten daran, ja unter dem Andrang der Parteien und im Kampfe der Interessen erst recht, das Regiment in polizeiliche Willkür umgeschlagen oder mindestens so empfunden worden sein. Es war darum nur die Fortbildung echtpreußischer Gedanken, wie sie schon im Landrecht und in dessen Schöpfern, einem Svarez und Klein, sich dargestellt hatten, wenn Gneist die Majestät des Staates, des Rechtsstaates, wie er und seine Freunde sagten, in einem Gerichtshof verkörpern wollte, vor dem innerhalb der ihm zustehenden Kompetenz ein jeder Beamter der Krone sich zu beugen hatte.

Hier ist der Boden, auf dem auch die Persönlichkeit Gneists ganz verständlich wird. Denn er selbst war ein Mann von echtpreußischer Art. Berliner von Geburt, der Sohn eines Justizkommissars am Kammergericht (in dessen Gebäude, wie er gern erzählte, er das Licht der Welt erblickt hatte), hat er, mit Ausnahme weniger Jugendjahre, für sein ganzes Leben sich an Berlin binden lassen. Wir lernten ihn schon 1848 als Stadtverordneten kennen; er ist es Jahrzehnte

hindurch geblieben. Alle seine Ämter haben ihn an Berlin gefesselt: das Mandat zum Abgeordnetenhaus von 1858 bis 1893, ein Sitz im Reichstag von 1868 bis 1884, von 1875 ab die Mitgliedschaft des Oberverwaltungsgerichts, von dessen Begründung bis an seinen Tod, seit 1884 auch die des Staatsrats. Unserer Universität hat er als Lehrer seit 1839 angehört, 56 Jahre; aber schon seine Studienzeit hat er ganz an ihr verbracht; ihr verdankt er fast alle seine akademischen Würden, auch das Doktorat der philosophischen Fakultät, das diese 1886 dem Siebzigjährigen verlieh; alle seine Examina hat er in Berlin bestanden. Nur seine Reisen, die ihn Jahr um Jahr und weit hinaus führten, zuletzt noch über den Ozean, haben ihn von Berlin fern gehalten; von ihnen hat er 1886 den Doktorhut von Edinburg und zwei Jahre später den von Bologna heimgebracht: denn im Ausland wie im Inland ward in seinem glücklichen Alter dem Manne gehuldigt, dem die eigene Fakultät als Vierzigjährigen nur eben das Extraordinariat hatte zubilligen wollen; mit dem Adel und der Exzellenz belohnte die Regierung sein Wirken, das in Wahrheit ganz dem Staate angehört hatte, und die erlauchte Schar der Ritter des Ordens pour le mérite hielt ihn für würdig, ihn in ihre Mitte aufzunehmen. Als Märker kennzeichnen Gneist seine tüchtigsten Eigenschaften: das Zähe und zugleich Bewegliche, das Rasche, Wohlgemute, Nimmermüde seines Wesens, die Zuversicht, die er auf sich selbst, und das Vertrauen, das er in andere setzte, die bürgerliche, kameradschaftliche Art, die ihm das Vertrauen auch weiterer Kreise gewann — Eigenschaften, die, gepaart mit seinem Wissen und seinen Erfahrungen, ihn wie wenig andere zu einem guten Redner, einem geschickten Debatter und einem ausgezeichneten Leiter von Vereinen und Versammlungen machten. Aufrecht und unabhängig, und bei aller gelegentlichen Schärfe im Grunde gutherzig und versöhnlich, ganz der Sache ergeben, erwarb er um so mehr Freunde und Verehrer, je älter er wurde. Weit zurück, von ihm selbst fast vergessen, lagen die Zeiten, in denen er als Führer der Jungen Bresche in die Wälle der akademischen Korporation hatte schlagen wollen; er war eine ihrer stärksten Stützen geworden, der Patriarch seiner Fakultät, während ihm die Studenten so anhänglich blieben, wie in seinen jungen Tagen. Auch ihm erneuerten sich im Verkehr mit ihnen täglich die Kraft und der Frohmut der Jugend; seinem Lehramt blieb er treu bis ans Ende, und so wird auch ihm seine Alma Mater als einem ihrer Besten für immer ein treues Gedächtnis bewahren.

In den Jahren aber, welche unsere Erzählung erreicht hat, unter dem Dominat eines Stahl und Hengstenberg, blieben einem solchen Manne die engeren Schranken dauernd verschlossen; erst mit dem Erwachen einer neuen Zeit für seinen Staat und sein Volk haben sie sich ihm geöffnet.

Die Philosophische Fakultät. Niedergang der Philosophie.

In der Philosophischen Fakultät hatte es, wie wir wissen, von jeher an der Einheit des wissenschaftlichen Bewußtseins gefehlt, die in der theologischen Fakultät nach langen Jahren der Spaltung durch Hengstenberg hergestellt und auch in der juristischen Fakultät seit Savignys Tagen im ganzen behauptet war; alle Versuche, von dem Boden der klassischen Studien im Sinne eines Wilhelm von Humboldt oder der Philosophie selbst, sei es in der Auffassung Altensteins oder Eichhorns, dahin zu gelangen, waren gescheitert. In unserer Zeit aber brauchte die Philosophie von der Regierung weder gepflegt noch verfolgt zu werden: sie brachte sich selbst um, oder sie starb ab. Das unphilosophische Zeitalter war gekommen, das Licht der Menschheit, um Böckhs Wort zu wiederholen, drohte zu erlöschen. Wenn Michelet einmal, für das Sommersemester 1854, eine öffentliche Vorlesung über Geschichte der neuesten Philosophie ankündigte, leitete ihn selbst mehr eine politische als eine philosophische Tendenz. Und sofort war hiergegen die Regierung auf dem Plan. Der Minister, für den Stahl und Hengstenberg die Orakel waren, beauftragte den Rektor, dem fürwitzigen Extraordinarius eine „streng wissenschaftliche Haltung und die Vermeidung jeder Ungehörigkeit" zu empfehlen: sollten dennoch Unzuträglichkeiten vorkommen, so erwarte das Königliche Ministerium sofortige Anzeige, um diejenigen Maßnahmen treffen zu können, welche das Interesse der Universität und die Würde der Wissenschaft erfordern. Encke tat, was ihm geheißen war, und der Senat erklärte nachträglich sein volles Einverständnis. Es war der Sommer, in dem Schelling, der längst Stillgewordene, starb, nachdem ihm ein Jahr zuvor Gabler vorangegangen war — die Häupter der beiden Schulen, deren Kampf noch vor einem Jahrzehnt das Leben der Universität mit soviel Unruhe erfüllt hatte. Hegelianer gab es nun (abgesehen von Henning, der aber als Philosoph längst ausgespielt hatte) nur noch außerhalb der engeren Fakultät; und da auch Hotho, Werder und Vatke sich immer mehr ihren besonderen Wissenschaftsfeldern zugewandt hatten, wenn sie nicht gar von der reinen Lehre abgewichen waren, so hielt eigentlich nur noch Michelet, der Unentwegte, als ihr Vorkämpfer den Platz; als im März 1854 auch Beneke aus dem Leben schied und George trotz seiner zwanzig Dozentenjahre des Extraordinariates immer noch nicht für würdig befunden wurde, war die Berliner Philosophie, man darf es sagen, ganz in Trendelenburgs Händen.

Die Fakultät beantragt vergeblich die Berufung Lotzes.

Es hat nicht an ihm und nicht an der Fakultät gelegen, wenn dieser Zustand durch fast zwei Jahrzehnte angehalten hat. Schon gleich nach Gablers Tod, noch 1853, hat die Fakultät, von ihm und Böckh geführt, den Minister um die Berufung Lotzes gebeten und damit bewiesen, daß sie das Ziel erkannte, auf das die Entwickelung der deutschen Philosophie hindrängte: den in seiner Abkehr von den exakten Methoden und der Naturforschung erstarrten Idealismus mit den Ergebnissen und Forderungen der auf allen Gebieten der Natur- und Geisteswissenschaften siegreich vordringenden Empirie in Einklang zu bringen.

Im Ministerium jedoch fühlte man dieses Bedürfnis nicht, und so blieb das Jahre hindurch wiederholte Gesuch vergeblich.

Kuno Fischers Bewerbung.

Wie man dort über die Wissenschaft von den Prinzipien aller wissenschaftlichen Erkenntnis dachte, kam zutage, als ein Jahr nach Schellings Tode ein Bewerber für einen philosophischen Lehrstuhl sich anbot, der ein neuer Herold für die Königin der Wissenschaften zu werden versprach: Kuno Fischer, den die reaktionär gewordene badische Regierung im Juli 1853 seiner Venia docendi beraubt hatte, faßte den kühnen Gedanken, sich, wie einst Fichte, ein preußisches Katheder zu erobern. Im Juni 1855 trug er dem Minister persönlich seine Wünsche vor, die er, denn der Empfang verlief nicht gerade ungünstig, nach der Heimkehr in einem besonderen Gesuch, unter Beifügung seiner Schriften, wiederholte. Sein Antrag ging gleich aufs Ganze, er bat um eine Professur; und er durfte sich ja hierfür nicht bloß auf seine glänzend begonnene Lehrtätigkeit berufen, sondern auch auf seine Darstellung der Leibnizischen Philosophie, die er in der zweijährigen unfreiwilligen Muße ausgearbeitet hatte, den ersten Teil des monumentalen Werkes, das seinen Namen berühmt gemacht hat. Auch seine Herkunft aus Schlesien, seine Universitätsbildung, er war Doktor von Halle, und seine Jahre, er zählte nahezu an dreißig, hätten ihn wohl dazu berechtigt. Daß er bei allem Selbstvertrauen, an dem es ihm schon damals nicht mangelte, auf eine Erfüllung seines Gesuches gerechnet hat, möchte ich dennoch bezweifeln. Für einen Mann mit seiner Vergangenheit und seinem philosophischen Bekenntnis war in dem damaligen Preußen kein Platz. Es bedurfte kaum der Erkundigung, die Raumer durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes in Karlsruhe einzog, um ihn gegen den Eindringling scharf zu machen; ohne sich mit einer weiteren Begründung aufzuhalten, ließ er dem Petenten die kurze Mitteilung zugehen, daß er seinem Wunsche, ein akademisches Lehramt an einer „diesseitigen Universität“ zu erhalten, nicht entsprechen könne; nicht einmal der Dank für die Schriften, den Johannes Schulze, als der Verfasser des Konzeptes, nach alter Gewohnheit darin zum Ausdruck gebracht hatte, durfte in der Reinschrift stehen bleiben. Fischer war wohl bereits von Böckh, mit dem er alles besprochen, vielleicht auch von Johannes Schulze, der ihn ebenfalls empfangen hatte, auf einen solchen Ausgang vorbereitet. Jedenfalls hatte er, vermutlich auf Böckhs Rat, während er noch auf die Antwort aus dem Ministerium wartete, beschlossen, den regelrechten Weg der Habilitation zu versuchen; sobald er die Antwort des Ministers in Händen hatte, sandte er sein Gesuch an die Fakultät ab (16. Oktober). Hier fand er bei Böckh die bereitwilligste Hülfe. Auch der neue Dekan, Moriz Haupt, tat, was in seinen Kräften stand. Eile aber war nötig, um feindlichen Einflüssen vorzubeugen. Und da auch Trendelenburg, obschon er seine Bedenken gegen den Hegelianer nicht ganz unterdrücken konnte, für Fischer eintrat, so geriet alles aufs beste: Trendelenburg und Böckh erstatteten das-

Referat über die Schriften, im Dezember waren Kolloquium und Habilitationsvortrag erledigt, die Gebühren bezahlt und Fischer bereit, nach Neujahr seine Vorlesungen zu beginnen.[1] Da erhielt er, in Heidelberg, wohin er zunächst wieder zurückgegangen war, Mitte Januar eine neue Verfügung des Ministers, welche ihm jede Lehrtätigkeit in Preußen als Privatdozent abschnitt. Es war ein Eingriff in die Lehrfreiheit, wie er stärker kaum gedacht werden konnte. Denn wenn es irgend ein Recht der Fakultäten giebt, so ist es das der Habilitation, das aus dem Rechtsbesitz ihrer summi honores, des Doktorats, unmittelbar erwachsen ist. Raumer aber hob die Venia kurzerhand, wie er erklärte, „von Oberaufsichts wegen“ auf. Sein Verfahren war um so krasser, als es sich lediglich gegen die Lehre richtete; denn politisch hatte Fischer sich niemals verdächtig gemacht. Auch in Heidelberg war es nur der Vorwurf des „Pantheismus“ gewesen, der ihm, auf Grund einer Denunziation seiner theologischen Kollegen, seine Stelle gekostet hatte. Eben diesen Vorwurf wiederholte der Minister der preußischen Reaktion: der Dr. Fischer sei seiner Lehrstelle in Heidelberg enthoben worden, weil seine Auffassung im Widerspruch mit den Grundlehren des Christentums stehe; dies Urteil der großherzoglich badischen Behörden werde durch den Inhalt der Fischerschen Schriften bestätigt; es ergebe sich daher, daß seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer[2] auch in bezug auf die preußischen königlichen Universitäten unstatthaft sei.

Nach der Audienz, die ihm der Minister im Juni gewährt, hatte Fischer einen solchen Ausgang doch kaum erwartet; denn damals war Raumer über seine Antezedentien, wie ihm wenigstens schien, noch gar nicht recht orientiert gewesen. Auch in der Antwort, die er im Oktober auf sein Gesuch um eine Professur erhalten hatte, und auf die sich jetzt die Ministerialverfügung berief, war, wie kalt sie gelautet, die Ablehnung doch nicht so unbedingt wie jetzt aus-

1) Von hier aus erhält die Anklage Böckhs gegen die Verächter der Philosophie in der Rede, mit der er Kiepert und Haupt am 6. Juli 1854 in der Akademie begrüßte, erst ihr volles Licht. Es sei gestattet, die ganze Stelle, denn es sind goldene Worte, zu wiederholen. „Heutzutage“, so lauten sie, „freuen sich viele daran, daß, wie sie glauben, das Philosophieren immer mehr abnehme, und jubeln darüber, daß die Philosophie bald werde zu Grabe getragen sein; das heißt für mich nichts anderes, als sich darüber freuen, daß das Licht der Menschheit bald werde ausgelöscht sein. Ist die Philosophie die Trägerin des Allgemeinen und des Idealen, und hat das Besondere und Reale keinen Wert, wenn ihm nicht das Allgemeine und Ideale einwohnt, so dürfen wir nicht absehen von der alten Forderung, daß aller Wissenschaft der philosophische Gedanke einwohnen soll: jene Gegensätze sollen in der Einheit einer höheren Harmonie wie Seele und Leib ineinander leben. Nur wird diese Durchdringung nicht damit erreicht, daß man die tatsächlichen Einzelheiten in das Bett eines Systems reckt und streckt oder durch willkürliche und phantastische Konstruktionen in die Idee aufzulösen sucht. Diese Täuschungen zu zerstören ist das Geschäft der Kritik, die keineswegs, wie man ihr oft vorwirft, verneinend ist, sondern mit der Verneinung des Falschen das Wahre bejaht“.

2) In dem Konzepte sind hier gestrichen die Worte: „der Philosophie“. Verfasser wieder Johannes Schulze!

gesprochen worden. Fischer glaubte in der schlimmen Wendung seiner Angelegenheit die Hand seiner eigenen Regierung zu erkennen; er meinte, der badische Gesandte, Herr von Meysenbug, dessen reaktionäre Gesinnung bekannt war, habe es dem König direkt insinuiert. Aber der Entschluß entsprach sicherlich Raumers eigenstem Empfinden, und der eigentliche Ratgeber des Ministers war diesmal näher zu finden: Hengstenberg hatte die Gefahr für das Reich Gottes gewittert und sich als Wächter vor den Toren Zions aufgestellt.[1] Die Fakultät sah demgegenüber nur noch einen Weg vor sich, und von Böckh und Haupt geführt, zögerte sie nicht ihn zu betreten: sie wandte sich in einer Immediateingabe um Schutz gegen die ministerielle Willkür an den König. Aber aus dem Kabinett ging das Schriftstück an den Minister, und von diesem wieder an Hengstenberg, von dem nun sogar zwei Gutachten nacheinander eingeliefert wurden. Das erste hatte er (man höre!) dem Erlanger Philosophen Karl Philipp Fischer gewidmet, dessen Hauptwerk, „Grundzüge des Systems der Philosophie“, vor kurzem vollendet war, und damit bewiesen, daß ihm nicht einmal der Name, geschweige die Schriften des Mannes bekannt gewesen waren, gegen den er den Minister aufgebracht hatte.[2] Er mußte erst auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht werden, um zu seinem eigentlichen Opfer zu gelangen. Zum Glück galt das „Roma locuta, causa finita“ doch auch in dem damaligen Preußen noch nicht, wenn auch die Fakultät auf dem geordneten Instanzenwege zu ihrem Recht nicht gelangen konnte. Die Hülfe kam ihr von zwei Freunden des Königs, die schon mehrfach, gesondert oder vereinigt, in die Geschicke unserer Universität mit Erfolg eingegriffen hatten — vom Ritter von Bunsen und Alexander von Humboldt. Es war freilich seltsam genug, daß der alte Josias, der einst Schelling nach Berlin gebracht, nun einem Abkömmling aus Hegels Drachensaat den Weg dorthin bahnen wollte. Aber er selbst hatte sich mit der Zeit gewandelt; nachdem er aus der Diplomatie ausgeschieden (eben den Parteigängern Hengstenbergs war er erlegen), hatte er sich in der akademischen Luft Heidelbergs mehr und mehr mit den Stimmungen des liberalen Deutschlands erfüllt; soeben erst hatte er in seinen „Zeichen der Zeit“ einen weithinhallenden Protest gegen die wachsende Intoleranz der herrschenden Kirchenpartei erhoben, mit der ja übrigens seine weiche, vermittelnde Natur niemals zusammengestimmt hatte. Merkwürdiger war noch, daß Friedrich Wilhelm IV. selbst auf seine beiden alten Freunde mehr hörte als auf seinen Minister und die Partei, der er sich seit dem Schiffbruch seiner nationalen Politik fast auf Gnade und Ungnade ergeben hatte. Es war ein Wiederaufleuchten seiner alten auf Glanz und Hoheit gerichteten Natur. „Der König hat bis zuletzt

1) So erfuhr es Fischer später selbst durch Bunsen, dem es Humboldt geschrieben hatte; ob die Einwirkung direkt oder indirekt gewesen, wußte Humboldt nicht. Fischer an Böckh, 25. Dezember 1856.

2) Kuno Fischer ebd.

sehr edel Kuno Fischer gegen den von Hengstenberg aufgehetzten Kultusminister in Schutz genommen“, so schrieb Humboldt an Bunsen, der sich in einem Brief an seinen königlichen Freund aufs wärmste für das junge philosophische Talent ausgesprochen hatte.[1] Im Herbst 1856 fiel, dem stärksten Widerstreben Raumers zum Trotz, die Entscheidung. Er werde, so sprach sich der König zu Humboldt aus, nichts gegen die Erteilung der Venia haben, denn er wünsche sehr, daß man für die Philosophie in Berlin endlich einmal etwas Glänzendes, Frisches und Belebendes erhalte. Also noch einmal das Motiv, von dem er nach seiner Thronbesteigung sich hatte leiten lassen, als er alle Koryphäen des deutschen Geistes in seiner Hauptstadt hatte versammeln wollen.[2]

Erledigte Lehrstühle (Zumpt, Rückert, Huber, Gelzer, Paul Erman) bleiben unbesetzt.

Im übrigen überließ Friedrich Wilhelm in diesen Jahren seines politischen und seelischen Niederganges die Fakultät seinem Minister und ihren eigenen Intentionen. Und da Raumer kaum noch Gelegenheit fand, für sein Hauptinteresse streiten zu müssen, so bildete sich auch zwischen ihm und dem Ordo philosophicus ein Verhältnis des Friedens aus, wie es in den alten Zeiten, zumal unter Eichhorn, unerhört gewesen war. Auch die Erledigung der Lehrstühle machte geringe Unruhe, zumal da sie zum guten Teil unbesetzt blieben. Als Zumpt im Juni 1849 an der Cholera starb, erklärte die Fakultät, von dem Minister zum Bericht aufgefordert, daß die vorhandenen Lehrkräfte (sie nannte u. a. Ranke und Schmidt, Lachmann und Heyse) völlig ausreichten. Im Sommer 1851 legte Huber seine Professur nieder, die ihm, wie seine politische Laufbahn, nur Enttäuschungen gebracht hatte, freiwillig, wie zur Zeit der Revolution Rückert; sein Auditorium war so gut wie ausgestorben, und er hatte ausdrücklich unter Hinweis hierauf den Minister um seine Entlassung gebeten. Ihm folgte im Jahre darauf auf demselben Wege Gelzer, der schon seit längerer Zeit seinen Wohnsitz nach Basel verlegt hatte; er durfte das Gesuch mit seiner Kränklichkeit motivieren. Das waren die drei Intrusi, welche die Fakultät aus den Händen des Königs erhalten hatte. An ihre Nachfolge dachte kein Mensch, und für ihre Lehrtätigkeit boten ihre Fächer unter den damaligen Verhältnissen in der Tat kaum Raum. Auch des alten Paul Ermans Tod (11. Oktober 1851) schuf keine Lücke; denn für ihn waren Magnus und Dove längst am Platze; und am wenigsten hätte der Sohn Adolf, auf dem seine revolutionäre Vergangenheit lastete, sich Hoffnungen machen dürfen. Hingegen ward Lachmanns Tod, im März des gleichen Jahres, in der Fakultät als ein Verlust empfunden, dessen Ersatz unabweislich sei. Nun fehlte es freilich nicht an Bewerbern an der Universität selbst für beide Lehr-

Lachmann stirbt; Kampf um seinen Nachfolger.

1) So wieder Fischer in dem genannten Brief.

2) Außer Böckhs Nachlaß konnte ich die Ministerialakten benutzen (seit 1873 im Geh. St. A. Rep. 76. V. Sect. XXVI), zwei Bände, aus denen sich für das Detail noch sehr wertvolle Aufschlüsse gewinnen lassen.

fächer, die der Unvergeßliche vertreten hatte, und für beide meldeten sie sich an: für das germanistische Fach Heyse, der so lange vergeblich, zuletzt noch im Sommer 1851, sich um seine Beförderung bemüht hatte; für das Lateinische der jüngere Zumpt, der seine Gymnasialstellung garzugern mit einem Katheder an der Universität vertauscht hätte. Es gab aber auch in der Fakultät selbst einen Opponenten gegen die Auffassung der Majorität, das war Friedrich von der Hagen, der älteste Lehrer der germanistischen Studien an der Universität und seit Jahren Inhaber der Nominalprofessur, der es nicht begreifen konnte, daß die Kollegen das fünffach besetzte Fach (denn auch Maßmann und beide Grimm waren, wie er ausführte, zum Lehren bestellt oder berechtigt) noch einmal ergänzen wollten. Auch wir verstehen die tiefe Erbitterung, die sich in dem Separatvotum des alten Romantikers Luft machte, als Böckh und seine Partei Lachmanns nächsten Freund, den einzigen, der das Doppelerbe des Entschlafenen zu verwalten fähig war, Moriz Haupt in Leipzig, Gottfried Hermanns genialen Schüler, dem Minister in Vorschlag brachten. Wenn Karl von Raumer, selbst ein Liebhaber der klassischen Studien und von Johannes Schulze gewiß in der Richtung seines Freundes Böckh beraten, trotzdem auf den Antrag der Fakultät zunächst nicht hörte und die Angelegenheit in der Schwebe ließ, so lagen für ihn die Gründe wieder außerhalb der akademischen Sphäre, diesmal jedoch nach der rein politischen Seite hin. Vor drei Jahren war Haupt mit den Freunden Mommsen und Jahn seines Amtes enthoben worden; und obschon ihm seine Regierung nichts von hochverräterischem Tun hatte nachweisen können, so genügte in der Zeit des hergestellten Bundestages doch schon die Tatsache der unfreiwilligen Pensionierung, um den davon Betroffenen in Berlin dem Verdacht auszusetzen, ein Partisan der Revolution zu sein. Ein neuer Todesfall kam Haupts Freunden zu Hülfe: am 1. Dezember des Jahres folgte Johannes Franz seinem großen Gegner ins Grab, und schon im Januar erneuerte die Fakultät auf das dringlichste ihren Antrag. Aber auch auf den zweiten Hieb wollte der Baum nicht fallen. Es verging abermals ein Jahr, bevor Raumer einem dritten Ansturm der Fakultät nachgab. Auch jetzt mit Aufwand jeder Vorsicht: der loyalste aller Ordinarien, der alte Franz Encke, mußte mit dem Erwählten, der eigens dazu nach Berlin zitiert wurde, in seiner Wohnung und in aller Heimlichkeit ein Examen über seinen politischen Glauben und seine Vergangenheit abhalten; und erst nachdem dies so ausgefallen war, daß sogar Encke ein warmer Fürsprecher für den Märtyrer seiner preußischen Überzeugung wurde (denn dies war schließlich das Verbrechen gewesen, um dessentwillen Haupt im Reiche Beusts unmöglich geworden war), erfolgte seine Ernennung.

Haupt.

Auch in dem Verhältnis zu Böckh trat Haupt in die Stellung Lachmanns ein. Daß er der Schwiegersohn Gottfried Hermanns war, hatte nichts mehr zu bedeuten; denn der Friede zwischen beiden philologischen Lagern war seit Jahren

hergestellt. Es wurde wieder ein Duumvirat, in dem jeder seine eigenen Provinzen verwaltete. Mit dem Eintritt Haupts in die Akademie (im Sommer 1854) war Lachmanns Autorität vollends auf ihn übertragen. Er war aber der Mann, sie zu behaupten. Ein Vierziger, also auf der Höhe des Lebens stehend, seit zehn Jahren Ordinarius, erprobt in den Geschäften der akademischen Verwaltung wie auf dem Katheder, erzogen in der Meisterschule Gottfried Hermanns und selbst längst als Meister anerkannt, streng gegen sich, aber auch gegen andere, des Wortes wie wenige mächtig, feurig, leidenschaftlich bis zur Ungerechtigkeit, schroff bis zur Rücksichtslosigkeit, aber von jener Kraft des Willens, welche die andern sich unterwirft, weil Einsicht und sachliche Ziele in ihr gepaart sind, war Moriz Haupt zum Herrschen geschaffen. Mit Preußen hatte er niemals zu tun gehabt; Oberlausitzer von Geburt, war er von der Schule bis zur Professur ganz an Sachsen gebunden gewesen. Aber an dem Staat, in den er jetzt eintrat, hing sein Herz seit den Tagen der Jugend, und die Traditionen, die Lachmann nahezu ein Vierteljahrhundert in Berlin gepflegt, hatte niemand tiefer in sich aufgenommen als er. Lachmanns Werk fortzusetzen, in der Methode wie in den Stoffen, auf beiden Gebieten seiner Arbeit, wurde das Ziel, dem er nachzuleben entschlossen war, wie es schon bisher sein eigenes gewesen. In der Belesenheit, durch die er sein ungeheures Gedächtnis unaufhörlich befruchtete, wie in der Ausdehnung seines Arbeitsgebietes war er dem bewunderten Freunde mindestens ebenbürtig. Beide beherrschten die klassischen Literaturen in ihrem ganzen Umfange, während ihre deutschen Studien sie auf die nahen Felder der romanischen Philologie hinübergeführt hatten. Wenn Lachmann seine kritische Kunst an deutschen Texten bis auf Lessings Werke ausdehnte, so verfolgte Haupt die lateinische Literatur durch das Mittelalter hindurch und über die Grenzen der Renaissance hinweg gleichfalls bis hin zu dem Boden, auf dem ihm die eigene, neuhumanistische Bildung erblüht war. Er überschritt auch im Osten die Grenzmarken unserer mittelalterlichen Literatur. Es war ein Triumph der Methode, deren Wirkung sich weit über den Einzelfall, an dem Haupt sie übte, hinaus bis in die Sphäre des politischen Parteilebens erstrecken sollte, als er auf der Prager Bibliothek in dem tschechischen Text eines der drei erhaltenen Minnelieder des Königs Wenzel von Böhmen nicht nur die Übersetzung aus dem mittelhochdeutschen Original erkannte, sondern darin eine moderne Fälschung nachwies. Er ist noch weiter, bis zum Sanskrit, vorgedrungen. Hier aber machte er halt; der an diesem Punkte so naheliegenden Versuchung, sich in den weiten Räumen der Sprachvergleichung zu verlieren, hat er widerstanden; denn er teilte das Mißtrauen, das die Philologen von der strengen Observanz gegen die kühn aufstrebende neue Disziplin bewahrt hatten. Das Hauptfeld seiner Tätigkeit blieben nach der Weise Lachmanns die Literaturen des Altertums wie des Mittelalters, zumal die Dichtungen, dort die lateinischen, hier die

deutschen; und weniger literarhistorische Gesichtspunkte als die formalen Probleme, Grammatik und Metrik und vor allem die Reinigung der Texte, lagen auch ihm am Herzen. Denn, wie der Freund, wollte auch er nur ein Wegbereiter sein, das Fundament in seiner ganzen Breite sichern. Darum widmete er, der in den Ausgaben der Augusteischen Dichter sich in der Höhenluft des lateinischen Parnasses bewegte, gelegentlich auch dem Unbedeutenden, Abseitsliegenden eine fast liebevolle Sorgfalt, und mochte es sich nur um das Testamentum porcelli handeln; denn, wie er einmal sagte, „die Philologie verachtet, wie die Botanik, kein Unkraut“. Sein Wissen, sein Urteil, die Sicherheit seiner Exegese, sein Sinn für das Individuelle, sein poetisches Feingefühl, dazu die Kunst zu erzählen, zu entwickeln, womit er Freunde und Schüler fortriß, hätten ihn, so sollte man meinen, zu einem unserer großen Literarhistoriker machen müssen. Er aber steckte alle diese Talente in seine Ausgaben oder in kleine Abhandlungen, die ohne sie freilich auch nicht so hätten gemacht werden können. Ja er versteckte sie geradezu vor den Lesern, so daß die Arbeit, die er daran gewandt, nur dem kleinen Kreise ganz Vertrauter sichtbar wurde. „Wer wissen will“, so schreibt er einmal, „warum dies hier steht, mag selbst untersuchen, wie ich dazu gekommen bin“. Also daß man fast zweifeln möchte, ob es nur die Zurückhaltung der Bescheidenheit war, was ihn so wortkarg machte, oder höchstes Selbstbewußtsein, die Abkehr des Esoterikers von dem Vulgus profanum, dem er den Einblick in die Arcana Imperii nicht gönnte. Eine Entwicklung, die um so eigentümlicher erscheint, als Moriz Haupt in seinen jungen Jahren gerade nach der entgegengesetzten Seite sich hatte wenden wollen; einer vergleichenden Poetik oder auch einer allgemeinen Geschichte mittelalterlicher Dichtung (denn vom Mittelalter ging er aus) schien er zuzusteuern, bis ihn die eiserne Disziplin Hermannscher Kritikübung unter ihr Joch zwang. Er aber nahm dies so willig auf sich, daß er fortan jeden Gedanken daran, über die von seinen beiden Meistern abgesteckten Grenzen hinauszugehen, von sich warf. „Ich habe keine Leistungen aufzuweisen, die tief eingriffen in den Gang der Wissenschaften, ihre Grenzen erweiterten oder in unerforschte Tiefen zu den Gründen der Erscheinungen drängen“ — so bekannte er bei seiner Aufnahme in die Akademie. Worte stolzer Bescheidenheit, wie sie dem Stil dieser Reden entsprachen, welche sich über die eigenen Verdienste verbreiten müssen: bei Haupt aber drücken sie wirklich die Grundstimmung aus, die ihn erfüllte, und die im Lauf der Jahre ein solches Mißtrauen gegen sich selbst in ihm groß zog, daß er den Glauben an seine eigene Kraft fast verlieren wollte. Wie manche Texte und Untersuchungen hat er, nachdem er unablässig daran gefeilt, liegen lassen, oder sie gar vernichtet, weil er den Grad der Vollendung daran vermißte, den er ihnen hatte geben wollen; seine Gewissenhaftigkeit ließ ihn dort tausend Schwierigkeiten erblicken, wo andere sorglos weitergingen. Eben darum aber

konnte er, je peinlicher er auf sich selber achtete, um so unbarmherziger die Leichtherzigen zerzausen, die nach Pfuscherweise sich an Aufgaben heranmachten, an denen er sich matt gerungen hatte; also daß er wohl als sittliche Verfehlung ansah, was am Ende doch nur Unachtsamkeit gewesen war. Auch darin war ihm Lachmann bereits vorangegangen, sowie es lange die Art der Schule blieb („Berliner Dialekt“ nannte es Ritschl), in den Gegnern Abtrünnige von dem Geiste der Wahrheit zu erblicken und den Kampf stets unter der Losung „Wer nicht für mich ist, ist wider mich“ zu führen. Bei Haupt aber war alles in der Tat ursprüngliche Empfindung, Temperament und Leidenschaft, gebändigt durch den stets auf das Echte gerichteten Willen; die Glut, die in der Tiefe lebte, fühlte jeder, der ihm nahe kam, und mancher hat ihre versengende Kraft an sich verspüren müssen.

Habilitationen.

In ihrer Eingabe an den Minister, welche Haupt forderte (niemand war sonst aufgestellt), hatte die Fakultät sich fast entschuldigt, daß sie sich nach außen habe wenden müssen, um einen Nachfolger für Lachmann zu erlangen; ausdrücklich hatte sie sich zu dem Grundsatz bekannt, daß sie, wenn er sich nur hätte finden lassen, einen Einheimischen vorgezogen hätte. Heute gilt nahezu das Umgekehrte; man vermeidet eher, für erledigte Stellen die Anwärter an der eigenen Universität zu suchen, und Regierung wie Fakultäten stimmen darin überein, daß die erste Universität des führenden deutschen Staates auch die führenden Männer aus dem Gesamtbereich der deutschen Wissenschaft in sich vereinigen müsse. Aufgesucht ward Berlin von Habilitanden schon damals mehr als früher; die werdende Hauptstadt des neuen Deutschlands kündigte sich darin an. Aber die meisten gingen bald davon, und diejenigen, welche blieben, waren (wieviel im übrigen der in der akademischen Laufbahn nie auszuschaltende Zufall dazu getan haben mag) nicht durchweg die Besten.[1] Von den Habilitierten dieses

Bötticher; Mullach; Keil. K. J. Friedländer. Schulz-Fleeth und das Projekt eines landwirtschaftlichen Instituts; der jüngere Thaer.

1) So verloren wir auf lange Jahre Ernst Curtius, während Bötticher blieb; Mullach (habilitiert 1853) behielten wir, Heinrich Keil (habilitiert 1856) gaben wir ab (1859). Nahezu unangebaut blieb in dieser Zeit ein Feld, das heute fast ein Übermaß von Bearbeitern hat, die Staats- und Finanzwissenschaften. Karl Jakob Friedländer versuchte es, ohne jedoch viel Erfolg für sich oder die Wissenschaft daraus zu ziehen (habilitiert 1850, EO. 1863, gestorben 1876).

Auch die Landwirtschaft erhielt nach Störigs Tode einen neuen Dozenten in dem Mecklemburger Carl Schulz-Fleeth, der sich im Sommer 1855 für Agrikulturchemie habilitierte und 1857 die Venia für die spezielle Landwirtschaftslehre hinzugewann. Die Stelle selbst aber blieb unbesetzt, obgleich in den oberen Regionen das Interesse diesem Zweige des wissenschaftlichen Lebens mehr zugewandt war als etwa der Philosophie. Schon 1847 hatte man zufolge einer Anregung des landwirtschaftlichen Vereins für den Regierungsbezirk Potsdam die Wiedereinfügung des Fachs in den Universitätsunterricht geplant; ohne ein besonderes Institut errichten zu wollen, dachte man doch an eine mit der Universität unmittelbar verbundene Anstalt, die von einem Mitgliede des Landesökonomiekollegiums geleitet würde, und an der auch für die Hülfswissenschaften, Chemie und Physik, und für Exkursionen Sorge zu tragen wäre. Eichhorn, an den der Plan aus dem Ministerium des Innern gelangt war, hatte sich nicht nur bereit gezeigt, sondern auch die Ausdehnung auf die Forstwissenschaft vorgeschlagen, die seit dem Abgang des jüngeren Hartig (1838) aus Mangel an Fonds an der Universität gleichfalls völlig unvertreten war. Leider

Jahrzehnts, die Berlin behalten hat, und auf die es stolz ist, darf ich an dieser Stelle zwei nennen, Albrecht Weber, dessen rastlose Arbeitskraft, die 54 Jahre im Dienst der Universität stand, ganze Provinzen der indischen Literatur erobert und der Forschung zugänglich gemacht hat[1], und Wilhelm Foerster, der bis

Weber. W. Foerster.

aber waren auch jetzt keine Mittel zu beschaffen, und so ließ man den Plan wieder fallen. Im Dezember 1850 war der Vorschlag von seiten des Landesökonomiekollegiums selbst erneuert worden; es wollte jetzt die Vorlesungen „in organischem Zusammenhang mit der Universität" einrichten und in Gang bringen. Diesmal war es der Landwirtschaftsminister, Karl von Manteuffel, an den die Herren sich wandten. Dieser hatte an sich nichts dagegen einzuwenden (obschon er ein dringendes Bedürfnis nicht zugab), Geld aber hatte auch er nicht, außer den Heizungskosten für die Hörsäle; und da der Kultusminister ebenso dachte und nicht einmal für die Hergebung der Räume in der Universität sich anheischig machen wollte, so zerging das Projekt abermals, ohne daß der Fakultät überhaupt Gelegenheit gegeben worden wäre, sich zu der unverlangten Symbiose zu äußern. Dazu kam es erst unter der Neuen Ära gelegentlich des Gesuchs des Dr. Schulz-Fleeth um die Verleihung der Störigschen Professur, womit der von dem neuen Landwirtschaftsminister nun dringend vorgebrachte Wunsch nach Wiederaufrichtung des alten Lehrstuhls übereintraf. Indem die philosophische Fakultät für Schulz eintrat, nahm sie die Gelegenheit wahr, um sich prinzipiell über die Errichtung einer landwirtschaftlichen Lehranstalt in Berlin zu äußern. Unumwunden erkannte sie das Bedürfnis an, aber ebenso bestimmt verwahrte sie sich gegen ein völliges Aufgehen in der Universität, sowohl in bezug auf die Hörer, für die sie die Immatrikulation als unerläßlich bezeichnete, wie auch ganz besonders bezüglich der Lehrer: dieselbe Haltung, die bereits die Gründungskommission unter Humboldt dem alten Thaer gegenüber eingenommen hatte. Schulz-Fleeth erhielt, da Patow als Finanzminister Schwierigkeiten machte (die Sorge um das Schicksal der Militärreorganisation war damals bereits in dem Hause am Kastanienwäldchen eingekehrt), die lange gesparte Besoldung durch ein Immediatgesuch, starb aber bereits am 21. März 1862 in Mentone. Ein Zwischenspiel, das sich jedoch nur innerhalb der Ministerien abspielte, veranlaßte das Anerbieten des Pflanzenphysiologen Dr. Pringsheim, die ganze Anstalt mit eigenen pekuniären Opfern zu übernehmen, wenn man ihm ein Ordinariat an der Universität geben wolle; es scheiterte, nachdem Graf Itzenplitz es seinem Kollegen, Herrn v. Mühler, vorgetragen, an dessen wohlbegründetem Widerspruch. Schon aber war ein wirklicher Landmann als Ersatzmann für Schulz-Fleeth vorhanden, der in Theorie und Praxis wohlerfahrene jüngere Thaer, der, seit 1860 habilitiert, an Itzenplitz einen warmen Gönner hatte. Er erhielt zunächst die Vertretung der Professur für eine Remuneration von 200 Taler, wofür er sich (wie einst sein Großvater) verpflichtete, den Winter in Berlin zuzubringen. Der Wunsch des Landwirtschaftsministers war nun, Thaer zum Professor an der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu machen, diese selbst aber in nächste Beziehung zur Universität zu bringen, so daß Thaers Lehrstuhl in der philosophischen Fakultät selbst stehen sollte und die Studierenden der Landwirtschaft das Recht, an der Universität zu hören, ohne weiteres erhielten. Aber auch diesmal drang er damit nicht durch. Mühler wandte sich an die Fakultät, ohne die er nicht vorgehen wollte, und diese erklärte sich, bei allem Wohlwollen für den Kandidaten des Grafen Itzenplitz, und so sehr sie die Notwendigkeit, den Lehrstuhl zu behalten, betonte, gegen die Bevorzugung Thaers vor sehr viel älteren Kollegen, wie überhaupt gegen die völlige Verschmelzung des Instituts mit der Universität. Thaer, dessen Remuneration verdoppelt wurde, hat seine Stellung an der Universität, die er mit Emil Koch und Kny teilte, bis zu seiner Berufung als Ordinarius nach Gießen (1871) behalten; sein Nachfolger an dem Institut, das 1881 zur Hochschule erhoben wurde, ward Albert Orth, als Extraordinarius lange Jahre Mitglied der philosophischen Fakultät.

[1] Ein anderer trefflicher Schüler Bopps, Theodor Aufrecht (habilitiert 1849, ausgeschieden 1853), fand in Oxford als Gehülfe Max Müllers Unterkunft; als Lassens Nachfolger in Bonn hat ihn 1875 die Heimat wiedergewonnen.

Aufrecht.

heute die Traditionen eines Alexander von Humboldt fortgesetzt hat; denn Humboldts Lebens- und Weltanschauung, in der sich die Ideale zweier Zeitalter, der Humanität und der Naturwissenschaften, verbanden, hat nach seinem eigenen Zeugnis Foersters ganzes Denken und Arbeiten von früher Jünglingszeit an ge-

---

Gosche. Noch weiter gespannt war der Horizont Richard Gosches, der die Literaturen des Morgenlandes und des Abendlandes umfaßte. An der Universität hat der Vielseitige seit 1853 besonders Persisch und Arabisch doziert; 1860 EO. geworden, ging er 1863 als Ordinarius nach Halle. — Weniger Ursache zum Nachtrauern gab das Ausscheiden des Hamburgers Wollheim da Fonseca der die vornehmere Hälfte seines Namens seiner Gattin, einer Portugiesin, verdankte. Seine Habilitation (1850 bis 1855) für orientalische und neuere Sprachen (eine Verbindung, die ihm Herkunft und Reisen ermöglicht hatten) war nur eine Episode seines Abenteurerlebens. Ein Versuch, am Ende seiner Tage, deren Höhepunkt die Redaktion des Moniteur universel du gouvernement général im deutschen Hauptquartier zu Versailles 1870 war, die Venia wieder aufzunehmen, scheiterte an dem Widerspruch der Fakultät (1881).

Wollheim da Fonseca.

Brugsch. Exzentrisch war auch die Bahn, die Heinrich Brugsch durchmessen hat, ein „Wanderer durchs Leben", wie er selbst sich genannt hat, dem sich die Ziele immer wieder verschoben. Ein Mann von ursprünglichem Talent, ausgerüstet mit allen Gaben des Entdeckers, angebornem Spürsinn, rastlos kombinierender Phantasie, leidenschaftlicher Hingabe an das vorgesteckte Ziel und vor allem jenem Glauben an sich selbst, der sich mit keiner Gewalt hemmen läßt, und ohne den nichts Großes in der Welt erreicht wird. Auch das Schicksal der Entdecker, den härtesten Widerstand in nächster Nähe und von den Weggenossen selbst zu erfahren, ist Brugsch zuteil geworden. Schon dem Gymnasiasten, der ihm die Erstlinge seiner Studien, die bereits im Keime seine größte Entdeckung enthielten, überreicht hatte, war Lepsius mit unbilliger Härte begegnet; den Studenten wies er aus seiner Vorlesung hinaus, also daß die Fakultät selbst sich für den Gemißhandelten einsetzen und ihrem eigenen Mitglied Unrecht geben mußte; und noch bei der Habilitation (August 1854), als Brugsch bereits vor der Herausgabe seiner demotischen Grammatik stand, hätte ihn der Vertreter des Fachs am liebsten auf das Sprachliche beschränkt; es bedurfte des scharfen Eingreifens von Böckh, der sich des jungen Genies von jeher angenommen hatte, um den Starrsinn des herrischen Kollegen zu beugen. Nicht die Hüter deutscher Wissenschaft ex professo sind es gewesen, die Brugsch den Pfad zur Höhe erschlossen haben, sondern (wir brauchen es kaum noch besonders zu sagen) wiederum Alexander von Humboldt war es, der seine Pariser Freunde und ebenso seinen König für ihn interessierte. So ist es auch später geblieben: dieser Sohn eines preußischen Unteroffiziers wurde der Genosse der Großen; als Reisebegleiter von Fürsten oder in diplomatischen Stellungen, als preußischer Konsul und als Vertreter des Khedives hat er seine Forschungen betrieben; und die Freundschaft mit Rongé und Mariette hat ihm mehr geholfen als die Beziehungen zu den Kollegen daheim, mochte auch Lepsius allmählich seinen Widerstand aufgeben und in Brugsch nicht mehr den Eindringling sehen, sondern den Mitstrebenden und vielleicht Ebenbürtigen anerkennen. Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß Brugsch die auf- und absteigende Linie seiner Lebensbahn, die 1881 in eine zweite Habilitation an unserer Universität auslief, zum Teil mit bestimmt hat. Er war von Haus aus ein Außenseiter und trotz, vielleicht auch gerade infolge der strammen Zucht im Vaterhaus nicht so diszipliniert, wie es Lepsius' soldatisch gestrafftes Wesen verlangte; und so war der Gegensatz zwischen ihnen doch nicht bloß persönlich, sondern innerlich begründet, wie er auch in ihren Forschungsmethoden zum Ausdruck kommt. Das Wandern gefiel Brugsch schließlich besser als das Stillsitzen; hat er sich doch in Göttingen auch durch das Ordinariat, für das ihn übrigens Lepsius empfohlen hatte, nicht fesseln lassen, trotz der guten Aufnahme, die er dort bei Kollegen und Studenten fand. Aber seine Stellung in seiner Wissenschaft ist um so fester geworden. Als der Schöpfer des Demotischen, der altägyptischen Geographie und des Lexikons ist er nach dem Urteil des heutigen Meisters seines Faches der letzte in der Reihe der großen Begründer der Ägyptologie gewesen.

prägt; wie er denn der letzte in der langen Reihe derer gewesen ist, denen der immer Hülfsbereite den Weg zur wissenschaftlichen Laufbahn geebnet hat. Von den namhaften Physikern, die sich seit dem Jahr der Revolution habilitierten, Knoblauch, Kirchhoff, Beetz, Clausius und Wiedemann, blieb keiner.[1] Meist Schüler von Magnus, dessen Privatlaboratorium ihnen eine bequeme, gern gewährte Arbeitsstätte bot, haben sie alle ihre wissenschaftliche Stellung an andern Hochschulen gewonnen. Wiederbekommen haben wir Gustav Robert Kirchhoff, aber auch ihn erst, nachdem er den Gipfel erstiegen hatte; seine große Zeit sind doch die Heidelberger Jahre gewesen, als er mit Bunsen und Helmholtz vereinigt die Ruperto-Carola für ein paar Jahre zu der gebietenden Universität in den Bereichen des Naturerkennens erhob. Auch die Botaniker, die zur Habilitation kamen, erlangten die Professur an andern Hochschulen.[2] Die Berliner Professur dagegen wurde wieder einem Auswärtigen verliehen. Sie war, seitdem die philosophische Fakultät in dem großen Systematiker Karl Sigismund Kunth wieder einen Vertreter des Fachs, das nach Willdenows Tode durch Link in die medizinische Fakultät gebracht war, erhalten hatte (1829), doppelt besetzt gewesen; Link hatte aber die Direktion des Botanischen Gartens behalten, während Kunth, der übrigens in dem Leben der Universität kaum hervortrat und als Mitglied der Akademie sich ganz seinen Sammlungen hingab, sich mit der zweiten Direktorstelle begnügt hatte. Nun starben beide kurz nacheinander: Kunth im März 1850, und schon im Januar darauf der alte Link. Die philosophische Fakultät hatte ihren Anspruch auf den Lehrstuhl schon nach Kunths Tode erneuert, und sie hatte ihrem Kandidaten auch die Leitung des Gartens vorbehalten wollen. Ihr Erkorener war der Tübinger Hugo Mohl, der Kritiker seiner Wissenschaft, der Begründer der neueren Gewebelehre und Entwicklungsgeschichte; ihr Wortführer dabei war der Naturkundigste unter den Philologen, August Böckh, während Dove, der klassisch Gebildetste unter den Naturforschern, für seinen Landsmann, den Systematiker Göppert, Kunths Schüler, eintrat, für den auch Humboldt sich aufwarf. Böckh aber zog die Fakultät hinter sich her; er selbst schrieb das Gutachten, in dem Mohl als einziger Kandidat genannt war, und führte mit ihm die Verhandlungen. Sie scheiterten, und nun brachte erst Links Tod die Sache von neuem in Fluß. An eine Teilung des Lehrfachs wurde

Knoblauch, G. R. Kirchhoff und andere Physiker.

Tod Kunths und Links.

Mohl lehnt Kunths Nachfolge ab.

1) Einen kann ich doch nennen, Rudolf Franz (1826—1902), Oberlehrer am Grauen Kloster, der von 1857 bis 1865 habilitiert gewesen ist.

2) Julius Münter (habilitiert Dezember 1848) in Greifswald (1849); Wilhelm Jessen (habilitiert 1850) an der landwirtschaftlichen Akademie in Eldena (1852, seit 1881 wieder in Berlin habilitiert); Robert Caspary (habilitiert 1851) in Königsberg (1856); Nathanael Pringsheim (habilitiert 1851, Mitglied der Akademie 1853) in Jena (1860), seit 1862 wieder in Berlin; Hermann Schacht (habilitiert 1853) in Bonn (1860), und ebendort als sein Nachfolger Johannes Hanstein (habilitiert 1855). Emil Koch (habilitiert 1850) blieb zwar, seit 1864 als Extraordinarius, an der Universität, fand aber seine Hauptstellung an der Landwirtschaftlichen Hochschule.

Hanstein und andere Botaniker.

nicht mehr gedacht. Regierung und Fakultät einigten sich auf einen Mann, der als Systematiker wie als Gartendirektor voll bewährt war, zugleich aber auch durch seine entwicklungsgeschichtlichen Arbeiten eine überragende Stellung gewonnen hatte: Alexander Braun, der dann durch 52 Semester der würdigste Vertreter seiner Wissenschaft an Universität und Akademie gewesen ist. Bezeichnend für die schwankenden Intentionen innerhalb der Fakultät war es, daß sie, nachdem sie den Führer der „exakten" Richtung, d. h. derjenigen, die sich gegen jede über die Grenzen von Beobachtung und Experiment hinausgehende Beeinflussung der Forschung wehrte und alles, worin sie Metaphysik witterte, abwies, nicht erhalten hatte, nun gerade auf Braun geriet, der, seitdem er Schelling in München gehört, naturphilosophischen Ideen Raum gegeben und sie niemals verleugnet hatte. Aber in der Exaktheit der Methoden und der Menge festgestellter Tatsachen konnte Braun es mit jedem seiner Gegner aufnehmen. So hat es ihm ein Kollege bezeugt, der, wenn irgendeiner, das Eindringen fremder Gedanken in den Kreis der Erfahrungswelt bekämpft hat: Johannes Müller, in einem Gutachten, das er auf Doves Bitte über Brauns eben vollendete „Betrachtungen über die Erscheinung der Verjüngung in der Natur" abgab. Er gab darin zu, daß jener Titel sehr wohl vor einer naturphilosophischen Abhandlung stehen könnte: aber der Eindruck des Inhalts sei ein entgegengesetzter und ungemein günstiger; geistige Tiefe bei streng wissenschaftlicher Methode, scharfe Zergliederung und eine auch über die niedere Pflanzenwelt ausgebreitete Fülle feinster, bis in die Elemente der Vegetation, zur Zelle hindringender Beobachtungen rühmte er dem Verfasser nach, und gerade die Tendenzlosigkeit hob er hervor.[1] Gewiß, unter die Reformatoren seiner Wissenschaft gehört Braun nicht. Dazu war er doch eine zu konservative, mehr auf Abwehr als Eroberung gestellte Natur. Aber wenn er, auf dem Wege strenger Beobachtung rastlos bis an die Grenzen des Erkennbaren vordringend, vor dem letzten Sinn des Lebens haltmachte, so kann man heute vielleicht fragen, ob er damit nicht eine größere Voraussicht bewiesen hat, als die Allzukühnen, welche, ohne in der Sicherheit der Methoden und der Besonnenheit im Forschen etwas vor ihm voraus zu haben, mit ihrer mechanisch-physikalischen Deutung des Lebens den Schleier der Maja bereits heben — oder zerreißen zu können wähnten. Merkwürdig immerhin, daß in der Epoche, da die idealistische Philosophie von dem Thron, den sie sich gerade in Berlin gebaut, und dem sie Natur- und Geisteswissenschaften auf weite Strecken hin unterworfen hatte, dort und überall gestürzt ward und Darwins Lehre schon vor den Thoren stand, der neue Vertreter eines Forschungsgebietes, dessen Zentrum eben die biologischen Probleme bildeten, die kaum ver-

Braun.

1) Während ein Gutachten Ehrenbergs sich über die Schrift ihrer naturphilosophischen Richtung halber ungünstig aussprach. Eigentümlich genug, da er selbst von dem gleichen Vorwurf nicht frei geblieben ist; ein Widerspruch, den wir auch sonst an ihm wahrnahmen (II, 1, S. 131).

lassenen Pfade wieder aufsuchte. Auch blieb Braun nicht allein: in Caspary, der im gleichen Jahre mit ihm von Bonn her, wo er bereits doziert hatte, nach Berlin übersiedelte und später sein Schwiegersohn wurde, sowie in Hanstein, der zu Ehrenberg in das gleiche Verwandtschaftsverhältnis trat, hat er treue und bedeutende Anhänger gefunden[1]; während Schacht und Pringsheim als Schüler Schleidens der in Jena und Tübingen vorwaltenden Richtung folgten.

In den Gesamtkreis der Universität, wie er sich uns in diesen Jahren darstellte, paßte Braun offenbar besser hinein als etwa Mohl oder Schleiden; und ich möchte glauben, daß er auch der Regierung sympathischer gewesen ist: jedenfalls ward seine Berufung unmittelbar vollzogen. Ähnliches gilt auch von dem Nachfolger Lichtensteins, der seinen Freund Link noch um sechs Jahre überlebte, Wilhelm Peters, Johannes Müllers vertrautem Schüler, dessen Laufbahn vom ersten Semester ab ganz an Berlin geknüpft gewesen war. 1849 in der medizinischen Fakultät habilitiert, war er Prosektor, wie früher Assistent, Müllers geworden, hatte 1853 ein Extraordinariat und bereits zwei Jahre zuvor einen Sitz in der Akademie erworben.[2] Müller hatte aus eigenen Mitteln den jungen Schleswiger Pfarrerssohn zu seiner ersten Reise ausgerüstet, von der ihm Peters aus Genua als willkommensten Lohn den glatten Hai des Aristoteles zurückbrachte; er hatte später, im Verein mit Ehrenberg und Humboldt, dem geliebten Schüler auch die Unterstützung für die sechsjährige Reise nach Mozambique verschafft, von der Peters mit der großen Sammlung heimkehrte, welche dann die Grundlage seiner Lebensarbeit geworden ist.[3] Auch Peters war in erster Linie Systematiker, der Reorganisator des unter Lichtenstein allmählich arg vernachlässigten Museums, dem seine Arbeit in erster Linie galt, mehr als dem Katheder, ein Kämpfer gegenüber kollegialer Eifersucht, die er

Peters.

1) Auch Jessen war ein leidenschaftlicher Gegner Darwins.

2) Mitdirektor des Museums war er schon 1856 geworden, nach dem Tode Klugs, des Landsmannes seines Vorgängers, den dieser gleich nach seiner eigenen Berufung, 1818, als Leiter der entomologischen Sammlung herbeigezogen hatte. Klug war seitdem in der Stellung eines Extraordinarius geblieben, ohne jedoch an der Universität irgend hervorzutreten. Um so vortrefflicher war sein Wirken in seiner Abteilung, die er Mühe hatte gegen Lichtensteins Eingriffe zu verteidigen. Ihm zur Seite stand von 1853 ab als Kustos Dr. Gerstäcker, der sich im Februar 1856 (als Klug starb) habilitierte; 1874 zum EO. befördert, ging er 1876 als Ordinarius nach Greifswald. Auch Erichson war einer seiner Kustoden gewesen (1842—49). — Außerhalb des Museums wirkte der Entomologe Rudolf Schaum (habilitiert 1849, EO. 1856, gest. 1865).

3) Peters erhielt 8000 Taler. Die von ihm heimgebrachte Sammlung aber wurde amtlich auf mindestens 10000 Taler geschätzt: „ein höchst günstiges Resultat, welches nicht ohne die größte Hingebung und persönliche Aufopferung von seiten des p. Peters zu erreichen möglich war“. So der Minister von Ladenberg in der Immediateingabe vom 10. November 1849, worin er die Verleihung des Roten Adlerordens IV. Klasse an den Heimgekehrten beantragte. Geh. St. A. R. 89, B. VIII 93, 2. Vol. III. — Übrigens fand Peters bei seiner Rückkehr einen Teil seiner Schätze bereits verkauft, nach Lichtensteins Prinzip, die Dubletten loszuschlagen. (Vgl. den Bericht des Herrn Brauer im dritten Teil dieses Werkes, S. 377.)

zumal von Müllers Nachfolger Reichert erfuhr, wie ministerieller Sparsamkeit. Gewissenhaft, treu und gerecht als Beamter wie als Forscher, gehörte er zu den „Diadochen“, unter die nach Dubois' geistreichem Wort das weite Reich ihres großen Meisters geteilt wurde; über ein Vierteljahrhundert hat er die ihm überwiesene Provinz aufs beste verwaltet, ohne doch das Hauptziel seiner Arbeit, den Neubau des Museums, zu erreichen.[1]

Hier, wie sonst seit Jahren, verharrte die Fakultät auf der Basis, auf die sie bei der Gründung der Universität gestellt war; eher auf Verengerung als auf Erweiterung des gewohnten Rahmens blieb sie bedacht. Wie wenig sie einer Ausdehnung ihrer Lehraufgaben und ihres Lehrkörpers geneigt war, zeigen die Schicksale von Dozenten, die unbetretene Wege aufsuchten. So wandte der junge

Wattenbach.

Wilhelm Wattenbach seinen in klassischer Schulung gebildeten und in den Monumenta Germaniae bereits voll bewährten philologischen Scharfsinn dem Felde der historischen Hülfswissenschaften zu, auf dem einst die Mauriner treffliche Früchte gezogen hatten, das aber in Deutschland noch völlig brach lag. Aber in Berlin war für ihn kein Platz, und er mußte froh sein, als er nach vierjährigem Dozieren eine Unterkunft an dem Staatsarchiv in Breslau fand, wo ihm zu wissenschaftlicher Arbeit Zeit blieb. Dort, und danach in Heidelberg hat er die Bücher verfaßt, die selbst einen monumentalen Charakter an sich tragen, die klassische, mit feinstem literarischem Geschmack aufgebaute Quellenkunde des deutschen Mittelalters und die der schriftstellerischen Technik der mittleren Jahrhunderte gewidmeten Werke; erst nachdem Jaffé in dem Kampfe mit einem widrigen Geschick ein tragisches Ende gefunden, ist für den Bahnbrecher dieser Studien in Berlin ein Ordinariat nötig erachtet worden. Noch fremdartiger blieben dem Wissenschaftsbetrieb an unserer Universität die weitgespannten Bahnen, auf denen sich im Anschluß an Wilhelm von Humboldt Heymann

Steinthal.

(Heinrich) Steinthal bewegte, und auf denen er mit empirischer Forschung in die Urgründe des Geistes, bis in die Regionen, die der Religion und der Philosophie vorbehalten schienen, einzudringen bestrebt war; ein volles halbes Jahrhundert (1849—1899) hat er dem Lehrkörper der Universität angehört, ohne daß sich ihm die engeren Schranken der Fakultät geöffnet hätten.

Zunz und die Versuche, der „Wissenschaft des Judentums“, einen Lehrstuhl in der Philosophischen Fakultät zu erobern.

Gar kein Erfolg war den wiederholt unternommenen Versuchen beschieden, der „Wissenschaft des Judentums“ die Aufnahme unter die Lehrfächer der Fakultät zu verschaffen. Ihren Ausgang nahmen diese von einer Eingabe, mit der sich am 25. Juli 1818 der Direktor des jüdischen Lehrerseminars in Berlin Dr. Zunz an das Kultusministerium wandte. Gewiß war an sich niemand berechtigter, die Einordnung jenes Studiengebietes in den staatlichen Betrieb des

[1] Vgl. den Bericht Brauers Bd. III. 372. Dazu A.D.B. XXV (Hilgendorf) und F. Eilhard Schulze, Die Zoologie in Berlin (Vortrag, geh. zur Eröffnung der zweiten Jahresversammlung der Deutschen Zoologischen Gesellschaft am 8. Juni 1892; Nat.-Zeitung vom 10. Juni d. J., Nr. 353).

Unterrichtswesens zu fordern, als der Entdecker der rabbinischen Literatur. Jedoch Zunz ließ sich dabei nicht von rein wissenschaftlichen Erwägungen leiten, sondern von der Tendenz, die ihn von jeher erfüllt und zu seinen Forschungen recht eigentlich hingetrieben hatte: dem leidenschaftlichen Verlangen, sein Volk aus der Absperrung vom Staat und von der Gesellschaft herauszuführen. Das Jahr der Revolution, der er sich voll anschloß (er war einer der Redner an den Gräbern der Märzgefallenen und im Mai für beide Nationalversammlungen Wahlmann geworden), schien seinen Hoffnungen die Erfüllung zu bringen. Die Märzereignisse hätten, so führte er in jener Vorstellung aus, für sein Volk das Ghetto gesprengt; so müsse nun auch die jüdische Wissenschaft, die noch in dem Ghetto verharre, befreit werden. Er trug darauf an, ein Ordinariat für die jüdische Geschichte und Literatur in der philosophischen Fakultät zu errichten. In diesem Moment gingen die Wogen der Revolution noch hoch genug. Gleich darauf aber begannen sie abzufließen; und sie waren bereits ganz versiegt, als Zunz im Dezember 1848 aus dem Ministerium Antwort erhielt.[1] Dieselbe stützte sich auf ein Fakultätsgutachten, dessen Inhalt sie lediglich wiederholte. Die Fakultät war gleich nach Beginn des Wintersemesters zusammengetreten, in den Tagen, als die Erregung noch einmal scharfe Formen angenommen hatte, um dann unter dem Stoß der Regierung völlig zusammenzubrechen; ihr Bericht, der so, wie er aus der Kommission hervorgegangen war, einstimmig angenommen war, trägt das Datum des 9. November, des Tages, an dem Graf Brandenburg in der Singakademie erschien und der Nationalversammlung das Haus verbot. Verfasser war als neuer Dekan Trendelenburg, dem Böckh dabei zur Hand gegangen war; mit ihnen hatten Ranke und als besonderer Sachverständiger der Extraordinarius Petermann die Kommission gebildet: Namen, die uns verbürgen, daß der Antrag mit dem Ernst aufgenommen war, den die Autorität des jüdischen Gelehrten verdiente; wie denn auch das Gutachten sich von Gesichtspunkten beherrscht zeigt, die der Fakultät durchaus würdig waren. Um so bedeutsamer ist es, daß diese vier zu einer glatten Ablehnung des Antrages gelangten. Hatte Zunz seine Forderung aus der Zurücksetzung des Judentums, die ihm noch in den Verhandlungen des Vereinigten Landtages zuteil geworden, abgeleitet, so wiesen jene darauf hin, daß die Kraft dieses Grundes aufgehört habe, seitdem die Gleichstellung erfolgt und verbürgt sei und die Juden nun ein besonderes politisches Gemeinwesen mit besonderen Gesetzen, ein Volk im Volke, weder bilden würden noch auch — wie von ihrer Seite so oft versichert sei — bilden wollten. Damit rührte das Gutachten an den Kern der Streitfrage. Denn daß Zunz in erster Linie an die Theologen seines Volkes gedacht hat, daß er diesen zwar Gelegenheit zu geben wünschte, aus den Quellen der deutschen Bildung zu

1) Beides (das Konzept von Johannes Schulze) im K.-M., Gen. Univ. IV 2 I.

schöpfen, sie aber eben dadurch auf ihren geistlichen Beruf vorbereiten wollte, läßt sich kaum in Abrede stellen. Dürfen wir darum der Fakultät Unrecht geben, wenn sie in ihrem Gutachten der Besorgnis Ausdruck gab, daß ihr damit der Keim einer Rabbinatsschule eingepflanzt werden würde? Fichte hatte einst die Theologie, wie jeden auf praktische Vorbildung gerichteten Unterricht, schlechthin von der Universität verbannen wollen: hier aber wurde für das Judentum gefordert, was der Staat für Berlin seinen katholischen Untertanen von jeher versagt, ja woran er diesen gegenüber niemals gedacht hatte; weder an unserer noch an einer anderen Universität, welche die Krongewalt seit der Reformation von sich aus gegründet hatte, war die Theologie anders als in den Formen der evangelischen Bekenntnisse gelehrt worden.[1] Es war, wie in dem Gutachten ausgeführt wurde, ein Widerspruch in sich, in dem Moment, wo die neue, die starren Unterschiede der alten Zeiten ausgleichende Freiheit eingeführt war, eine Professur mit dem Nebengedanken stiften zu wollen, das jüdische Wesen in seiner Besonderheit, mit seinen entfremdenden Gesetzen und Gebräuchen geistig zu stützen und zu bekräftigen. Am wenigsten könne die philosophische Fakultät eine solche Bevorrechtung dulden, die für ihre Lehrfächer zunächst kein anderes Maß kenne als den inneren Gehalt der Wissenschaft und laut ihrer Statuten keiner äußeren Zweckmäßigkeit das reine wissenschaftliche Interesse opfern dürfe. Aber auch gegen den Anspruch, lediglich für die Geschichte und Literatur und etwa noch für die Philosophie des Judentums ein Ordinariat zu stiften, wandte sich die Fakultät: habe man sich doch vergebens bemüht, für die preußische oder die deutsche Geschichte ein Ordinariat zu erlangen; und gebe es doch nur eine Nominalprofessur für die gesamte Geschichte, für die Kulturgeschichte aber überhaupt keinen Lehrstuhl, so wenig wie für die arabische oder die scholastische Philosophie; nicht einmal der griechischen Philosophie sei ein solches Vorrecht eingeräumt worden.[2] Habilitationen werde man gern annehmen, vorausgesetzt, daß sich ein Mann melde, der mit den allgemeinen Forderungen deutscher Wissenschaft die durch die Statuten der Fakultät gestellten erfülle; dann werde die Erfahrung über das Bedürfnis und die Leistung entscheiden. „Diesen Weg“, so heißt es zum Schluß, „sind alle Disziplinen gegangen, welche in neuerer Zeit den Kreis der Universitätsstudien erweiterten. Sie drängten sich nicht vor, sie ließen sich nicht von oben einsetzen, sondern, da ihnen ein freier Spielraum gewährt wurde, arbeiteten sie sich auf der gewöhnlichen Bahn zu einer geistigen Macht hinauf“.

Mag es nun bei Zunz vielleicht fraglich bleiben, ob und wie weit er bei seinem Antrag an eine jüdische Theologenschule gedacht hat, so bewegten

1) Denn in Breslau und Bonn waren ja zwei ältere, dem Bekenntnis nach verschiedene Gründungen vereinigt worden; während für Münster der katholische Charakter ausdrücklich gewahrt blieb.

2) Das einzige Ordinariat für die asiatische Kulturwelt war das von Bopp!

sich spätere Versuche (an denen er aber nicht mehr beteiligt war) unzweifelhaft in der Richtung, der die Fakultät opponiert hatte. Am 20. September 1850 reichten die Fiduziarien des Veitel Heine-Ephraimschen Fideikommisses bei dem Ministerium einen Antrag auf die Errichtung eines Lehrstuhls für rabbinische Literatur ein, indem sie einen Beitrag von 1000 Talern in Aussicht stellten. Da jenes Fideikommiß ausdrücklich für eine jüdische Lehranstalt bestimmt gewesen war, so war die Absicht unverkennbar; die Universität zu Berlin hatte man deshalb dazu ausersehen, weil hier viele jüdische Theologen studierten, welche sich dem Rabbinat weihen wollten, und dafür eine bessere Kenntnis des Talmud unerläßlich schien. Die Fakultät, für die wieder Trendelenburg das Wort führte, konnte sich daher einfach auf ihr Gutachten vom November 1848 zurückbeziehen, dem sich der Minister (es war noch Ladenberg) abermals anschloß. Drei Jahre später wurde von der gleichen Seite ein dritter Anlauf gemacht, unter Bedingungen, die dem Standpunkt der Fakultät gerechter zu werden schienen, ohne die Regierung in Unkosten zu stürzen. Von einer Professur war nun nicht mehr die Rede. Man bot nur Stipendien, rund 1000 Taler, für zwei Privatdozenten an, welche sich „auch" für die rabbinische Literatur habilitieren würden, d. h. für alle Werke, die von den jüdischen Gelehrten seit dem Schluß des alttestamentlichen Kanons in der hebräisch-aramäischen sowie in der arabischen Sprache abgefaßt wären, mit der Maßgabe, eventuell beide Stipendien zusammenzuwerfen. Die Bewilligung sollte jedesmal für mindestens drei und höchstens sechs Jahre, jedoch mit der Möglichkeit einer Verlängerung, erfolgen. Alles jedoch unter Vorbehalt gewisser Rechte für die Fiduziarien der Stiftung. Einmal sollten die Dozenten sich zu einem fortlaufenden Zyklus von Vorträgen aus dem Gebiete der rabbinischen Literatur und Linguistik verpflichten, sodann aber sollte der Verwaltung das Recht zustehen, einer Anzahl von Zuhörern für jede Vorlesung der gedachten Dozenten unentgeltlichen Zutritt zu gewähren. Die Bestimmung der Vorlesungen könne, so war großmütig eingeräumt, der Übereinkunft der Dozenten überlassen bleiben; wo aber diese nicht zu erzielen sei, würden wieder die Fiduziarien entscheiden. Rechte und Pflichten der Dozenten müßten in einem Vertrage festgelegt und die Nichterfüllung mit der Entziehung des Stipendiums geahndet werden. Im Ministerium war man diesmal, so christlich Raumer im übrigen fühlte, dem Antrag nicht abgeneigt: die Aussicht, sich einen Stamm tüchtiger Orientalisten ohne Aufwendung besonderer Mittel zu verschaffen, lockte. In der Kommission, welche die Fakultät bestellt hatte (es waren die gleichen Mitglieder, mit Trendelenburg, der schon wieder Dekan war, als Vorsitzendem) war die Stimmung nicht ganz einhellig: Böckh betonte zwar die Gefahren, die sich aus der Vermischung eines privaten Verhältnisses mit einer öffentlichen Stellung für die Autonomie der Fakultät und die Lehrfreiheit selbst ergeben könnten, meinte dann aber doch,

daß man nach Ausschaltung der bedenklichen Bestimmungen das Anerbieten annehmen könne: die Aussicht, den orientalischen Studien helfen zu können, stach auch ihm in die Augen. Er blieb jedoch allein. Trendelenburg urteilte, daß die Rabbinatsschule trotzdem das Ergebnis sein werde, da die Juden ungeachtet des reinen Privatvertrages ein jus quaesitum für sich daraus herleiten würden; nur eins könne helfen, der unbedingte Ausschluß aller Immaturi, die mit nur jüdischer Vorbildung zur Universität kommen würden. Ranke, dessen Stimme sonst so selten im Rate der Kollegen gehört wurde, gab einen sehr einfachen Weg an, um den Einlaß Begehrenden jede Hintertür zu verschließen: die Fakultät müsse ausdrücklich erklären, daß die beabsichtigte Unterstützung auch christlichen Dozenten zuteil werden könne; er vermöge sich das Verhältnis nicht anders zu denken, als wie wenn ein Professor der arabischen Sprache über den Koran lese. Die Fakultät folgte ihrem Vertrauensmann, und ihr Bericht, den wiederum Trendelenburg entwarf, stärkte auch das christliche Gewissen des Ministers; er lehnte den Antrag ab, der seitdem nicht wiederholt worden ist.

Geographie.

Der konservative Charakter, den die philosophische Fakultät mit der Gesamtkorporation teilte, bewährte sich auch auf dem Felde der Geographie, auf dem Karl Ritter seit Jahren als Alleinherrscher waltete. Die naturwissenschaftliche Richtung war nach Hoffmanns frühem Tode viele Jahre hindurch unvertreten geblieben; Hermann von Schlagintweit, der sie 1851 mit glücklichstem Erfolg, von Humboldt, wie einst Hoffmann, freudig begrüßt, wieder aufnahm, wurde der Universität schon nach drei Jahren wieder entführt, als er mit seinen Brüdern die Reise nach Indien unternahm, die sie in die Reihe der großen Entdecker erhoben hat. Seine Stelle an der Universität nahm Ritters Schüler Heinrich Kiepert ein, der, nachdem er 1852 als Kartograph in Dietrich Reimers Verlag nach Berlin, seiner Vaterstadt, zurückgekehrt war, im Sommer 1854, gleichzeitig mit Haupt, Mitglied der Akademie wurde, und als solcher an der Universität zu lesen begann.[1] Von Ritter angeregt, im täglichen vertrauten Umgang mit ihm, hatte Kiepert schon als Student sich auf seinem Forschungsgebiet fest angesiedelt. Seine ersten Arbeiten waren Handkarten für Ritters Vorlesungen; sie sind die Grundlagen des Atlas von Hellas und der hellenischen Kolonien geworden. Palästina wurde dann, neben Kleinasien, auch für ihn, wie für seinen Meister, ein nie verlassenes Lieblingsgebiet der Forschung. Diesen Ländern galt, von Ritter befördert, die erste seiner Reisen; auch seine Vorlesungen wollten zunächst nichts anderes sein als Ergänzungen der Vorträge und Schriften des Lehrers. Dennoch dürfen wir in Kiepert nicht einen bloßen Fortsetzer Ritterscher Methoden und Anschauungen sehen. Hatte jener die Geographie in ihrer Gesamtheit nach

Hermann v. Schlagintweit.

Kiepert.

1) Die Neue Ära brachte ihm 1859 das Extraordinariat; Ordinarius ist er erst unter dem Neuen Reich, 1874, geworden.

Inhalt und Ziel den historischen Wissenschaften einreihen wollen, so war freilich auch für Kiepert die Geographie, die er als Forscher trieb, nichts weiter als ein Stück Geschichte; als Freund und Genosse unserer Altertumsforscher, eines Böckh, Curtius und Mommsen, hat er sein Lebenswerk vollbracht. Aber gerade dadurch unterschied er sich von seinem Lehrer. Er hat es, wenn auch nur gelegentlich, mit aller Schärfe ausgesprochen, daß die Abhängigkeit des historischen Lebens von dem Leben der Erde, worin Ritter die Lösung des Rätsels und seine eigenste Tat erblicken wollte, ein Irrtum sei: weil sie den Menschen — uneingedenk der Warnung des Thukydides — zum Sklaven seiner Scholle mache und menschliche Freiheit und Naturanlage allzusehr ignoriere. Ihm, dem Berliner Kaufmannssohn, fehlte bereits das Element der Romantik, das Karl Ritter von seinem Schnepfenthal her mitgebracht, und das ihm Forschung und Lehrtätigkeit im Sinne des Naturevangeliums der Erziehung geformt und gefärbt hatte. Der Durchbruch des realistischen Zeitalters ist in Heinrich Kiepert zu Worte gekommen, und gerade durch die Entschlossenheit, mit der er als Kartenzeichner und Antiquar im Hülfsdienst der Historie Stellung genommen, hat er die Scheidung herbeiführen helfen, welche jeder der beiden Sphären der geographischen Forschung das gibt, was ihres Rechtes ist, und die kein Versuch abermaliger Vermischung wieder rückgängig machen wird.[1]

Barth.

Auf ähnlicher Bahn hatte Heinrich Barth seinen Lauf begonnen. Ja, als Schüler, und bald als Freund Böckhs wurzelte er noch unmittelbarer in dem Boden der Antike, und die Ziele, die er sich steckte, galten ursprünglich ganz eigentlich der Geschichte. Ihn, den Hamburger, den Sohn eines begüterten Kaufmanns, lockte es schon auf der Universität, die Handelswege zu verfolgen, auf welchen die Reichtümer und die Kulturen der alten Welt, des Okzidentes und des Orientes, zum Austausch gelangt waren. Indem er dann aber selber auszog, um den „Periplus um das Mittelmeer“ zu vollenden, „dies herrliche Meer“, wie er schon 1845 von Madrid dem geliebten Lehrer schreibt, „das ihm allmählich zu einem unentbehrlichen Begleiter werde“, wurde er zum Forschungsreisenden, der Erste in der Reihe der großen Pioniere europäischer Kultur, vor denen die Schleier, die den dunklen Erdteil verhüllt hatten, niedersanken.[2]

---

1) Über Kiepert vgl. vor allem Joseph Partsch, H. K. Ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit, Geographische Zeitschrift, VII. Jg. S. 1ff., 77ff. (1901). Dazu über Ritter Bd. II. S. 286ff. meines Werkes.

2) Aus seinem Briefwechsel mit Böckh in dessen Nachlaß. — Es ist bemerkenswert, daß sowohl Barth und die Schlagintweits, wie anfänglich auch Kiepert, ihre Reisen im Auftrage der Engländer und mit ihrer Unterstützung, die ihnen Bunsen und Humboldt verschafften, gemacht haben; in englischer Sprache erschien das Hauptwerk der Schlagintweits, das den Briten die Wege nach Tibet erschlossen hat. Gleichwohl dürfen wir sie allesamt als Vorläufer der Tapferen ansehen, die heute mit dem Schwerte die Länder für Deutschland eroberten oder sie verteidigen, welche von jenen der europäischen Wissenschaft unterworfen wurden.

Blieb nun der Lehrkreis der Fakultät der hergebrachte, so bewies sie doch bei der Besetzung der verwaisten Fächer in diesem Jahrzehnt durchweg eine sehr glückliche Hand. So auch in der Mathematik. Der Weggang Dirichlets nach Göttingen (1855) war ein großer Verlust. Aber in Eduard Kummer und Wilhelm Weierstraß erhielt die strengste aller Wissenschaften zwei Vertreter, welche die Berliner Mathematik erst zur Höhe ihres Weltruhms bringen sollten. Beide kamen von der Schule her: Weierstraß, der Westfale, hatte an westpreußischen Gymnasien unterrichtet; der Schlesier Kummer war in Sorau, seiner Vaterstadt, und in Liegnitz Lehrer gewesen; Schulprogramme waren die Arbeiten, die sie der Welt als ebenbürtige Genossen eines Abel und Gauß offenbart hatten. Aber es hat wohl wenige Gelehrte gegeben, deren Sinn und Wesen ein so reines akademisches Gepräge trug, wie wir es an diesen beiden Großen bewundern, die im Leben und Forschen den Sinn antiker Weisen bewährt haben.[1]

Mathematik.

Kummer und Weierstraß.

Als das Feld der Philologie im eigentlichen Sinne galt nach wie vor die griechisch-römische Welt. Fachvertreter der romanischen Sprachen und Literaturen blieben nach Hubers Abgang die Lektoren Franceson und Fabrucci, während das Englische, seitdem Delius 1843 ausgeschieden, in den Händen eines Solly war. Daß Wollheim sich auf Hubers Gebiet betätigte und Gosche oder Steinthal gelegentlich dorthin gerieten, geschah ohne Auftrag. War es

Neuere Sprachen.

Hoppe.

1) An einen Weisen des Altertums könnte auch Reinhold Hoppe (geb. 1816) erinnern, an den Stifter der griechischen Philosophensekte, die in der Bedürfnislosigkeit das Glück des Daseins gefunden zu haben glaubte. So hat auch dieser „Einsiedler der Wissenschaft", die doch keinen treueren Diener gehabt hat, sein Leben geführt, von dem 47 Jahre des Privatdozententums unserer Universität gehört haben (1853 bis 1900): eine ganz nach innen gerichtete Natur, vielseitig wie wenige (denn Physik und Philosophie, Sprachforschung und musikalisches Interesse fesselten ihn neben seinem Hauptfach), aber ohne das Talent oder auch nur den Willen, nach außen zu wirken, weltfremd und in der Gesellschaft wie verschüchtert, und dennoch stets bei der Sache, im Urteilen sogar herb und bis zur Starrheit fest in seinen Meinungen, ganz ungewandt auf dem Katheder und doch klar und sicher im Schließen und Entwickeln, auch in der Mathematik überall zu Hause und unermüdlich, fruchtbar und nie geistlos, wenn er auch die ganz Großen nicht erreichte; als Philosoph (auch dafür hat er die Venia erworben) ein Verächter der Metaphysik, die er in Psychologie auflösen wollte, so unbekümmert um äußerliche Anerkennung wie er gleichgültig gegen alles Lebengenießen war, in allem er selbst, aufrichtig, treuherzig, die Verkörperung der Wahrhaftigkeit und der Reinheit. (Vgl. den schönen von Pietät und innerem Verständnis getragenen Nachruf E. Lampes in den Verhandlungen der Deutschen physikalischen Gesellschaft, Jg. II (1900), S. 183ff.) — Den Gegensatz stellt Gotthold Eisenstein dar, ein Mathematiker von originaler, frühreifer Kraft, der aber unter dem Druck zerrütteter Verhältnisse und der Mißgunst der Regierung, die ihm seine Haltung in der Revolution nicht verzeihen wollte, erlag, bevor sein Genie, das ein Gauß bewunderte, sich voll entfalten konnte. 1847 habilitiert, starb er 1852 vor Vollendung des 30. Jahres. Die Akademien von Berlin und Göttingen hatten ihn unter ihre Mitglieder aufgenommen, der Minister aber nahm ihm nach der Revolution noch ein paar hundert Taler von der kleinen Remuneration fort, die ihm auf das unausgesetzte Betreiben Humboldts bewilligt waren. Vgl. die Mitteilungen Alfred Doves in seinem Al. v. Humboldt, II. Bd. S. 345ff. A. D. B. V, S. 774. — Endlich sei noch Peter Friedrich Arndts gedacht (geb. 1817, habil. 1853, E. O. 1862, † 1866 an der Cholera). Über ihn Cantor, A. D. B. (I, S. 553).

Eisenstein.

Arndt.

einmal (wie beim Rigorosum des jungen Heyse, der aus Bonn von Diez und Delius herkam) notwendig, aus der Fakultät einen Examinator für diese Studien zu bestellen, so hatte man dafür Bekker oder Haupt, die dann dem Prüfling auch auf diesem Felde die Strenge der Berliner Schule fühlbar machten und ihm, wenn er überhaupt bestand, gern das Prädikat verdarben. Daß sie die neueren Sprachen einer wissenschaftlichen Behandlung für würdig hielten, hatten beide durch das eigene Beispiel bewiesen; wie es die Fakultät schon vor Jahren durch ihr Gutachten über Delius bestätigt hatte: war sie doch sogar bereit gewesen, das Polnische unter Schafaricks Pflege in den Kreis der Fakultätswissenschaften aufzunehmen. Aber die Lektoren, die Sprachmeister, auch nur Kollegen zu nennen, hielten die gestrengen Hüter der klassischen Schulung unter ihrer Würde, und bis zu dem Antrage auf Errichtung eines Lehrstuhls reichte ihre Liebe für diese Art von Philologie doch nicht. Einzig die deutsche Philologie war dieser Ehre teilhaftig geworden. Sie verdankte dies ihrer Bedeutung für das nationale Leben, an dessen Aufbau sie als die Tochter der Romantik mitgeholfen hatte, und für dessen Ausgestaltung nicht nur von seiten der Literatur, sondern auch der Geschichte und des Rechtes sie unentbehrlich war. Auch sie aber hatte, wenigstens in Berlin, nur in Anlehnung an die klassische Philologie ihre Stellung gefunden, deren Vorrang sie selbst kaum bestritt. Daß Hagen sich unmittelbar auf den vaterländischen Boden gestellt hatte, ward ihm eher verdacht. Als daher die Fakultät nach seinem Tode ihre neuen Vorschläge einreichte, nannte sie zwar Wilhelm Wackernagel ehrenhalber an erster Stelle und Weinhold an zweiter, wandte dann aber ihren Bericht so, daß ihr Wunsch, einen Kollegen zu besitzen, der wieder beide Felder beherrschte, unverkennbar war. Es war Karl Müllenhoff in Kiel, der einzige außer Haupt, der dies noch vermochte, sein und Lachmanns vertrauter Schüler. Auch diesmal mußte sie es dreimal sagen, bevor Raumer darauf hörte; seine eigene Zeit war fast abgelaufen, als er, im September 1858, die Berufung nach dem Wunsch der Fakultät vollzog.[1] In der Eingabe war ausdrücklich darauf hingewiesen, daß Müllenhoff auch auf dem Gebiet der klassischen Philologie gelehrt und gearbeitet habe. Anderseits ward doch betont, daß das germanistische Fach die volle Kraft eines Mannes erfordere; Haupt habe jedes halbe Jahr über deutsche Grammatik oder mittelhochdeutsche Dichtungen vorgetragen, sei aber außerstande, den ganzen Umkreis der deutschen Philologie in seinen Bereich zu ziehen. Die Bedeutung des klassischen Studiums für die letztere war nur in die kritische Schulung gelegt worden, welche eine Bürgschaft gewähre für echt philologischen Sinn und eine streng philologische Methode gegenüber dem sonst auf diesen Gebieten vorwaltenden Liebhabereifer und den sich täglich mehrenden sprachlichen, ethnographischen und antiqua-

Deutsche Philologie

Müllenhoff

1) Die erste Eingabe der Fakultät schon vom 28. Juli 1856.

rischen Träumereien.[1] Damit war bereits Müllenhoffs Art und Aufgabe umschrieben. Haupt gab fortan seine altdeutschen Vorlesungen auf, und Müllenhoff beschränkte sich nun auf die Pflege der germanistischen Studien. Der formalen Philologie im Sinne Haupts und Lachmanns hatte seine Neigung niemals gegolten. Auf der Universität in Leipzig, wohin er von Kiel im Sommer 1839 (nur für dies eine Semester) gegangen war, hatte ihn Gottfried Hermanns Lehrweise eher abgestoßen; erst durch Haupt war er auf Lachmann hingewiesen, dem auch er fortan sich ganz zu eigen gab. Daß er in der Nibelungenfrage (im Gegensatz zu Hagen) die Lachmannsche Theorie gerechtfertigt und ergänzt hatte, war in der Eingabe der Berliner Fakultät als besonderes Verdienst dargestellt; und wenn man in seinem Versuch, die Liedertheorie des Meisters auch auf den Gesang von der Kudrun zu übertragen, wohl ein Übermaß skeptischer Kritik wahrnahm, so wurde ihm doch auch dies als Beweis umfassender Kenntnisse und eindringenden Scharfsinns angerechnet. Aber zur klassischen Philologie hatte Müllenhoff sich auch von Lachmann nicht zurückführen lassen; es war das deutsche Altertum, in dessen Dienst er die Methoden der Berliner Schule und die Studien stellte, die er auf den Feldern der antiken Welt betrieb. Für ihn war die Philologie Altertumskunde im Sinne Böckhs und Jakob Grimms: die altgermanische Welt war das Feld, auf dem er von Jugend auf den Pflug geführt hatte. So wurde er auch in Berlin nur nominell Hagens Nachfolger, in Wirklichkeit der des Begründers der deutschen Altertumskunde, der ja abberufen wurde, bevor Müllenhoff sein erstes Jahr in Berlin hinter sich hatte. Wie für Grimm, so war auch für Müllenhoff die Heimatsprovinz der Boden, in den er die ersten Furchen zog und der den historischen und vaterländischen Sinn in ihm weckte und nährte. Man wird bei ihm an Adam von Bremen erinnert, der von derselben friesischen Küste und dem altsächsischen Lande aus das Nordland und seine Meere bis zu den Küsten Grönlands und Winlands dem historischen Horizonte unterworfen hatte. So umspannte auch Müllenhoffs Blick die altgermanische Welt in allen ihren Bereichen, um sie in ihren Gemeinsamkeiten und Zusammenhängen bis an die Grenzen, wo sie sich in den Nebeln des Mythus verlor, zu verfolgen. Aber wie für den Chronisten der Ecclesia Hammaburgensis, so blieben auch für diesen Nordalbinger des 19. Jahrhunderts die friesischen und niedersächsischen Gaue das Kerngebiet, um das sich ihm die gewonnenen Lande legten; wohin er immer den Kiel lenkte, ob zu Pytheas von Massilia und Ptolemäus von Alexandria oder gen Island und nach Beowulfs Heimat, immer kehrte er in das Stromgebiet der unteren Elbe und Oder zurück, in dem er die Ursitze der Deutschen entdeckt zu haben glaubte. Auch er ein echter Niederdeutscher,

1) Das Gutachten geht natürlich auf Haupt zurück. Bei ihm selbst war der gleiche Wunsch noch anders, vom sachlichen Gesichtspunkt aus, motiviert worden: daß nämlich für das Gedeihen des Unterrichts die gegenseitige Durchdringung beider Richtungen von dem größten Wert sei.

vom knorrigen Holstenstamm, humorlos, schwerflüssiger noch als Haupt, herb und rückhaltslos wie dieser, gleich ihm ein unermüdlicher Arbeiter, ein Verächter und Hasser aller Halbheit, aber nicht weniger, und bis zum Eigensinn starr in den Meinungen der Schule, die ihm durch Lachmanns Autorität geheiligt waren.[1]

Die medizinische Fakultät.

Auch in der Medizinischen Fakultät waren die Geister des Fortschritts, die sich in den Blütejahren Johannes Müllers so kräftig geregt hatten, nicht mehr in dem Maße lebendig, wie tüchtig im übrigen in den rezipierten Disziplinen gearbeitet werden mochte. Zwar können wir auch in dieser Epoche neue Namen ersten Ranges nennen; wir brauchen nur an Billroth, Ziemssen und Wilhelm Busch, an Lieberkühn und Pflüger, an Veit und Credé, Karl Hecker und Bernhard Schulze zu erinnern, um die Bedeutung der Berliner Schule auch in diesem Jahrzehnt zu ermessen. Aber der Historiker der Berliner Universität hat kaum ein Anrecht auf diese Größen. Denn ihre Stellung in der wissenschaftlichen Welt haben auch sie an anderen Universitäten gewonnen; Berlin haben die meisten, und manch andere mit ihnen, nur ein paar Jahre angehört, und keiner ist zurückgekehrt, auch der Größte nicht, Billroth, um den die Fakultät zweimal, nach Jüngkens und Langenbecks Tode, vergebens geworben hat. Berlin war eben, mehr noch als in dem abgelaufenen Jahrzehnt, die Pflanzschule geworden, aus der die medizinischen Lehrstühle in Deutschland besetzt wurden. Eine Assistentenstelle bei Langenbeck, Johannes Müller oder Busch dem Vater bot die beste Aussicht auf ein auswärtiges Ordinariat.[2] Bei sich selbst aber hielt die Fakultät die Tür zu; und sie verringerte ihre Stellen eher, als daß sie sie vermehrt hätte. So ließ sie den Platz Ernst Horns im Herbst 1848 leer, und so verzichtete sie auch nach des älteren Heckers Tod (11. Mai 1850) auf Neubesetzung, obgleich es eine Nominalstelle war; als der Minister, von Schönlein, der das Recht hierzu durch einen Allerhöchsten Erlaß vom 6. Maärz 1850 erhalten, beraten, auf die Nennung eines Nachfolgers drang, wählte die Fakultät den alten Ehrenberg, der denn auch die Stelle bis zur Berufung von August Hirsch verwaltet hat.[3] Ebenso blieb Links Lehrstuhl für medizinische Naturwissenschaften

Habilitationen.

---

1) Auf Müllenhoffs Feld arbeitete Wilhelm Mannhardt (1831 bis 80), habilitiert 1858 [illegible] (bis 1863), als Mythologe nicht unverdient.

2) Von den Genannten lehrten in Berlin Credé 1849 bis 1856, Wilhelm Busch 1852 bis 1855, Veit 1853 bis 1855, Karl Hecker 1853 bis 1857, Bernhard Schulze 1856 bis 1858, Billroth und Hoppe-Seyler 1856 bis 1860, Ziemssen 1856 bis 1861, Pflüger 1856 bis 1859, Lieberkühn 1858 bis 1867. Auswärts sind ferner Ordinarien geworden Karl Ernst Albrecht Wagner (hab. 1852 bis 1853), Karl Meyer (hab. 1852 bis 1853), August Meyer (hab. 1858 bis 1860), Hermann Wilhelm Friedberg (hab. 1852 bis 1866).

3) Unter heftigem Widerspruch von Schultz-Schultzenstein, der sich selbst für den geeignetsten Kandidaten hielt.

unbesetzt, während die durch Wagners Tod seit 1846 erledigte Professur[1] an Casper übertragen war, der bereits seit 1839 in der Fakultät saß. Wer aber in Berlin blieb, konnte auf ein Ordinariat lange warten. Darunter Männer wie Eduard

Henoch.

Heinrich Henoch, Rombergs Neffe und Schüler, der Begründer der Kinderheilkunde, deren Gleichberechtigung mit andern Fakultätsdisziplinen zu erlangen

Traube.

ihm selbst noch versagt blieb; Ludwig Traube, der Begründer der experimentellen Pathologie, der, nachdem die Revolution ihm die Venia docendi verschafft hatte, erst 1872 den Eintritt in die Fakultät erreichte; und vor allen

A. v. Graefe.

andern der Schöpfer der neuen Ophtalmologie, Albrecht von Graefe, der genialste Arzt und einer der edelsten Menschen seiner Zeit, dessen Kämpfe um die Anerkennung seiner Wissenschaft einen sehr dunklen Schatten auf die Geschichte seiner Fakultät geworfen haben.[2] Unter Altenstein war die Fakultät, dem bureaukratischen Geist seines Ministeriums entsprechend, mit wenigen Ausnahmen aus sich selbst ergänzt worden; noch unter Eichhorn hatte sich das fortgesetzt, und ihre jetzigen Mitglieder waren, außer Müller, Schönlein und Langenbeck, sämtlich Berliner Privatdozenten gewesen. Sie selbst aber hielt darauf, ihre neuen Kollegen womöglich von auswärts zu gewinnen. Immerhin fand die Berliner Schule wohl auch bei Berufungen in erster Linie Berücksichtigung. So kam Rudolf Virchow

Virchows Rückberufung.

1856 aus Würzburg zurück, nachdem er am Main zur Vollreife gelangt, zum Bahnbrecher in seiner Wissenschaft geworden war, auch politisch nicht mehr der Brausekopf, der „Tribun von 1848“, wie Schönlein ihn genannt hatte, als Gelehrter jetzt ganz nach dem Herzen Johannes Müllers, der auf seine Wahl gewiß den bestimmenden Einfluß geübt hat, von einer Autorität, daß auch die

---

1) Auch Horkel (gest. 1846), dessen vergleichende Physiologie freilich bei Müller in den besten Händen war, hatte keinen Nachfolger erhalten.

Reinhardt. H. Meckel. Bärensprung.

2) Drei der Jüngeren entriß der Tod einer bedeutenden Zukunft: die beiden Pathologen Reinhardt (1848 bis 52) und Heinrich Meckel von Hemsbach (1852 bis 56) und den Dermatologen Felix von Bärensprung. Reinhardt, der Freund Virchows, folgte diesem als Prosektor an der Charité; er selbst ward durch Meckel ersetzt; und dessen Extraordinariat (es war ihm drei Wochen vor seinem Tode verliehen) ward, zum Ordinariat ausgestaltet, wiederum Virchow übertragen. Meckel, der Sohn des Anatomen August Albrecht Meckel, hatte sich 1847 in Halle habilitiert. Mit ihm ebendort und im gleichen Jahre Bärensprung, der ihm 1853, zugleich als Abteilungsdirigent an der Charité, nach Berlin folgte; 1856 ebenfalls E. O. geworden, geriet der geistvolle und vielseitige Forscher in schwere Konflikte mit Virchow, die auf sein tragisches Ende eingewirkt haben.

Gurlt. Pappenheim. Ravoth. J. Meyer.

Auf halbem Wege sind ferner stehengeblieben: Langenbecks charaktervoller Schüler Ernst Julius Gurlt, der nahezu ein halbes Jahrhundert der Universität angehört hat (1853 bis 1899, E. O. seit 1862), ein Chirurg, der freilich die Feder mehr geführt hat als das Messer, der hochverdiente Historiker seines Spezialfaches; der Hygieniker Louis Pappenheim, habil. Juli 1858, 1860 Regierungsrat in Arnsberg; der Chirurg Friedrich Theodor Ravoth (1858 bis 1878), ein Mecklemburger, der sein Fach noch als Handwerk, als Lehrling der Schule in Waren, 1831 begonnen hat; der Internist Joseph Meyer, ein Schüler Schönleins (hab. 1853, E. O. 1863, dirigierender Arzt an der Charité, 1868 Direktor der Poliklinik, gest. 1887).

Regierung sich nicht mehr gegen ihn sträuben konnte. In Eduard Arnold Martin, der zwei Jahre später die Stelle des ältern Busch erhielt, wählte die Fakultät wiederum einen Kollegen, der, als Schüler Naegeles, außerhalb Berlins emporgekommen war; er selbst hat den Ruhm der Berliner Schule, als Lehrer Olshausens und Gusserows, um so glänzender entwickelt. Virchow wird dann vor andern darauf eingewirkt haben, daß nach Johannes Müllers unerwartetem und unaufgeklärtem Ende dessen Professur noch einmal geteilt wurde. Und wieder waren es zwei Berliner, reifste Schüler des Unvergeßlichen, Reichert in Breslau und Dubois-Reymond, die sein Erbe antraten; letzterer seit Romberg der einzige, der vom Berliner Boden her unmittelber zum Ordinariat emporstieg.

E. A. Martin.

Drittes Kapitel.

Neue Ära und letzte Einigungskämpfe.

Friedrich Wilhelm IV. Niedergang.

Wir haben gesehen, wie weit Friedrich Wilhelm IV. sich die Ziele gesteckt hatte, als er die Zügel des Staates, in die er schon vorher manchmal eingegriffen, endlich selbst in die Hand nahm, und wie hochgespannt die Erwartungen waren, welche man ihm entgegengebracht hatte. Nicht mit allem war er gescheitert; die Universität verdankt ihm Lehrer, welche Bahnbrecher, ja die Schöpfer ihrer Wissenschaft geworden sind. Aber freilich, die Männer, in denen der König die Träger seiner höchsten Ideale gesehen hatte, ein Schelling und Huber, Gelzer und Rückert, waren längst vom Schauplatz abgetreten; und diejenigen, welche seitdem des Königs Banner hochhielten, sich als die berufenen Verteidiger von Thron und Altar aufstellten, hielten keineswegs die Straße ein, welche ihr Herr hatte gehen wollen; sie verleugneten eher die vaterländische Ader, die alle Gedanken Friedrich Wilhelms gehabt hatten, und kompromittierten ihn vor der Nation, anstatt ihn zu unterstützen. An ihre Adresse war das Wort bitterer Resignation gerichtet, das einst in dem Sommer nach Olmütz, als der alte Bundestag eben wieder zusammengetreten war, Leopold von Gerlach aus dem Munde seines königlichen Herrn hörte: „Meine Freunde werden es noch bereuen, daß sie mich gezwungen haben, meine deutsche Politik aufzugeben." So spiegelt auch die Geschichte unsrer Universität ein Stück der Tragik wieder, die über der Regierung Friedrich Wilhelms IV. liegt: niederziehende Enttäuschung nach glänzend begonnenem Aufstieg, Verkennung, ja Verkehrung aller seiner Ideale, Hoffnungen und Wünsche, und eine immer wachsende Ermattung bis zu den Lähmungserscheinungen, welche schließlich die Krone Preußens wie Körper und Geist ihres Trägers selbst ergriffen.

Der neue deutsche Geist.

Der Gegensatz erscheint um so krasser, als die Führung im Leben der Nation in dieser Epoche mehr als je bei den Universitäten lag. Denn die Ziele, welche die Vorkämpfer der neuen Anschauungen verfolgten, und die sie in der gleichen Sphäre, wie der König, in allen Disziplinen, welche die Elemente des nationalen Lebens in Staat und Kirche umschlossen, zur Geltung zu bringen trachteten, lagen in einer Richtung, vor der Friedrich Wilhelm sich immer bekreuzigt hatte. Die Revolution, für ihn der Wendepunkt, die Klippe, an der

er Schiffbruch gelitten hatte, war auch für sie die Krisis gewesen, aber sie hatte auf sie vielmehr klärend und festigend gewirkt: das Ziel, der Nation den ihrem Genius, ihrer Vergangenheit und den Bedürfnissen der Gegenwart gemäßen Staat zu schaffen, faßten sie um so schärfer ins Auge. Ihr Glaube an Preußens Sendung, der in dem Träger der Hohenzollernkrone erstorben schien, war nur sicherer geworden, gesunder, als er je in des Königs Herz gelebt hatte; und das Bewußtsein, in den protestantischen Traditionen das Mark des deutschen Wesens zu besitzen und den Kern seiner Bestimmung, zuversichtlicher, als es den Träger der preußischen Krone je erfüllt hatte. Den Schimmer der Romantik, der auch über ihren politischen Idealen noch in der Paulskirche gelegen, hatten sie nahezu abgestreift und das großdeutsche Element, das sich nun fast durchweg mit reaktionären und ultramontanen Tendenzen verbündete, hinweggetan. Sie waren Realisten geworden, seitdem sie die Stärke der bestehenden Gewalten an sich selbst erfahren hatten: aber den Glauben an die Zukunft der Nation hatten sie sich gerettet.

Die Tübinger Theologie.

Von Berlin ferngehalten, kam der neue Geist um so mehr an den kleinen Universitäten hoch. Auch die Theologie, die in Berlin verdorrte, begann anderswo wieder Fühlung mit dem Geiste der Gegenwart zu nehmen und neues Leben zu gewinnen. In Tübingen hatten längst Hegelsche Gedanken, denen in Berlin Luft und Licht versperrt war, befruchtend gewirkt; unter ihrem Einfluß hatte Baur die Geschichte der Kirche in eine Form gebracht, welche jeder Epoche ihre Bedeutung und ihr eigentümliches Recht ließ und sie eben dadurch mit dem Gange der allgemeinen Entwicklung in einen Zusammenhang brachte, wie ihn bisher keine Auffassung, auch nicht diejenige Neanders, und am wenigsten die der in Preußen herrschenden Orthodoxie gewährt hatte. Jedoch hatte Hegels Geist auf das Weltbild des großen Tübinger Theologen nur eben anregend gewirkt: überwuchern und verdrängen ließ Baurs historischer Sinn sich von dem spekulativen Elemente nicht; das Bild, das er vom Apostel Paulus und der alten Kirche entwarf, zeigte eine Linienführung, in der kein von außen hineingetragener Gedanke erschien; es sind Grundlinien der historischen Auffassung geworden, die seitdem wohl vertieft und ausgefüllt, aber nur um ein geringes verschoben wurden.

Stärker noch als in dem Meister, der schließlich mehr auf Kant als auf Hegel zurückging (eine Entwicklung, die wir auch an Vatke beobachten konnten), wühlte und wirkte der Geist der Berliner Philosophie in seinen Schülern. Unterworfen im Sinne etwa eines Michelet hat sich ihm auch von diesen keiner mehr: weder Strauß noch Zeller noch Dorner; aber wie verschieden seine Ausstrahlungen sein mochten — erregt und eine Strecke Weges geleitet wurden sie von ihm sämtlich. Wenn er Zeller aus der Theologie hinausführte und David Friedrich Strauß zum Abfall nicht bloß von dem alten Glauben, sondern von der idea-

listischen Philosophie selbst brachte, diente er einem Isaak August Dorner vielmehr dazu, die positiven Werte eines überlieferten Glaubens um so stärker zu entwickeln, sie mit den Lebensaufgaben der Gegenwart zu verschmelzen und sie in das Innerste der eigenen Persönlichkeit aufzunehmen. Ihm machte die Anschauung des Freundes, der in der heiligen Geschichte nur den Mythus sehen wollte, und seine am Ende ins Bodenlose fallende Skepsis wenig zu schaffen: er hielt an der Persönlichkeit Christi fest, weil ihm das Persönliche selbst im Mittelpunkt alles christlichen Denkens stand, weil er sich die Idee nicht ohne ihren Träger, den Gedanken nicht ohne das Erleben vorstellen konnte, und weil er sich alles dessen in der eigenen Seele bewußt blieb. Darum duldete er nicht nur, sondern forderte, wie seine Freunde, die Kritik an der Überlieferung und unerschrockenes Eindringen in die unbegrenzten Weiten modernen Denkens; denn alles Forschen werde jenen Eckstein unseres Glaubens nur um so schärfer herausstellen, und keine Spekulation könne die ewigen, in Christus offenbarten Wahrheiten umstürzen. So erneuerte sich in der Tübinger Theologie die Furchtlosigkeit, welche die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts in ihren Kämpfen mit der alten Kirche bewährt hatten, der männliche, protestierende Charakter des evangelischen Glaubens, der den deutschen Geist bis auf die Höhen der idealistischen Philosophie unbeirrt begleitet hatte. Dieser Gesinnung mußte die in Berlin gepflegte Orthodoxie als Kleinglaube, als ein Augenschließen vor dem Unentrinnbaren erscheinen und um so abstoßender wirken, als darin eine feminine Religiosität sich mit dem Schilde der Macht deckte und durch ihre Herrschaft in der Landeskirche fast als das Königlich Preußische Glaubensbekenntnis abgestempelt erschien. Wahrlich, nicht weil sie eine Brücke hätten schlagen wollen von den starren Dogmen des überlieferten zu den freieren Formen ihres Glaubens, dürfen Dorner und wer wie er dachte Vermittlungstheologen genannt werden; die Orthodoxen waren ihre Gegner, und so schauten beide Parteien aufeinander: sondern weil sie, wie einst nach ihrer Weise die Reformatoren, in den Tiefen des menschlichen Geistes und seiner Geschichte eben die Erkenntnisse suchten, um welche die eigene Zeit rang, und also aus der Vergangenheit die Gegenwart erkennen und gestalten, und im Glanze der ewigen Wahrheiten die Wege aufdecken wollten, welche in das Dunkel der Zukunft führten. Sie scheuten die Berührung mit den Gedanken des Jahrhunderts nicht, weil sie in ihren Grenzen ihr Recht anerkannten; sie wollten sie nicht unterjochen, sondern sie mit den eigenen Ideen durchdringen, ihre Eigenmacht nicht zerbrechen, sondern vielmehr stärken und beseelen. Das war ja nun freilich Synkretismus. Aber wann hätte je auf anderm Wege die Welt der Ideen Eingang ins Leben gefunden! Ihre Entwicklungsmöglichkeit, ihr eigenes Wachstum wird erst durch die Aufnahme entgegenstrebender Gedanken bedingt: kämpfend, in der Diagonale der Kräfte, schreitet das Leben vorwärts. Absolut betrachtet, war gewiß auch die Theologie

Dorners, und waren die ihr nahestehenden Systeme, wie sie ja untereinander schon vielfach abwichen, zumal in ihrem historischen Aufriß der Kritik bedürftig; und gerade die Gesichtspunkte, auf welche ihre Träger ein besonderes Gewicht legten, sind oft genug verändert worden, — aber historisch, als Gebilde ihrer Zeit, waren sie berechtigt und werden darum immer ein Teil der ewig unaufhaltsam fortschreitenden Erkenntnis bleiben. Nur wer, wie Zeller es tat, bedingungslos sich in die Grenzen der Philosophie und der historischen Forschung einschloß und selbst da, wo er es einmal versuchte, nur von hier aus unmittelbar auf das Leben einzuwirken unternahm, konnte auf längere Dauer rechnen. Dorner aber wollte gerade praktisch wirken; es war sein innerstes Bedürfnis, eben weil er Theologe war und bleiben wollte; und er mußte Eklektiker werden, weil ihm die Epochen der Menschheit und die in ihnen waltenden Gedanken nur die Elemente darboten, die er in seinem Weltbilde zu vereinigen trachtete. So nahm er es sich denn nicht übel, Schleiermacher, Hegel und sogar Schelling in Verbindung miteinander zu bringen; in den drei Systemen, deren Kämpfe wir verfolgt haben, deren Schöpfer selbst so feindselig gegeneinander gestanden hatten, fand er Gedanken, aus denen sich ihm die eigene Weltansicht aufbaute. Und in der Tat, der Berliner Finsternis gegenüber bildeten diese drei, so wie wir es im Hinblick auf Eylerts Reaktionsprogramm schon von Fichte und Schleiermachar sagen konnten, eine Einheit, weil sich in ihnen der deutsche Geist des Jahrhunderts widerspiegelte.

So gaben diese Schwaben Gedanken, welche einst in Berlin zur Reife gekommen waren, in erneuerter Aussaat dem Norden zurück. Sie blieben darin den Überlieferungen ihres Stammes getreu; im Kampfe der Geister trugen sie, so möchte man sagen, wie verschieden sie gerüstet waren und ihre Waffen führten, wiederum des Reiches Sturmfahne voran. Dorner brachte sie zuerst nach Kiel, von dort nach Königsberg und weiter über Bonn nach Göttingen, wohin er vor dem Regimente Raumers auswich; Zeller übertrug die seinen nach Marburg, und von dort nach Heidelberg, um schließlich in Berlin, in der eroberten Feste der Gegner, den Jugendfreund wiederzufinden.

Mehr noch als in der Theologie lebte der auf die Erneuerung des nationalen Lebens gerichtete Wille in den Wissenschaften vom Staate, Nationalökonomie, Jurisprudenz und politischer Geschichte. Dorner und Zeller fanden seine Kolonien bereits an allen Universitäten, an die sie berufen wurden. Jedoch standen die Hochschulen des Westens und Südwestens dabei voran, entsprechend der hier besonders stark flutenden politischen Bewegung; daß auch Kiel dazu gehörte, erklärt sich aus der Stellung, welche die Nordmark in der Politik und im Bewußtsein der Nation einnahm. In der Wirtschaftswissenschaft, die ihrer Natur nach den Strömungen des nationalen Lebens folgen muß, von denen sie sich ja nur zu leicht hierhin und dorthin treiben läßt, hatten die nicht-

preußischen Universitäten durchaus die Führung; man braucht nur an Knies und Hildebrand, Rau und Mohl, an Roscher und an Hanssen, vor allen aber an Lorenz Stein zu denken, der in seiner Gegenüberstellung von Staat und Gesellschaft des Rätsels Lösung gefunden zu haben wähnte. Der Grund liegt nahe genug. Die Kleinstaaten, in denen sie sämtlich lehrten, waren dem Wogendrang des nationalen Lebens weit mehr ausgesetzt als das feste Gefüge der preußischen Großmacht, und boten darum mehr Gelegenheit und Antrieb, Theorien aufzustellen, Systeme zu entwickeln. Die gleiche Wellenbewegung wirkte auf die Rechtswissenschaft ein. Auch sie blickte, wie alle diese Disziplinen, nach England als dem „Erblande der Staatsweisheit" hinüber; Straf- und Prozeßrecht und das im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehende Staatsrecht suchten dort ihre Vorbilder. Tiefer aber griffen noch die Bestrebungen ein, welche aus den Rechtssatzungen der eigenen Altvordern das nationale Recht neu aufbauen wollten. Hier war Georg Beseler der Führer, der Schüler und Freund Jakob Grimms und Dahlmanns; auch er kein Preuße, sondern wieder ein Sohn der deutschen Nordmark, mit deren Boden und Geschichte er so eng wie Müllenhoff verwachsen war. Wenn Beseler dennoch als preußischer Professor, von der kleinen pommerschen Universität her seinen Kriegsruf gegen die Romanisten erhoben hatte, so kam es daher, weil er die Greifswalder Professur in den Jahren erlangt hatte, als Friedrich Wilhelm selbst noch das Steuer der nationalen Bewegung in der Hand zu haben glaubte.

Rechtswissenschaft.

Politische Geschichte.

Nun aber war es dem König längst aus der Hand gerissen, und die Führer der deutschen Bildung, denen er die Wege hatte weisen wollen, erhoben ihrerseits den Anspruch, die Richtung zu bestimmen, welche die Nation und mit ihr Preußens Krone einhalten sollten. Vor allem die Historiker unter ihnen. In drei Generationen, von Dahlmann bis Heinrich von Treitschke, waren sie in einem Lager vereinigt. Noch stand Leopold Ranke in der Vollkraft seines Schaffens. In den Jahren der Reaktion hatte er die Französische Geschichte vollendet, im ersten Jahr der Neuen Ära kam der erste Band seiner Englischen Geschichte heraus, dem dann Jahr um Jahr die weiteren Bände folgten. Das waren die beiden Nationen, denen die Revolution gegeben, was sie der deutschen versagt hatte: Macht und Einheit und die parlamentarischen Formen, in denen der Liberalismus beides verbürgt sah. Zwei Werke, deren Bedeutung seitdem jedes Jahrzehnt nur stärker hat hervortreten lassen: sie bilden das Fundament für jeden Forscher, der sich ernsthaft mit der Werdezeit des modernen England oder der Höhezeit des alten Frankreichs, das die Revolution zerstörte, befaßt. Auf die Zeitgenossen machten sie dennoch keinen Eindruck. Für diese war Macaulay der Meister der Geschichtschreibung; denn in ihm fanden sie, wie Ranke im Vorwort zur Englischen Geschichte mit leiser Ironie bemerkte, das, wonach sie verlangten: „einen der Bildung der Zeit und der Stimmung der Gemüter

analogen Geist, wo jedes glückliche Wort das lebendige Mitgefühl anregt". An dem farbigen und antithesenreichen Stil des englischen Whigs erbauten und übten sich Historiker und Journalisten; zwei Übersetzungen (die eine von Wilhelm Beseler, Georgs Bruder) brachten die breitausgeführten Schilderungen des englischen Klassikers dem deutschen Lesepublikum näher. Der deutsche Meister war beiseite geschoben. In den Jugendbriefen Heinrich von Treitschkes suchen wir vergebens nach Rankes Namen; man möchte wirklich annehmen, daß der glänzendste Geschichtschreiber unseres Volkes, und der bis heute wie kein anderer sein Herz besitzt, in den Jahren, die für seine Entwicklung bestimmend wurden, niemals ein Buch von Ranke in die Hand genommen hat. Waren doch die eigenen Schüler dem Meister untreu geworden; oder sie trugen auf dem Katheder und in ihren Büchern Ansichten vor, die sich von denen ihres Lehrers weit entfernten und von den Ereignissen des Tages Ziel und Richtung erhielten. Denn nur solche Geschichtsbilder wollten ihre Leser vor sich haben und nur von solchen Autoren sich belehren lassen, die über die Vergangenheit zu Gericht saßen, und denen dabei das Parteidogma als Gesetzbuch diente. So hatten es schon die meisten aus der älteren Generation, seit Luden, gehalten, und danach wählten auch die Jüngeren, die nun das Ohr der Nation besaßen, Gervinus und Droysen, Sybel, Häusser, Baumgarten, und wie sie alle heißen, ihre Stoffe; sie wollten politisch wirken und waren tatsächlich die Führer der Nation.

Vom Standpunkt der Wissenschaft könnte man eine solche Abweichung von der geraden Straße der Erkenntnis vielleicht bedauern; denn daß es ein Irrweg war, bezeugt die Rückwendung der deutschen Geschichtsforschung zu Ranke, der uns heute wie ein Fels in der Brandung erscheint, wenigstens denjenigen unter uns, denen daran liegt, festen Boden unter den Füßen zu haben. Aber die Erkenntnis allein hat noch niemals die Welt vorwärts gebracht, und Ranke selbst wäre der letzte gewesen, der dazu den Beruf gehabt oder auch nur die Neigung in sich verspürt hätte; obschon er doch lange vor der Revolution Linien in die deutsche Zukunft gezogen hatte, welche mit der Gegenwart merkwürdig harmonieren: der Verzicht auf politische Aktualität war die Voraussetzung für sein ganzes Forschen gewesen; nur ein völliges Sicherheben über die Gegenwart und ihre Kämpfe machte es ihm möglich, die darin wirkenden Kräfte aneinander zu messen und abzuschätzen. Einen gab es auch in der politischen Welt Deutschlands, der dies Augenmaß besaß, einen Mann, der ganz Wille und Tat war und jeden Augenblick bereit, seinen Glauben an Preußens Recht zur Führung der Nation im Kampfe zu bewähren. Aber dessen Stunde war noch nicht gekommen. Und diejenigen, welche zurzeit die Regierung Preußens in Händen hatten, besaßen weder die Einsicht noch den Willen noch auch die Kraft, um das Werk, das in der Revolution gescheitert war, zu vollenden. Im Vergleich mit ihnen hatten die Besiegten von 1848,

mochten sie Unitarier heißen, wie Treitschke, oder Gothaer, wie Georg Beseler, tausendmal recht, wenn sie den Anspruch erhoben, die Wirklichkeit besser zu erkennen, Preußens Bestimmung und Deutschlands Zukunft schärfer zu deuten. Ihre Liebe zu Preußen war freilich nicht so rein, und ihr Glaube an seine Macht nicht so stark, daß sie nicht eine für sie noch höher stehende Idee verehrt hätten: an dem Rechte der Nation maßen sie das Recht, das sie Preußen zuerkannten. Sie boten ihm die Führung unseres Volkes auf seinem Wege zur Einheit an, weil ihnen die deutschen Interessen bei der Krone der Hohenzollern am besten geborgen schienen; aber sie erwarteten von dieser, daß sie solchem Ziele von ihrer Eigenart alles opfern werde, was ihnen damit nicht im Einklang zu stehen schien. Das war ihr Irrtum; es war noch immer der von 1848: sie verkannten die Eigenkraft und den Machtwillen, der in dem Staate Friedrichs des Großen trotz aller Annäherung an die nationalen Forderungen lebendig geblieben war; sie meinten, die Kraft ihrer Ideen sei so groß und ihr Einklang mit den Traditionen und den Interessen Preußens so einleuchtend, daß solche Hemmungen und Widerstände davor zunichte werden müßten; daß die deutsche Einheit auf dem Amboß des Krieges, im Kampfe von Deutschen gegen Deutsche geschmiedet werden würde, war auch den Unitariern unter ihnen ein kaum faßbarer Gedanke. Aber nur dem, der zur Einsicht in Preußens Kraft auch den Glauben daran mitbrachte und zugleich den Willen, diese Kraft restlos und rücksichtslos zu gebrauchen, konnte der große Wurf gelingen. Und auch damit war es noch nicht getan: wer Preußens Krone zum Siege führen wollte, mußte selbst im Vollbesitz ihrer Macht sein. So weit aber haben es die Liberalen niemals gebracht, auch nicht in den wenigen Jahren, als sie die Ministersessel in Berlin besetzt hielten. Dennoch hat auch sie ihr Glaube nicht getäuscht. Das hat der Baumeister des Deutschen Reiches selbst schon damals anerkannt; denn er erkannte in ihren Programmen und in dem Einfluß, den sie ausübten, den Willen der Nation zur Macht und eine Eigenkraft, an der er nicht vorbeigehen durfte, wenn er sein eigenes Ziel erreichen wollte.

Hier liegt das unvergängliche Verdienst jener Professoren, von denen nun im Laufe der Jahre Berlins Akademie und Universität gerade die erlesensten in sich aufgenommen haben. Auf diesen Moment die Nation vorzubereiten, war Ziel und Summe ihrer Gedanken.

Georg Beseler.

Seinem Volke das Recht zu schaffen, das seinem Genius entsprach, war auch die Absicht, welche Georg Beseler in seinen beiden Lebenswerken, die nun bereits hinter ihm lagen, verfolgte, wie in jener Kampfschrift, in der er das Haupt der historischen Schule, aus der er doch selbst hervorgegangen, angegriffen hatte. Gewiß, Savigny hatte gar nicht unrecht gehabt, als er dem Streitlustigen, der ihm sein Buch übersandt hatte, zurückschrieb, daß seine Polemik zum Teil auf Mißverständnis beruhe und dort Gegensätze annehme, wo

sie in der Tat gar nicht beständen.[1] Das ist auch wieder das Urteil der Gegenwart geworden. Das Zwielicht der Romantik, das auf dem Begriff des „Volksgeistes“ als der Quelle des Rechts ruhte, wurde nicht gehoben, sondern nur noch unbestimmter dadurch, daß Beseler ihm den des „Juristengeistes“ gegenüberstellte und nun zwischen „Volksrecht“, als dem Naturwüchsigen und Gesunden, und „Juristenrecht“, als dem Gekünstelten und Fremdartigen, unterscheiden wollte — so etwa wie die liberale Doktrin Volk und Regierung, Gesellschaft und Staat in Opposition zueinander brachte. Hier wie dort wurde in die Form der Theorie gebracht, was im Grunde nichts anderes bedeutete als Willenskräfte, welche im Kampf miteinander lagen, Gegensätze des Lebens, welche nach einer Lösung strebten. Das alles kann uns dennoch nicht abhalten (wie es übrigens auch von seiten der Gegner schon damals nicht unterlassen ist), diesem Versuch, autochthone Rechtsgedanken an Stelle der von außen hineingebrachten Elemente in die Gesetzgebung einzuführen, eine produktive Kraft von mächtiger Wirkung beizumessen. Beseler ist durch ihre Wiedererweckung, vor allem durch seine lebensvolle Lehre von der deutschrechtlichen Genossenschaft in Wahrheit ein Schöpfer deutschen Rechtes geworden: die nationalpolitische Tendenz, der praktische Zweck selbst öffnete ihm die Augen und ließ ihn in dem Rechtsbewußtsein der Väter intuitiv Gedanken wiederfinden, welche, soweit sie in das nationale Rechtsleben aufgenommen worden sind, ihre ursprüngliche Kraft von neuem voll bewährt haben. Nicht anders lag es bei den Staatsrechtlern und den Nationalökonomen; auch sie richteten ihre Wege auf die Ziele hin, denen Staat und Gesellschaft entgegenreiften, und das gab ihren Anschauungen Leben und Fülle. So suchten auch die Historiker die Programme ihrer Partei aus der Vergangenheit her zu rechtfertigen: Johann Gustav Droysen, indem er in der Geschichte der preußischen Politik den ghibellinischen Gedanken als ihr Erbteil seit dem ersten Hohenzollern, der in die Marken gekommen, aufzudecken unternahm; Heinrich von Sybel

1) In dem ausführlich rezensierenden Schreiben vom 13. Oktober 1843, abgedruckt von Beseler selbst in seinen Erinnerungen, „Erlebtes und Erstrebtes“, S. 253. Savigny wendet sich darin gegen den alten von Beseler wiederholten Vorwurf, als habe er seiner Zeit jeden Beruf zur Reform absprechen wollen. „Wenn“, so schreibt er, „z. B. S. 65. 66 behauptet wird, ich habe die Wichtigkeit der Gesetzgebung nicht hoch genug angeschlagen, indem ich mit Unrecht den Blick auf das Privatrecht beschränkt habe, so erwidere ich, daß meine kritisch bezweifelnde Schrift vom Beruf, wie ihr Inhalt und ihre historische Veranlassung zeigt, nur vom Privatrecht handeln will, ja nicht einmal von der privatrechtlichen Gesetzgebung überhaupt, sondern von der Codification, d. h. von einem zu sanktionierenden Rechtssystem, welcher beiden Dinge Verwechselung immer und überall wieder auftaucht. Daher hat jene Schrift den hohen Beruf und Einfluß von Karl dem Großen und Luther auf keine Weise berührt, und kann durch dieselben nicht widerlegt werden. Ich wüßte nicht, daß Beide sich im Fach der Codification ausgezeichnet hätten, so wenig es mir je einfallen konnte, zu bezweifeln, daß welthistorische Reformen in Staat und Kirche durch große Männer bei günstiger Gelegenheit ausgeführt werden können.“ Auch die folgenden Erwägungen des stets Besonnenen und in die Tiefe Schauenden sind höchst beachtenswert.

mit der Apologie des Baseler Friedens und der Abwehr habsburgischer wie französischer Darstellungen der Revolution und ihrer Kriege, die er uns als großdeutsche oder als revolutionäre und napoleonische Legenden zu erweisen suchte; und so mit und nach ihnen alle die andern, Junge und Alte. Der Jüngste und bald der Größeste war freilich noch kaum unter ihnen zu finden; nur mit seinen Versen, aus denen sich ihm aber bereits Stoffe, Formen und Ziele seiner historischen Kunst unmittelbar erhoben, und mit seiner Habilitationsschrift, in der er das Fundament seines politischen Gedankenbaues errichtete, hatte Heinrich von Treitschke bisher sich unter die Streitenden gemischt[1]; aber jede Zeile aus seiner Feder glühte vom Kampfesgeiste der Gegenwart.

Wie gesagt, im Lichte reiner Erkenntnis werden alle diese Bemühungen, die Forschung unmittelbar auf die Aufgaben der nationalen Politik einzustellen, vieles einbüßen. Zumal die Historiker haben vor der späteren Kritik schlecht bestanden; wie ja auch die Wirklichkeit sich von den Bahnen, auf die sie unser Volk hinwiesen, recht erheblich entfernt hat. Aber für unser Urteil muß dies durchaus zurücktreten vor der Erwägung, daß alle diese Männer in jenem Moment keine andere Stelle haben durften: die Stunde der Erfüllung stand vor der Tür; sie forderte ihre Dienste.

Die Neue Ära.

Mit dem Ausscheiden Friedrich Wilhelms IV. schien dieselbe bereits gekommen. Augenblicklich verlor in Berlin die Reaktion, welche das Ministerium, die Verwaltung und selbst den Landtag bis zuletzt beherrscht hatte, den Boden unter den Füßen: der neue Regent brauchte nur hervorzutreten, um die nationale Bewegung zum Durchbruch zu bringen und die Neue Ära für Preußen zu eröffnen.

Auch für die Berliner Universität begann damit eine neue Epoche. Hatte doch der Minister, dessen Obhut sie jetzt anvertraut war, Ritters Zögling, Savignys bedeutendster Schüler, unserer Alma Mater selbst noch als Student und Professor angehört.

Bethmann Hollweg wird Minister; sein Verhältnis zur Universität.

Als Bethmann Hollweg, seinem eigenen Wunsche gemäß, gerade ein Menschenalter zuvor nach Bonn versetzt war, hatte er sich den Rückweg an die Universität, an der er bereits das Rektorat bekleidet, ausdrücklich vorbehalten. Statt dessen kehrte er nun als ihr oberster Chef zurück. Noch fand er einen Teil der Jugendfreunde vor. Aber den meisten waren die Arme kraftlos geworden, und derjenige, der seinem Herzen der Nächste gewesen, Ludwig von Gerlach, stand ihm jetzt als erbitterter Gegner gegenüber. Das spezifische Preußentum, das Gerlach und die andern so bald von dem gemeinsamen Boden der nationalen Romantik losgelöst hatte, war niemals Bethmanns Art gewesen. Er war,

---

1) Der erste seiner Aufsätze in den Preuß. Jahrbb. erschien 1858.

wie der Freiherr vom Stein, aus eigener Wahl Preuße geworden und hatte niemals die Verbindung mit dem Westen aufgegeben. So war er in Bonn bald wurzelfest geworden und hatte sich zunächst als Professor, dann auch als Kurator der rheinischen Universität eine weithin sichtbare, einflußreiche Stellung erworben. Das kirchliche Interesse, ein Erbteil seines Hauses, hatte er sich erhalten und weiter entwickelt; aber die Einschnürung in die dogmatische Enge, die einzelne seiner alten Freunde bis zum Separatismus führte, hatte er vermieden; im Rheinland, wo der Gegensatz gegen die katholische Kirche soviel sichtbarer war als in den östlichen Teilen der Monarchie, war dafür kein Boden. Feindselig stand Bethmann Hollweg darum zu den Andersgläubigen nicht. So tief war die Kluft zwischen den beiden Bekenntnisgemeinschaften überhaupt noch nicht wieder geworden; und in der Mystik der katholischen Religiosität lag sogar ein Element, das dem Übersetzer des Thomas a Kempis, wie seinem alten Lehrer, eher sympathisch war. Aber er teilte doch nicht die weitverbreitete Neigung zu einer Rückbildung der evangelischen Frömmigkeit in die von der Reformation verlassenen Glaubensformen, welche einen Ludwig Gerlach der Unterwerfung unter das Papsttum ganz nahe brachte. An der Landeskirche hielt er unbedingt fest, nur daß er die freie Verfassung der rheinisch-westfälischen Kirche in ihr heimisch zu machen und die Union der evangelischen Bekenntnisse, das Werk des alten Königs, auf die Gesamtheit der deutschen evangelischen Kirchen zu übertragen hoffte — Tendenzen, die denen Friedrich Wilhelms IV. verwandt waren, und für die Bethmann Hollweg an den Bonner Theologen, einem Nitzsch, Sack und Dorner, willige Helfer fand. Mit dem rheinischen Liberalismus im Sinne eines Mevissen und Hansemann war seine Fühlung freilich nur gering, und das deutsche Sturmjahr führte ihn noch einmal an die alten Freunde heran. An dem Junkerparlament von 1848 nahm er als märkischer Grundbesitzer teil. Auf dem Landtag, wo er einen Sitz in der Ersten Kammer erhalten, schloß er sich der Fraktion Stahl an; noch bei der Eidesleistung auf die Verfassung, am 6. Februar 1850, gehörte er zu ihr; von seiner und Ludwig von Gerlachs Hand war die Erklärung, in der die Partei Stellung dazu nahm. Die Wendung brachte auch für ihn die Politik von Olmütz; vergebens versuchte der König den Riß zu heilen, der Bruch blieb unheilbar. In der neuen Partei, die sich bildete, hatte Bethmann Hollweg eine der ersten Stimmen. Sie nannte sich nach dem Organ, in dem ihre Führer ihr Programm entwickelten; bei den Gegnern aber hießen sie die Bethmänner oder auch die Partei der Prinzessin, und zumal die letztere Bezeichnung deutete in der Tat recht wohl die Richtung an, in der ihre Ziele lagen. Es waren im wesentlichen die des Hoflagers von Koblenz; und so war es das Gegebene, daß der Prinz von Preußen beim Antritt der Regentschaft aus dieser Gruppe sein Kabinett zusammensetzte und ihrem geistig bedeutendsten Führer das Ministerium übertrug, das neben dem des Inneren, das dem Grafen von

Schwerin, dem Kultusminister im Märzministerium, übergeben ward, das wichtigste in der Neuen Ära zu werden versprach.

Auch unsere Universität bekam bald die neue Hand zu spüren. Diese fühlte sich aber gar nicht so sanft an, wie mancheiner im Kollegium erwartet haben mochte. Es wiederholte sich bei dem neuen Minister die Erfahrung, die man an Eichhorn gemacht hatte, in dem man anfangs auch nur den Freund und einstigen Genossen begrüßt hatte, um sehr bald desto bitterer enttäuscht zu werden. So griff auch Bethmann Hollweg in die Rechte und Wünsche der Fakultäten schärfer ein, als irgendein Minister, seitdem ihr Vorschlagsrecht von Graf Schwerin ausdrücklich anerkannt war, es gewagt hatte. Gerade zu seinem Vorgänger stellte er sich dadurch, eigentümlich genug, in Gegensatz. Denn so fest auch Karl von Raumer zugegriffen hatte, wo seine Politik es forderte, hatte er es sich im übrigen zum Prinzip gemacht, das Selbstergänzungsrecht der Fakultäten nach Möglichkeit zu schonen.[1]

Abwandlungen im Lehrkörper.

Übrigens fand der neue Minister den Weg schon vorbereitet. Denn seitdem der Prinz von Preußen im Herbst 1857 die Stellvertretung des erkrankten Königs übernommen hatte, war Raumers Stellung bereits erschüttert gewesen. Sogar in die Theologische Fakultät war mit der Rückkehr Steinmeyers aus Bonn als Ordinarius (im Juni 1858) etwas von dem rheinischen Geist eingedrungen. Um dieselbe Zeit war die kirchenhistorische Professur durch Lehnerts Abgang erledigt worden. Wie unsicher aber Hengstenberg sich damals bereits fühlte, zeigten die Verhandlungen über die Besetzung dieser Stelle, für die sich die Fakultät auf Niedner einigte, den früher nicht einmal Ladenberg durchzubringen gewagt hatte; jetzt rühmte sie ihm in ihrer Eingabe[2] Selbständigkeit und „sinnige Penetration des historischen Stoffes“ nach, und betonte (unter Hinweis auf Döllingers wachsendes Ansehen) die Notwendigkeit, dem regen Eifer, den die katholische Theologie auf dem Gebiete der historischen Forschung entfalte, Gleichwertiges entgegenzusetzen. Doch ging dieser Kelch an Hengstenberg noch einmal vorüber, da Niedner seine Stellung am Seminar in Wittenberg, wohin er von Leipzig gegangen war, nicht aufgeben wollte; er scheute sich wohl, dem Berliner Gottesstreiter zur Seite zu treten. Als aber Bethmann Hollweg an das

Steinmeyer kommt zurück. Lehnert scheidet aus; Niedners Berufung.

1) Auch seinen Räten hatte Raumer freiere Hand gelassen, sich gegen sie viel ungezwungener gegeben, als Bethmann Hollweg es liebte, dessen Haltung gegen sie stets etwas Kühl-Vornehmes, Unnahbares hatte. Zumal Johannes Schulze hatte zu Raumer, mit dem ihn die gleiche Liebe zu der klassischen Bildung verband, ein besseres Verhältnis als zu irgendeinem der vielen Minister, unter denen er gearbeitet hatte. Als Raumer abging, reichte auch er sofort sein Entlassungsgesuch ein; und Bethmann Hollweg tat nichts, um den alten Hegelianer zu halten, sondern nahm sogleich den ihm gesinnungsverwandten Olshausen in das Ministerium auf.

2) Vom 20. März, gleichzeitig mit dem Vorschlag für Steinmeyer. K.-M. U. I. 4. XXXIV, Vol. I.

Regiment kam, stellte sich Hengstenberg doch wieder zum Kampf. Noch hatte er die Majorität, denn Steinmeyer trat für ihn ein. Und so setzte er Vorschläge durch, in denen Niedner ganz übergangen und überhaupt jede Berufung für unnötig erklärt wurde. Als Ordinarius wurde dem neuen Minister jetzt Wuttke angeboten, der bei den früheren Vorschlägen gar nicht genannt war; seine Beliebtheit bei den Studenten (andere Verdienste konnten in der Tat nicht in Betracht kommen) ward besonders hervorgehoben; der sonst stets und erst eben wieder einmal verworfene Piper ward des Honorarordinariats mit angemessenem Gehalt für würdig erklärt, für Schneider aber das Extraordinariat gefordert. Dagegen traten in separaten Voten Nitzsch und Twesten (der die freiere Luft froh zu atmen begann) energisch für Karl Schmidt in Straßburg ein, den Biographen Melanchthons, der ja in dieser Zeit den Orthodoxen als ein halber Liberaler galt; neben Schmidt hatten sie noch Jacobi und den Marburger Henke auf ihrer Liste. Der Minister hielt sich diesmal noch in der Mitte; er verwarf beide Listen und kam auf Niedner zurück, der nun nach einigem Sträuben schweren Herzens den Ruf annahm. Die Spaltung in der Fakultät blieb bestehen, und da der alte Strauß zu Michaelis ausschied, bekamen Hengstenbergs Gegner die Majorität. Ihr Einfluß kam gleich im März 1860 bei der Gründung eines Extraordinariats für den Inspektor am Domkandidatenstift Hermann Meßner zur Geltung, der seit 1857 das Organ der Evangelischen Allianz, die Neue Evangelische Kirchenzeitung, leitete; vergebens suchte Hengstenberg den gefährlichen Mann, den er als farblosen Eklektiker bezeichnete, abzudrängen. Ein neuer Bonner kam zu Ostern 1861 mit Sack hinzu, dem Bethmann auf seinen persönlichen Wunsch, jedoch unter Zustimmung der Fakultät, eine Honorarprofessur gab; und endlich krönte der Minister sein Werk durch die Einsetzung Dorners, die er selbst ganz persönlich betrieb. Die Fakultät hatte (es handelte sich um den Ersatz für Nitzsch) den Oberhofprediger in Dresden Liebner vorgeschlagen, neben dem sie noch den Breslauer Extraordinarius Maus und Abt Uhlhorn nannte. Der Minister aber wandte sich nun unmittelbar an den neuen König, dessen Zustimmung er umgehend erhielt.[1] Es war der letzte seiner Erfolge; wenige Wochen darauf mußte er selbst sein Amt niederlegen.[2]

Meßner.

Sack.

Dorner.

Auch in der Juristischen Fakultät hatte sich die neue Windrichtung bereits vor der entscheidenden Krisis bemerkbar gemacht durch eine Anfrage aus dem Ministerium vom 27. April 1858, ob noch immer Bedenken gegen die Beförderung des Professor Gneist zum Ordinarius bestünden. Daß Raumer nicht von sich aus darauf gekommen ist, obschon das Buch, das die Fakultät bisher

Gneist wird Ordinarius.

1) Die Eingabe ist vom 17. Januar 1862, die Ernennung erfolgte schon tags darauf.

2) Als besonderes Motiv hatte er den Wunsch geltend gemacht, Dorner für den Oberkirchenrat zu gewinnen, dessen Präsident er selbst später geworden ist.

vermißt hatte, jetzt heraus war, braucht keiner Worte; er wird einer Weisung vom prinzlichen Hoflager gefolgt sein. Die Fakultät wollte nun freilich auch von dem neuen Werke (es war der erste Band des Englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts) nicht viel wissen; ihr Tadel traf besonders die vielen Exkurse zur Vergleichung preußischer und englischer Zustände; immerhin ließ sie sich herbei, es als eine ehrenvolle Leistung anzuerkennen, und gab darum ihre früheren Bedenken auf; und diese sauersüße Empfehlung genügte dem sonst so spröden Minister, um Gneist die lange vorenthaltene Stellung zuzuweisen (24. Juni).

Beselers Eintritt: Zurücktreten Homeyers.

Was wir in diesem Falle noch nicht authentisch wissen, können wir von dem Eintritt Beselers in die Fakultät urkundlich feststellen. Und zwar hat dieser selbst den ersten Schritt getan durch eine Immediateingabe an den Prinzen von Preußen, welche dieser um dieselbe Zeit, als er sich für Gneist einsetzte, erhalten haben wird; Beseler berief sich darin auf eine Zusage, die ihm Eichhorn bei seiner Berufung nach Greifswald gegeben habe. Diesmal gelang es Raumer noch, den neuen Eindringling fern zu halten; finanzielle Schwierigkeiten kamen ihm dabei zu Hülfe.[1] Unter Bethmann aber blieben diese zunächst unberücksichtigt, und so konnte zu Ostern 1859 die Berufung erfolgen: am 2. April, dem zehnten Jahrestage der Kaiserdeputation, an der er selbst so hervorragenden Anteil genommen, traf der Führer der jüngeren Germanistenschule in Berlin ein.[2] Daß die Fakultät, und zumal ihre beiden Mitglieder, die durch die Einschiebung direkt getroffen wurden, Heffter und in erster Linie Homeyer, sich durch ihre Ausschaltung gekränkt fühlten, läßt sich verstehen. Lancizolle, der überdies im Direktorium der Staatsarchive einen sehr behaglichen Ruheposten erhalten hatte, war allerdings längst überständig.[3] Homeyer aber wurde trotz seiner 63 Jahre seinen zahlreichen Ämtern (er war Mitglied der Akademie und des Staatsrats, Kronsyndikus und Vertreter der Universität im Herrenhause, seit 1845 auch Obertribunalsrat) noch vollauf gerecht. Für die Öffentlichkeit war er freilich nicht geschaffen, dem Geräusch des Tages wich er eher aus; und das mochte in diesen Jahren, wo die Hörer von dem Katheder her immer die Beziehung auf die Gegenwart erwarteten, seine Wirksamkeit beeinträchtigen, wie sorgsam er seine Vorträge vorbereitete und auf der Höhe der Forschung zu erhalten bemüht war. Wie tief dennoch sein Einfluß auf die wissenschaftlichen Köpfe noch immer war, dafür ist sein ebenbürtiger Nachfolger, den die Universität bis vor kurzem noch den Ihrigen hat nennen können, der glänzendste Zeuge geworden.[4] Unab-

1) K.-M. IV 24, Vol II.

2) Nach einem Schreiben Beselers an Windscheid vom 7. Mai 1859; in seinem Nachlaß.

3) Von der Lehrtätigkeit ließ er sich doch erst nach Stahls Tod zu Ostern 1862 entbinden; gestorben ist er im Mai 1871.

4) Vgl. Brunners eigenen Nachruf auf Homeyer, Pr. Jahrbb. 36. Bd. (1875), S. 18.

hängigkeit, Gradsinn und Gerechtigkeit waren der Kern in Homeyers Wesen und der belebende Geist für alles, was er war und schuf. Die Ausgaben der deutschen Rechtsbücher und die Darstellung des sächsischen Lehnswesens waren Meisterwerke gewesen; sie hatten ihn an die Spitze der germanistischen Schule geführt; er war Eichhorns würdigster Jünger geworden. Seine Schriften tragen nicht bloß den Stempel philologischer Akribie und historischer Objektivität, sie lassen auch den Scharfsinn und die schöpferische Kraft des juristischen Denkens erkennen, die man ihm als Berater der Regierung und rechtsuchender Parteien wie als dem Mitglied des obersten staatlichen Gerichtshofes allseitig nachrühmte. Und noch immer schritt er rastlos weiter; vor wenigen Jahren erst hatte er mit der Sammlung der Handmale begonnen, mit der er einen völlig neuen, über die ganze germanische Welt sich erstreckenden Quellenkreis für die deutsche Rechtsgeschichte gewann; es ist ihm noch vergönnt gewesen, auch dies Werk zum Abschluß zu bringen. Seine ganze Art zu sein war, wie sie von der Arbeitsweise und den Zielen Georg Beselers abwich, so den wissenschaftlichen Anschauungen Bethmann Hollwegs verwandt. Und nun hatte sich der Minister, gleich ihm ein Freund und Schüler Savignys, durch politische Rücksichten dazu bringen lassen, ihm einen Mann an die Seite zu setzen, in dem er den Gegner sehen mußte. Homeyer verbarg seinen Unwillen nicht, so wenig, daß er, wie einst Savigny bei der Oktroyierung eines Gans, sich von den Geschäften der Fakultät und des Spruchkollegs entbinden ließ und nur dem Katheder treu blieb.

Bedeutung Beselers für die Universität.

Im übrigen brauchte Beseler sich über seine Aufnahme in der Fakultät nicht zu beklagen; Stahl, politisch sein Antipode, kam ihm sogar, in Erinnerung an gemeinsame Münchener Eindrücke (auch Beseler hatte damals Schellings Einfluß auf sich wirken lassen), mit besonderer Liebenswürdigkeit entgegen. Und bald merkte die Korporation, was sie an dem neuen Kollegen erworben hatte. Kaum Einer hat seitdem eine ähnliche Stellung an der Universität gewonnen. Bereits im Herbst 1860 machte die Fakultät ihn zu ihrem Dekan; er hat dies Amt noch dreimal bekleidet. Dreimal ist er Rektor gewesen, zum ersten Mal schon 1862/63; und bereits vier Jahre später wurde er von neuem dazu erkoren. Es waren dies Jahre höchster politischer Spannung; und niemand verdiente jene Würde besser als ein Mann, in dem sich in solchem Maße Regententugenden und Erfahrung miteinander verbanden. Er trat schon jetzt mehr und mehr an die Stelle Böckhs, als dessen Nachfolger im Vertrauen der Universität und bald auch der Regierung er gelten durfte. Jedermann rühmte an ihm das Besonnene, Maßvolle, Abgeklärte, das auch auf dem wissenschaftlichen Gebiet in der Abschleifung früherer Schärfen zur Geltung kam; Gerechtigkeit und Wohlwollen, Eigenschaften, die er zumal gegen die Beamten der Universität, welche verehrend zu ihm aufschauten, bewährte, reichten sich bei ihm die Hand. Der Anblick des festen und graden,

seiner selbst gewissen Mannes könnte uns in der Tat, wie es treffend gesagt worden ist, an die ehrwürdige Gestalt des altsächsischen Schöffen Eike von Repgow erinnern, dessen Gedanken in das Rechtsleben der Nation wieder einzufügen für Georg Beseler die Lebensaufgabe geworden war. So war auch in ihm das norddeutsche Wesen verkörpert, das eben jetzt, als die Ernte der Jahrhunderte, die Herrschaft über Deutschland gewann; in dem Wahlspruch, den er aus seiner friesischen Heimat mitgebracht, „Rein Hart, klar Kimming“, hat er selbst dafür den bezeichnenden Ausdruck gefunden.

Keller stirbt: Bruns.

Der Tod Kellers (11. September 1860), der Savigny's Lehrstuhl zum zweiten Male frei machte, gab dem Minister neue Gelegenheit, übrigens im Einverständnis mit der Fakultät, sein Interesse an deren Gedeihen zu betätigen; er führte die Verhandlungen über die Neubesetzung ganz persönlich. Seine Gedanken hatten sich zunächst auf Vangerow gerichtet, und eine Zeitlang schien es wirklich, als könnte der Heidelberger Pandektist seiner glänzenden Wirksamkeit an der Ruperto-Carola entrissen werden; die Aussicht, so schrieb er dem Minister, an der weitaus bedeutendsten deutschen Universität zu wirken und in einem Staate sich einzubürgern, auf welchen gerade jetzt die Blicke aller wahren Vaterlandsfreunde gerichtet seien, übe einen so unwiderstehlichen Zauber auf ihn aus, daß dagegen die mächtigen Reize, die ihn seit 20 Jahren an Heidelberg gefesselt, gar sehr verblaßten. Schließlich hielten persönliche Rücksichten Vangerow doch in Baden fest, und statt seiner folgte Karl Georg Bruns aus Tübingen, wo er sich einst habilitiert hatte, und wohin er erst vor zwei Jahren zurückgekehrt war, der Einladung des Ministers. Ein Mann der neuen Zeit und, wie die andern, Norddeutscher von Geburt, jedoch auch mit Süddeutschland durch seine Laufbahn wie durch persönliche Beziehungen (vor allem durch seine Frau, Gmelins anmutsvolle Tochter) eng verbunden; in seinen Anfängen noch von Hegel beeinflußt, dann aber, wie seine Tübinger Freunde, in dem sicheren Boden exakter Quellenforschung fest geworden, Philolog und Humanist, eine feingestimmte, harmonisch abgetönte Persönlichkeit, nicht so genial, aber charaktervoller als sein Vorgänger, von einer Gradheit der Gesinnung und einer Wärme des Herzens, die ihm, wohin er kam, Kollegen und Schüler zu Freunden machten. Nach abermals einem Jahr riß Stahls unerwarteter Tod eine neue Lücke. Auch diesmal folgte Bethmann Hollweg den Wünschen der Fakultät. Nicht gerade gern; er hätte wohl lieber Albrecht oder Bluntschli gehabt. Aber der Fakultät, wenigstens der Mehrheit in ihr, schien jener zu alt, und gegen beide wandte sie ein, daß sie ihren Schwerpunkt im deutschen Privatrecht hätte, das durch Beseler genügend vertreten sei; während sie an Zacharias in Göttingen auszusetzen hatte, daß er nur das positive, nicht auch das allgemeine deutsche Staatsrecht vertreten werde. So gab Bethmann Hollweg ihrer Bitte nach, ihr den einstigen Kollegen Ämilius Richter, der 1858 ins Ministerium übergetreten war, zurückzugeben. Und gewiß war

Stahl stirbt: Richter tritt wieder ein.

Richter als Forscher wie als Lehrer jedem gewachsen. Aber das Alter machte sich auch bei ihm geltend, schon nach drei Jahren war er tot, und danach ist dies Lehrfach acht Jahre hindurch nur durch Extraordinarien vertreten gewesen.[1]

Raumer tritt endgültig zurück; Berufung J. G. Droysens.

Die Umbildung der juristischen Fakultät, die nun, nachdem auch Lancizolle ausgeschieden, fast homogen gestaltet war, mag dem Minister eine besondere Genugtuung bereitet haben. In der Philosophischen Fakultät war nicht soviel alter Sauerteig auszufegen; zumal die Naturforscher waren durch ihr Fach ungefährlich oder, wie der alte Encke, persönlich harmlos. Immerhin hat es der Regierung doch auch hier eine gewisse Mühe gemacht, dem neuen Geist Eintritt zu verschaffen. Den Anstoß gab Friedrich von Raumer, dessen Herz noch so liberal schlug wie in seinen jungen Tagen, durch ein Schreiben, worin er, ohne die Fakultät zu fragen (die er nur in Kenntnis davon setzte), eine Ersatzprofessur für sich selbst bei dem Minister in Anregung brachte (5. Mai 1859).[2] Ob er damit auf eigene Hand vorging oder nach Rücksprache im Ministerium handelte, läßt sich leider nicht sagen; die Akten verraten nichts. Die Fakultät aber sah sich dadurch gezwungen, ihrerseits vorzugehen, schon um einen Eingriff von obenher zu verhüten. Wie sehr sie diesen fürchtete, bewies sie in der Eingabe, mit der sie alsbald, schon am 12. Mai, sich an den Minister wandte; indem sie ihre Bereitwilligkeit, dem Wunsche des verehrten Kollegen (dessen Gesundheit sich übrigens erfreulichst gebessert habe, so daß von da aus seiner Lehrtätigkeit nichts entgegenstehe) nachzugeben und in die Beratung über eine Ersatzprofessur einzutreten, bat sie dennoch Seine Exzellenz ehrerbietigst, die Entscheidung bis nach Eingang des von der Fakultät zu erstattenden gehorsamsten Berichts Hochgeneigtest auszusetzen; und sie unterließ nicht, diese „gehorsamste Bitte" durch den Hinweis auf das im § 42 ihrer Statuten gewährte und „in den letzten zehn Jahren auch immer anerkannte und innegehaltene Recht", sowie auf die an den Minister Eichhorn gerichteten Vorstellungen der Fakultät und des Senats vom 5. August 1843 und 17. Juni 1846 zu verstärken. In der Kommission, in die, unter Magnus als Dekan, außer den beiden Fachvertretern noch Böckh, Haupt und Trendelenburg gewählt wurden, ließ man sich längere Zeit; nicht weniger als dreimal kamen die Herren zusammen. Daß Droysen sogleich Raumers Kandidat war, möchte ich annehmen; dennoch gab auch er zunächst seine Stimme für Häußer ab, für den Ranke sich nachdrücklich einsetzte, und der sämtliche sechs Stimmen auf sich vereinigte. Droysen, der an zweiter Stelle genannt wurde, blieb diesmal nur um eine Stimme (man wird ihren Träger erraten) zu-

1) Zunächst durch Hinschius, seit 1868 durch Hübler.

2) Raumer hatte sich bereits 1853 emeritieren lassen, aber auf besonderen Wunsch der Fakultät noch ab und an Vorlesungen gehalten. Mittlerweile war er 78 Jahre geworden.

rück; während Schmidt und Sybel für die dritte Stelle, jener mit vier, dieser mit nur drei Stimmen, nominiert wurden. In der zweiten Sitzung aber gelang es dem oder den Gegnern Raumers, Droysen auf den dritten Platz zurückzuschieben und ihn gar noch in die Parität mit Schmidt zu versetzen. Der Gefahr, daß er dadurch ganz abgedrängt würde, begegnete Raumer in der dritten Sitzung (am 15. Juni) dadurch, daß er „ausnahmsweise“ vier Vorschläge anstatt der üblichen drei durchsetzte, und so kam Droysen wenigstens auf die Liste, wenngleich nun an vierter Stelle[1], und zwar mit einer Charakteristik aus Rankes Feder, die nichts weniger als eine Empfehlung genannt werden konnte.[2] Dem Minister aber genügte es vollkommen, um dem Manne die Stelle zu geben, der wie kein anderer durch seine Studien und seine Gesinnung den Geist der Neuen Ära darstellte. Gewiß, auch Häußer hätte sein Amt im gleichen Sinne aufgefaßt; aber so preußisch wie Droysen empfand doch, außer etwa Max Duncker[3], keiner. Und so hat denn in der Tat Johann Gustav Droysen seine Aufgabe in Berlin aufgefaßt: als eine ihm anvertraute Mission, Preußen das geistige Rüstzeug auf seinem Wege zur Macht und zur Erfüllung seiner Bestimmung zu geben und die Deutschen durch ein vertieftes historisches Studium zur Nation zu bilden. Wie er es in seiner Denkschrift über die Errichtung eines historischen Seminars zum Ausdruck brachte: „Dem Volke das Bild seiner selbst zu geben, den Gedanken seines geschichtlichen Lebens, ein Maß und einen Sporn für sein Weiterstreben, das Gefühl seiner Gemeinsamkeit, seines Berufes, seiner Kraft“; zumal das Seminar, das er sich weniger als ein Unterrichtsinstitut denn als eine Arbeitsgenossenschaft reifer und gleichstrebender Männer dachte, sollte diesem Zwecke dienen.[4]

1) An zweiter Schmidt, an dritter Sybel.

2) In der Öffentlichkeit ist der unvereinbare Gegensatz zwischen den beiden großen Historikern kaum hervorgetreten, und in ihren Büchern drücken sie sich darüber in einer nur für das schärfere Auge erkennbaren Weise aus. Wie Droysen, mindestens in seinen frühen Jahren, zur Historiographie Rankes stand, erfahren wir aus einem seiner Briefe an Johannes Schulze, vom 1. November 1847, worin er ihm Mitteilungen über die Vorarbeiten zu seinem York machte und von dem herrlichen Geiste Preußens in den Jahren des Befreiungskampfes sprach: „Oder lächeln Sie“, so lesen wir da, „über meinen Eifer? Weiß es Gott, wäre ich preußischer Historiograph, ich wollte was Besseres tun, als über den großen Kurfürsten und den gestrengen Herrn Friedrich Wilhelm ein parfümirtes Buch schreiben, ich wollte was mehr aus den Archiven herauslesen als jenes vornehme Garnichts, womit nun geprunkt wird, und ist doch nicht ein Titelchen neu und wichtiger als das längst schon Bekannte. Aber freilich, man muß zur Geschichte ein Herz haben und, wie Heraklit schon von seiner Wissenschaft gesagt, auch die Geschichte schreite daher und schaue ‚trunkenen Sinnes und lachenden Mundes — eine Sibylle‘; und gar schön ist der Beisatz ‚διὰ τὸν θεόν‘.“ Von Ranke kenne ich kein privates Urteil uber seinen Kollegen; es würde jedenfalls objektiver gelautet haben. — Geh. St.-A. Briefe an Joh. Schulze. D.

3) Von diesem hatte die Kommission im Hinblick auf seinen Eintritt in den Staatsdienst abgesehen.

4) Vgl. die Geschichte des Historischen Seminars in Bd. III, S. 251. — Der Gegensatz gegen Ranke konnte in Wahrheit nicht größer sein. Da ist es denn um so bedeutsamer, daß diese

Mommsen

In der Kommission war die Ansicht aufgestellt worden (sie war sogar die allgemeine gewesen), daß man in erster Linie einen alten Historiker nötig habe. Und in der Tat, seit Zumpts Tod und Schmidts Abgang gab es in der Fakultät weder unter den Dozenten noch den Professoren einen Fachvertreter für die alte Geschichte. Eine Berufung Droysens hätte sich also auch von dieser Seite her rechtfertigen lassen.[1] Um so seltsamer mutet es an, daß der Ersterwählte der Kommission gerade Häußer war, der wohl ab und an über alte Geschichte gelesen hatte, im übrigen aber mit seinen Studien und Interessen ganz in den neueren Jahrhunderten lebte. Noch auffallender aber ist es, daß Berlin bereits einen alten Historiker von Weltruhm besaß, ohne daß auch nur sein Name in den Protokollen der Kommission aufgetaucht wäre. Ob die Hemmung bei Böckh gelegen hat oder ob die Kandidatur Mommsens niemals erwogen worden ist, bleibe abermals unerörtert. Genug, daß es wiederum nicht an der Fakultät gelegen hat, wenn ihr die Neue Ära den größten Erforscher und Darsteller alter Geschichte geschenkt hat, den die Welt bis heute sah. Seit 1858 war Theodor Mommsen in Berlin, um im Dienste der Akademie „die Archive der Vergangenheit" auf seinem Felde zu ordnen. Von dem Recht, als Akademiker an der Universität zu lesen, hatte er bisher keinen Gebrauch gemacht. Im Jahr 1861 aber erhielt er einen Ruf nach Bonn, wo ihm die Arbeitsgemeinschaft mit dem alten Freunde Otto Jahn und dem durch das Corpus Inscriptionum ihm noch eng verbündeten Ritschl winkte. Er wäre ihm gefolgt, hätte nicht der Minister eingegriffen und ihn der Fakultät präsentiert, die diesmal mit ihrer Einwilligung nicht zurückhielt. Wiederum ein Mann der neuen Zeit, der Gegenwart so hingegeben wie Gneist und Beseler, Droysen oder Heinrich von Sybel. Von ihrem Geiste ganz durchglüht waren die drei Bände seiner römischen Geschichte, die nur deshalb ein Torso geblieben ist, weil Mommsen in späteren Jahren, unter der Abwandlung der Zeiten, selbst ein anderer geworden war und nun, wie er einmal gesagt hat, nicht mehr die Leidenschaft besaß, Cäsars Tod zu schildern. Es spiegelt sich auch in ihr der Wirklichkeitssinn der Epoche, der Drang, die Alten von ihrem „phantastischen Kothurn", auf dem sie der Welt bisher erschienen, herabsteigen zu lassen, sie „in die reale Welt, wo gehaßt und geliebt, gesägt und gezimmert, phantasiert und geschwindelt wird", zu versetzen; mit innerem Anteil

---

Blütenträume, so wie Droysen es gehofft, nicht gereift sind. Niemals sind weniger historische Dissertationen aus der Berliner Schule hervorgegangen als unter ihm, der sich prinzipiell der „Doktorenfabrikation" feindlich entgegenstellte. Er selbst verlor in den unergründlichen Aktenmassen des Geheimen Staatsarchivs den Boden unter den Füßen und blieb auf halbem Wege stecken. Seine besten Schüler aber sind zu Ranke zurückgekehrt, und heute bekennt jedermann, daß die Grundlinien, die dieser in seinen Büchern preußischer Geschichte gezogen hat, unverrückt geblieben sind.

1) Übrigens hat Droysen in Berlin Griechische Geschichte bis in seine letzten Jahre vorgetragen.

auch für dies Leben der Vergangenheit soll sich der Leser erfüllen. Aber wie tief immer die Kämpfe der Epoche das geniale Werk in Anschauung und Darstellung beeinflußt haben mögen, von der einmal erwählten Bahn haben sie seinen Verfasser doch nicht abdrängen können. Das unterscheidet Mommsen von den andern, die sonst seine Freunde und lange auch seine Kampfgenossen waren. Jene stellten nicht nur Urteil und Darstellung, sondern ihr ganzes Arbeitsgebiet in den Dienst der Politik. Droysen hatte seine Stellung in der wissenschaftlichen Welt auf dem Felde der griechischen Geschichte gewonnen; Sybel war durch seine mittelalterlichen Studien bis nahe an die Grenzen der römischen Welt zurückgeführt worden, er hatte bereits den Plan gefaßt, seinem Herstellungsversuch des altdeutschen Staates eine Geschichte der Ursprünge des Christentums, seiner Loslösung vom Staat und der Kultur der Alten folgen zu lassen, als ihn, wie Droysen, die politischen Erschütterungen der Gegenwart dazu brachten, seine Aufgaben in der jüngsten Vergangenheit zu suchen; und so ließ auch Gneist um verwandter Ziele willen die Welt der Pandekten im Stich. Mommsen hingegen ist aus dem Studienkreis, in dem er sich einmal festgesetzt hatte, nicht wieder herausgetreten. Gewiß nicht aus Gleichgültigkeit gegen die noch gemeinsamen Ideale; er ist ihnen treuer geblieben als die andern; sein ganzes Leben lang hat er für sie gestritten. Jene ließen sich von dem Strom der allgemeinen Entwicklung tragen und fanden sich im Leben wie in ihrer wissenschaftlichen Auffassung mit ihr ab: Mommsen stemmte sich ihr eher entgegen und scheute niemals vor Konflikten zurück, auch wenn sie ihn isolierten; Menschenfurcht war ihm fremd. Aber der Forscher war in ihm jederzeit stärker als der Politiker; und er hielt beide Sphären um so mehr auseinander, je weiter die historischen Räume wurden, die er in rastloser Arbeit sich unterwarf. Was ihn von der Jurisprudenz zur Geschichte brachte, war die Einsicht (er selbst hat sich im Hinblick auf einen verstorbenen Freund so ausgesprochen), daß in der Formel an sich der Geist nicht zu finden sei, daß die historische Jurisprudenz ohne die Geschichte, das Römische Recht ohne Rom noch etwas weniger sei als Stückwerk. Wenn er dann seine Römische Geschichte vor der Kaiserzeit, in deren Studium er sich, als er den Gedanken faßte, gerade zuerst vertieft hatte, abbrach, so geschah es nicht etwa aus Scheu, an die altchristlichen Probleme zu rühren (sie haben gerade in seinen letzten Jahren einen Teil seiner Arbeit gebildet), sondern in der Erkenntnis, daß eine Geschichte der römischen Kaiserzeit noch etwas anderes sei als die Geschichte des Kaiserhofes und der Reichsverfassung, daß sie vor allem Reichsgeschichte sein müsse, und daß eine volle Anschauung des Weltreiches lediglich aus der Flut ihrer Inschriften gewonnen werden könne: es war die Aufgabe, für die er sich bereits vor Jahren verpflichtet, die er schon auf der Universität als unerläßlich für die Erkenntnis des römischen Rechts wie des römischen Staates erkannt hatte. Und wenn er später, beim Antritt seines

Berliner Rektorats, die Kommilitonen ermahnt hat, stets ihre eigenen Wege zu gehen, unbekümmert um Gefahr und die Schwierigkeit der Aufgabe, mit dem vollen und ganzen Entschluß, ihrer Herr zu werden, denn bei jeden rechten Menschen von Eigenart sei der eigene Weg für ihn der beste, so wies er damit nur auf den Weg hin, den er selbst sich gebahnt, und die Gesinnung, in der er ihn betreten hatte. Es ist ihm schwer genug geworden. Denn er wußte, was er aufgab, und daß er seine Lebenszeit mit Arbeiten ausfüllen sollte, die ihn von den Zielen, denen seine Künstlernatur zustrebte, hinwegtreiben würden. „Wie viel lieber als anderen Leuten Ziegel machen, baute ich selbst Häuser", so schreibt er in den Tagen, als ihm die Berliner Akademie den Auftrag anbot, zusammen mit Jahn das lateinische Corpus Inscriptionum zu machen. Zu Hülfe kam ihm die Nötigung, sich eine feste Stellung zu sichern, für „schnödes Gold" die „goldene Freiheit" aufzugeben. Aber das Entscheidende war dies nicht, sondern (wie er in demselben Brief, an den Freund seines Lebens, Wilhelm Henzen, betonte) der Gedanke, „daß, wo solche Not ist, wie hier, jeder zugreifen muß, wer da kann, und daß die wahre Tüchtigkeit darin besteht, an der Ecke, wo man eben steht, sei es Offizier, sei es Soldat zu spielen". Das ist das wahrhaft Große, Ehrfurcht Heischende an diesem Helden der Arbeit, daß er, der das Ziel und die Vollendung der Historie in der Kunst, in der Plastik der Darstellung erblickte, und der selbst von Schöpferkraft glühte, dem die Gedanken entsprühten, wie unter dem Hammer vom Amboß die Funken, er, der Meister der Form, des prägnanten Ausdrucks, eindringender Charakteristik, freiwillig, um der Sache willen, eine Lebensarbeit auf sich nahm, welche nur Bausteine häufte und in der Gleichförmigkeit ihrer Technik nur durch unendliche Geduld und eine das Kleine und Kleinste beachtende Sorgfalt zu einem guten Ende gebracht werden konnte. „Hat es doch auch Scaliger getan", so tröstet er sich, „und war mehr als du." Aber freilich, die Geduld, die er dazu mitbrachte und in täglicher Arbeit stählte, war, wie er selbst es in jener Rede zum Ausdruck gebracht hat, nicht „die banausische Geduld der groben Arbeit", sondern „die geniale Geduld des das ferne Ziel vorahnenden Forschers"; und darum konnte er auch in dieser Arbeit alle Kräfte und Gaben seines Genius entwickeln: die unbeirrbare, intuitive Schärfe des Urteils, in der sich Kritik und Kombination vereinigten, den Blick des Organisators, der die überallher zuströmende Materie gliederte und abgrenzte und bei aller Kühnheit im Ausgreifen doch nur das Erreichbare sich vornahm, und so auch die Leidenschaftlichkeit seines Temperaments, die ihn um so ruheloser dem Ziel entgegentrieb, je klarer er es vor sich sah. Weit über ein Jahrtausend alter Geschichte hat Mommsen forschend durchmessen. Im Mittelpunkt stand ihm immer Rom, aber kein Blatt in dessen Geschichte ließ er unberührt, von den Ursprüngen der ewigen Stadt her bis dahin, wo die letzten Trümmer des Weltreiches, das sie mit ihren Formen aufgebaut und

erfüllt hatte, sich in dem Dunkel der Völkerwanderung verloren. Schwierigkeiten schreckten ihn nicht; er selbst türmte immer neue empor. Über das Inschriftenwerk hinaus regte er an, begann und vollendete er Unternehmungen, an denen sich ganze Geschlechter von Gelehrten müde gerungen hatten. Um ihn her die Schar seiner Mitarbeiter, die durch die Arbeit selbst seine Schüler, Gefährten, Freunde wurden, unter denen er stand wie ein römischer Centurio unter seinen Legionären, den Blick überallhin, vor allem aber vorwärts gerichtet, anfeuernd mit freundlichem oder auch strengem Zuruf, am meisten jedoch durch das eigene Beispiel, stets bereit, zu raten, zu korrigieren, die Schwachen zu stützen, die Zurückbleibenden wieder an die Front zu führen oder selbst an die Stelle der Fallenden zu treten. So sahen wir ihn noch die Schwelle des neuen Jahrhunderts überschreiten, in dem Silber seiner Locken, den Nimmermüden, mit den Augen, in denen noch das Feuer der Jugend brannte: sammelnd, ordnend, neugestaltend, immer weitere Räume des vergangenen Lebens sich unterwerfend, und dennoch der Gegenwart mit ihren Kämpfen zugewandt wie in seinen jungen Tagen, streitlustig wie einst, auch wohl herrisch und hartnäckig, unduldsam zuweilen und verbittert, und dennoch (wie jeder, der ihn kannte, wußte) ein Mann des weichen Herzens, voll zarten Empfindens, der treuste der Freunde, allem was menschlich ist offen, und erglühend für alles Edle, das Gute wie das Schöne, auch er der rechte Sohn seiner Heimat, ganz verwurzelt in dem protestantisch-norddeutschen Wesen, bei allem Freimut gebunden an das Grundgesetz in der Religion seiner Väter, die Wahrhaftigkeit, in der ihm Leben und Schaffen beschlossen waren. Einen Größeren hat keine Universität je besessen; seiner Wissenschaft wird niemals ein ihm Gleicher erstehen.[1]

Jubiläum 1860.

Inmitten dieser Abwandlungen beging die Universität das fünfzigste Jahresfest ihres Bestehens. Rektor und Festredner zugleich war August Böckh, und keinem Würdigeren hätten beide Ämter anvertraut werden können als ihm, dem Einzigen, der von den Lehrern des ersten Jahres noch tätig war. Zum Hauptfesttag war der 15. Oktober bestimmt worden, der Jahrestag des Königs, dem Böckh sonst zur gleichen Stunde so oft von der Cathedra Maxima der Universität die Glückwünsche der Universität dargebracht hatte, den nun aber schweres

1) Vgl. vor allem die Gedächtnisrede seines liebsten Schülers, Otto Hirschfelds, weitaus die beste Würdigung, die der Persönlichkeit und dem Schaffen Mommsens zuteil geworden ist. Auf ihr beruht die obige Charakteristik. — Der Vollständigkeit halber seien als Ordinarien, die Bethmann Hollweg, beide im Herbst 1860, berief, noch Emil Roediger, der Arabist, und Georg Hanssen, der Nationalökonom, genannt. In der Geschichte unserer Universität haben beide, stille Gelehrtennaturen, keine tiefen Spuren hinterlassen. Hanssen kehrte 1869 nach Göttingen, woher er gekommen, zurück; Roediger wirkte an der Berliner Universität bis zu seinem Tode (1874).

Siechtum von der Feier fernhielt. Heute fand diese nicht in der Aula statt, welche die Menge der Festteilnehmer nicht hätte fassen können, sondern in der Nikolaikirche, wohin man im Festzuge von der Universität aus gegangen war. Vor einer Korona, in der, neben Savigny und Bethmann Hollweg, Mommsen und Helmholtz mit Mittermaier (diese beiden hatte Heidelberg deputiert), noch Jakob Grimms herrliches Greisenhaupt bemerkt wurde, rief der Redner Erinnerungen wach, an denen er selbst wie kein zweiter Anteil hatte, und die nun, getragen von dem Goldgehalt platonischer Gedanken, sich wie Abendglanz über sein Leben breiteten. Mehr jedoch als der Vergangenheit war die Stimmung dieser Tage der Gegenwart zugewandt und den Hoffnungen, die man von ihr aus auf die Zukunft setzte. Das Fest wurde eine Huldigung für den neuen deutschen Geist, der nun auch in Berlins Universität seinen Einzug gehalten, und für den Hohenzoller, der sich zu ihm bekannt hatte. Mittermaier, der für die auswärtigen Universitäten sprach, brachte dieses allgemeine Empfinden zu vollem Ausdruck, als er den Blick der Versammelten auf den Tag lenkte, den die Universität nach abermals fünfzig Jahren erleben werde, an dem noch ganz andere Abgesandte erscheinen würden, die von der deutschen Volksvertretung gewählten Abgeordneten.

Ministerium Mühler.

Prophetische Worte, die aber auch darin den Charakter der Prophezeiungen trugen, daß sie wohl das Ziel bezeichneten, die Wege aber, die dahin führten im Dunkel ließen. Daß dies Wege der Kämpfe und des Leidens sein würden, verbarg der Redner nicht. Aber wenige mögen in diesen Tagen froher Feste daran gedacht haben, wie nah und unabwendbar der Konflikt war. Schon im nächsten Jahr kam er zum Ausbruch. Und abermals nach einem Jahr waren die Führer des geistigen und politischen Liberalismus einer Regierung ganz entfremdet, welche alle Ideale der Nation zu verleugnen schien.

Die Universität in der Konfliktszeit.

Auch unsere Universität blieb von der abermaligen Wendung nicht unberührt. Denn sie hielt an dem Geiste der Neuen Ära fest; schwach wurden nur wenige, und reaktionär waren nur die paar Alten. Jedoch blieb, dem Genius loci gemäß, der Geist der Mäßigung und Besonnenheit lebendig, den die Korporation in den Zeiten der Verfolgung immer bewahrt hatte. Virchow und Mommsen, bei denen ihr heißes Blut wieder hervorbrach, traten in den Angelegenheiten der Universität noch wenig hervor[1], Gneist, in dem politischen Leben gleich jenen unter den Häuptern der Liberalen, hielt sich in seiner Fakultät in der Mitte. Der anerkannte Führer in ihr wie in der Gesamtkorporation war Beseler geworden. Böckh saß immer noch fast ohne Pause im Senat, und er empfand den neuen Druck bitterer als die meisten: alle Lebenslust, so schrieb er, sei ihm dadurch zerstört. Jedoch fand er sich zu einer Gegenwirkung fast zu alt, und nicht mit

1) Virchow erhielt sein erstes Dekanat im zehnten Jahre seines Ordinariats (1867/68), Mommsen im elften (1871/72); das Rektorat bekam dieser Michaelis 1874, Virchow erst 1892.

allem, was die Kollegen unternahmen, war er einverstanden.[1] Neben ihm hielten besonders Trendelenburg, Magnus und etwa noch Twesten die alten Traditionen aufrecht. Von den später Berufenen standen vor andern Haupt, Dorner, Braun, auch Bruns und Langenbeck im Ansehen. Den Kern bildeten in diesen Jahren die Schleswig-Holsteiner und ihre Freunde, von denen manche schon in Kiel Fühlung mit der Nordmark und ihren Interessen gewonnen hatten;[2] sogar in das Kultusministerium hatten sie einen Fuß gesetzt; denn in Johannes Schulzes Nachfolger, Justus Olshausen, besaßen sie einen Landsmann und alten Kollegen, der sich ihren Wünschen gern willfährig zeigte und manche Unebenheiten glättete.

Die junge Generation.

Die jüngere Generation hielt sich ganz überwiegend in dem neuen Fahrwasser. Auch unter den Theologen war die Zeit vorüber, wo die Hingebung an Hengstenbergs Glaubenslehren die beste Aussicht auf erledigte Kanzeln oder Katheder eröffnete. Männer wie Hermann Weingarten und Paul Kleinert betraten von Anfang an Pfade, die aus der freiwilligen Absperrung der Berliner Theologie von der Gemeinsamkeit wissenschaftlichen Lebens hinwegführten; sie hatten es schwerer als die Dozenten der fünfziger Jahre, aber ihren Studien gereichte dies nicht zum Schaden, und die Wissenschaft hat ihre Leistungen um so mehr anerkannt. Die Philosophen und Juristen folgten vollends der allgemeinen Strömung. Die systematische Philosophie freilich blieb in der Verdammnis, in die sie wetteifernd die politische Reaktion und die Entwickelung der Wissenschaft gestürzt hatten. Es war die Zeit, wo Darwins Theorien ihren Siegeslauf begannen, die Jahre, in denen man die Philosophen selbst mit der Laterne suchen mußte und mehr als ein Dozent aus Trendelenburgs Schule das Ordinariat erhielt, ohne eine rechte Probe als Lehrer oder Forscher abgelegt zu haben. Die Naturforscher sperrten strenger als je das spekulative Element aus und hielten sich ganz in den Grenzen empirischer Möglichkeiten; während die Geisteswissenschaften immer mehr unter die Herrschaft geschichtlicher Anschauung gerieten. In diesem Sinn begann Wilhelm Dilthey seine Arbeit, die sich allmählich auf den gesamten Umfang der Geisteswissenschaften ausdehnen sollte. Aber, wie er selbst in der Biographie Schleiermachers sich eine Aufgabe wählte, die in engster Beziehung zu den die deutsche Gegenwart in Staat und Kirche erfüllenden Problemen stand, so zog es auch seine Genossen in beiden Fakultäten, soweit ihre Studien sich in jenen Sphären bewegten (man denke etwa an Richard Dove oder Erdmannsdörffer, an Hinschius und Hübler), zu Stoffen hin, die mit den nationalen Zielen verwandt waren, und in denen sie die Verbindungslinien zu den letzteren nachweisen wollten; wie bei ihren älteren Kollegen, beherrschten Historie und Politik

1) An Ritschl, 29. Januar 1864.

2) Z. B. Bruns, Dorner, Langenbeck. Droysen jedoch hat an den eigentlichen Geschäften merkwürdig wenig Anteil genommen; er ist weder Rektor noch Dekan gewesen.

auch ihre Arbeit. Persönlich hatten sie mit den Ordinarien wenig Fühlung; in der Tischgesellschaft, welche die feinsten Köpfe unter ihnen vereinigte, und in der Alfred Boretius' scharfer Humor dominierte, dem „Klub der Selbstmörder", wie sie sich mit dem Pessimismus der Privatdozenten getauft hatten, wurde viel geklagt über den Hochmut der regierenden Herren und über vergebenes Hoffen. In Wirklichkeit ist es der Mehrzahl, mindestens den Juristen, recht gut gegangen; sie haben auswärts bald Stellung gefunden, und mehr als einer ist später zurückgekehrt, um fortan selbst im hohen Rate zu sitzen. Denn der jetzt herrschende Geist hatte die Universität wieder zum geistigen Vorort der Nation gemacht, und man besetzte draußen gern die Lehrstühle mit Männern, die mit ihren Studien so ganz im Geiste der Zeit lebten.

Blicken wir zu den Medizinern hinüber, so nehmen wir auch hier außerhalb des engeren Ordo ein Kommen und Gehen wahr, stärker fast als in dem Jahrzehnt vorher. Geblieben, um bis zum Ordinariat vorzudringen, oder als Ordinarien zurückgekehrt sind nur einzelne;[1] als Vorschule aber für auswärtige Ordinariate behauptete oder mehrte Berlins medizinische Fakultät ihren alten Ruf.

In allem aber offenbarte sich der Andrang des neuen Deutschlands, der immer stärkere Pulsschlag des nationalen Lebens, eben der Wille zur Macht, der auch in den politischen Kämpfen der Epoche an den Tag kam, zur Ausgleichung der inneren Gegensätze und zur Niederringung der äußeren Feinde führte und in der Gründung des neuen Reiches gipfelte: was die Väter ersehnt, wofür sie gekämpft und gelitten hatten, reifte endlich der Ernte entgegen. Selbst wenn sie gewollt, hätte die Regierung diesem Druck nicht widerstehen können; jeder Versuch, auch nur im Sinne Eichhorns und des verstorbenen Königs die allgemeine Denkrichtung von oben her zu dirigieren, wäre von vornherein zur Ohnmacht verurteilt gewesen. Aber die jetzigen Ratgeber der Krone dachten gar nicht daran, soweit zu gehen, sowenig wie König Wilhelm selbst. Der neue Kultusminister, Herr von Mühler, gehörte persönlich der überwundenen Richtung an und hätte wohl gern in sie zurückgelenkt, aber zu einer tieferen Einwirkung gelangte er nicht, und so war auch seine Haltung, wie die des Kabinetts überhaupt, weniger reaktionär als gouvernemental; Hengstenberg selbst hatte dies einmal zu empfinden. Den Fakultäten aber ließ Mühler weit mehr Spielraum als sein Vorgänger; er kehrte darin zu der Haltung Raumers zurück. Wenn er nach Niedners Tod (1865) Semisch statt Reuters, den die Fakultät hinter Henke und Uhlhorn vorgeschlagen hatte, zum Vertreter der Kirchengeschichte machte (gewiß nicht zum Besten des Lehrfachs), so konnte er sich darauf berufen, daß die Fakultät gegen ihre eigenen Kandidaten allerhand Einwände gemacht hatte; hatte doch sogar Dorner in die Eingabe eine persönliche Bemerkung gebracht über eine „gewisse Steifheit". die dem Greifswalder Kollegen von Natur eigen gewesen, jetzt aller-

Minister v. Mühler und die Fakultäten: Todesfälle und Berufungen.

1) Westphal und Liebreich auf der einen, Gusserow und Schweigger auf der andern Seite.

dings von ihm nicht ohne Erfolg bekämpft zu sein scheine. Als der Minister im Frühjahr 1863 August Hirsch (damals praktischer Arzt in Danzig) der medizinischen Fakultät unter ihrer heftigsten Gegenwirkung aufdrängte, führte er damit nur Verhandlungen zu Ende, die bereits Bethmann Hollweg eingeleitet hatte. Berater beider Minister war Friedrich Theodor Frerichs gewesen, der Nachfolger Schönleins ebenso in der Klinik und der Professur wie als Fachreferent bei der Regierung, der selbst durch Bethmann Hollweg, gleich im Januar 1859, der Fakultät aufgedrängt worden war. Neben ihm aber hielt (seltsam genug) Rudolf Virchow, in der Politik Mühlers Antipode, der Regierung die Stange.[1] Auch in dem langwierigen Kampf, der um die Professur für Psychiatrie geführt wurde, die seit Idelers Tod erledigt war, stand er gegen seine eigene Fakultät. Diese hatte einen Psychiater ersten Ranges anstatt der historischen Professur gefordert — leider ohne doch mehr als ein Extraordinariat zu beantragen; sie hatte Solbrich in München, Neumann in Breslau und den Direktor des Sanatoriums in Zehlendorf Dr. Laehr vorgeschlagen, der die für die Universität in der Tat brennend gewordene Frage des psychiatrischen Unterrichts durch ein Anschreiben an die Fakultät (vom 27. Juli 1862) erst in Fluß gebracht hatte. Virchow trat für seinen Schüler, den jungen Westphal ein, Idelers Assistenten, der seit Dezember 1861 habilitiert war; mit der Begründung, daß jener Wissenszweig zu wenig ausgebildet sei, um einen fertigen Gelehrten und Praktiker zu finden. Die Regierung fragte dennoch zunächst bei Solbrich an; als dieser aber, wie zu erwarten, abgelehnt hatte, entschloß sich der Minister kurzerhand dazu, ein Ordinariat zu gründen und damit eine wirkliche Kraft ersten Ranges für Berlin zu gewinnen: Griesinger, damals unbestritten der Führer der deutschen Psychiater, entschloß sich zu uns überzusiedeln; erst sein früher Tod (1868) hat Westphal die Stelle verschafft, für die nun in der Tat kein Besserer hätte gefunden werden können. Die Verhandlungen mit dem Tübinger Kollegen hatte Frerichs geführt, und auf diesen, neben dem Unterstaatssekretär Lehnert, dem von seiner richterlichen Tätigkeit her die Verhältnisse an der Universität vertraut waren, werden wir den Hauptanteil an den Entscheidungen der Regierung, die auch die Lehr- und Prüfungsordnungen tief beeinflußte[2], zurückzuführen haben. Der große Kliniker, dessen Gunst und Ungunst so schwer wogen, ist oft streng beurteilt worden; sein Genie ward immer mehr anerkannt als sein Charakter; ich will nicht entscheiden, wie weit mit Recht oder Unrecht. Schlecht gefahren ist die medizinische Fakultät dabei nicht; das beweisen sowohl die erreichten als

---

1) Offiziell trennte er sich übrigens nicht von der Fakultät; an ihrem Protest vom 25. April 1863, der einstimmig gefaßt wurde, nahm er teil. Frerichs war gerade in Italien.

2) U. a. die Umwandlung des Tentamen philosophicum in das Tentamen physicum (19. Februar 1861).

die vermiedenen Berufungen[1]; und wenn wir uns der Erfahrungen erinnern, die ein Albrecht von Graefe hat machen müssen, so werden wir zugeben, daß dem Regiment der alten Herren in der Fakultät gegenüber wohl ein durchgreifender Wille am Platze war.

Mit der Philosophischen Fakultät gab es keine solchen Konflikte; Olshausens nahe Beziehungen zu dem in ihr maßgebenden Kreise werden geholfen haben, sie fern zu halten. An Gelegenheiten hätte es sonst nicht gefehlt. Denn der Tod räumte im Lauf dieser Jahre hier stärker auf als in den andern Fakultäten und forderte manche Neubesetzung. Im August 1863 starb Eilhard Mitscherlich, und schon im Januar darauf folgte ihm sein Fachkollege Heinrich Rose. Die nächsten am Reigen, noch in dem gleichen Jahre, waren Tölken und Encke; im Herbst 1866 starb Leopold von Henning, und 1867 nacheinander die drei großen Philologen Gerhard, Böckh und Bopp. Es waren alles Männer der ersten Generation, und die meisten hatten längst die Höhe ihres Lebens und ihrer Kraft überschritten. Nur einer, der Älteste unter ihnen, der Einundachtzigjährige, war immer aufwärts gestiegen, dem Worte gemäß, das er selbst unter sein Bild gesetzt hat: *Γηράσκω αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος*. Es war ein letztes großes Glück für August Böckh, daß er, da sich schon die Schatten über sein Leben breiteten, die Sonne des neuen Deutschlands sehen durfte, die in ihrem ersten Aufgang seine Jugendtage verklärt und seinem ganzen Wesen und Wirken die Weihe gegeben hatte. Nicht alle sind ersetzt worden, und nur wenige brauchten berufen zu werden. Tölken hatte eigentlich schon in Gerhard seinen Nachfolger gehabt, und für Henning brauchte man ihn kaum zu suchen, da er eher in die juristische als in die philosophische Fakultät gehört hätte; für Encke war der ihm seit Jahren treu verbundene Wilhelm Foerster, für Bopp Albrecht Weber, für Böckh Adolf Kirchhoff zur Stelle. So kamen nur zwei von auswärts, diese aber Männer, welche für Jahrzehnte erhöhten Glanz auf Berlins Hochschule leiten sollten: August Wilhelm Hofmann aus London, den damit das Vaterland wiedergewann[2], und, von Göttingen her gern zurückkehrend und freudig aufgenommen, Ernst Curtius.[3] Daß im allgemeinen die Interessen der Universität auch von diesem Ministerium (mag es nun des Ministers oder seines Dezernenten Verdienst gewesen sein) gewahrt wurden, blieb damals auch von liberaler Seite unbestritten. Einen weiteren Beweis dafür bildete die endlich erfolgte Besetzung der zweiten philosophischen Professur: in dem Kieler Harms erhielt Trendelenburg einen Kollegen, der ihm nicht nur als Landsmann, sondern auch von seiten der Spe-

1) 1866 Graefe, 1868 Bardeleben.

2) Er kam für Mitscherlich; Roses Stelle blieb frei, jedoch erhielt Baeyer, seit 1859 habilitiert, 1866 ein Extraordinariat.

3) Auch der Tod von Magnus (4. April 1870) fällt noch in diese Periode; sein Nachfolger ist bereits mit dem neuen Reich der Unsrige geworden.

kulation nahe stand; und in noch höherem Grade die Erweiterung der Fakultätsdisziplinen durch Schaffung eines Lehrstuhles für die romanischen Sprachen. Den Antrag hierauf hatte die Fakultät schon 1859, nach dem Tode Francesons, gestellt; Haupt, so darf man annehmen, war vor andern Förderer des Gedankens gewesen, die Pflege der Romanistik den Lektoren zu entreißen und sie zum Range einer Universitätswissenschaft zu erheben. Damals hatte sich aber die Regierung dem Wunsche versagt, und erst nach sieben Jahren gelang es Haupt, in seinem zweiten Dekanat die Sache aufs beste zu Ende zu führen; in dem Schweizer Adolf Tobler fand er den Meister, der die junge Disziplin an der Universität heimisch gemacht und sie durch die Strenge seiner Methode zur vollen Ebenbürtigkeit mit der klassischen Philologie der Berliner Schule erzogen hat.[1]

Rektor und Senat im Kampf mit der Regierung.

So waren es im wesentlichen doch nur Reibungen, welche sich aus der Gesamtpolitik der Regierung ergaben, die das Verhältnis zwischen dem Ministerium und der Universität in diesen Jahren unleidlich machten. Gleich seinen Kollegen verfolgte Herr von Mühler alle Bestrebungen, welche dem Machttriebe Preußens auf dem Wege entgegenwirkten, den die Krone seit dem Zusammenbruch der Neuen Ära eingeschlagen hatte. Der erste Zusammenstoß erfolgte gleich nach seinem Eintritt in die Regierung, noch unter dem Übergangsministerium, das im März 1862 eingesetzt war, als er, gestützt auf einen Erlaß des Ministers des Innern, der auf eine Kundgebung der Krone selbst zurückging, die Professoren und Dozenten in einer an jede Fakultät gerichteten Verfügung aufforderte, bei den bevorstehenden Wahlen zum Abgeordnetenhause für den Kandidaten der Regierung einzutreten. Der Senat legte sofort Protest ein und betraute den Rektor Beseler mit dessen Abfassung. Hierauf tat der Minister einen Schritt zurück, oder gab wenigstens dem Wahlerlaß eine Deutung, die allenfalls als ein Einlenken gelten konnte: nicht die Wahlfreiheit solle beschränkt, sondern nur die Wahlagitation verboten sein. So fragwürdig nun diese Interpretation sein mochte (denn in dem Erlaß war ausdrücklich die Erwartung eifriger Unterstützung ausgesprochen worden), beschloß der Senat doch von einer Replik abzusehen. Aber die Sache hatte ihr Nachspiel. Denn der Protest war kaum abgesandt, so brachten ihn die Zeitungen, und bald liefen auf dem Rektorat von Ost und West Dankadressen ein, worin der Bürgersinn des Senats und seines aufrechten Führers mit begeisterten Worten gepriesen wurde, und über die nun die Öffentlichkeit auch nicht schweigend hinwegging. Aus dem Ministerium aber kam die Anfrage, wer die Schuld an der Indiskretion trage, und der wiederholt sehr bestimmt ausgesprochene Wunsch, die Dankadressen vorgelegt zu erhalten.

---

1) Die Professur war bereits in den Staatshaushalt für 1867 eingestellt, und zwar gleich als Ordinariat. Die Fakultät war es, die zunächst ein Extraordinariat für ausreichend hielt; das Ordinariat hat Tobler erst 1870 bekommen.

Die Anfrage beantworteten der Rektor und seine Kollegen auf der Stelle und freiwillig mit der auf ihren Amtseid genommenen Versicherung völliger Nichtbeteiligung[1]; und das gleiche Ergebnis hatte eine Untersuchung, die der Rektor, vom Richter unterstützt, bei den Beamten durchführte. Schwieriger gestaltete sich die Sache mit den Dankadressen, die man anfangs hatte sekretieren wollen. Betrachtete man sie als amtliche Schriftstücke, so war ihre Auslieferung an den Minister nicht zu umgehen, aber man kompromittierte dann die Unterzeichner; nur wenn Se. Exzellenz sich mit Kopien ohne die Unterschriften zufrieden geben würde, glaubte man darauf eingehen zu können. Schließlich einigte man sich dahin, diese Bedenken bei dem Minister durch den Rektor persönlich zum Vortrag bringen zu lassen. Und Mühler war verständig genug, der Angelegenheit keine weiteren Folgen zu geben; wogegen Beseler versprach, von weiteren Schritten, d. h. von einer Beantwortung der Adressen, wofür er selbst im Senat gesprochen hatte, abzusehen. Die Einsicht in die Schriftstücke selbst freilich mußte dem Minister bewilligt werden — ob in die Originale oder nur in Abschriften, läßt sich leider nicht sagen.

So die Anfänge: eine Kriegserklärung, auf die der Kampf noch nicht folgte; wie ja auch in der allgemeinen Politik zunächst alles in der Schwebe blieb. Im Herbst aber war die Krisis da; ein Mann ergriff das Ruder des Staates, der seinen Kurs direkt gegen die Strömung richtete, die ihn von seinem Ziel abzudrängen suchte. Unter den Führern seiner Gegner waren zwei Ordinarien der Berliner Universität, Rudolf Gneist und Rudolf Virchow; und gerade sie hatten Hauptrollen in dem Akt, der im Mai 1863 den Konflikt zu vollem Ausbruch brachte, bei dem Angriff auf den Kriegsminister General von Roon im Abgeordnetenhaus, der für Bismarck der Anlaß oder die Handhabe wurde, um den Kampf, den er mit parlamentarischen Waffen nicht durchführen konnte, mit den Mitteln der Gewalt zu entscheiden. Schon im Juli kam die Universität in die Lage, für das gekränkte staatsbürgerliche Recht eines ihrer Dozenten einzutreten. Der Extraordinarius Franz von Holtzendorff war von dem Minister wegen seiner Beteiligung an einer Wählerversammlung verwarnt worden, unter Androhung strengerer disziplinarischer Schritte, falls ähnliche „Ausschreitungen" seinerseits sich wiederholen sollten, und rief den Schutz der Korporation an. Es war einer der Fälle, die der Wahlerlaß vom März 1862 gemeint hatte. Der Senat blieb daher nur seiner früheren Haltung treu, als er bei dem Minister dagegen remonstrierte.[2] Auf Herrn von Mühler machte er damit jedoch keinen

1) Daß es freiwillig geschehen sei und kein Präzedens daraus gemacht werden dürfe, wurde auf Antrag von Gneist, der dem Senat als Dekan der juristischen Fakultät angehörte, in der nächsten Sitzung (16. April) ausdrücklich zu Protokoll genommen. Man vergaß, daß ein Präzedens bereits durch Eichhorn 1844 geschaffen war; vgl. o. S. 84.

2) Der Beschluß wurde am 1. Juli mit 8 gegen 4 Stimmen gefaßt. Mit der Abfassung der Eingabe wurden Beseler als Rektor, Gneist und Bruns beauftragt. Beseler hatte sich der Minorität

Eindruck; dieser hielt nicht nur seine Verfügung gegen Holtzendorff aufrecht, sondern ließ seine Replik an den Senat sogleich in die Norddeutsche Zeitung einrücken; und das Organ des Herrn Braß brachte dazu einen Leitartikel, worin den Professoren klar gemacht wurde, daß sie der Regierung gegenüber keine andere Stellung einnähmen als jeder andere königliche Beamte. „So lange in Preußen“, hieß es darin, „die Krone die Minister aus freiem Antriebe nach eigenem Ermessen, ohne Zutun des Parlaments ernennt, so lange ist auch der Beamte nichts weiter als ein Glied in der großen Kette der Königlichen Staatsbeamten und hat sich der jedesmaligen Richtung zu fügen, welche derselben gegeben wird, oder aber, wenn dies seiner innersten Überzeugung widerstrebt, seine Entlassung zu nehmen. Eine offene agitatorische Opposition gegen ein System, welches bei uns nichts anderes als den Willen des Souveräns ausdrückt, wird mit der Stellung eines Königlichen Beamten unverträglich.“ Es war bereits dasselbe, was im Herbst in dem Dekret stand, das die Regierung nach Auflösung des Landtags zur Vorbereitung der neuen Wahlen ausgehen ließ.

Schleswig-Holstein.

Die neue Wendung, welche Bismarcks Politik mit dem Akutwerden der schleswig-holsteinschen Frage nahm, war nicht dazu angetan, die Haltung der Universität gegenüber der Regierung zu ändern. Denn gerade ihre Führer, die Söhne der Herzogtümer, wurden dadurch in ihren heiligsten Empfindungen gekränkt; wofür sie ihr Leben hindurch gekämpft, die Deutscherhaltung der Heimaterde, sahen sie in Gefahr. Aus diesen Stimmungen, die damals die allgemeinen waren und nicht bloß von den Liberalen, sondern auch in weiten Schichten der Bureaukratie, der Armee und des Hofes geteilt wurden, die sogar den König fast gewonnen hatten und Bismarck ganz zu isolieren drohten, erwuchs jenen sonst so besonnenen Männern der Gedanke an eine Demonstration, mit der sie den Kreis ihrer Befugnisse ohne Frage zu überschreiten drohten. Am 31. Dezember, in den Tagen der größten Spannung, als der Prätendent selbst bereits in die Stadt seiner Väter hinübergeeilt war, legte Georg Beseler in einer außerordentlichen Sitzung des Senats, welche Trendelenburg als Rektor eigens dazu anberaumt hatte, den Entwurf einer Adresse an das Konsistorium der Universität Kiel vor, worin der Schwesteruniversität in den Nordmarken am Schlusse dieses für sie so bedeutungsvollen Jahres Worte der wärmsten Teilnahme ausgesprochen wurden. Diesmal hielt neben dem Universitätsrichter nur der alte Ehrenberg, als medizinischer Dekan, der Regierung die Stange. Als aber die übrigen zur

angeschlossen, erklärte aber bei der Abstimmung über den Entwurf selbst (8. Juli), daß er, nachdem der Senat diese Angelegenheit aufzunehmen beschlossen habe, dafür stimmen könne; die Dekane Steimeyer und K. G. Mitscherlich, sowie der Universitätsrichter hielten ihr Minoritätsvotum aufrecht. Auf seiten der Mehrheit standen (von Beseler abgesehen) der Prorektor Magnus, die Dekane Bruns und Müllenhof, dazu die Senatoren Böckh, Niedner, Dorner und Haupt.

Unterzeichnung des Entwurfes schritten, legte Lehnert gegen die Absendung des Schreibens als einen ungesetzlichen Akt Protest ein: denn dem Senat stehe es nicht zu, Politik zu treiben; aus diesem Grunde, und um von der Universität Gefahren abzuwenden, sehe er sich genötigt, halte sich auch dafür verpflichtet, von seinem ihm durch die Verordnung vom 18. November 1819 erteilten Rechte Gebrauch zu machen und diese Angelegenheit so lange zu suspendieren, bis dieselbe von ihm bei dem Herrn Kultusminister, der hierzu anstatt des früheren Regierungsbevollmächtigten die nächste Bestimmung habe, zum Austrag gebracht worden sei; er werde dies sofort tun und stelle anheim, ihm hierfür, dem Gesetze gemäß, zwei Mitglieder des Senats mitzugeben. So tauchte gespensterhaft, wie aus der Versenkung, das alte Zwangsgesetz auf, das in dem Moment der tiefsten Reaktion der Universität auf den Nacken gelegt war.[1] Jedoch was sollte man tun? Man mußte sich fügen: Trendelenburg und Beseler wurden zur Begleitung des Universitätsrichters bestimmt. Zugleich aber kündigte Beseler einen Antrag an auf Abänderung der Stellung des Richters mit Bezug auf jene Instruktion, insbesondere ihren § 6, der von dem Rekursrecht an den Minister handelte; auch hierüber sollte Sr. Exzellenz berichtet werden. Die Audienz fand am 3. Januar statt, mit dem Ergebnis, daß der Minister die Absendung der Adresse untersagte. Die andere Frage zu beantworten vermied er; er stellte anheim, sie ein andermal zum Vortrag zu bringen. Hierüber also kam es am 16. Januar im Senat zu erneuter Beratung. Der Universitätsrichter konnte sich für seinen Protest lediglich auf ein formales Moment stützen. Denn in der Tat war die Instruktion vom 18. November 1819 aufgehoben, durch eine von Ladenberg am 18. Juli 1848 unterzeichnete Verfügung, und auf Grund des Bundestagsbeschlusses, der die Karlsbader Edikte und damit die aus ihr hergeflossenen Gesetze für nichtig erklärt hatte. Nur daraus, daß Ladenbergs Erlaß in der preußischen Gesetzsammlung nicht publiziert war, die Instruktion aber noch immer darin zu finden war, folgerte Lehnert, daß dieselbe noch in Kraft stehe, während die Vollmacht des einstigen Regierungskommissars an den Minister, von dem sie delegiert gewesen, zurückgefallen sei. Daß diese Auffassung unhaltbar sei, bestritt auch Ehrenberg nicht mehr. Geschlossen, gegen die allein dissentierende Stimme des Universitätsrichters, gaben die Mitglieder des Senats zu Protokoll, daß die Berufung des Richters von Senatsbeschlüssen an den Minister nicht mehr zu Recht bestehe. Der Prorektor ward ersucht, diese Auffassung, die von den juristischen Mitgliedern begründet wurde, in einem Bericht zusammenzufassen, der nötigenfalls dem Minister vorzulegen sei. Von weiteren Schritten sah man zunächst ab; auch den Gedanken, der zur Erwägung kam, an den König zu appellieren, ließ man fallen. Lehnert und der Minister jedoch gaben sich

1) Schon im Sommer 1861 hatte Lehnert einmal darauf hingewiesen.

nicht zufrieden. Und so zog sich die Angelegenheit im Wechsel von Berichterstattungen, Gutachten und Verfügungen bis in den Sommer hin; noch am 7. Juni kam ein ministerielles Reskript heraus, das den Standpunkt des Universitätsrichters festhielt und zu einem Gegenbericht des Senats führte, der die Sache dem Minister zu erneuter Erwägung anheimgab, mit der Bitte, es bei den durch die Verfügung vom 18. Juli 1848 in diesem Punkte wiederhergestellten Statuten zu belassen und eine Befugnis des Universitätsrichters aufzuheben, welche eine polizeiliche Überwachung des Senats im Sinne der Karlsbader Beschlüsse bedeute; der Rektor erhielt den Auftrag, den Minister noch persönlich auf die nicht allein für die hiesige, sondern für alle deutschen Universitäten hochwichtige Angelegenheit hinzuweisen. Was Mühler geantwortet, ob noch neue Schritte erfolgt sind, weiß ich nicht; die Universitätsakten enthalten weiter nichts. Jedenfalls ist der Regierung kein fernerer Anlaß geboten worden, diese verrostete Waffe aus dem Arsenal des Absolutismus wieder hervorzuholen.

Herstellung des inneren Friedens; Sieg über Österreich.

Denn schon war die Zeit nicht mehr dazu angetan, um die Streitaxt weiter zu schwingen. Eben damals brachte Bismarcks Staatskunst durch Krieg und Diplomatie die ersten Früchte zur Reife: ungestört von den Großmächten, wie eifersüchtig sie alle auf sein Werk blicken mochten, und ohne daß der Bund mit Österreich einen Riß erfahren hätte, stellte er den Frieden mit Dänemark her, der die Nordmark zwar nicht dem angestammten Herzog, dem Freunde der Berliner Professoren, aber der deutschen Nation zurückgewann. Eine allgemeine Entspannung erfolgte. Unter den „Denkenden der Nation", und also nicht zum wenigsten an der Berliner Universität, begann man die Wege des großen Staatsmanns zu verstehen: daß Deutschland gewann, was er für Preußen erwarb; selbst ein Mommsen trat schon 1865 für Preußens Recht auf die Herzogtümer ein; und das Jahr 1866 offenbarte vollends, daß Bismarcks Politik dort ausmündete, wohin die Besten unseres Volkes von jeher gesteuert hatten — im nationalen Staate.

Die Studentenschaft in der Neuen Ära und in der Konfliktszeit.

Auch für die Studentenschaft waren mit der Neuen Ära die Schranken gefallen, in denen das Mißtrauen der Regierung und die ängstliche Bevormundung des Senats sie so lange gehalten hatte; und so war auch in ihr der Luftzug der neuen Zeit zu kräftiger Geltung gekommen. Die Ideale der alten Burschenschaft wurden wieder wach. Im Sommer 1860, in der Zeit, da die Universität sich auf ihr Jubiläum rüstete, und gewiß im Zusammenhang damit, kam eine bereits bestehende Verbindung, die Brandenburgia, zu dem Entschluß, sich als Burschenschaft aufzutun. Der Senat, dem das Gesuch am 1. August vorgelegt wurde, war nicht ohne Bedenken; er vertagte die Antwort bis nach den Ferien. Aber

der Rektor gestattete doch, nachdem er sich des Einverständnisses der leitenden Stellen versichert hatte, daß die Verbindung die burschenschaftlichen Farben in dem Festzuge der Universität tragen dürfe; auch der alte Wrangel hatte als Gouverneur nichts dagegen einzuwenden, daß das schwarzrotgoldene Banner bei dem großen Kommers in dem Exerzierhause angebracht würde. Zu Beginn des Winterhalbjahrs gab der neue Senat seine Bestätigung. Nur dem Wunsche der Antragsteller, der aber bloß mündlich durch ihren Sprecher vorgetragen wurde (denn die eingereichten Statuten enthielten nichts darüber), sich als „Berliner Burschenschaft" bezeichnen zu dürfen, versagte sich der Senat. Mehr noch im Sinne der Zeit und nach dem Herzen der Professoren war, in dem gleichen Sommer, die Gründung des Akademischen Turnvereins; bei ihr wirkten zwei Söhne des Professor Martin, der Sohn Brauns wie auch ein Verwandter von Gneist mit; schon im Juli war er bestätigt worden. Auch er nahm die Farben, welche das Symbol des nationalen Einheitstraumes geworden waren, in sein Wappen auf. Aber eine „Couleur" wollten seine Mitglieder gar nicht vorstellen; indem sie Jahns Gedanken erneuerten, war ihre Tendenz mehr noch als bei den Brandenburgern dahin gerichtet, ein Band der Gemeinschaft um die Berliner Studentenschaft zu schlingen; und in der Tat kamen auf ihren Turnplatz in den ersten Jahren Kommilitonen aus verschiedenen Verbindungen, sogar von den Korps, und glückte es ihnen mehr als einmal, wenn nicht die Gesamtheit, so doch einen großen Teil der Kommilitonen zu vereinigen und zu leiten. Auch die mit soviel Mißgunst beladenen Bemühungen, die Fachwissenschaft zum vereinsbildenden Prinzip zu machen, hatten sich, und mit besserem Glück als früher, unter der Neuen Ära wieder ans Licht gewagt. Zuerst kamen, auch hier bald nach dem Jubiläum, die Mathematiker. Es waren die jungen Semester, die sich von dem Seminar, das eben ins Leben getreten war, ausgeschlossen sahen und darum Fühlung untereinander gewinnen wollten, um sich ebenfalls an Aufgaben und Vorträgen ergötzen zu können; mit dem Wunsche übrigens, womöglich alle Kommilitonen vom Fach heranzuziehen. Ein Mittelding also zwischen Seminar und Korporation, bei dem der wissenschaftliche Zweck den geselligen ganz überwog, und noch nicht viel anderes als das, was Theologen und Historiker in früheren Jahren versucht hatten. Nur daß diese Jünglinge sich nicht mehr der Obhut eines Dozenten anvertrauten (so sehr sie im übrigen die Verbindung mit ihren Lehrern suchten), sondern sich auf sich selbst zu stellen den Mut hatten; sie nährten zeitweilig sogar den Ehrgeiz, in gelehrten Zeitschriften durch Stellung oder Lösung mathematischer Aufgaben zu glänzen.[1] Man vergaß nicht, daß man jung war, und erwies auch Gott Gambrinus die

1) Ein paar Semester blühten sie im Verborgenen; erst nachdem im Mai 1862 zwei spätere Leuchten der exaktesten der Wissenschaften, Otto Emil Lampe und Hermann Amandus Schwarz, eingetreten waren, fand der Verein, durch Ausnutzung der Beziehungen Lampes zu Magnus, die Anerkennung des Senats.

Ehre, aber Mittelpunkt und kostbarstes Besitzstück des Vereins, der seinen Etat auf Monatsbeiträgen in der Höhe von 5 Silbergroschen aufbauen mußte, war in dem Zimmerchen, wo man tagte, doch die Wandtafel, an der nur mathematische Formeln angekreidet standen; erst 1863 erhob man sich zu dem Beschluß, alle vier Wochen zu kneipen, 1864 fand zum erstenmal eine Semesterschlußkneipe statt, und tadelnd wurde wohl, wenn der Besuch einmal nachließ, in dem Protokoll bemerkt, daß der Abend „nur gemütlich" gewesen sei. Von der straffen Organisation und dem korporativen Aufputz späterer Zeit war bei den wissenschaftlichen Vereinen, deren bald mehrere sich auftaten [1], in ihren Urformen noch viel weniger die Rede als bei den andern Verbindungen. Gemeinsam aber war allen der lebendige Anteil an dem Drang nach vorwärts, der in den vorwaltenden Schichten der Nation von Jahr zu Jahr stärker hervortrat.

Gelegenheiten, solche Empfindungen zu äußern, boten sich in diesen Jahren genug: Fackelzüge und Kommerse zu Ehren berühmter Lehrer, wie beim sechzigsten Doktorjubiläum Böckhs (15. März 1867), oder der Einzug König Wilhelms nach der Krönung im Oktober 1861, die Säkulartage der nationalen Geisteshelden, so die Fichtefeier im Sommer 1862, und ganz besonders das Gedächtnisfest der Freiheitskriege, das unter allgemeiner Teilnahme am 3. Februar, als dem Tage des Aufrufs an die freiwilligen Jäger, begangen wurde; daß Berlins Studentenschaft 6 Jahre hindurch den 9. Februar als den Tag ihrer Bewaffnung gefeiert, hatte man vergessen. Von den inneren Kämpfen hielten sich unsere Studenten im ganzen zurück. Freilich hätten weder Regierung noch Senat die Teilnahme daran geduldet; aber die Kommilitonen selbst hatten den Geschmack, den ihre Väter daran gehabt, verloren; während ihr Bekenntnis zu dem Gedanken der nationalen Einheit um so wärmer und allgemeiner zum Ausdruck kam. Bei der Gedächtnisfeier für 1813 erschienen auch die Korps, so sehr sie sonst die Politik perhorreszierten, und so schwer es ihnen wurde, unter dem Präsidium eines A. T. V.ers, den die Antikorpspartei mit einer Stimme Mehrheit durchgebracht hatte, kommersieren zu müssen. Ebenso führte die Bewegung für die Herzogtümer die Studentenschaft zu gemeinsamem Auftreten zusammen. Eine allgemeine Studentenversammlung im Auditorium 6, zu der Trendelenburg gern die Erlaubnis gab, wenn er auch in Erinnerung an 1848 die Aula nicht einräumen wollte, faßte weitgehende Beschlüsse; man plante nichts Geringeres als die Aufstellung einer akademischen Legion, und ein paar Hitzköpfe waren drauf und dran, sich auf den Weg nach Gotha zu machen, um sich dem Herzog-Prätendenten zu dem Befreiungskampfe für den deutschen Bruderstamm zu stellen. Soweit ließen es nun freilich Trendelenburg und seine Kollegen nicht kommen;

1) 1863 erhielten die Naturforscher und die klassischen Philologen die Anerkennung des Senats. Die Fichtefeier ließ auch einen philosophischen Verein entstehen, der sich aber sehr bald (ein Zeichen der Zeit) als lebensunfähig erwies.

vor einer Wiederkehr des Studentenkorps und der Aulaherrlichkeit mochte ihnen doch grauen; auch eine Adresse an die Kieler Studentenschaft, die schon bei dem Portier Wagner zur Unterschrift auflag, mußte zurückgezogen werden; und der Rektor warnte die Kommilitonen vor Kollisionen mit der schon argwöhnisch gewordenen Polizei. Aber daß die einzelnen sich zum Kampfe vorbereiteten, wollte er nicht hindern; und so wanderte man von neuem zu dem Schießstande in der Hasenheide, machte Griffe und Schwenkungen in der städtischen Turnhalle oder zog Sonntags vor die Tore, um Felddienst zu üben. Schließlich blieb doch alles zu Hause; die beiden Berliner Studenten, die in dem Feldzuge gegen Dänemark fielen, der eine bei Missunde, der andere am Brückenkopf von Düppel, haben in der Linie gekämpft.

Wäre nur die Einigkeit unter den Kommilitonen selbst eine größere gewesen! Aber die Korps wollten von der dominierenden Stellung, die sie stets beansprucht und in der Zeit der Reaktion noch verstärkt hatten, nicht lassen; sie pochten auf ihre vermeintlichen Rechte nicht bloß dann, wenn es sich um Wahlen zu dem Komitee für den Studentenball handelte, sondern auch bei den nationalen Kundgebungen, und so blieb ein sich immer erneuernder Zwiespalt hier wie überall auf deutschen Hochschulen die Signatur der Zeit. Die Entwickelung der deutschen Studentenschaft entspricht darin, wenn der Vergleich erlaubt ist, der des Reichsgedankens selbst: nicht der strikten Einheitspartei gehörte die Zukunft, sondern den partikularen Einheiten, den Korporationen, und nur in einem Bundesrat, einem Ausschuß aus den Verbindungen, mit denen sich dann die freibleibenden Schwarzen, die „Finken“, wie man heute sagt, auseinandersetzen mußten, hat die Gemeinsamkeit der Interessen, die trotz allem sich geltend machte, zum Ausdruck kommen können. Seit der Mitte der 60er Jahre, in eben der Zeit, als das neue Deutschland die Formen, die Bismarck ihm geben wollte, anzunehmen begann, ward dieser Prozeß sichtbar. Die Verbindungen, die alten so gut wie die neu hinzutretenden, bildeten sich sämtlich straffer aus, suchten in Kartellen und Verbänden Fühlung mit gleichgearteten oder verwandten Korporationen und fingen an in ihren Altenherrenverbänden Organisationen zu entwickeln, welche ihre aktiven und inaktiv gewordenen Mitglieder zusammenhielten und mit der Zeit zu einer sozial höchst wirksamen Macht herangewachsen sind. Sogar so lose Verbände wie der A. T. V. und die wissenschaftlichen Vereine konnten dem Zuge der Zeit nicht widerstehen; die Mathematiker z. B. schufen schon 1866 die Institution ihrer Alten Herren und zeigten sich eifrig bemüht, ihre Beziehungen zu den verwandten Verbindungen in Berlin wie auswärts auszubauen.

Der erste studentische Ausschuß.

Im Sommersemester 1869 trat nun wirklich der erste Ausschuß der Berliner Studentenschaft ins Leben. Nicht ohne Schwierigkeiten; denn der Senat hatte Anstoß an den Statuten genommen, die von einem „ständigen“ Ausschuß

sprachen und einen geradezu „amtlichen" Charakter in Anspruch nahmen; erst nachdem beide Bezeichnungen getilgt waren, außerdem aber in die Statuten die Bestimmung aufgenommen war, daß nur immatrikulierte Studenten vertreten sein dürften, erklärte er das neue studentische Organ dulden zu wollen, so daß nun, im Juli 1869, das Humboldtfest, dem die Jahrhundertfeier für Schleiermacher im Jahr zuvor schon vorangegangen war, allgemein und in würdigster Weise begangen werden konnte.[1] Leider aber geriet der Ausschuß sehr bald auf Abwege, oder doch auf solche Wege, die der Senat dafür hielt. Er übte Kritik an Einrichtungen, welche die akademischen Behörden als zu ihrer Kompetenz rechneten, beantragte z. B. Vermehrung der Auditorien, Verbesserung der Beleuchtung und anderes — Mängel, die auch dem Senat nicht unbewußt und oft genug beraten waren, sich aber leider bisher nicht hatten abstellen lassen[2]; ja, er gestattete sich sogar Vorschläge, die in den Lehrbetrieb eingriffen, wie das Gesuch, den obligatorischen Gebrauch des Lateinischen bei den Preisaufgaben abzuschaffen. Und als den Herren von dem Rektor bedeutet wurde, daß sie dergleichen Reformen den akademischen Behörden überlassen möchten, flüchteten sie sich in die Öffentlichkeit und brachten ihre kritischen Betrachtungen, freilich anonym, in der Nationalzeitung und im „Zuschauer" der Kreuzzeitung unter. Schlimmer noch war es, als dem Senat eine Korrespondenz des Ausschusses mit Herrn von Hülsen über die von diesem bewilligten Studentenplätze im Schauspielhause in die Hände kam, aus der hervorging, daß der Ausschuß die in seinen Statuten gelöschten Bezeichnungen unentwegt weiterführte; sogar in ihr Siegel hatten die selbstbewußten jungen Herren das verpönte Wort „ständig" aufgenommen. Und vollends stießen sie dem Faß den Boden aus, als es herauskam, daß ein Angehöriger der militärärztlichen Bildungsanstalten sechs volle Monate Vorsitzender des Ausschusses gewesen war. Dies ging dem Senat denn doch über den Spaß: er sprach die Auflösung des Ausschusses und Kassation seiner Statuten aus. Es geschah am 13. Juli 1870, unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges, der sonst allen inneren Konflikten ein Ende machte. In diesem Falle aber blieb der Senat unversöhnlich. Bitten um Zurücknahme des Verbots wurden abgeschlagen, und ein nach dem Kriege, im Friedensmonat selbst gemachter Versuch, den Ausschuß mit den alten Statuten dem Verbote zum Trotz zu erneuern, wurde aufs härteste geahndet; kaum jemals, so lange die Universität bestand, war ein so umfassendes Strafgericht abgehalten worden wie über die Herren Wooge, Jastrow und Genossen, die so ganz post festum Revolution gemacht und sich zwar nicht dem Senat, aber dem Polizeipräsidium als der restituierte Ausschuß der Berliner Studentenschaft

1) Die Aula wurde zur Feier eingeräumt, die Bitte, eine Humboldtbüste im Vorgarten aufzustellen, dagegen abgelehnt und das Gittertor während des Fackelzuges geschlossen.

2) Es war der Lerneifer des mathematischen Vereins, der dies Gesuch angeregt hatte; auch eine Reform des Doktorexamens hatten die Braven dem Ausschuß zum Vortrag empfohlen.

vorgestellt hatten: 13 Consilia abeundi und 3 Exklusionen wurden verhängt, und nur mit Murren nahm der Senat es hin, als der Minister die Konsiliierten auf ihr Rekursgesuch zur Exklusion begnadigte.[1]

Ausgang Hengstenbergs; Berufung Dillmanns.

In der großen Politik hingegen war der Kampfeszorn der Konfliktsjahre seit Bismarcks Siegen fast verraucht. Hatte sich doch sogar Hengstenberg zu dem Schöpfer des neuen Deutschlands bekehrt. Er, der noch 1860 in dem Ansturm des Liberalismus gegen die „legitimen“ Gewalten das Wüten des Satans erblickt hatte, welcher die Heiden an den vier Orten der Erde verführe und zum Sturm gegen die Kirche antreibe, sprach jetzt zum tiefen Schmerze seines alten Freundes Ludwig Gerlach von der Fäulnis im Staate der Habsburgischen Krone und entpuppte sich auf seine alten Tage als ein Ireniker, der die Kirche am liebsten fern von dem Getriebe der entfesselten politischen Leidenschaften und auf das Terrain ihrer eigentlichen Mission beschränkt sehen wollte. Sein Tod (28. Mai 1869) riß eine neue Lücke in die orthodoxe Phalanx der theologischen Fakultät; Mühler aber ließ es geschehen, daß seinen Lehrstuhl abermals ein Schwabe einnahm, August Dillmann, der in den ganz steril gewordenen Acker der alttestamentlichen Wissenschaft wieder die tiefen Furchen echter Forschung zog, der erste Theologe seit Neanders Tod, den die Akademie wieder aufgenommen hat. So ward auch auf diesem Felde die Brücke über den Main geschlagen.

Ausbruch des Krieges gegen Frankreich.

Ein weiteres Jahr, und der Bau stand vollendet da. Der Geist von 1813 war wirklich von neuem erwacht, und er war nicht nur auf den wenigen altpreußischen Universitäten emporgelodert, sondern in Nord und Süd flammte die gleiche Glut in den Herzen der deutschen akademischen Jugend. Welch ein Gegensatz noch gegen die Zeit vor vier Jahren, als es für etwas Besonderes galt, daß unsere Studenten sich zur Krankenpflege im Felde anboten; zum Kampf freiwillig gestellt hat sich damals, wie es scheint, niemand; wenigstens ist keiner unserer Studenten auf den böhmischen Schlachtfeldern gefallen; bei einem Herrn v. d. Osten, von dem man es anfangs vermutete, stellte es sich später heraus, daß er schon nicht mehr Student gewesen war. Jetzt aber leerten sich so wie

1) Der Senat hatte bei der Einforderung der Akten durch den Minister diesem vorgestellt, daß, wenn seine Exzellenz das Urteil des Senats nicht billigen sollte, die akademische Behörde für die Disziplin der Studierenden in Zukunft nicht einstehen könne. Dubois erklärte nach der Entscheidung zu Protokoll, daß das hohe Ministerium bei näherer Kenntnis der vielfachen Verhandlungen, die unter seinem und des Kollegen Kummer Rektorat mit dem Ausschuß geführt seien, und der vielen falschen und aufhetzerischen Zeitungsartikel wohl anders geurteilt haben würde; und Haupt schloß sich diesem Protest vollinhaltlich an. In der „freien wissenschaftlichen Vereinigung“ fand die Opposition unter dem Bruder des Stud. Jastrow, einem Juristen, ihr neues Organ. Die akademische Lesehalle, die von dem Ausschuß abhängig gewesen war, wurde ein selbständiges Institut; die Nachweisstelle für geistige Arbeit, die der Ausschuß eingerichtet hatte, ging mit ihm ein.

einst die Hörsäle und wurde Böckhs prächtiges Wort von der ‚fausta infrequentia universitatis‘ von neuem zur Wahrheit.

Der 3. August 1870, der Säkulartag des königlichen Stifters.

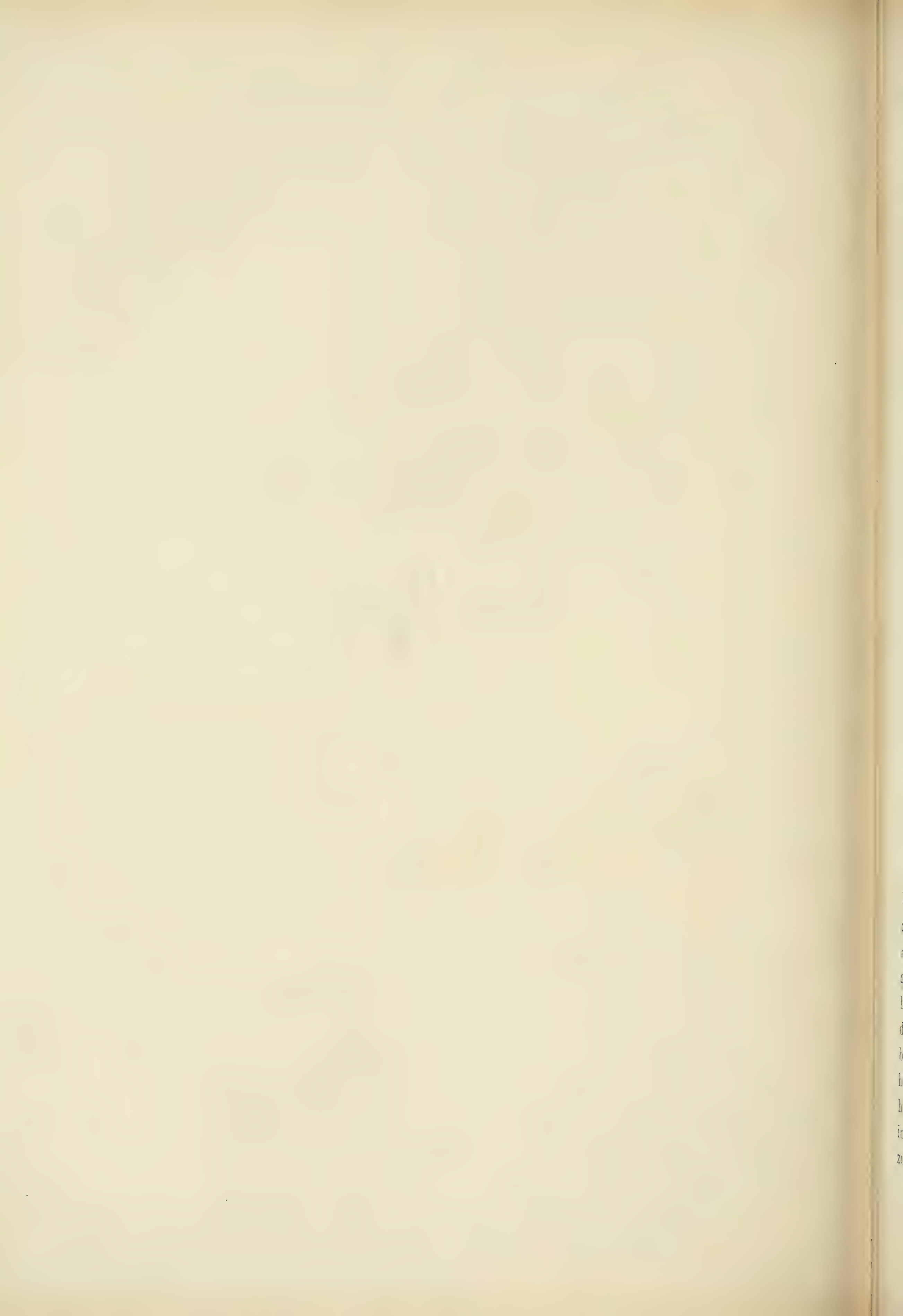
Einer Friedensfeier hatte die Universität entgegengesehen, dem Säkulartage ihres königlichen Stifters. Seit Monaten hatte sie sich darauf eingerichtet; ihrem glänzendsten Redner, Dubois-Reymond, hatte sie darum das Rektorat für dieses Jahr anvertraut. Ein Tag der Erinnerung hatte es werden sollen an die mit Preußens Fall und Erhebung doppelt ruhmvoll verbundenen Anfänge der Universität — und des Hinblickes auf die immer reicher sich entfaltende Zukunft und die mit innerer Notwendigkeit nahende Erfüllung der nationalen Wünsche. Diese Stunde der Erfüllung war jetzt gekommen, und es wiederholte sich, was die Väter, die Gründer der Universität erlebt hatten: nicht im Wetteifer friedlicher Arbeit ward sie vollendet, sondern im Sturmwind des Krieges rauschte sie heran. Was aber damals nur Gedanke, Glaube und Hoffnung gewesen war, die Verschmelzung des preußischen und deutschen Wesens, ward nun lebensvolle Wirklichkeit. Solcher Gedanken und Empfindungen voll waren Professoren und Studenten mit ihren Gästen am 3. August 1870 zur Feier in der Aula versammelt: ihnen verlieh Dubois' schwungvolle Rede mächtigen, weithin hallenden Ausdruck; und ein Brausen, wie es hier noch nie gehört war, ging durch den Saal, als der Rektor zum Schlusse den Hochruf auf den greisen Herrscher, der schon am Rhein inmitten seiner Truppen war, anstimmte mit den Worten:

Es lebe König Wilhelm, Herzog der Deutschen.

Viertes Buch.

Im neuen Reich.

(Skizze.)



„Das geistige Leibregiment des Hauses Hohenzollern, dem Palais des Königs gegenüber einquartiert“, so hatte Dubois-Reymond in seiner vielbewunderten Rede, dem Meisterstück seiner Rhetorik, Berlins Alma mater genannt. Ein Wort, das, so geistreich es sein mag und so oft es nachgesprochen ist, doch kaum das Verhältnis ausdrückt, in dem die Berliner Universität bis dahin zu ihren Königen gestanden hatte; wir haben oft genug über Zeiten berichten müssen, in denen die Verbindung fast zerrissen war; und wir müssen schon sehr tief in den Ursprung und das Wesen des preußischen Staates eindringen, um auch da noch den Einklang zu entdecken zwischen ihm und der Welt der Ideen, die in Humboldts und Schleiermachers Schöpfung Leben und Form gewonnen hatten. Nicht sowohl im Rückblick auf die Epoche, die im Kriege gegen Frankreich zum Abschluß kam, als im Hinblick auf die, welche damit begann, hat jenes Wort Wahrheit gewonnen. Denn im neuen Reich sind solche Konflikte, wie sie das Verhältnis zwischen Regierung und Universität unter der Herrschaft des königlichen Stifters und seines geistreichen Sohnes, ja noch in dem ersten Jahrzehnt König Wilhelms so oft gestört und getrübt hatten, in der Tat ausgeblieben. Nicht als ob die Strömungen des nationalen Lebens, das nun so viel tiefer und gewaltiger flutete, an den Pforten der Universität vorübergegangen wären: sie gewannen vielmehr weit größeren Raum als sie jemals, abgesehen von dem Sturmjahr der Revolution, in den alten Zeiten erworben oder auch nur in Anspruch genommen hatten; Studenten und Professoren nahmen an allem, was das öffentliche Leben bewegte, den regsten Anteil. Eine Fehde, wie sie Theodor Mommsen beim Ausbruch der antisemitischen Bewegung, die ja auch die Studentenschaft tief aufwühlte, gegen Heinrich von Treitschke führte, wäre früher undenkbar gewesen; und niemals hätte ein Professor, so wie es Holtzendorff in dem Hochverratsprozeß gegen den Botschafter Harry von Arnim tat, als Anwalt für einen von der höchsten Staatsgewalt verfolgten Beamten auftreten können. Und wie weit lagen die Zeiten zurück, als Fichte noch jegliche studentische Autonomie als Rebellion betrachtet und die Verwirklichung einer durch die Erkenntnis gewonnenen Freiheit von dem Zwange einer fast mönchischen Erziehung erhofft hatte! Heute hindert niemand mehr die akademische Jugend, sich in ihren Verbindungen immer straffer zusammenzuschließen oder mit gleichartigen Korporationen sich zu kartellieren, ihre Alten Herren-Verbände weiter auszubauen, ihre Feste zu

Der deutsche Geist im neuen Reich.

feiern und sich irgendwelche „Prinzipien“, von der Höhe nationaler und wissenschaftlicher Ideale bis zum Rudersport und Schachspiel, zur Grundlage ihrer Organisationen zu wählen; nur dem direkten Bekenntnis zu einer politischen Partei wird die Duldung versagt. An Reibungen hat es gewiß nicht gefehlt, und auch die Fälle sind nicht ganz selten, in denen die Regierung den Fakultäten ihren Willen aufgedrängt hat. Es beruht aber auf falschen Vorstellungen, wenn man etwa meinen will, daß solche Verletzungen der korporativen Rechte in den alten Zeiten seltener gewesen wären; das gerade Gegenteil konnten wir an Humboldt und Bethmann Hollweg beobachten, von Altenstein und Eichhorn ganz zu schweigen. Heute möchten wir wohl in dieser Beziehung weniger von der Regierung zu besorgen haben als von seiten der Parteien oder kapitalistischer Interessengruppen, die der Regierung selbst ihren Willen in viel stärkerem Grade aufdrängen können als jemals früher. Jedoch brauchen wir uns auch davor nicht so sehr zu fürchten, wenn wir nur dem „Worte“ treu bleiben, auf das wir eingeschworen sind, der Welt der Ideen, für die wir leben, deren „Bekenner“ wir uns nennen. Daß aber dieser Wille und Entschluß heute unsere Lehre und Forschung allseitig und bis auf den Grund durchdringt, dies können wir mit Wahrheit behaupten.

Die Falkische Ära.
Neue Lehrstühle und Berufungen.

Die Abwandlung fällt nicht ganz mit der Gründung des Reiches zusammen; den eigentlichen Einschnitt bilden der Abgang Mühlers und der Eintritt Adalbert Falks in das Kultusministerium (Januar 1872). Damit begann eine zweite „Neue Ära“, die, mit mächtigen Impulsen einsetzend, weit entschlossener noch als die erste in den Gang der wissenschaftlichen Bewegung und damit auch in das Leben der Berliner Universität eingriff. Ihre Höhe erreichte sie unter dem Rektorat Dillmanns, und keinen volleren Ausdruck hat der Geist, der mit ihr zur Herrschaft kam, und der recht eigentlich der in der akademischen deutschen Welt entwickelte deutsche Gedanke war, gefunden als in der Rede, mit der der schwäbische Theologe am 15. Oktober 1875 von dem höchsten Amte der Universität Besitz ergriff. Es wirkte wie eine Kriegserklärung gegen die Richtung, welche seine Fakultät Jahrzehnte hindurch beherrscht hatte, als er von der klerikalen Partei innerhalb der evangelischen Kirche sprach und es eine Lebensfrage für die Theologie nannte, in den Universitätsverband aufgenommen zu werden. „Die Theologie“, so sprach er, „muß als Wissenschaft auch ihre Pflicht tun. Sie muß sich im Kreise ihrer Schwestern sehen lassen können, ohne erröten zu müssen über Nichtgebrauch oder Mißbrauch des einzigen Organs, das der Schöpfer dem Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit gegeben hat, der Vernunft“. Denn der deutsche Geist kenne keine doppelte Buchführung, und die Zeit des „Credo, quia absurdum est“ sei längst vorüber: „Wir bedürfen keiner neuen Reformation, sondern nur der Vollendung der alten“.

Indessen war Dillmann der Einzige in seiner Fakultät, der der kritischen Richtung voll angehörte; sogar in Dorner war, wie tiefsinnig und aufrichtig sein Denken sein mochte, die kritische Tendenz nicht die stärkste seiner Kräfte. Bei dem Versuch, eine zweite Professur für neutestamentliche Exegese zu schaffen, blieb Dillmann mit seinen Kandidaten (er trat für Holtzmann, Keim und eventuell Hausrath ein) allein; und da sich auch sonst noch allerhand Mißverhältnisse und Schwierigkeiten herausstellten, so wußte sich der Minister schließlich nicht anders zu helfen als seine Vorgänger in ähnlichen Fällen auch: er wählte kurzerhand einen eigenen Kandidaten, Pfleiderer in Jena, mit dem Berlins Theologie abermals einen Schwaben aus Baurs Schule erhielt.[1]

Auch in die Juristische Fakultät kam unter dem neuen Minister, der selber, wie seine Räte Greif, Foerster und Heinrich Göppert, Jurist von Bedeutung war, neue Bewegung. Denn auch in ihr stand noch nicht alles so, wie es hätte sein sollen. Für die Pandekten gab es nur einen Ordinarius, im Sommer las keiner, während zu Savignys Zeit noch Rudorff und Dirksen dies Fach mit vertreten hatten; auch das deutsche Privatrecht war nur einmal durch einen Ordinarius besetzt und im Sommer ebenfalls unvertreten, und Richters Stelle seit Jahren verwaist. Diese Mängel wurden bereits in der Öffentlichkeit besprochen, und Berner erwarb sich das Verdienst, durch ein mahnendes Anschreiben an die Fakultät, dem der alte Rudorff sich anschloß, die Sache in Fluß zu bringen. Nun kam man rasch vorwärts; im Laufe eines Jahres wurden Hinschius, Brunner und Dernburg, für den Beseler sich einsetzte, gewonnen. Dem Minister war besonders Hinschius, der ja nur in seinen alten Wirkungskreis zurückkehrte, die willkommenste Erwerbung; niemand konnte ihm bei seinen Kirchengesetzen bessere Dienste leisten als dieser gründliche Kenner der Quellen des kanonischen Rechtes; er trat in eine Stellung ein, wie sein Lehrer Richter sie bei Eichhorn gehabt hatte. 1873 erhielt auch Holtzendorff ein Ordinariat, und zwei Jahre später, nach Heydemanns Tod, trat Levin Goldschmidt, der im Juli 1872 schon an erster Stelle genannt war, in die Fakultät — zwei Beförderungen, die unter den früheren Regierungen kaum möglich gewesen wären.

Tiefer noch hat die Philosophische Fakultät den belebenden Einfluß dieser freigesinnten Regierung erfahren. Zwar ihre stolzeste Erwerbung, Helmholtz, der zu Ostern 1871 der Unsrige wurde, ward noch unter Mühler gemacht; Dubois selbst führte die Verhandlung und brachte den alten Freund an die Stätte ihres gemeinsamen Wirkens zurück. Falk gelang es dann, auch Eduard Zeller, um

1) Die Majorität hatte sich nach langem Hin und Her (der Kampf, der das öffentliche Interesse aufs stärkste beanspruchte, dauerte nahezu drei Jahre) auf Cremer in Greifswald zurückgezogen, den sie Holtzmann entgegenstellte, als der Minister diesem den Vorzug zu geben drohte. Wie dieser Vorschlag an der entscheidenden Stelle aufgenommen wurde, zeigt eine Bleistiftnotiz am Rande der Eingabe von der Hand des Ministerialdirektors Franz Foerster, der Cremer von Greifswald her kannte: „Daran kann gar nicht gedacht werden. Ein solcher Vorschlag ist geradezu unbegreiflich“.

den die Fakultät als Trendelenburgs Nachfolger stürmisch gebeten hatte, den Heidelbergern zu entführen.[1] Es war ein harter Kampf, denn Zeller war am Neckar ganz heimisch geworden, und schon hatten sich die Leipziger bemüht, ihn unserer Universität vorwegzunehmen; aber den vereinten Bemühungen des Ministers und der Fakultät gelang das kaum noch Erhoffte. Es war aber für die Abwandlung des Zeitgeistes bezeichnend, daß jetzt beide Instanzen einmütig nach einem Philosophen ausschauten, der seit Jahrzehnten sein Schwergewicht in der Geschichte seiner Wissenschaft gefunden hatte und sich von dem systematischen Denken seiner früheren Jahre, dessen Mittelpunkt für ihn, den Freund von David Friedrich Strauß, Hegel gewesen war, entfernt und Kantischen Ideengängen sich wieder zugewandt hatte. Ihm folgte ein Jahr darauf Wilhelm Wattenbach, Philipp Jaffés, des früh Verstorbenen, ebenbürtiger Nachfolger, und nach einem ferneren Semester des deutschen Reiches Herold, Heinrich von Treitschke, der damit in der Vollkraft seines Wirkens an die Stelle kam, für die sein ganzes Leben die Vorbereitung gewesen war. Helmholtz aber zog wieder Gustav Kirchhoff nach sich, also daß Berlin nun auch dies Dioskurenpaar besaß, vor dessen Glanz alle andern Namen am Horizonte der Naturwissenschaften verblaßten. Es war, wie in den Anfängen der Universität: wieder mußte die Ruperto-Carola ihre besten Männer hergeben, um die Friedrich-Wilhelms-Universität groß zu machen. Wie aber die älteste der reichsdeutschen Schwestern, so hat auch die jüngste, Straßburgs Hochschule, Berlins Alma Mater mit dem Besten, was sie besaß, genährt. Als erster kam von dort, schon 1877, auf Müllenhoffs Stuhl Wilhelm Scherer. Ihm folgte, nach Adolf Helds allzufrühem tragischen Ende, 1882 Gustav Schmoller, der Erneuerer der historischen Richtung seiner Wissenschaft, der er nun, im Verein mit Adolf Wagner, den wir bereits seit dem Kriegsjahr 1870 besaßen, die der Hauptstadt des Reiches würdige Stellung schuf, welche Berlin solange andern Universitäten hatte überlassen müssen. Und so hat die Universität des Reichslandes in der Folgezeit noch andere ihrer Berühmtheiten an uns abtreten müssen, Waldeyer, Leyden und Scheffer-Boichorst; auch Weizsäcker, der von Göttingen zu uns kam, hatte seine besten Jahre in Straßburg verbracht, und ebendort erreichte Erich Schmidt die erste Stufe auf seiner glänzenden Bahn, die nun, nach einem letzten herrlichen Aufleuchten, so jählings abgebrochen ist.

In Berlin versammelten sich in diesen Jahren, altem Brauche gemäß, die Kandidaten des akademischen Lehramtes in immer wachsenden Scharen; wer sich aber habilitierte, mußte, um vorwärts zu kommen, mehr noch als es bereits Gewohnheit geworden, zunächst in die Fremde gehen — darunter eine Fülle bedeutender Männer, von denen wieder einzelne später zurückgekehrt sind. Unter

1) Trendelenburg starb am 24. Januar 1872 nach längerem Siechtum.

den 19 Ordinarien, die in den 7 Jahren des Falkischen Ministeriums ernannt wurden, sind nur drei aus der Zahl der Berliner Extraordinarien gewählt worden, Kiepert, Foerster und Rammelsberg [1]; während ein einziger (ein nie wieder dagewesener Fall — es war aber Herman Grimm!) unmittelbar vom Privatdozenten zum Ordinarius aufstieg. Noch bedeutsamer ist es, daß in dieser kurzen Zeit nahezu ein Dutzend Ordinariate neu errichtet worden sind, sei es nun, daß ihre Fächer nur von Extraordinarien versehen oder gar nicht besetzt und höchstens durch Privatdozenten vertreten gewesen waren. Ein Beweis ebensosehr für den Anteil, den die Regierung an dem Aufblühen der Universität nahm, wie für die den früheren Zeiten ganz ungewohnte Haltung der Fakultät, die nicht mehr in der Beschränkung, sondern in der Ausdehnung ihrer Lehrfächer das Ziel und die Ehre der Korporation erblickte. Zugleich aber ein beredtes Zeugnis für die unter der neuen politischen Ordnung mächtig einsetzende Entfaltung der Wissenschaften — wobei wieder besonders zu bemerken ist, daß es nicht sowohl (wie man vielleicht meinen möchte) die naturwissenschaftlichen als die philologisch-historischen Disziplinen waren, deren breit ausladende Entwickelung und Verzweigung diese verstärkte Pflege forderte. [2]

Fügen wir hinzu, daß in eben diesen Jahren die beiden großen Ranke-Schüler Heinrich von Sybel und Georg Waitz nach Berlin übersiedelten, der eine als Nachfolger Max Dunckers in der Leitung der Staatsarchive, der andere, um nach dem Tode von Georg Heinrich Pertz die Direktion der Monumenta Germaniae zu übernehmen (während der alte Meister unermüdlich weiter schuf — gerade jetzt wandte er sich den Gebieten zu, welche lange als die Domäne seiner Schüler gegolten hatten), so dürfen wir sagen, daß sich nun zu erfüllen begann, was Friedrich Wilhelm IV. erhofft hatte, als er die Koryphäen des deutschen Geistes um seinen Thron versammeln wollte, und was Johannes Müller von Schaffhausen bereits zu Anfang des Jahrhunderts als die Absicht Friedrich Wilhelms III. verkündigt hatte, Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpunkte deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen: was Preußens Könige in dem alten Deutschland auf Wegen des Friedens vergebens erstrebt hatten, der Sieg der Waffen und die Macht, die sie geschaffen, haben es vollbracht.

---

1) Kiepert folgte Ritter nach 12, Foerster Encke nach 10 Jahren. Rammelsberg hatte im Ordinariat keinen Vorgänger gehabt; er hat es sich in 34 Jahren ersessen; seine Beförderung mag mit Rücksicht auf die Berufung Webskys als G. Roses Nachfolger erfolgt sein, mit dessen Studienkreis der seine sich so nahe berührte.

2) Es waren die Lehrstühle für Nitzsch, Ebel, H. Grimm, Wattenbach, Jagic, Schrader, Zupitza und Scherer. Dagegen in der naturwissenschaftlichen Gruppe nur Eichler, der 1878 als zweiter Botaniker (neben Schwendener) für Braun kam, G. Kirchhoff (der übrigens als Ersatzprofessor für Dove († 1879) anzusehen ist) und Rammelsberg, für den aber das vorhin Gesagte gilt. Treitschke und Held dürften gleichfalls hierher gestellt werden, mögen auch für jenen formell Raumer († 1873) und für diesen etwa Helwing († 1875) als Vorgänger aufzufassen sein.

Frequenzzahlen der Universität in ihrem ersten Jahrhundert.

[1]Um so merkwürdiger ist der Gegensatz, in dem der Besuch der Universität in den ersten Jahren des neuen Reiches zu dieser Fürsorge der Regierung stand: statt des Aufschwunges, den jedermann erwarten mußte, kam es zu einer tiefen Depression. Die Studentenzahl, die schon 1818 das erste Tausend erreichte und es 1821 dauernd überschritt, war in zwölf weiteren Jahren (es waren die der Hegelschen Ära) bereits bis auf das zweite Tausend gekommen. Dann war ein Abstieg erfolgt, der seine untere Grenze im Sommer 1849 (nach der Revolution und in der Cholerazeit) mit 1152 Immatrikulierten erreichte. Allmählich ging es wieder aufwärts; aber noch das Jubiläumssemester 1860, das doch unverhältnismäßig viele Studenten anzog, sah nicht mehr als 1620 auf seinen Listen; so daß das Fest die Blicke auf eine verlorene Glanzzeit der Universität zurücklenken mußte. Hierauf setzte — unter Schwankungen freilich, die mit den politischen Ereignissen zusammenhängen mochten — neues Wachstum ein; das zweite Tausend erreichte man wieder nach drei Jahren, und im Winter 1871, als die Kriegsfreiwilligen zurückkamen, schnellte die Zahl gleich um mehr als 500, bis auf 2603 empor. Und gerade da kam jene Depression, die im Sommer 1873 die Frequenz bis auf 1590 herunterdrückte. Der Stand vom Winter 1871 ward erst 6 Jahre später von neuem erreicht, nun aber sogleich (bis auf 2834) überstiegen. Und von nun ab geht es fast ohne Aufhören (nur Anfang der 90er Jahre gibt es noch einen kurzen Stillstand) in die Höhe: 1878 wird das dritte, 1880 das vierte, 1884 das fünfte, 1899 das sechste, 1903 das siebente, 1908 das achte Tausend voll; im Winter 1909/10 betrug die Gesamtzahl der zum Hören Berechtigten 14000, im Sommer darauf (dem von jeher in Berlin beobachteten Unterschied zwischen den Winter- und Sommersemestern entsprechend) 12000. So ging unsere Universität ihrer Jahrhundertfeier entgegen.

Allgemeines Wachstum der Universitäten im neuen Reich und Berlins Anteil daran.

Mögen nun auch die großen Namen, die wir unter dem Ministerium Falk gewonnen haben, einiges zu diesem Anschwellen der Besuchsziffer unserer Alma Mater beigetragen haben, so wäre es doch verkehrt, wollte man das Hauptmoment dafür in der Bedeutung ihrer Lehrer suchen. Nahmen doch an der Frequenzerhöhung sämtliche deutsche Universitäten teil. Ja, Berlin hat, mögen seine Zuhörerzahlen absolut die größten sein, nicht einmal die höchsten Prozentzahlen aufzuweisen. München, das schon im Sommer auch absolut genommen nur wenig zurücksteht, ist ihm darin seit 1890 weit vorangekommen; ebenso u. a. Freiburg und

1) Von hier ab bis zum Schluß vergl. meine Rede zur Jahrhundertfeier der Universität und die Rektoratsrede vom 15. Oktober 1911 („Freiheit und Macht im Lichte der Entwickelung unserer Universität"), ferner für die Institute den ganzen dritten Band; zum Statistischen die Statistik von Friedrich Lenz ebenda und dessen zusammenfassenden Bericht darüber in Schmollers Jahrbuch 1910, S. 439ff.

Bonn, das bereits die vierte Stelle hinter Leipzig inne hat; sogar Kiel und Rostock ziehen heute im Verhältnis stärker an als des Reiches Hauptstadt. Von 1870 bis 1890 mit über 17 v. H. der deutschen Studentenschaft stabil geblieben und von da ab sinkend, nahm Berlins Universität im Jahre des Jubiläums nicht viel mehr als 15 v. H. in Anspruch; es blieb mit Leipzig hinter dem Gesamtwachstum, und mit den preußischen Universitäten hinter den nichtpreußischen, besonders den süddeutschen, zurück; weniger die Großstadt als die kleinen Musensitze locken heute Deutschlands Studenten an, und nur München, das ihnen beides bietet, das starkströmende Leben der großen und das Behagen der kleineren Stadt, dazu die Reize der nahen Alpenwelt, kann sich mit jenen messen.

Mehr schon hat die Zugehörigkeit zu dem Staat oder auch nur der Provinz für den Besuch unserer Universitäten zu bedeuten. Aus Berlin und Brandenburg stammte 1910, wie 100 Jahre zuvor, ungefähr ein Fünftel aller dort Studierenden, wovon heute natürlich die Mehrzahl auf die Hauptstadt selbst entfällt: die Weltstadt mit ihren zahlreichen Schulen bedingt es. Dennoch ist Berlins Anteil in bezug auf das sonstige Altpreußen (das ihm anfangs über die Hälfte der Gesamtzahl sandte) bis auf ein Drittel gefallen; während aus dem übrigen Deutschland bis 1880 ein Fünftel, von da ab mehr als ein Viertel die Universität der Reichshauptstadt aufgesucht hat. Immerhin fesseln die örtlichen und staatlichen Verhältnisse, zumal die Prüfungen und die Aussichten auf Anstellung die Studierenden an den Boden der Heimat, obschon auch darin die Ausgleichung der Prüfungsordnungen und Anstellungsmöglichkeiten, die leichten und billigen Verkehrsbedingungen, und nicht am wenigsten die gestiegene Lebenslage der Studenten Wandel geschaffen haben. Denn den stärksten Antrieb zu dem unerhörten Wachstum der höchsten Bildungsstätten der Nation gab doch deren soziale und wirtschaftliche Entwickelung — wobei freilich zu beachten ist, daß diese selbst erst durch die Gründung des Reiches und die Gesetze wie die Organe, die es sich gab, ermöglicht war, der letzte und alles beherrschende Gesichtspunkt also doch wieder in der Politik, auf dem Boden der Macht zu suchen ist.

Tiefste Ursache dieses Wachstums: die Entwickelung der nationalen Kraft.

Eindrücke, die um so stärker wirken, als es heute ja nicht mehr, wie vor 1870, neben den Universitäten wenige Akademien für Land- oder Forstwirtschaft und Gewerbe sind, welche eine höhere wissenschaftliche Berufsbildung vermitteln (auch sie zum Teil, so in Berlin, nur wieder Abzweigungen von den Universitäten), sondern eine stets wachsende Zahl in sich wohlgegliederter, universitätsmäßig ausgebildeter Hochschulen der Technik, des Handels, der Verwaltung und aller Zweige der nationalen Arbeit und Wirtschaft, meist staatlicher, aber auch kommunaler oder gar privater Natur, ganz zu schweigen von den ebenfalls Jahr um Jahr sich mehrenden Sammlungen, Versuchsstationen, Forschungsinstituten, Gesellschaften aller Art, welche der Entwickelung der deutschen Wissenschaft und dem Aufbau des nationalen Lebens dienen wollen.

Bedeutung der nationalen Einheit für die Einheitlichkeit und die Autonomie des wissenschaftlichen Bewußtseins.

Wie aber die Kraft, so ist auch die Einheit der Nation in der Fülle dieser Bildungsanstalten zu gewaltigem Ausdruck gekommen. Heute wäre es nicht mehr denkbar, daß etwa an der Isar-Universität das katholisch-bajuvarische Wesen sich wieder so breit entfalten könnte, wie es dort zur Zeit Röschlaubs und des älteren Döllinger sogar in der medizinischen Fakultät noch möglich war und 1849 im Rückschlag gegen die Revolution noch einmal drohte, oder daß die deutschen Regierungen, wie es unter der Herrschaft der Karlsbader Beschlüsse geschah, die Sperre über gewisse Universitäten verhängten — oder etwa gar, daß die Zeiten des alten Reiches wiederkämen, als noch die Grenzen des Territoriums und der Konfession meist zusammenfielen und die Universitäten integrierende Bestandteile ihrer Staaten gewesen waren, Schulen, in denen diese ihre Beamten erzogen, und die sie darum in Einklang mit dem Geist ihrer Politik zu erhalten suchten. Sogar die Zeit unserer Einigungskämpfe, die ja auch ein Ringen der Regierungen gegeneinander waren, hat noch etwas von dem territorialen Charakter der älteren deutschen Universitätsgeschichte an sich: wenn etwa Friedrich Wilhelm IV. den Glanz seiner Krone durch die Berufung Schellings und anderer Koryphäen des deutschen Geistes zu erhöhen suchte, oder wenn in den Disziplinen, die sich mit Staat, Kirche und Gesellschaft befaßten, Universitäten wie Tübingen und Heidelberg die Führung übernahmen, entsprechend den Strömungen, die im deutschen Süden und Westen mächtig waren; denn auch in den auf die Einigung hindrängenden Tendenzen schwangen, mochten sie kleindeutsch oder großdeutsch gerichtet sein, immer noch partikulare Wünsche und Gedanken mit. Das neue Reich hat alles ausgeglichen: dem Geiste der Objektivität, ruhiger Betrachtung, vorurteilsloser Forschung, der heute die Geisteswissenschaften nicht weniger durchdringt als die Naturwissenschaften, hat es freiere Bahn gemacht; die Zuversicht zur Erkenntnis, den Glauben an sich selbst hat es auch in den Wissenschaften neu gestärkt, die sich den Lebensformen der Nation widmen und darum das in Staat und Kirche, in Recht und Wirtschaft Gültige auf seine sittliche und historische Berechtigung zu prüfen berufen sind.

Gewiß, die Universitäten sind in erster Linie noch immer Organe der Einzelstaaten, dem Charakter der Reichsverfassung gemäß, der diesen die Pflege des geistigen Lebens überließ, und der Wetteifer der Regierungen in der Sorge für die ihnen anvertrauten Institute ist heute größer als jemals früher; nur wenige begnügen sich mit der bescheidenen Rolle, für den Nachwuchs ihrer akademischen Beamtenschaft und Berufe Kostgänger bei andern Bundesstaaten zu sein. Jedoch verfolgen alle dieselben Ziele und arbeiten in gleichem Geiste; die Einheit des wissenschaftlichen Bewußtseins wird dadurch so wenig gestört wie die politische Einheit der Nation durch die Eingliederung der Staaten selbst in den Gesamtbau des Reiches. Der Genius der Nation ist gerade in dieser Verschmelzung

der partikularen Energien mit dem Gesamtwillen der Nation zu seiner vollen Entfaltung gekommen.

Rückwirkung auf die Stellung unserer Universität zu ihren Schwesteranstalten im Reich.

Für Berlins Universität hat dies die Folge gehabt, daß eine privilegierte Stellung für sie ebenso unmöglich geworden ist wie für Preußen innerhalb des Reiches; sie ist, wie ihr Staat, nur unter gleichen die erste. Wer würde noch daran denken, wie es Friedrich Wilhelm IV. vorschwebte, ihr eine Art Gardestellung auch nur unter den preußischen Universitäten zu geben, oder mit Altenstein sie zur Zentraluniversität machen zu wollen, oder gar nach den Plänen Beymes und seines „seligen“ Engel sie auf die Höhe einer über den Universitäten schwebenden „allgemeinen Lehranstalt“ zu erheben, ohne Promotionen und akademische Ämter, lediglich zu dem Zweck, den auf den Provinzuniversitäten zum Staatsdienst vorbereiteten und geprüften Anwärtern auf den öffentlichen Dienst einen höheren akademischen Schliff zu geben, sie noch einmal und ausschließlich die Luft reiner Wissenschaft atmen zu lassen! Daß die Hauptstadt des Reiches zumal für die Lehrer eine besondere Anziehungskraft hat, ist erklärlich. Jedoch war das in den Anfängen des Reiches wohl noch mehr der Fall als in den Jahren, da sie zur Weltstadt emporwuchs. Heute besinnt man sich bereits, ob man einem Ruf an die Berliner Universität Folge geben soll, und mehr als ein mal haben sich Berliner Ordinarien dazu entschlossen, einen andern Lehrstuhl aufzusuchen. Denn die Sorgfalt, mit der die kleinen Regierungen sich ihrer Universitäten annehmen, steht derjenigen, deren sie sich in Preußen erfreuen, um nichts nach, und ihr Verhältnis zu ihnen ist vielleicht intimer, als es in dem Großstaat möglich ist. Indessen ist auch Preußens Regierung von einer Bevorzugung Berlins längst zurückgekommen; und auch in den Provinzuniversitäten gewähren Institute und Seminare die gleiche, vielleicht eine bessere Gelegenheit zum Lehren und Forschen, und größere Muße dazu, als es in dem Trubel der Weltstadt und den Anforderungen der Weltuniversität gegenüber möglich ist. Daß es ihren Dozenten auch an Zuhörern nicht fehlen kann, beweisen die Zahlenverhältnisse, von denen wir sprachen; und wenn sie hinter Berlin zurückbleiben, so sind der Lehrer, die sie in Anspruch nehmen können, um so weniger, und diese darum vielleicht in der Lage, mehr Studenten um ihr Katheder zu versammeln als ihre Berliner Kollegen: nur daß die Annehmlichkeiten der kleineren Universitäten, zumal im Sommer, auch für die Kommilitonen zu groß sind, um sie dauernd an die Vorträge ihrer Lehrer zu fesseln — ein Motiv, das nicht nur für den Besuch dieser Universitäten selbst, sondern auch für die Wahl der Semester, in denen man sie zu beziehen pflegt, sehr wirksam ist. Auch für die Studenten hat Berlins Alma mater den Ruf, den bereits der junge Feuerbach an ihr hervorhob, eine Arbeitsuniversität zu sein, behalten.[1]

1) Vgl. den Bd. II, 1, S. 183 zitierten Brief F.'s an seinen Vater vom 6. Juli 1824: „Wahre Kneipen sind andere Universitäten gegen das hiesige Arbeitshaus“.

Die Frequenzzahlen der Fakultäten und ihr Zusammenhang mit der allgemeinen Entwickelung.

Nun haben ja freilich nicht alle Fakultäten an dem allgemeinen Wachstum gleichmäßigen Anteil gehabt. Die Theologen Berlins erreichten das Maximum ihrer Zahl im Verhältnis zur Gesamtheit der Studierenden im letzten Lustrum Hegels und Schleiermachers; jeder dritte Berliner Student war damals Theologe. Mit dem Sommer nach Schleiermachers Tode begann, wie schon bemerkt, der Abstieg, der im Winter 1848/49 mit 174 Studierenden seinen Tiefstand erreichte — in dem Moment, als die Reaktion siegreich ihr Haupt erhob. Immerhin war in dem Revolutionslustrum die Verhältniszahl zur Gesamtheit noch 15,45 v. H.; während in dem Wintersemester, das Dillmann mit dem Kampfruf gegen den Klerikalismus in der Kirche des Evangeliums eröffnete, die absolute Zahl der Berliner Theologiebeflissenen 162 war und ihr Verhältnis zu der Gesamtheit in der Zahl 6,08 v. H. zum Ausdruck kam. Im Winter 1909/10 studierten an der Universität wieder 356 Theologen (gegen 641 im Wintersemester 1830/31), darunter 3 Frauen, aber die Verhältniszahl war bis auf 4,05 v. H. gefallen — d. h. auf 25 Kommilitonen kam ein Theologe.

Offenbar, wissenschaftlichen Motiven kann man keinen Einfluß auf diese Zahlen zuschreiben. Möglich, daß Schleiermachers und Hegels überragende Stellung eine gewisse Anziehungskraft ausgeübt hat — wenigstens auf Jünglinge vom Range eines Vatke und David Friedrich Strauß; niemals in der Tat haben sich relativ soviel Ausländer unter den Berliner Theologen befunden wie in den letzten Jahren dieser Großen. Aber auch das Gegenteil von Wissenschaft scheint die Frequenz in dieser Fakultät kaum beeinflußt zu haben, obschon unter der Alleinherrschaft Hengstenbergs ein sichtlicher Aufschwung erfolgte. Eher könnte man sagen, daß Dillmanns Schlachtruf abschreckend auf die Küster- und Pastorensöhne gewirkt habe, welche an der Berliner Universität ihre geistige Nahrung zur Vorbereitung auf die Kanzel suchten; wenigstens fürchteten dies Dillmanns Kollegen, als er ihnen Holtzmann als seinen Kandidaten nannte: es war einer der Gründe, die sie in ihrem Gutachten an den Minister gegen diesen Anhänger des Protestantenvereins geltend machten. Auch die Lehrer der Theologie können sich, wie es ja nur dem Charakter und der Bestimmung ihres Amtes entspricht, an Zahl mit denen der andern Fakultäten nicht messen, mögen sie sich auch gegen das Anfangsjahr um das Fünffache vermehrt haben: die Ordinarien nehmen daran doch wenig Anteil; ihre Höchstzahl (10) haben sie in den 80er Jahren zum erstenmal erreicht, auch im Jubiläumsjahr sind sie darüber nicht hinausgekommen.

Mit der Zahl ihrer Dozenten steht die Juristische Fakultät den Theologen nur um weniges voran, was auch bei ihr der praktische Zweck und die Geschlossenheit ihres wissenschaftlichen Horizontes erklärlich machen. Umgekehrt dagegen liegt es für die Zuhörer. Nicht, daß deren Zahl relativ gestiegen wäre; sie ist insoweit mit einem Drittel bis zu einem Viertel der Gesamtzahl stabil geblieben;

und nur zu Anfang der 50er Jahre zeigte sich ein erheblicher Aufschwung. Aber absolut genommen ist die Frequenz in dieser Fakultät unter dem neuen Reich enorm gewachsen. Der Grund liegt wieder in der Kraftentwickelung der Nation, ihrem Wachstum an Reichtum und Volkszahl, und in den dadurch sich immer steigernden Bedürfnissen der Verwaltung, der Rechtspflege, wie auch der Industrie und des Handels selbst.

Wieder anders stellt sich uns das Bild der Medizinischen Fakultät dar. Keine Wissenschaft hat sich so sehr gespalten wie die von der Heilkunst. Dem entspricht es, daß aus den 7 ordentlichen Lehrstühlen, mit denen die Fakultät ins Leben trat, in einem Jahrhundert 18 geworden sind, wozu noch 13 Honorarprofessuren kommen. Wenn aber die Fakultät im Jubiläumsjahr außerdem 42 Extraordinarien zählte statt des einen, mit dem sie anfing, und 129 Privatdozenten statt 7, so steht dies kaum in einem angemessenen Verhältnis zu dem wissenschaftlichen, und noch weniger zu dem Lehrbedürfnis; denn die Zahl der Studenten ist, mag sie sich auch nahezu verdreifacht haben (auch dies wieder eine Folge der Kraftentfaltung der Nation), im Vergleich zur Gesamtzahl von einem Drittel auf ein Sechstel gesunken.

Den Löwenanteil an der ins Riesenhafte gehenden Entwickelung der letzten Jahrzehnte hat die Philosophische Fakultät. Gerade sie aber nahm in den ersten Zeiten der Universität mit der Zahl ihrer Studenten fast den untersten Platz ein[1]; und wenn ihr Lehrkörper sogleich der größte war, braucht man doch

1) Den Theologen war sie in den ersten 12 Jahren ein wenig voraus; vom Sommer 1822 blieb sie auch hinter diesen, und bald sehr weit zurück: im Wintersemester 1830/31 mit 266 gegen 641. So blieb es bis zum Sommer 1840. Im nächsten Semester kam der Umschwung (390 gegen 362). Die Juristen waren Michaelis 1810 um 4 Immatrikulierte hinter den Philosophen zurückgeblieben. Danach aber hatten sie durch fünf Jahrzehnte hin das Übergewicht, zuweilen um nahezu 200, in den 50er Jahren sogar um das Doppelte und darüber. Zuerst im Sommer 1860 hatten die Philosophen die höhere Zahl, in deren Besitz sie lange Zeit blieben. Anfang der 70er Jahre stieg die Differenz zu ihren Gunsten sogar sehr bedeutend. (Sommersemester 1873 615 gegen 465). Bald aber schnellen Beider Zahlen rasch in die Höhe. Im Wintersemester 1875 sind es 807 Juristen, 911 Philosophen. Ein Jahr darauf überschreiten Beide die Tausendgrenze, jene um 3, diese um 67. Und fortan bleiben die Juristen den Philosophen lange hart auf den Fersen. Unter der Depression der 90er Jahre leiden beide Fakultäten, die Philosophen noch mehr als die Juristen, so daß diese jenen seit dem Winter 1893/94 wieder voran kommen. Zwei Jahre währte dies; dann, bei gemeinsamem Anstieg, nahmen die Philosophen wieder die Spitze, um sie nicht wieder zu verlieren. 1897 erreichen sie, ein Jahr darauf die Juristen das 2. Tausend; hinter dem 3. Tausend sind diese überhaupt zurückgeblieben, die Philosophen überschreiten es 1903, und das 4. schon 2 Jahre vor dem Jubiläum. Jedoch gelten alle diese Zahlen nur für die Wintersemester: denn im Sommer sind die Juristen von jeher, relativ oder auch absolut, sehr viel weniger in Berlin zu finden gewesen als die Philosophen; es sind die Monate, da jene als die meist besser Situierten die „Sommeruniversitäten" am Neckar- und am Isarstrand, und neuerdings besonders das schöne Freiburg im Breisgau aufsuchen, also daß die Alma Mater Berolinensis von ihrer philosophischen Fakultät doch mehr hat als von der juristischen. Diese Differenz bestand, wie gesagt, längst; besonders sichtbar wird sie aber im erst Sommer 1872 — d. h. im neuen Reich

nur die Dozentenzahlen vom Anfang und Schluß des Jahrhunderts zu vergleichen, um zu sehen, wie weit die Fakultät bei der Gründung der Universität von der heute erreichten Höhe ihrer Entwickelung noch entfernt war.[1]

Zerfall der philosophischen Fakultät in ihre Fachwissenschaften: so wie Fichte es hingestellt hatte.

Freilich, der Gedanke ihrer inneren Einheit, den Schleiermacher beim Aufbau der Universität festgehalten, auf dem er ihre akademischen Würden, Magisterium und Doktorat, aufgebaut hatte, ist dabei in die Brüche gegangen. Fichte hat Recht behalten, wenn er die vierte Fakultät nur als eine negative Ausscheidung dessen, was nicht zu den drei sogenannten höheren Fakultäten gehöre, bezeichnete und im Namen der Philosophie selbst gegen die zu häufige Austeilung ihres Doktortitels protestierte, unter der die eigene Würde leiden müsse. Wenn er daran den Vorschlag knüpfte, diese Würde nur denjenigen zu erteilen, die wirklich in der wissenschaftlichen Philosophie Meister seien, sonst aber nur Doktoren der Philologie, der Chemie usw. zu kreieren, so entspricht dies genau dem Charakter, den die Promotionsprüfungen mit der Zeit erhalten haben. Der Riß zwischen den Geisteswissenschaften, wie man sie nennt, und den dem Naturerkennen gewidmeten Disziplinen geht mitten durch die philosophische Fakultät hindurch; die Philosophie selbst ist heute in zwei Hälften gespalten, also daß man schon zweifeln kann, zu welcher der beiden Sparten man die Fachphilosophen nach ihrer Richtung und ihrem Spezialgebiete zu stellen hat. Ein Bündel von Fachwissenschaften ist die Fakultät geworden, in der Schleiermacher den „Verein“ hatte sehen wollen, welcher die Ursprünglichkeit des wissenschaftlichen Lebens und die durch die Philosophie verbundene Einheit der Wissenschaften am reinsten und vollkommensten darstelle. Die in ihr zusammengefaßten Disziplinen haben sich von jedem Zwang der Systematik freigemacht; eine jede hat sich auf sich selbst gestellt, in die Schranken ihrer empirischen Methoden sich eingeschlossen. Vergebens sind alle Bemühungen gewesen, ein gemeinsames Band, sei es durch die Philosophie oder durch humanistische Bildungsformen, um sie zu schlingen; sie haben alles bis auf den Rest zerrissen. Umsonst waren auch die Versuche, durch die Beschränkung auf Nominalprofessuren oder durch die Prüfungs- und Promotionsordnungen den Zusammenhang zu wahren. Geblieben sind von alledem nur die philosophische Fachprüfung — und das pekuniäre Privileg der Sedecim, das daran geknüpft war, und das die Beteiligung an allen Arbeiten der Fakultät, vorzüglich aber an den Prüfungen in ihrem ganzen Umfange zur Voraussetzung hatte. Heute hat es diesen Sinn längst verloren und ist zu einem bloßen Anciennitätsvorrecht geworden. Ein letztes Petrefakt war jene stereotype

1) Sie begann mit 13 Ordinarien und je 6 Extraordinarien und Privatdozenten. Die entsprechenden Zahlen des Jubiläumsjahres sind 60 (dazu noch 10 Honorarordinarien), 46 und 122. Die von 1846/47 waren: 34, 32, 25. Nach der Revolution trat ein beträchtliches Sinken ein, bis zu Falk hin. 1874/75 saßen in der Fakultät wieder 32 Ordinarien, 1887/88 40; Privatdozenten hatte sie damals 56; deren Höchstzahl wies das Jahr 1908/09 auf: 123.

und seit Jahrzehnten nie beantwortete Frage, die der Dekan am Schluß jedes Rigorosums an die anwesenden Kollegen zu richten hatte: „Wünscht noch jemand der Herren die Prüfung des Kandidaten N. fortzusetzen?“; es ist zugleich mit dem am Ende völlig verkümmerten lateinischen Gepränge des Promotionsaktes, das nur noch von der theologischen und juristischen Fakultät festgehalten wird, wenige Jahre vor dem Abschluß des Jahrhunderts abgeschafft worden[1] — wiederum entsprechend der Forderung, welche Fichte im Dezember 1810 im Namen der Fakultät selbst als ihr erster Dekan dem Ministerium eingereicht hat.[2]

Unaufhaltsam und, je näher dem Jahrhundertsende, um so rascher ist dieser Prozeß vorwärtsgeschritten. Immer von neuem erweitern, vertiefen, spalten sich die Einzelwissenschaften, und jedes neu sich abzweigende Fach, das die wachsende Erkenntnis aus den Abgründen der Forschung hervortreibt, sucht sich abzugrenzen und den ihm zusagenden Boden zu finden, auf dem es eigene Wurzeln schlagen und neue Sprossen entwickeln kann. Die philosophische Fakultät aber hat ihren Widerstand gegen diese Eigenkraft der Wissenschaft längst aufgegeben und eingesehen, daß hier nicht Zersplitterung und Verengung, sondern Entfaltung und die Fülle wachsender Erkenntnis am Werke sind.

Immer stärkerer Ausbau der drei „oberen“ Fakultäten zu Fachschulen.

Auch haben die drei oberen Fakultäten, denen Schleiermacher, beherrscht von seinen romantischen Vorstellungen, die philosophische Fakultät als Grundlage und Durchgangsstufe aufdrängen wollte, solche Ansprüche niemals geduldet; sie haben sich im Gegenteil um so mehr auf sich selbst zurückgezogen und sich ausgebaut, indem sie Elemente, die ihnen die philosophische Fakultät darbot, aufnahmen und ihren Zwecken gemäß ausbildeten. So machten es die Theologen, und so die Juristen mit den historisch-philologischen Methoden für die Interpretation und die Edition ihrer Quellen und für alles, was sich bloß historisch verstehen läßt, wie sie auch ihre Systematik philosophisch zu unterbauen trachteten; während die Mediziner die Erfahrungen und Erkenntniswege der naturforschenden Gruppe der philosophischen Fakultät in ihren unmittelbaren Dienst zogen. Gerade dadurch haben sie alle drei (recht im Gegensatz zu der philosophischen Fakultät) eine Einheit und Geschlossenheit gewonnen, wie sie sie früher nicht besaßen. Dies freilich in der Theorie weniger als in der Praxis. Denn ideell würden etwa die Juristen gewiß nichts dagegen haben, sie mögen es sogar wünschen und ihren Schülern empfehlen, philosophische, historische und womöglich auch philologische Kollegia zu hören. Aber wie die Dinge liegen, werden dies fromme Wünsche bleiben, und die Zeit, da Savigny fünfzehn juristische Stunden als Höchstmaß in der Woche für seine Schüler nannte, damit sie eben jene Fächer, vor allem Philologie, hören könnten, wird schwerlich wieder-

1) 1902 unter dem Dekanat des Verfassers dieses Werkes.

2) Vgl. Bd. I, S. 362ff.

kommen; denn die vorgeschriebene Studienordnung, von der die Studierenden der Jurisprudenz nicht abweichen dürfen, wenn sie das von ihren Examinatoren geforderte und in den Prüfungsordnungen bestimmte Maß der Kenntnisse erreichen wollen, wird ihnen kaum die dazu gebotene Zeit übrig lassen. Vollends die medizinische Fakultät hat ihre Lehrkurse Semester für Semester so bis ins einzelne ausgebildet, daß sie ihre Studenten ganz in ihren Bann gezogen hat und ihnen, soweit sie dieselben zu anderen Fakultäten hinüberschickt, kaum andere Vorlesungen und Übungen gestattet als diejenigen, die für ihre eigensten Zwecke sich nicht umgehen lassen.

Mit andern Worten, die Einheit und Geschlossenheit, deren sich die drei „oberen“ Fakultäten erfreuen, entstammt nicht den Prinzipien ihrer Wissenschaften, sondern der praktischen Bestimmung, für die sie geschaffen wurden.

Analoge Entwickelung innerhalb der philosophischen Fakultät.

Nun pflegt man ja wohl zu hören, daß dies bei der philosophischen Fakultät anders sei, daß sie in ihrer Gesamtheit dem Begriff einer Universitas litterarum wirklich ganz nahe komme, da sie ja in der Vereinigung ihrer Wissenschaften um einen ideellen Punkt, den der reinen Idee des Erkennens, jenen „wissenschaftlichen Verein“ darstelle, um dessenwillen Schleiermacher die dem Range nach niedrigste der Fakultäten in Wahrheit als die Herrin aller übrigen proklamiert hatte. Indessen Fichte, wie wir wissen, hatte auch dies geleugnet, und die Wirklichkeit trägt in der Tat ein anderes Gesicht. Gelehrte, die, wie Haupt und Lachmann, neben der klassischen auch die moderne Philologie in drei oder mehr Sprachen und Literaturen beherrschten oder auch nur, wie Müllenhoff, die germanische Philologie mit der antiken verbänden, sind nicht mehr da; und kaum möchte sich noch ein Student finden, der beides miteinander zu verknüpfen suchte. Vergebens stemmte Johann Gustav Droysen sich der fortschreitenden Teilung des historischen Studiums entgegen: der Erfolg war nur, daß unter ihm kaum noch Dissertationen gemacht wurden; ihn selbst zog das Übergewicht der Stoffmassen, in die er sich versenkte, aus dem alten Bereich seiner Forschung, in den er so tiefe und scharfgezogene Linien gegraben hatte, hinweg. Und heute kann man sich schon fast freuen, wenn Studierende der klassischen Philologie etwa mit der alten Geschichte, Anglicisten und Romanisten mit der Staatengeschichte ihrer Epoche Fühlung nehmen, oder wenn das Studium der deutschen Kaiserzeit seine Jünger dazu führt, auch der Geschichte der westeuropäischen Kultur im Mittelalter einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mit einem Wort, auch die philosophische Fakultät ist der Gefahr nicht entgangen, sich in Fachschulen mit praktischen Zielen aufzulösen, die mit ihren Seminarien und Laboratorien jede eine kleine Welt für sich bilden und sich mehr und mehr gegeneinander abzuschließen drohen.

Unvermeidlichkeit dieses Prozesses; Folge der

Ein Prozeß, den keine pädagogische Kunst, kein noch so fein gegliedertes System der Verteilung und Überlieferung des Lehrstoffes aufhalten wird, da er

Zweckbestimmung der Universitäten als Lehranstalten, in Verbindung mit der Entfaltung der Wissenschaften

eben mit dem Fortschreiten der Erkenntnis selbst gegeben ist. Die Universitäten sind nun einmal ihrer Bestimmung nach nicht Forschungsinstitute, sondern noch heute das, was sie von jeher waren: Lehranstalten — dies freilich im Sinne der Ausbildung des wissenschaftlichen Denkens und der Unterweisung in den Methoden wissenschaftlicher Arbeit. Wir wollen nicht bloß nach der Lehrweise früherer Jahrhunderte unsern Schülern bereitgestellte Stoffe überliefern, auch nicht bloß den Fortschritt der Gedanken, den Gang gelehrter Untersuchungen, die Entstehung ihrer Ergebnisse im Kathedervortrag vor ihnen ausbreiten, sondern wir wollen sie auch in die Forschung selbst einführen; Arbeitsgenossen, Kommilitonen der Größten im Reiche des Wissens sollen sie werden, wie klein immerhin der Bezirk sein mag, den sie zunächst ihr Eigen nennen. Wir sollen sie zu lernen lehren — so war ja auch Schleiermachers Wahlspruch. Wenn jener aber dies Wort dahin verstand, daß die Universität, als die Mitte zwischen Schule und Akademie, nur eben die Idee der Wissenschaft in den mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen erwecken wolle, indem sie die Prinzipien und gleichsam den Grundriß alles Wissens auf solche Art zur Anschauung bringe, daß daraus die Fähigkeit entstehe, sich in jedes Gebiet des Wissens einzuarbeiten, so hat die Entwickelung der Wissenschaft es mit sich gebracht, daß wir bereits auf der Universität jeden unserer Hörer auf das besondere Gebiet des Wissens, das er sich erwählt, hinführen und ihn dort arbeiten, heimisch werden lassen. Das letzte Ziel ist das gleiche geblieben, aber Inhalt und Umfang des Studiums und die Methoden des Lehrens und Lernens mußten sich wandeln, den Wegen folgen, in welche die Entfaltung der Wissenschaft, ihr Auseinandertreten in stets engere Kreise, alle Forschenden mit einer aus der Tiefe der Idee der Wissenschaft selbst hervorquellenden Notwendigkeit hineinzwang.

Einwirkung auf die Entwickelung der Institute und Seminare.

Allzu voreilig war es doch von Hegel gewesen, als er den Gebrauch physikalischer Apparate zwar für das Gymnasium forderte (damit nämlich die jungen Leute in dem Alter, worin das untheoretische Sehen dieser Erscheinungen und deren Anwendung auf mancherlei Spiele noch schicklich sei, hiermit bald fertig würden), für die Universität aber dergleichen nahezu verbieten wollte, weil die wissenschaftliche und mathematisch behandelte Theorie dessen fast gar nicht bedürfe und diese für die Universität allein sich schicke.[1] Freilich, eine Regierung, für deren gesamte Politik äußerste Sparsamkeit das Leitmotiv bildete, und die überdies stolz war auf den Glorienschein, mit dem diese Philosophie sie selbst umgab, konnte mit solchen Anschauungen ganz zufrieden sein. Und so ließ sie es sich zwar gefallen, daß Heinrich Rose sein Laboratorium auf seine Kosten bei

1) S. Bd. II. 1, S. 225. Noch schroffer brachte Fichte solche Gedanken zum Ausdruck, wenn er jeden Anspruch verwarf, von unten her, sei es durch Bücherstudium oder durch Experimente, durch die auf dem Boden der Erfahrung hinkriechende Kleinarbeit den Bau der Wissenschaft emporzutürmen. S. Bd. I, S. 119.

Mitscherlich und später in der eigenen Wohnung einrichtete, und daß Magnus, solange er lebte, Haus und Vermögen dazu her gab: aber für Paul Erman, der über keine eigenen Mittel verfügte und keinen Apotheker, der ihm mit Apparaten hätte aushelfen können, zum Bruder hatte, fand sie kein Geld in den Kassen; daß sie für die dilettantischen Versuche eines Leopold von Henning über Goethes Farbenlehre doch noch einiges übrig hatte, sogar ein Auditorium zur Verfügung stellte, verdankte dieser lediglich seiner Freundschaft mit den beiden Fürsten in den Reichen der Dichtung und der Philosophie.

Etatszahlen. 150000 Taler hatte Wilhelm von Humboldt, wie wir uns erinnern, in seinem Antrage an den König vom Juli 1809 gefordert, um damit alle der Wissenschaft und der Kunst geweihten Anstalten Berlins zu speisen. Zwei Drittel dieser Summe und weniger noch haben dann in der Tat Jahrzehnte hindurch genügt, um seine Pflanzung zu erhalten; mit dieser Jahresquote hat Altenstein unsere Alma Mater zur ersten Universität Deutschlands erhoben. Im Säkularjahr aber betrug ihr Etat über vier und eine halbe Million Mark.[1] Die Dozentengehälter, welche 1810 dreiviertel aller Ausgaben verzehrten, verlangen heute, trotz Vervielfältigung und achtfacher Vergrößerung[2], ein Fünftel. Damals nahmen sie das Sechsfache, heute ein Drittel der Ausgaben für die Institute in Anspruch.

1) Erst 1850 erfährt der Etat eine knappe Verdoppelung. In den 60er Jahren (in der Zeit der Militärreform!) erfolgt, trotz Zunahme der Frequenz, noch eine Verminderung. 1880 hebt sich der Etat auf $1^1/_2$ Millionen Mark, 1900 erreicht er 3, 1910 4,6 Millionen. Dementsprechend geht die Ausgabe pro Kopf der Studierenden von 243 Mark im Jahre 1820 auf 140 im Jahre 1830 zurück; 1840 sind es 190, 1850 bis 1880 400, 1910 550 Mark (trotz der kolossalen Besuchssteigerung!). Allerdings wurden die Kosten anfangs ganz aus Staatszuschüssen gedeckt, heute nur noch zu über 80 %; sie sind durch die Gebühren, die eine Steigerung auf $^3/_4$ Millionen oder $^1/_6$ des Ganzen erfahren haben, auf die Studierenden abgewälzt: auch dies nur möglich durch den gewachsenen allgemeinen Wohlstand.

2) Letzteres jedoch mit starken Differenzen und in merkwürdigen Kurven der Entwickelung. Daß das Durchschnittsgehalt aller Professoren von seiner durch Humboldt, als der Würde des Amtes angemessen, bestimmten Höhe tief heruntersank (von 3090 Mark auf 2000 im Jahre 1830 und 1930 im Jahre 1840), entspricht der Etatsgestaltung unter Altenstein. Um so auffallender ist die Verschiedenheit in der Abmessung der Gehälter, bei denen der höhere Rang der beiden obersten Fakultäten lange Zeit hindurch sehr entschieden zur Geltung kam; während in den letzten Dezennien i. A. eine Ausgleichung erfolgt ist. Das Anfangsjahr der zweiten Reaktionsperiode, 1850, zeigt eine Steigerung des Durchschnitts (2800 Mark), die neue Ära dagegen, deren Sorge der gesteigerte Militäretat war, einen neuen Rückschritt (2250 Mark), so daß die Professoren bei dem 50jährigen Jubiläum auch von hier aus auf die Gründungszeit als auf eine ideale Vergangenheit zurückschauen konnten. Das Siegesjahr 1870 hatte bereits eine höhere Ziffer als 1850 (2850), aber erst im Jahre 1880 überschritt der Durchschnitt der Gehälter mit 3880 Mark den Stand des Gründungsjahrs. Dabei fällt doch (nachdem F. A. Wolf bereits 9000 Mark erhalten) das Höchstgehalt, das jemals ein Berliner Dozent gehabt hat, schon in die 40er Jahre, und bezogen hat es (im umgekehrten Verhältnis zu seinen Leistungen) ein Philosoph — Schelling, der ja aber freilich gar nicht in der Fakultät saß; es überragt noch mit seinen 16500 Mark das Höchstgehalt im Säkulardezennium (15000), das ebenfalls wieder der Philosophischen Fakultät zugehört. Auch die nächsthöhere Stufe (12000 Mark) kam letzterer zugute; Zeller schlug diese Bresche.

Im Jahr des deutschen Krieges und der Reichsgründung waren für die wissenschaftlichen Anstalten immerhin bereits 202000 Mark ausgeworfen: 1885 aber betrug ihr Gesamtetat 800000, um bis 1909 auf 1800000 zu wachsen. Zahlen, in denen sich die ungeheure Entwickelung der Berliner Universität, zumal in den letzten drei Jahrzehnten, in Forschung wie Unterricht abspiegelt.

Wachsende Raumbedrängnis im Hause der Universität.

Den gleichen Eindruck erhält man, wenn man auf die räumliche Ausdehnung sieht, welche die Universität im Laufe des Jahrhunderts gewonnen hat. Anfangs, so bemerkten wir, war in dem Hause der Alma Mater nahezu alles, was zu ihr gehörte, und mehr als das untergebracht. Bis unter das Dach, unter dem Tralles als der Astronom einquartiert war, und auf das Schinkel seine Gloriette für die Sternwarte hatte setzen wollen, umschloß sie, wahrhaft mütterlich, die großen naturwissenschaftlichen Sammlungen, die zoologische und die zootomische, die mineralogische und die geologische, dazu Johannes Müllers anatomische Präparate und Skelette und die Familien seiner Kollegen Weiß und Lichtenstein, Hufelands Poliklinik, Quästur und Quästorwohnung, wie auch die Logis der unteren Beamten und die sonstigen Geschäftsräume, Aula und Senatssaal und alle Auditorien; und sie hatte darüber hinaus noch Platz für Gäste und Zwecke, die keinerlei Beziehung zur Universität besaßen, wie die geheime Registratur des Ministers Schuckmann und die Giustinianische Gemäldesammlung, und die prinzlichen Stalleute samt ihren Pflegebefohlenen im prinzlichen Marstall. Wir erinnern uns, wie ungern alle diese Einlagerer auf ihre erworbenen oder verliehenen, teils auch genommenen Rechte verzichteten, und daß selbst die Direktoren der Sammlungen nicht immer geneigt waren, ihre schönen und bequemen Wohnungen dem Gesamtinteresse zuliebe zu räumen. Auch fanden sich, so oft eine Sammlung zum Umzug oder Auszug genötigt war, stets Bewerber für die leergewordenen Räume. So lebte Dubois-Reymond mehrere Jahre hindurch in Symbiose mit Johannes Müller, der ihm erst eins und dann noch zwei andere Zimmer im Magazin des anatomischen Museums abgetreten hatte; was ihnen, bei der Verehrung, welche Dubois seinem Herrn und Meister zollte, und Müllers eigener vornehmer Gesinnung, besser gelang als andern Kollegen, die unter ähnlichen Verhältnissen aus gegenseitigen Reibungen nicht herauskamen. Jahrzehnte hat Dubois noch nach Müllers Tode den oft kaum erträglichen Übelständen trotzen müssen, ehe ihm und seinem Freunde Helmholtz auf dem Platz der alten Artilleriewerkstätten in der Dorotheenstraße das damals angestaunte Doppelhaus für das physiologische und das physikalische Institut seine Pforten öffnete. Denn auch Helmholtz hat nach seiner Berufung noch nahezu 8 Jahre in den beschränkten Räumen des Ostflügels lehren und arbeiten müssen, wohin Laboratorium und Sammlungen überhaupt erst nach Magnus' Tode aus dessen Wohnung übergeführt waren, zugleich mit seiner kostbaren Bibliothek und den feinen Apparaten, welche der Hochherzige dem Institut, das ihm selbst vorenthalten war, hinterlassen

hatte. Dieser Umsiedelung mußte auch das Herbarium weichen, das seit 1857 im Parterre des Ostflügels untergebracht war und, wie schon früher, noch mehrfach hat umziehen müssen, bevor es im April 1907, fortdauernd durch kostbare Neuerwerbungen bereichert, sein großartiges Heim im Garten von Dahlem beziehen konnte.

Auswanderung und Ausbau der naturwissenschaftlichen Institute in den 80er Jahren, zugleich mit neuen Berufungen.

Die große Ausräumung erfolgte erst in den 80er Jahren. Zunächst zog die Eröffnung des neuen pharmakologischen Instituts, das 1883 seine Stelle in unmittelbarer Nähe des physikalischen Instituts fand, die fachwissenschaftliche Sammlung nach sich, welche bisher noch in der Universität (zuletzt im Westflügel) geblieben war. Im April dieses Jahres starb Wilhelm Peters, der letzte der Professoren, die in dem Hause der Universität ihre Dienstwohnung gehabt haben. Er selbst hatte, wie bemerkt, sich nichts Besseres gewünscht, als mit seinem Museum ausziehen zu können, und schon 1873 war von dem Senat, dem alles daran liegen mußte, Platz für die Auditorien und Geschäftszimmer zu gewinnen, bei der Regierung der Antrag gestellt worden. Nun schied auch, noch in dem gleichen Jahre, Reichert aus. Er war im Oktober von seiner Professur zurückgetreten, hatte jedoch die stets von ihm eifersüchtig gehütete Leitung des anatomischen Museums behalten. Aber schon im Dezember starb er, und damit wurde der Weg frei zu einer umfassenden Neuordnung und Umgruppierung der naturgeschichtlichen Sammlungen, welche in den beiden Flügelgebäuden der Alma Mater seit der Gründung der Universität aufgestellt waren: man schritt dazu, alles in einem eigenen Hause zu vereinigen, für das ein Platz — nicht gerade glücklich — an der Invalidenstraße gewählt wurde. Das anatomische Museum, dem Johannes Müller unter dem Einfluß der vergleichenden Richtung seiner Forschungen mehr und mehr den Charakter einer zoologischen statt zootomischen Sammlung gegeben hatte, verfiel der Aufteilung — oder, wie die Zoologen, welche am liebsten die Sammlung als Ganzes, und zwar als Teil ihres Museums, behalten hätten, es empfanden: der Zerreißung. Auch hatte das zoologische Museum zunächst keinerlei Vorteil von der großen Wendung. Die Amtswohnung seines verstorbenen Direktors wurde dessen Nachfolger in der Professur, Franz Eilhard Schulze überwiesen zur Einrichtung eines besonderen zoologischen Instituts, das er als Bedingung seines Kommens gefordert hatte, und das Museum mußte sogar noch zwei Zimmer dafür abtreten. Jedoch war alles nur provisorisch gedacht. Auch für das zoologische Institut wurden in dem Neubau an der Invalidenstraße Räume bereitgestellt, die der wachsenden Bedeutung dieser Forschungen würdig waren; und das Museum erhielt nach vierjährigem Interregnum in Möbius einen Direktor, dessen gewissenhafte, umsichtige und energische Verwaltung, verbunden mit der Gerechtigkeit und der Humanität seines Wesens, in zwanzigjährigem unermüdlichem Schaffen es zu einer der erlesensten Sammlungen der Welt gemacht hat.

In sechs Jahren war alles fertig; im Dezember 1889 erfolgte in Gegenwart Ihrer Majestäten die feierliche Einweihung des „Museums für Naturkunde“, wie

die Gesamtheit der aus der Universität dorthin überführten Sammlungen, die geologisch-paläontologische, die mineralogisch-petrographische und die zoologische, genannt wurde; später hat eine jede von ihnen den ihr zukommenden Namen „Museum“ zurückerhalten; und indem jedesmal eine Scheidung zwischen Schausammlung und Institut gemacht wurde, sind sie ihrer doppelten Bestimmung voll wiedergegeben worden, dem Forscher die Arbeitsstätte und eine Unterrichts- und Bildungsstätte für das ganze Volk zu sein. Das anatomische Museum wurde nun, freilich mit sehr verminderten Beständen, dem anatomischen Institut angegliedert, das im Garten der Tierärztlichen Hochschule ein neues Heim erhielt, wo es unter Wilhelm Waldeyers weitsichtiger Leitung zu einer ähnlichen Entwickelung emporwuchs. Die verlassenen Räume in dem Hause der Universität aber wurden die Medizin und Naturforschung noch immer nicht ganz los. Im Westflügel erhielt Oskar Hertwig, der im Herbst 1888 Waldeyer als zweiter vergleichender Anatom zur Seite trat, vorläufig seine Arbeitsstätte, nachdem ihm eine Anzahl der Präparate, die aus Müllers vergleichenden Forschungen stammten, aus dem anatomischen Museum überwiesen waren. Noch in der Zeit, als er auf sein zweites provisorisches Institut angewiesen blieb, das er sich in dem Jüngkenschen Haus errichtete einem Teil der großherzigen Stiftung, welche die Universität den Töchtern des alten Kollegen verdankt), hat er ein paar Jahre in der Universität gelesen; und noch heute, wo die naturwissenschaftlichen Sammlungen, die einst die oberen Stockwerke füllten, längst ausgewandert sind, erinnern an diese Vergangenheit die zwei kleinen Zimmer, welche 1889 dem Institut für theoretische Physik eingeräumt wurden.

Verdienste Friedrich Althoffs und seiner Amtsgenossen um die fortschreitende Ausgestaltung der Universität

So sind also die 80er Jahre, das achte Jahrzehnt der Universität, die Epoche geworden, in der die Entwickelung unserer Alma Mater zu einer wirklichen Weltuniversität einsetzte; und wir brauchen nun nicht mehr zu sagen, wem sie diese Ausgestaltung in erster Linie zu verdanken hat: es ist das organisatorische Genie und die nicht zu ermüdende, immer auskunftsreiche Arbeitskraft Friedrich Althoffs und seiner Amtsgenossen (in erster Reihe Otto Naumanns), welche sich darin widerspiegelt. Ohne Unterbrechung ist diese Arbeit seitdem fortgeschritten. Indem sich die Wissenschaften spalteten und Jahr um Jahr neue Lehrstühle für die abgetrennten Teile errichtet wurden, wuchs gleichmäßig die Zahl der Forschungsinstitute, für die immer neue Gelder bewilligt und neue Räume bezogen wurden. Kaum einer der Neuberufenen kam noch nach Berlin, ohne ein Institut für sich zu fordern und es sogleich oder ein wenig später zu erhalten. Ganze Straßenviertel sind heute mit den Neubauten dieser größten aller Lehranstalten bedeckt; oder es wurden ihr Bauwerke angegliedert, die, wie die Bauakademie und die alte Königliche Bibliothek, für ganz andere Zwecke errichtet waren. In den Straßen rundumher sind Häuser oder Etagen gekauft oder gemietet worden, die, kaum bezogen, wieder zu eng wurden. Vom Hohenzollernschlosse bis zu Dahlems Feldern dehnt sich dieser Streubesitz aus: läge alles beieinander, so würde

es den Raum einer kleinen Stadt einnehmen. Das Haus der Universität selbst ist längst nicht mehr imstande, die Auditorien auch nur für die Geisteswissenschaften sämtlich herzugeben; kaum, daß für die zentrale Verwaltung daneben Platz bleibt; unsern Festsaal selbst mußten wir über die Straße hinweg verlegen; wir mußten unsern herrlichen Garten, für dessen ungeschmälerten Besitz die Universität so harte Kämpfe geführt hat, durch langgedehnte Flügelbauten, die man seit dem Jubiläum dem alten Hause angehängt hat, in einen Innenhof verwandeln; und auch so kann dem Lehrbedürfnis kaum genügt werden, also daß die Blicke sich bereits nach dem letzten der drei Häuser gelenkt haben, die des Großen Friedrichs Baulust um den Opernplatz her erstehen ließ.

Entfaltung der Geisteswissenschaften und ihrer Seminare.

Die Geisteswissenschaften haben an diesem Aufwande den geringsten Anteil gehabt. Aber völlig fehl würde gehen, wer ihnen deshalb eine geringere Rolle in dieser rastlos weiterstrebenden Entwickelung zuschreiben wollte. Sie beanspruchen freilich, ich will nicht sagen geringere Pflege — aber geringere Kosten. Vielleicht, daß sie sich nicht so großer Gunst erfreuen wie die dem Naturerkennen gewidmeten Fächer, denen das unmittelbare Bedürfnis, der einleuchtende Nutzen für Staat und Gesellschaft zu Hülfe kommt. Tatsächlich aber ist die Entfaltung der Geisteswissenschaften um nichts geringer gewesen. Man braucht dazu nur einen Blick auf die Geschichte der Berliner Philologie zu werfen seit dem Gründungsjahr der Universität, als Bellermann mit seinem Hebräisch sich noch zur Theologischen Fakultät stellte und die Einrichtungskommission unter Schleiermachers Führung Bedenken trug, auch nur die deutsche Sprache und Altertumswissenschaft als Lehrgebiet zuzulassen. Damals umschloß sie kaum mehr als das Studium der beiden klassischen Sprachen und Literaturen, mithin den Horizont, den schon die Epoche des Humanismus und der Reformation gewonnen hatte, nur daß alles im Geiste des Neuhumanismus umgebildet war; während sie heute sich zu einer von historischen Gesichtspunkten ganz beherrschten, den Stimmen aller Völker der Erde lauschenden, ihre Individualität ergründenden Wissenschaft ausgestaltet hat, welche erst in der Anthropologie und in der vergleichenden Sprachwissenschaft, ja in den Ursprüngen der menschlichen Sprache selbst ihre Grenzen anerkennt.

Auch in der Richtung und in den Methoden der Forschung haben beide Gruppen sich gleichmäßig und gleichzeitig entwickelt. Als die Universität ihr 50jähriges Jubiläum feierte, gab es innerhalb der philosophischen Fakultät genau genommen nur ein Institut, das dem Anspruch genügte, den wir heute an ein solches stellen, daß es nämlich zugleich der Lehre und der Forschung diene, — das war Böckhs Schöpfung, das philologische Seminar.[1]) Denn die übrigen

1) Der ursprüngliche Gedanke bei der Gründung der philologischen Seminarien war, wie bei den theologischen, noch der praktisch-pädagogische gewesen: nicht Gelehrte, sondern Schul-

(es waren mit Bibliothek und Universitätsgarten im ganzen neun, darunter nur fünf rein naturwissenschaftlichen Charakters) waren im Grunde bloß Sammlungen und mehr für die Vorlesungen als für Übungen bestimmt: im Säkularjahr dagegen waren die geisteswissenschaftlichen Anstalten der Fakultät auf 16, die naturwissenschaftlichen auf 18 gewachsen; während von der Gesamtzahl der 82 Universitätsinstitute, die medizinischen mit eingerechnet, auf die Geisteswissenschaften volle 24 entfielen.

Allerdings ist dabei zu bedenken, daß seminaristische Übungen auch ohne Institute an der Universität von ihrer Gründung ab gehalten worden sind: als Privatissima in den Wohnungen der Professoren, mit einem kleinen Kreise Auserlesener, bei denen ein besonderes wissenschaftliches Interesse vorhanden war oder vorausgesetzt wurde; und wir brauchen nur etwa an die Namen Ranke, Müllenhoff und Mommsen zu erinnern, um uns zu sagen, daß jene Übungen seitens der Lehrer wie der Schüler um nichts hinter denen zurückstanden, welche heute in den vom Staat gegründeten Instituten stattfinden. Diese selbst sind aus ihnen erwachsen, und ihren Anfängen hat noch oft der Charakter eines Privatzirkels angehaftet. Auch Droysen versammelte die Mitglieder seiner „Historischen Gesellschaft" noch in seiner Wohnung; seine eigene Bibliothek und die kleine Sammlung, die aus Beiträgen seiner jungen Freunde beschafft wurde, mußten ausreichen, nachdem der Zuschuß von 150 Talern, den die Regierung viermal bewilligt hatte, ausgeblieben war.[1]) So wie die Regierung es früher einem Magnus und Heinrich Rose

---

männer, wie in den theologischen Seelsorger, wollte man erziehen, eine Auslese aus den Besten erzielen, denen man Prämien und Stipendien gab, um den Unterricht an den gelehrten Schulen an Stelle der Theologen zu übernehmen: die Entwickelung des Staatsgedankens des 18. Jahrhunderts fand darin ihren Ausdruck. Damit war aber, dem Geiste der Epoche gemäß, sogleich die Richtung auf eine freiere Entwickelung dieser Studien, wie sie schon Fr. A. Wolf vertrat, gegeben. In Berlin wurde diese Tendenz sofort prinzipiell festgestellt. Auf die Erziehung zur Selbständigkeit legen Böckhs Seminarsatzungen besonderen Nachdruck; neben Interpretationen und lateinischen Abhandlungen fordern sie Disputationen über Aufgaben, welche die Mitglieder selbst einander stellen sollen.

1) Allerdings wollte Droysen, wie bemerkt, gar kein Seminar im herkömmlichen Sinne haben, sondern ein historisch-politisches Institut zur Vorbildung der Staatsmänner und der publizistischen Erzieher der Nation. Ein Unternehmen, das dem Sinn der Universitätsbildung im Grunde widersprach, wie ihm nur geringer Erfolg beschieden war. Seine Erbschaft trat das historische Seminar an, das Weizsäcker bei seiner Berufung einrichtete, das aber alles andere als seine Fortbildung war; Weizsäcker schritt vielmehr auf den Wegen fort, die zu Ranke zurückführten; Droysen aber hat sich auch auf diesem Boden zu Ranke in Gegensatz gestellt. Vgl. meinen Bericht über das Historische Seminar im 3. Bande, S. 251. — Ähnliches gilt von dem Seminar für orientalische Sprachen, das mit den andern Instituten nur den Namen gemein hat. Denn es verdankt seine Gründung lediglich praktischen, aus der Politik direkt abgeleiteten Zwecken. Diese hat es immer festgehalten, und seine ganze Entwickelung — Zuhörerschaft, Prüfungswesen und der Unterricht bis auf die Lehrbücher hin — hat sich in diesem Sinne vollzogen; es hat sich heute bereits fast zu einem Institut für Auslandskunde ausgewachsen, das mit der Universität nur in losem Zusammenhang steht, wie die Konsequenz eines solchen Prinzips es fordert. Vgl. oben S. 145.

überlassen hatte, für sich selbst zu sorgen. Die Liberalität der Professoren wetteiferte auch hier häufig, wenn sie sie nicht übertraf, mit der Regierung; so gab Wilhelm Wattenbach schon bei seinen Lebzeiten dem paläographischen Apparat des Historischen Seminars mit vollen Händen aus den Schätzen seiner Bibliothek ab. Aus kleinsten Anfängen heraus haben sich die meisten dieser Arbeitsstätten entwickelt. In der Regel mußten sie sich fürs erste mit einem oder zwei Zimmern oder Zimmerchen begnügen; ein Schrank enthielt die Bibliothek, ein paar tannene Tische und Stühle, dazu etwa eine Wandtafel bildeten die Ausstattung. Heute sind auch sie gewachsen, sie haben ihren eigenen Diener, und zuweilen für ihre Büchereien bereits besonders dafür angestellte Bibliothekare; in weiten, gut belichteten Räumen finden (wenigstens bei den bevorzugteren unter ihnen) Hunderte junger Forscher vom Morgen bis zum Abend bequeme Arbeitsplätze, wo sich sonst schon wenige Dutzend zusammendrängen mußten. Kaum eine Disziplin auch unter den Geisteswissenschaften, die solcher Wohltaten noch entbehrte; sie spielen auch hier eine Rolle bei den Neuberufungen, in den älteren Fächern genau so wie bei der Errichtung neuer Lehrstühle. Nicht einmal die Wissenschaft, welche die Prinzipienlehre für alle übrigen sein will, hat sich dem allgemeinen Zuge entziehen können: als jüngstes von allen trat im Säkularjahr selbst das „Philosophische Seminar der Universität Berlin“ ins Leben. Freilich hatte schon Fichte ein Konversatorium eröffnet und den Teilnehmern schriftliche Arbeiten aufgegeben; aber alles doch nur, um seine im Kolleg vorgetragenen Gedanken, an deren Unfehlbarkeit ein Zweifel nicht gestattet war, zu erläutern, dem Verständnis näher zu bringen; sie in Frage zu stellen wäre Ketzerei gewesen. Daran, daß eine historische Behandlung und philologische Interpretation philosophischer Ideenreihen jemals in einem philosophischen Seminar Eingang finden könnten, hat Fichte nie gedacht; schon das Element der Skepsis, das immer daran haftet, hätte es ihm unmöglich gemacht; und welche Augen würde er, würde gar Hegel machen, wenn sie heute in das Psychologische Institut einträten und mit ansehen müßten, wie man hier auf den Wegen des Experimentes, mit Hebeln und mit Schrauben dem Menschengeist auf die Spur zu kommen sucht.

Umgekehrt ist es der Theologie ergangen: ihr Seminar ist das älteste der Universität, es trat mit ihr zugleich ins Leben. Schleiermacher aber gründete es ganz auf Philologie und Historie; der Exegese des Alten und des Neuen Testaments und der Kirchengeschichte bestimmte er die drei Abteilungen, die er einrichtete.[1]) Die Spekulation ward, wie jeder praktische Zweck, von ihm ausdrück-

1) Sowie er der Spekulation ja auch den Eintritt in die Akademie versagte. Gegenstand der „theologischen Gelehrsamkeit“ war ihm eben nur, was sich durch das Studium der Quellen für die christliche Erkenntnis erschließen ließ. So geht auch die Idee, die christliche Archäologie in den Unterricht aufzunehmen, woran sich später die Einrichtung des Christlichen Museums an-

lich ausgeschlossen und ist es bis in die neuere Zeit geblieben; erst unter Falk wurden die homiletische und die katechetische Abteilung hinzugefügt.

Auch die Juristische Fakultät hat erst 1875 ihr Seminar bekommen, und zwar war es wieder der Minister, der dabei die Initiative ergriff. Übungen aber, fast durchweg exegetischer Natur, waren längst gehalten worden; schon 1819 hat Savigny damit begonnen. Und der Geist, in dem das neue Institut geleitet wird, ist der alte geblieben: die philologisch-historische Schulung herrscht bis heute, und die Idee, daran eine Pflanzstätte für Ausbildung von Lehrkräften zu haben, in kleineren auserwählten Kreisen spezifisch gelehrte Zwecke zu fördern, wird um so strenger festgehalten, je besser für die Masse der Studierenden durch die Ausbildung der Praktika gesorgt wird.[1])

Dürfen sich nun — so fragen wir weiter — die Geisteswissenschaften auf verwandten Wegen ähnlicher Erfolge rühmen wie die dem Naturerkennen gewidmeten Fächer, deren Triumphzüge im Laufe des Jahrhunderts die Erde umspannt und tausendfache Kräfte der Menschheit dienstbar gemacht haben? Zum guten Teil wird dies erst die Zukunft lehren. Denn wir Alten stammen noch aus der Epoche, in der diese Entwickelung einsetzte, und auf den geisteswissenschaftlichen Feldern sprießen die Ergebnisse nicht so rasch empor, wie auf denen der Naturforschung, breiten sich auch nicht so gemeinsam in einer einzigen enggeschlossenen Front aus; die Individualität des Forschers drängt sich stärker hervor oder bleibt wohl auch einsamer, verborgen zunächst hinter seinen Werken; erst die Gesamtarbeit seines Lebens zeigt mitunter jüngeren Generationen, was er geleistet: wir brauchen nur an den Größten, an Leopold Ranke zu denken. Immerhin können wir darauf hinweisen, daß die Arbeiten, die aus den Berliner Seminarien der letzten Dezennien hervorgegangen sind, nicht bloß an Zahl die der älteren Generationen um das Hundertfache übertreffen, sondern daß sie ihnen auch an wissenschaftlichem Gehalt selten nachstehen, oft sogar überlegen sind.

Gefahren der Spezialisierung.

Freilich, leugnen läßt es sich nicht, daß die größere Intensität des Studiums auf Kosten der breiten, umfassenden, auf die allgemeinen Zusammenhänge gerichteten Forschungsweise der älteren Zeiten gewonnen wurde, und daß die jungen Akademiker von heute allzu leicht in einen der zahllosen Winkel ihrer Wissenschaft sich hineindrängen lassen, ohne auch nur den Horizont ihres

geschlossen hat, auf ihn zurück; während er für die praktische Theologie nicht einmal eine Professur haben und die Dogmatik geteilt in die Hände eines Exegeten und eines Historikers legen wollte. Vgl. Bd. I, S. 221ff.

1) Das kriminalistische Seminar, das eine Sonderexistenz erhalten hat, verfolgt doch keine andern Ziele.

eigenen Faches zu überblicken, damit aber der Gefahr der Verengerung ihres Gesichtskreises, der wissenschaftlichen Kurzsichtigkeit preisgegeben werden. Aber wo gibt es hier einen Ausweg? Wollten wir Fichtes Vorschlag annehmen, die Universität von jeder Rücksicht auf den praktischen Dienst, den der Staat als Lohn für seinen Schutz von ihr verlangt, abzulösen und sie ganz auf die Forschung zu stellen, so würde das nichts bessern: im Gegenteil, die Gefahr würde nur wachsen, da ja die Verengerung des Unterrichtsstoffes gerade durch die Entwickelung, d. h. die Differenzierung der Forschung und ihrer Methoden, herbeigeführt wurde. Keinen größeren Feind aber hat die Erziehung zu wissenschaftlicher Arbeit und Weltauffassung, das „Lernen-Lehren", als den Dilettantismus; rettungslos wäre ihm ausgeliefert, wer den rastlos anschwellenden Stoff des Wissens gewaltsam und mechanisierend in die kurze Spanne der paar Studiensemester zusammenpressen wollte: schon jetzt bringen Lehr- und Prüfungsordnungen diese Gefahr nahe genug an die Fakultäten heran; und es ist schließlich doch nur ein Notausweg, wenn in der juristischen Fakultät die Ausbildung zu streng wissenschaftlicher Arbeit einem Kreise weniger Auserwählter offengehalten wird.

Ihre Unabwendbarkeit.

Es bleibt nichts übrig, als den Weg zu gehen, den noch allemal durchschreiten mußte, wer ins Freie und Lichte sich retten wollte, den Weg zwischen der Scylla und der Charybdis. Der Weg zur Höhe bleibt ein rauher Pfad. Nur der feste Wille, hindurchzukommen, kann helfen — und der unbesiegliche Glaube, daß dem Willen zur Erkenntnis die Erkenntnis selbst nicht versagt bleiben wird.

Er wird uns ins Freie führen.

Der Ausweg: allseitige Vertiefung und Ausgleichung der Fakultätsgrenzen in dem Zusammenhang alles Forschens und der Einheit seiner Ziele.

Denn je weiter wir schreiten, je tiefer wir bohren, um so mehr werden wir uns des Zusammenhanges alles Forschens und der Einheit seiner Ziele bewußt. Schon sehen wir die Nebel fallen: in wachsender Kraft leuchtet uns das Licht der Erkenntnis. Niemals wird, wer jenes Glaubens ist, heute noch prinzipiell an der Abschließung der Fakultäten gegeneinander festhalten oder gar, wie Hengstenberg und seine Freunde es meinten, der Theologie eine Zwitterstellung zwischen Kirche und Wissenschaft vorbehalten. Ihre Sonderstellung kann man ihnen lassen und am Ende zugeben, daß die praktischen Ziele, die den drei oberen Fakultäten gesteckt sind, sie dazu nötigt, ihre Studenten fester an sich zu fesseln, als Schleiermacher und Savigny es wünschten und voraussahen. Aber ein innerer, aus ihrem Wesen, ihrer Facultas stammender Grund zwingt dazu nicht; sowenig wie wir deshalb genötigt sind, etwa die naturwissenschaftlichen Fächer aus der philosophischen Fakultät in die medizinische zu verpflanzen oder — was ja mehrfach geschehen ist — die philosophische in ihre beiden Hauptgruppen zu zerlegen, oder auch die staatswissenschaftlichen Fächer an die juristische Fakultät anzugliedern. Mag man solche Scheidungen für opportun halten oder es richtiger finden, die von alters her überkommenen Formen zu lassen, sie als das

was sie sind hinzunehmen — so hat das alles, unter den Gesichtspunkt der Wissenschaft gebracht, nur sekundäre Bedeutung. Von ihr aus gesehen sind die Grenzen der Fakultäten längst eingeebnet und kaum noch bemerkbar. Und von neuem hat Fichte Recht behalten, wenn er als den einzigen Unterschied zwischen den in den vier Fakultäten zusammengebrachten Erkenntnisgebieten (der aber in seiner Vorstellung von der höchsten Idee der Erkenntnis selbst wieder aufgehoben wurde) den zwischen dem natürlichen und dem historischen Weltgeschehen anerkennen wollte. Je weiter die Erkenntnis vordringt, je größer die Stoffmassen sind, die jede Einzelwissenschaft dem allgemeinen Wissen zuführt, um so klarer tritt dies heraus. Die Zersplitterung der Forschung selbst führt dahin. Noch immer haben Physik und Chemie den Dominat in den Bereichen der Naturwissenschaften: von der Sternenwelt bis herab zur Zelle reicht ihre Herrschaft; während wetteifernd mit ihnen und in wachsender Erkenntnis der Rätsel des Lebens die Biologie ihre Herrschaft in der Welt des Organischen ausgebreitet und mit ihren vergleichenden und experimentellen Methoden die einst weit auseinander klaffenden Teile zur Einheit verbunden hat. Es ist der Entwickelungsgedanke, der in alle Kategorien des Erkennens eingedrungen ist, alles in Raum und Zeit Begreifbare sich unterworfen hat. Er hat auch in der historischen Welt (gerade das ist die Arbeit dieses Jahrhunderts) sich längst durchgesetzt und sich bis heute unerschüttert behauptet. Keine Tradition, kein System, kein Dogma hat er unberührt und ungeprüft gelassen; er hat alles in den Strom des Werdens, historischer Bedingtheit hineingerissen. Er hat uns gelehrt, die Zeiten zu scheiden, die Kulturen zu sondern und ihre Verbindungswege aufzusuchen, das Abgeleitete von dem Ursprünglichen zu trennen; in dem Genie selbst möchte er die Elemente bestimmen, aus denen es sich bildete und die in ihm wirksam wurden. Tausendfache Mischungsverhältnisse begegnen dem Blick; je weiter das Weltbild sich vor uns ausbreitet, um so höher erheben wir uns über den Umkreis, der uns im eigenen Leben umgibt. Es ist als schritten wir aus engem Tal, aus dem Nebel, welcher die Tiefe deckt, zur klaren Höhe der Berge: je rüstiger wir steigen, um so mehr weitet sich unter uns die Welt, treten Lichter und Schatten, Berge und Täler auseinander, mit jedem Schritt wandelt sich die Landschaft. Freilich, hoch über uns liegt noch der Gipfel, der erst den vollen Rundblick gewähren wird. Und wie fern sind wir sogar noch von dem Ziel, das der Dichter uns setzt, wenn er Rechenschaft über dreitausend Jahre von uns fordert, um nur im eigenen Leben Erfahrung zu sammeln und nicht dem Tage allein leben zu müssen! Also daß man wohl denen zuzustimmen versucht sein möchte, die da meinen, daß wir uns niemals aus der Enge der Umwelt befreien, daß wir nur aus ihr heraus die halberloschenen Bilder wiedererkennen können, ja die da fordern, daß wir unsere Fesseln willig und mit Lust tragen sollen, daß es gerade unsere Pflicht und Aufgabe sei, das Vergangene unter dem Horizont, in den Staat und Kirche mit ihren Idealen und

Neue Rechtfertigung Fichtes

Der Entwickelungsgedanke als die Dominante in diesen Harmonien.

ihren Traditionen, ihren Wahrheiten und ihren Irrtümern uns gebannt haben, anzuschauen und in die Gegenwart gleichsam herabzuzerren. Aber vor solcher Resignation und solchem Pessimismus (mag er selbst sich auch anders nennen) wird uns der Rückblick auf die Geschichte unserer Universität, auf die Arbeit, die in ihrem ersten Jahrhundert an ihr vollbracht wurde, bewahren. Denn wir dürfen daraus die Überzeugung schöpfen, daß der Weg zur Höhe, mag sich immer das Weltbild bei jeder Biegung des Weges verschieben, den Horizont jedesmal nur um so weiter und klarer entschleiern wird. Erinnern wir uns noch einmal der Bahn, welche die Altertumswissenschaft unter ihren Berliner Meistern von Friedrich August Wolf bis heute zurückgelegt hat. Wie flach, wie eng gestellt war doch das Bild, das Wilhelm von Humboldt und seine Freunde sich von der Antike entworfen hatten: in sich fast ungegliedert, Rom und Hellas kaum voneinander geschieden, einer Trauminsel gleich im Meer der Barbarei, herausgehoben aus ihren historischen Zusammenhängen, als ein Elysium unentweihter und unerreichbarer künstlerischer Schönheit und geistiger Freiheit, lebte es in ihrer Phantasie. Heute liegt dieses Ideal zerschlagen da, gleich den Marmorbildern, die uns der Boden von Rom und Hellas wiedergab. Aber indem diese Vorstellungen, überspült von der stets steigenden Flut der Forschung und dem unablässigen Zufluß neuer Quellen, für immer versanken, tauchte die wirkliche römisch-griechische Welt empor: fest umrandet auch sie, in sich geschlossen, und doch wieder tausendfach verklammert mit den älteren Kulturen, die sie umgaben, nicht zeitlos, wie sie dem Neuhumanismus erschien, sondern als ein Stück der allgemeinen Geschichte, und voll von Eigenleben in Wirtschaft und Macht, in Recht und Religion, in Philosophie und allen Wissenschaften und Künsten — dabei doch, je tiefer wir in sie eindringen, um so näher unserm Verständnis, um so verwandter uns selbst; und mit Erstaunen nehmen wir immer neue Analogien wahr, je weiter wir in unserer eigenen Entwickelung vorwärts schreiten.

Dargetan an der Geschichte der Berliner Philologie und Theologie.

Stellung der Aufklärung und Romantik dazu.

Man pflegt der Romantik nachzurühmen, daß erst sie recht eigentlich das Verständnis für die Vergangenheit erschlossen habe und also die Weckkraft des historischen Geistes geworden sei, in dem wir die Eigenart des 19. Jahrhunderts zu erblicken gewohnt sind. Wir wollen das Verdienst, das ihr daran zukommt, nicht schmälern, aber auch nicht vergessen, daß, um das erloschene Leben zu begreifen und die Zeiten voneinander zu scheiden, erst einmal die Schranken niedergerissen werden mußten, welche die in Staat und Kirche herrschenden Traditionen seit langen Jahrhunderten um sie gezogen hatten. Dies aber hat die Epoche der Aufklärung vollbracht. Mag immerhin das 18. Jahrhundert das Beiwort des „unhistorischen", das man ihm zu geben liebt, behalten, so hat der in ihm erstarkte Geist durch die Rücksichtslosigkeit, mit der er in den Wust und Wirrwarr der Überlieferung hineinleuchtete, doch erst den Blick frei gemacht und die Bahn geöffnet, auf der ein tieferes Verständnis der Vergangenheit möglich ward. In-

dessen ist die Aufklärung, wenigstens soweit sie deutsch und auf protestantischem Boden erwachsen war, gar nicht einmal bloß negativ gewesen. Sondern ihre Kritik war bereits positiv gewandt, und, durch sie geregelt, machte bereits die historische Phantasie Eroberungen, welche die Folgezeit wohl vertieft und erweitert, aber nicht wieder aufgegeben hat. Denn es geht nicht an, etwa Herder aus seiner Zeit herauszunehmen, ihn, wie es wohl geschieht, zum Vorläufer der Romantiker zu machen. Er ist dem Jahrhundert der Aufklärung genau so zuzurechnen wie Hamann und Kant, Goethe und beide Humboldt, wie Semler und Wolf und der ganze Kreis der Göttinger Historiker und Philologen. In ihr wurzeln auch die drei Berliner Heroen, welche, wenn irgendwer, das historische Zeitalter heraufgeführt haben: Niebuhr, Böckh und Ranke; ihr verdanken Fichte und Hegel das Stärkste ihres Wesens und Wirkens; selbst Savigny, der auf Hugos Schultern steht, schuldet das Beste und Dauerndste, was er schuf, jener vielgeschmähten Epoche, mit der auch Schleiermacher weit mehr verbindet als seine romantischen Wallungen verraten mögen. Denn erst die Wende des Jahrhunderts sah die neue Weltanschauung entstehen, welche im Rückschlag gegen Frankreichs Revolution die verlassenen Pfade, die zu den alten Idealen zurückführten, aufsuchte und wiederfand. Ein Kind des neuen Geistes war Neander. Aber kann, was er schuf, sich messen mit dem, was wir von jenen andern ererbt haben? Keine Seite in seiner Kirchengeschichte, so ist gesagt worden, gibt es, die heute nicht umgeschrieben werden müßte; seine Gelehrsamkeit, so unermeßlich sie war, ist unfruchtbar geblieben, weil sie sich in den Dienst von Vorstellungen gab, die, wie sie aus seiner Zeit geboren waren, mit ihr wieder vergingen; kaum einer seiner zahllosen Schüler hat den Weg in die neue Zeit hinüber gefunden; und er selbst entging nicht dem tragischen Lose (von dem ja auch Schleiermacher, wenn auch in minderem Grade, betroffen ward), mit ansehen zu müssen, wie die robuste junge Generation, die an die von ihm wieder aufgerichteten Altäre trat, Waffen führte und Kampfformen anwandte, welche ihm in der Seele zuwider waren; Dornen und Disteln wuchsen auf seinem Acker. Es war die Epoche, in der Hengstenberg und seine Jünger ihre wissenschaftliche Ehre darin suchten, die Geschichten von Bileams Esel und Josuas Befehl an die Sonne, still zu stehen zu Gibeon, als historische Fakta zu behandeln, und in der der Mut, die Echtheit des Pentateuchs oder des vierten Evangeliums zu beweisen, die sichere Anwartschaft auf das Ordinariat eröffnete, das einem Vatke allezeit versagt blieb.

Wir vernahmen, wie Dillmanns Kampfruf die Berliner Theologie aus dieser Versandung zu den Quellen wissenschaftlichen Lebens und aus der staubigen Arena politischer Kämpfe zu der Gemeinschaft wissenschaftlicher Arbeit zurückführte. Ruhe hat sie damit freilich nicht gewonnen. Denn auch für die wissenschaftliche Erkenntnis gilt das Wort, daß sie nicht in die Welt gekommen ist, um

den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Um die Theologie aber schlagen die Wogen solcher Kämpfe am stärksten zusammen; und es ist nicht jedermanns Sache, im Sturm aufrecht und ohne die Sohlen zu netzen über die Flut hinwegzuschreiten. Indem die Fakultät ihre Pforten öffnete und sich gleich den andern Geisteswissenschaften auf den Boden der Geschichte stellte, mußte sie es geschehen lassen, daß jene, ausgerüstet mit dem kritischen Rüstzeug ihrer Erkenntnisse und ihrer feingeschliffenen Methoden, nun auch in ihr Gebiet eindrangen, das früher in der Regel von ihnen respektiert war. Lachmann hatte mit seiner Ausgabe des Neuen Testamentes das Beispiel gegeben; doch war er auch hier nur wieder der Wegbereiter gewesen; und die eigentliche Invasion in die einst so sorglich gehüteten Grenzen ist doch erst in den letztvergangenen Dezennien erfolgt, und auf den Wegen, in welche August Böckh seine Wissenschaft gewiesen hat. Indem das ganze Altertum, die seit Jahrtausenden um das Mittelmeer gelagerte Kulturwelt als eine Einheit erfaßt wurde, die in allen ihren Teilen und Epochen — Orient und Okzident und die Jahrhunderte vor wie nach unserer Zeitrechnung — voneinander abhängig und in sich gegliedert ist, wurden die ehrwürdigsten Traditionen, die ganze heilige Geschichte Alten und Neuen Testamentes in den allgemeinen Strom des Werdens und Vergehens hineingerissen. Die Zeit war gekommen, von der Fichte geweissagt hatte, daß wir es ebenso belehrend und ergötzend finden würden, den Jesaias zu lesen wie den Äschylos, und den Johannes wie den Plato, daß wir jenen wie diesen gerechter werden würden als mit einer von theologischen Prinzipien abhängigen Exegese, und daß die neue Religionsgeschichte uns der Lösung mancher Probleme, wie die über die Verfasserschaft der biblischen Schriften und die Geschichte des Kanons, näher bringen würde als die von Vorurteilen beherrschte bisherige Kirchengeschichte. Nur wer mit der gleichen Voraussetzungslosigkeit sich gürtet wie jene Eindringlinge, kann noch hoffen, als gleichwertig von ihnen betrachtet und beachtet zu werden; und nur wer ihre Methoden mit der gleichen Sicherheit handhabt, wird sich in seinen Bereichen vor ihnen behaupten können. Wie hätten da die überlieferten Vorstellungen, alle Versuche, den historischen Unterbau des Bekenntnisses als ein für sich Seiendes, der Bedingtheit des irdischen Geschehens Entrücktes zu behandeln, noch bestehen können! Heute ist ihre Ohnmacht aller Welt offenbar geworden; Theologen selbst haben es bereits ausgesprochen, daß ihre Disziplin sich zur vergleichenden Religionswissenschaft auswachsen müsse.

Wechselwirkung zwischen Staat u. Wissenschaft.

An diesem Punkte erkennen wir, welche Bedeutung für den Staat und alle Lebensformen der Nation die Geisteswissenschaften durch ihre Rückführung auf die Geschichte gewonnen haben. Ihre Wirkung ist sehr verschieden von der der Naturwissenschaften, aber wahrlich um nichts geringer. Gewiß, auch deren Ergebnisse lassen sich mit der noch immer weithin mächtigen Weltanschauung

der Vergangenheit schlecht genug in Einklang bringen. Aber sie kommen doch nur an der Peripherie mit ihr in Berührung, nicht in der Richtung, die sie mit ihrer Arbeit verfolgen, zumal in der heutigen Zeit, wo sie sich von den letzten Problemen der Erkenntnis geflissentlich abgewandt und sich in die Grenzen ihrer empirisch erreichbaren Aufgaben eingeschlossen haben. Umgekehrt die Geisteswissenschaften, die, wie gesagt, ihrer Natur nach auf Staat und Kirche und alle Formen und Äußerungen der politischen Welt gerichtet sind: in deren Zentrum, in das Ideengeflecht, das ihr zugrunde liegt und Leben in ihr gewonnen hat, vorzudringen, ist ihr Sinn und ihr Recht — sie müßten denn sich selbst untreu werden und sich dem Machtwillen des Staates oder der Parteien dienstbar machen wollen. Nun aber ist doch der Staat ihr Herr. Unter seinem Schutz müssen sie leben, ihm dienen sie, ihm sollen sie die Lehrer und Erzieher, die Richter, die Seelenhirten, die Gelehrten selbst, welche ihr Werk fortsetzen werden, ausbilden. Darf er es da dulden, daß sie ihre Wege allein bestimmen? Muß er nicht fürchten, daß sie den Grund, auf dem er ruht, und den sie um und um wühlen, zerstören und also den Umsturz alles Bestehenden herbeiführen werden? Daß diese Furcht die Regierenden oft genug beherrschte, hat uns die Geschichte unserer Universität gelehrt, sowie es alle Jahrhunderte beweisen; wir sahen, wie bereits ihre Gründer dieser Gefahr zu begegnen versuchten. Schleiermacher hatte sie durch die Trennung beider Sphären vermeiden wollen; nur so glaubte er die Freiheit der Wissenschaft wahren zu können. Aber er hatte an dem eigenen Schicksal erfahren müssen, daß keine Form stark genug ist, um den Geist zu fesseln und zu lenken. Eben darum hatte Fichte in seinem Universitätsplan vom Geiste her die Form gebildet; eine unersteigliche Burg hatte er ihm bauen wollen, aus der er in alle Bereiche des Staates und der Gesellschaft überströmen sollte, um sie mit seiner Glut und Leuchtkraft zu erfüllen — utopische Gedanken, denen in dieser Welt der Wirklichkeiten niemals die Erfüllung winken kann, und die von dem Bauherrn der Universität sofort verworfen wurden. Aber auch Wilhelm von Humboldt lebte noch in Vorstellungen, die weitab von der Richtung lagen, in welche die allgemeine Entwickelung wies, wenn er seiner Schöpfung und mit ihr dem gesamten Unterrichts- und Erziehungswesen die Sicherheit in den Stürmen der Zeit, sogar dem fremden Eroberer gegenüber, dadurch zu erkaufen gedachte, daß er sie auf ein Stiftungsvermögen und etwa noch auf freiwillige Beiträge stellte, in der Meinung, sie dadurch von der Verbindung mit dem Staate lösen und sie zu einer unmittelbaren Angelegenheit der Nation machen zu können. Die Probe hierauf zu liefern, war der Universität erspart geblieben, weil Humboldts Nachfolger seinen Plan, bevor er noch realisiert war, beiseitegeschoben und die Universität nur um so fester mit dem Staatswillen verbunden hatte. Aber wir brauchen bloß auf die Geschichte des Jahrhunderts zurück und auf die Bedingungen alles Geschehens hin zu blicken.

Rückblick auf die Versuche Schleiermachers, Fichtes und Humboldts, beide Sphären auseinander zu halten

Ihre Untrennbarkeit wird durch die Geschichte unserer Universität bewiesen.

um die innere Unmöglichkeit auch dieser Idee zu begreifen. Staat und Wissenschaft lassen sich nicht voneinander trennen. Sie sind Lebensformen der Nation, tief in ihr verankert, und wirken unablässig auf sie wie aufeinander ein. Als die Sphäre der Macht (darin hatte Schleiermacher recht) gebraucht der Staat das Wissen; er muß sich seiner bemächtigen, denn es macht ihn stark und gibt ihm die Waffen, sich in dieser Welt des Kampfes zu behaupten — dies aber bleibt für ihn allezeit das oberste Gesetz. Jede Seite in der Geschichte unserer Universität hat uns dies bestätigt. Ihre Gründung selbst erfolgte unter solchem Zwange, der bereits ihre Vorgeschichte bis zurück zu Friedrich Wilhelm I. beherrschte. So stark ist das Bedürfnis des Staates nach dem Rüstzeug des Wissens, daß er Lehre wie Forschung nicht nur unter seine Protektion nimmt, sondern auch in ihrer Entwickelung und Verzweigung aufs tiefste beeinflußt. Die Geschichte unserer Universität hat uns von der Gründung des Collegium medico-chirurgicum an auch dafür Beispiele die Fülle geboten, und abermals für die Geisteswissenschaften kaum weniger als für die Medizin und alle naturwissenschaftlichen Fächer. Nicht bloß für die Wissenschaften vom Staate selbst, sondern auch für die Gesamtheit der Philologie: in ihrer Loslösung von der Theologie und in dem Ansetzen ihrer neuen Sprossen und Zweige, zunächst des germanischen, dann der des Orientes und erst später der neueren Sprachen, unter denen wieder den slawischen der Vortritt gewährt wurde, nahmen wir Äußerungen des Staatswillens oder doch des Willens seiner Träger wahr; in den philosophischen Systemen und in den Abwandlungen der Theologie, ja hier ganz besonders, spiegelten sich Epochen des staatlichen Lebens ab: Persönliches und Allgemeines, die Wahl und Berufung der Lehrer, der Gang ihrer Studien, ihre Auffassung selbst standen unter der Einwirkung politischer Momente. Also daß man insofern kaum von der Gründung der Universität als von einem einmaligen Staatsakt sprechen kann: es ist ein Prozeß, der Jahrzehnte vorher beginnt und sich ununterbrochen fortsetzt, ein nicht endendes Ausströmen der Lebensenergie des Staates, ein Suchen nach immer neuen Kräften, die ihn befruchten und sich mit den bereits in ihm wirkenden Elementen verbinden sollen.

Macht und Freiheit lebten in beiden und kamen im Gleichschritt empor.

Wäre nun der Staat — wie Schleiermacher es ansah — lediglich auf Kampf und Gewalt gestellt, läge ihm an den Kenntnissen alles, an den Erkenntnissen nichts, wäre die Kluft zwischen ihm und der Wissenschaft als der Sphäre der Freiheit wirklich unüberbrückbar, so würde dies alles eine trübe Perspektive eröffnen. Denn die Freiheit der Wissenschaft, und also ihre Macht, wäre bereits dahin, und sie längst in den Fesseln des Staates. Jedoch der Hinblick auf unsere Universität lehrt uns anderes. Niemals hat die Welt eine solche Machtanhäufung gesehen wie in dem neuen Deutschland, und niemals ist die Freiheit der Lehre und Forschung unter den Hohenzollern unbedingter gewesen als heute. Mit viel besserem Rechte noch als einst Fichte in seiner Abschiedsrede an die

in den Freiheitskampf ziehenden Studenten dürfen wir bekennen, daß uns niemand verhindert, frei zu forschen in jeder Tiefe und nach allen Richtungen hin, und die Resultate dieser Forschung auszusprechen, und in jeder Weise zu arbeiten, um das aufblühende Geschlecht zu bilden: wir haben diese Freiheit, und es bedarf bloß, daß wir uns derselben recht emsig bedienen.[1] Im Gleichschritt und in Wechselwirkung sind staatliche Macht und wissenschaftliche Freiheit in dem Jahrhundert, das dem deutschen Geiste gehörte, emporgekommen. Mögen die korporativen Rechte, die von der Regierung (widerstrebend zum Teil, es ist wahr) der Universität gewährt wurden, immerhin der adäquate Ausdruck sein für die Freiheit, die Selbstbestimmung der Wissenschaft: unlöslich, innerlich mit ihr verbunden sind sie nicht, und noch weniger stellen sie den Grund dar, dem jene entwuchs — eben weil sie nur Formen und nicht Geist sind. Sonst wären ja die Universitäten des Mittelalters, vom heiligen Thomas her bis zu Ortuinus Gratius hin, die echten Beschützer der wissenschaftlichen Freiheit gewesen, deren Erwachen in Wahrheit in dem Momente begann, als der absolute Staat, der Vorläufer des modernen, Forschung und Unterricht aus den Armen der Kirche befreite und in die eigene Pflege nahm. Gewiß ist Freiheit die Sphäre der Erkenntnis, und oft genug standen staatliche Gewalt und wissenschaftliche Freiheit miteinander im Kampf; die Geschichte unserer Universität hat es uns bewiesen. Aber kaum weniger oft konnten wir sehen, wie Forschung und Lehre gerade beim Staate Schutz fanden, und daß von oben her der Anstoß erfolgen mußte, um das in den Fakultäten stockende Leben von neuem in Fluß zu bringen.

Richtiges und Falsches in Schleiermachers Auffassung.

Historisch ließ sich jene Furcht Schleiermachers verstehen; es war der Staat des 18. Jahrhunderts mit seinen mechanisierenden Tendenzen, den er fürchtete: wobei jedoch in ihm die eigene Herkunft, die Erziehung in den Vorstellungen der Brüdergemeinde, nachwirkte. Seine Anschauung entsprach immerhin bereits der Richtung, welche eben jetzt in dem zertrümmerten Preußen emporkeimte; im Grunde aber wurde er mit seiner Sorge nicht einmal der alten Krone der Hohenzollern, dem Preußen Svarez' und Friedrichs des Großen gerecht, und noch weniger dem politischen Kerngedanken in Luthers Religion, die in dem Staate, dem er diente, nach Rankes Wort „einen späten Anhalt und Ausdruck" gefunden hatte.

Die rechte Erkenntnis bei Humboldt.

Viel tiefer, so sahen wir, hatte Humboldt dies Verwachsensein Preußens mit dem Geiste der Reformation aufgefaßt, wenn er es als die Pflicht des Staates bezeichnete, die äußeren Formen und Mittel herbeizuschaffen, um die Bearbeitung der Wissenschaft zu ermöglichen. Denn ebenso hatte Martin Luther das Verhältnis der Obrigkeit zur Kirche formuliert: als die Pflicht, den Untertanen die Freiheit des Zuganges zur Erkenntnis, zum Reiche Gottes zu sichern — eine Pflicht, die im Sinne Humboldts der Staat nur mit der äußersten Zartheit und Ehrfurcht

1) Bd. I, S. 494.

vor der Gemeinschaft der Lehrer und ihrer Arbeit ausüben darf, in dem Bewußtsein, „daß die Sache an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde, daß jene äußeren Formen und Mittel immer notwendig nachteilig einwirken und das Geistige und Hohe in die materielle und niedere Wirklichkeit herabziehen". „Möchte er darum", so lasen wir, „stets das innere Wesen vor Augen haben, um gut zu machen, was er selbst, wenngleich ohne seine Schuld, gehindert hat".

Der Kern im Allem: Preußen der Staat der Reformation.

Hier liegt der Kern des Problems und damit der Geschichte unserer Universität. Weil Preußens Macht auf dem Boden der Reformation erwachsen war, weil der Geist der echtesten Freiheit, der Freiheit unmittelbar aus den Quellen der Erkenntnis zu trinken, in dem Staate Friedrichs des Großen seine Wohnung aufgeschlagen hatte, darum durfte und darf diese Monarchie noch heute, unbekümmert um alle Konsequenzen, denen die Welt doch nicht entrinnen wird, dem auf die Erkenntnis gerichteten Willen die volle Freiheit gewähren. Mag dieser auch in das innerste Gefüge des Staates selbst eindringen, er wird dort nur wieder Geist von seinem Geiste finden, und darum nicht Ohnmacht, sondern nur wieder Stärke erzeugen. So trat uns das Bild unseres Staates schon in der Einleitung dieses Werkes entgegen, nachdem wir es von den Übermalungen, welche späterer Parteigeist hineingebracht, gereinigt hatten. Von diesem Geiste ganz erfüllt fanden wir den würdigen Mann, der den Plan einer Berliner Universität als erster vertreten und entworfen hat, Karl Friedrich Beyme. Diesen Sinn hatte das Königswort von Memel, das Gelöbnis des Stifters, durch geistige Kräfte dem Staate zu ersetzen, was er an physischen verloren habe. Auf diesen Glauben baute Wilhelm von Humboldt, als er die Ernennung der Lehrer der Regierung vorzubehalten beschloß. Wie eng begrenzt immer der politische Horizont Friedrich Wilhelms III. sein mochte, wie gering sein Verständnis für alles geistig Hohe, und wie weit ihn in der Folge das Mißtrauen gegen die ihm verschlossenen neuen Strömungen in Kirche und Staat von der freieren Haltung seiner jungen Jahre hinwegführen mochte, blieb doch auch er mit der Epoche der deutschen Aufklärung verbunden; wo sie ihn nicht störten, überließ er die Gelehrten ihrer Arbeit, und so konnte sich der Geist der Objektivität an unserer Universität unter ihm fast ungehemmt entfalten. Dieser gab der Universität das Gepräge auch in den Jahren, als die Romantik sich vom Throne her in die Kreise ihrer Studien eindrängte und richtunggebend auftreten wollte; aller politischen Agitation, von liberaler wie reaktionärer Seite her, mochte sie von außen oder innerhalb der Korporation auftreten, blieb oder wurde er bald wieder mächtig. Ihm haben alle die Großen gedient, zu denen noch ferne Jahrhunderte verehrend aufschauen werden: Hegel und Ranke, Böckh und Johannes Müller, auch Savigny und Karl Friedrich Eichhorn, Lachmann und Jakob Grimm, Helmholtz und Mommsen. Mögen sie immerhin dem Geist ihrer Epoche, der sie mit ganzer Seele angehörten, ihren Tribut gezahlt haben, so war doch für sie alle die Erkenntnis

um der Erkenntnis willen der Richtpol ihres Wirkens, war es die Idee des Wissens, für die sie lebten. Wie der Priester vor dem Altar, so stehen sie im Gedächtnis der Nachwelt da als die Hüter des heiligen Feuers der Wahrheit.

Preußens Geist der deutsche Geist.

Mit einer Schilderung des preußischen Geistes vor Jena begannen wir unser Werk. Aber sofort bemerkten wir, wie dieser Geist sich nicht an Preußens Grenzen band, sondern daß es der Genius unseres Volkes war, der in dieser Epoche auf dem Grunde, den Martin Luther gelegt, sich voller und freier als je zuvor entfaltete. Als eine Universität im deutschen Sinne dachte Schleiermacher sich die neue Hochschule, als er seinen Plan entwarf. Darum schloß er sich an die Formen an, welche die Universitäten des alten Reiches immer festgehalten hatten; in dem Entwurf der Statuten unserer Universität selbst, in ihrem ersten, grundlegenden Paragraphen hatte er dies zu einem bezeichnenden Ausdruck gebracht. Durch die Formeln der Konfessionen ließ sich dieser Geist schon nicht mehr binden, so wenig wie durch die Fesseln der Territorialität; daß er sie sprengte, gab ihm gerade die Kraft und verbürgte seinen Sieg. Auf ihm beruht alles, was seitdem in der Nation stark und siegreich geworden ist, und eben darum kam mit Preußens Macht auch die seine empor. So lange der Kampf um die Einheit unseres Volkes währte, wirkten die Hemmungen und Rivalitäten, welche das alte Deutschland zerrissen hatten, noch in dem Leben seiner Universitäten nach; auch die Kämpfe, welche die Geschichte unserer Universität in ihrem ersten halben Jahrhundert so unruhvoll gemacht, hatten darin ihren Ursprung: mit dem neuen Reich kam der Friede, dessen wir heute genießen. Die Hoffnungen der Vorfahren, Berlins Universität über ihre Schwestern zu erheben, sind für immer begraben: sie wird sich mit dem Ruhme begnügen müssen, unter gleichen die erste zu sein. Um so mehr aber ist es ihre Aufgabe, fortzubauen auf dem Grunde, den die Väter gelegt haben, treu zu bleiben dem Worte, das einst Theodor Mommsen den Kommilitonen in der Stunde zurief, als er die Insignien des Rektoramtes empfing und den Eid auf die Zepter der Universität ablegte: „Wir wünschen nichts weniger als auf unsern Lorbeeren auszuruhen; auf Lorbeeren ruht es sich schlecht. So weit und nun noch weiter! Das ist die Losung der Zukunft!“

Und so fortan!

Namen- und Sachverzeichnis.

Zur Anlage des Inhaltsverzeichnisses sei vorweg bemerkt, daß unwesentliche namentliche und sachliche Erwähnungen im Verzeichnis unberücksichtigt geblieben sind.

Bd. I des Werkes ist durch gewöhnliche Zahlentypen bezeichnet (z. B. 100), Bd. II, Tl. 1 durch Kursivziffern (z. B. *100*), Bd. II, Tl. 2 durch fette Zahlentypen (z. B. **100**).

Berichtigungen.

Hierzu die Berichtigungen im ersten Bande (Vorblatt). — Kleinere Fehler in Namensformen, wie Mayer statt Meyer, Mögelin statt Möglin, Nahry statt Nary, sind nicht vermerkt; sie sind im Namen- und Sachverzeichnis richtiggestellt. Gleiches gilt von einigen Versehen, die der Leser sofort von sich aus verbessern kann.

Bd. I.

S. 63 Z. 21 v. o. lies Johann Friedrich statt Friedrich Theodor.
S. 100 Z. 7 v. u. „ Bathe statt Balke.
S. 190 Z. 15 v. u. „ ihr statt ihm.
S. 229 Z. 1 v. o. „ Zachariä statt Zacharias.
S. 239 Z. 13 v. o. „ Karl statt Dietrich Ludwig.
S. 241 Z. 9 v. o. „ jüngeren statt älteren.
S. 272 Z. 9 v. o. „ Mila statt Reclam.
S. 285 Z. 12 v. u. „ Ersteres statt Ersterer.
S. 285 Z. 13 v. u. „ das statt der.
S. 360 Z. 13 v. o. „ eins statt einen.
S. 383 Z. 13 v. u. „ Christoph David Anton statt Johann Christian Wilhelm.
S. 452 Z. 16 v. u. hinter Immatrikulation ist einzuschieben: (§§ 6 und 7).
S. 459 Z. 1 v. o. lies Beistimmung statt Bestimmung.
S. 508 Z. 10 v. u. „ Poischwitz statt Plagwitz.
S. 557 Z. 19 v. o. „ sehen statt übersehen.
S. 570 Z. 9 v. u. „ Karsten statt Karstens.
S. 609 Z. 12 v. o. „ Dippold statt Dippel.

Herrn Direktor Professor Dr. F. Zelle verdanke ich noch folgende Korrekturen:

S. 296 Z. 5 v. o. Die „letzte Straße“ ist die heutige Dorotheenstraße, nicht Charlottenstraße.
S. 600 Z. 15 v. o. Zimmermann war 1794 (nicht 1795) geboren und Direktor am Friedrichs-Werderschen Gymnasium 1820 bis 1827, nicht 1831.
S. 640 Z. 14 v. o. Ludwig Jonas stammte aus Neustadt a. d. Dosse, nicht aus Kottbus.

Bd. II, Tl. 1.

S. 4 Z. 13 v. u. lies dessen statt seinen.
S. 8 Z. 14 v. u. „ einer statt seiner.
S. 28 Z. 4/5 v. u. „ Ende Juli statt Anfang August.
S. 59 Z. 5 v. u. „ Juli statt Juni.
S. 85 Z. 11 v. u. „ 14 Tage statt drei Wochen.
S. 94 Z. 3 v. u. „ in diesen beiden Punkten statt in diesem Punkte.
S. 135 Z. 18 v. u. „ Theodor statt Adolf.
S. 151 Z. 19 v. u. „ Hermann statt Ferdinand.
S. 236 Z. 3 v. u. „ 7. Oktober 1798 statt 7. Oktober 1818.
S. 286 Z. 13 v. u. zu streichen: Fichte, Hegel und Solger.
S. 320 Z. 21 v. o. lies Schroetter statt Schroeder.
S. 361 Z. 6 v. o. „ Antwort der Majorität an den Minister statt Antworten der Majorität der Minister.
S. 370 Z. 8 v. o. „ auch nicht statt der doch.
S. 370 Z. 9 v. o. „ auch statt der.
S. 450 Z. 4 v. u. „ Albertini statt Augustiny.
S. 461 Z. 3 v. u. „ Eichhorn statt Altenstein.
S. 480 Z. 23 v. o. „ philosophicum statt physicum.

S. 481 Z. 8 v. u. lies 1834.
S. 488 Z. 4 v. o. streiche Schelling.
S. 488 Z. 15 v. o. lies pflegt statt pflegte.

Bd. II, Tl. 2.

S. 58 Z. 22 v. o. lies Georg statt Reinhold.
S. 63 Z. 11 v. o. „ Brandes statt Brandis.
S. 89 Z. 8 v. o. „ Schultz statt Schulz.
S. 105 Z. 5 v. u. „ quod statt qui.
S. 157 Z. 18 v. u. „ Johann Bernhard statt Karl Gustav.
S. 163 Z. 25 v. o. „ Oheim statt Vater.
S. 283 Z. 2 v. u. „ Wieding statt Minding.
S. 298 Z. 15 v. u. „ Rougé statt Rongé.
S. 308 Z. 17 v. o. „ 1846 statt 1843.
S. 328 Z. 4 v. u. „ Zachariae statt Zacharias.
S. 339 Z. 13 v. u. „ August Wilhelm Hofmann.
S. 339 Z. 16 v. u. „ Albrecht Weber.

Bd. III.

S. 64 Z. 1 v. u. lies einen statt zwei.
S. 64 Z. 8 v. u. „ ersterer statt letzterer.
S. 64 Z. 9 v. u. „ letzterer statt ersterer.
S. 65 Z. 3 v. o. „ sieben statt acht.
S. 206 Z. 13/14 v. u. lies physiologische statt psychologische.
S. 258 Z. 18 v. o. lies eingereicht statt eingerichtet.
S. 489 Z. 8 v. u. „ Otto Müller statt G. Müller.

Ferner ergänze ich auf Ersuchen des Herrn Geh. Med.-Rats A. Martin zu dem Bericht über die Klinik für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe (S. 50ff.) folgendes:

Von den Assistenten der Berliner Frauenklinik (unter denen A. Martin bereits 1872 bis 1876 Assistent der Klinik war und J. Veit nicht genannt ist) wurden als Prof. ord. an Universitäten berufen außer den Genannten:

als Schüler von E. Martin: Adolf Gusserow-Utrecht, Zürich, Straßburg, Berlin; Hermann Löhlein-Gießen; August E. Martin-Greifswald;

als Schüler von K. Schröder: Joh. Veit-Leiden, Erlangen, Halle; Frommel-Erlangen.

Prof. extraord. wurden Heinrich Fasbender-Berlin, Schüler von E. Martin. — Vincencio-Sanjago (Chile), Schüler von K. Schröder.

Karl Ruge (S. 55) war seit 1871 Leiter des wissenschaftlichen Laboratoriums der Klinik, das E. Martin für ihn einrichtete.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.

